



183







477

Handbuch

AMT  
1741  
der

# Geschichte Preussens

bis zur Zeit der Reformation.

In drei Bänden.

Von

Johannes Voigt,

Königl. Preuss. Regierungsrath, Director der Bibliothek, Director des  
geheimen Archivs zu Königsberg, Ritter des rathen Altes-Ordens und des  
Pommern-Ordens, Mitglied der Academie der Wissenschaften zu  
Königsberg und mehrer gelehrten Gesellschaften.

Erster Band.

Königsberg.

Im Verlage der Gebrüder Neuenhagen.

1841.



CZYTELNIA  
RELIGIJNA

11-2



34678

UNITED STATES DEPARTMENT OF AGRICULTURE

95,240 / 130 16

903

Quaranta, E. et al., 1996. Soil microclimate in deciduous forests. I. The

## V o r r e d e .

**G**egenwärtige Bearbeitung der Geschichte Preussens für den Kreis gelehrter Leser ist die Ausführung eines Plans, den ich schon mehrer Jahre vor Beendigung meines größeren Werkes über die Geschichte Preussens gefaßt hatte und wozu mir von nahe und fern, mündlich und schriftlich wiederholte Aufforderungen und Wünsche entgegen gekommen waren. Ich sprach es daher bereits im Vorworte zum zweiten Bande des erwähnten Werkes aus, daß ich Beruf und Pflicht fühle, den Geschichtsfreunden ein solches kürzer gefaßtes, mehr zur übersichtlichen Belehrung geeignetes Werk über die Geschichte Preussens in einigen mäßigen Bänden in die Hand zu liefern, weil, wie ich dort

ichen hinzufügte, die Geschichte eines Landes keineswegs nur dazu verfaßt wird, um Eigenthum der Kenntniß des Geschichtsforschers zu seyn, sondern zugleich auch um als Nachzeichnung eines Volkthums der vergangenen Zeiten im Leben, d. h. im lebendigen Bewußtseyn und in der Bildung eines Volkes für alle Zeiten fortzuleben. Sie muß demnach auch, um dieses ewige Fortleben im Volke zu gewinnen, für jeden gebildeten Volksgenossen zugänglich seyn.

Der wahre und schönste Werth der Geschichte liegt gewiß nicht in ihrem bloßen Wissen in der Gelehrten Gedächtnisse, sondern in ihrem ewigen, frischen Fortleben in des Volkes Bewußtseyn. Dahin sollte und müßte es kommen, daß jeder gebildete Volksgenosse mit dem geschichtlichen Leben seines Volkes innigst vertraut und von dem Geiste, der ihn aus der Geschichte seines Landes anweht, durchdrungen werde. Es ist allerdings für den kritischen Forscher im Felde der Geschichte ein befriedigendes Verwundern, möglichst alle Quellen durchforscht, den geschichtlichen Stoff vergangener Zeit in möglichster Vollständigkeit gesammelt, kritisch geprüft, berichtigt, gereinigt, gesäubert und nach solcher Läuterung das geschichtliche Leben eines Volkes in einem großen Bilde zusammengefaßt und zur Betrachtung dargestellt zu haben. Aber es ist damit nicht alles gethan. Das Bild muß, wenn es beleben,

erfrischen und erfreuen soll, allgemeiner Beschauung zugänglich gemacht, es muß, wenn sein Geist zum wahren Leben kommen und lebendig wirken soll, zur Ausbreitung gebracht werden. Es muß ins lebendige Bewußtseyn der Betrachtenden übergehen, wenn es fürs Leben Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen soll.

Es ist nicht zu läugnen, daß die locale Beschaffenheit eines Landes die Erinnerung und das Bewußtseyn seiner geschichtlichen Vergangenheit mehr oder minder befördert und erleichtert. Ein flaches, nicht mit geschichtlichen Reumenten vergangener Zeiten ausgefülltes Land weist weniger und schwächer auf das einstige Leben und Wirken der Väter zurück. In Berge und Monumente dagegen, welcher Art diese auch seyn mögen, knüpft sich leichter Sage und Geschichte an und sie bringen somit auch leicht das Leben der Vergangenheit in das Leben der Gegenwart. Als ich vor wenigen Jahren auf einer Reise von Verona aus durch Tyrol hinauf in das wunderherrliche Thal von Meran hinfuhr, warfte mir ein schlichter Passirer, als wir an der alten Burg der berühmten Herzogin Margaretha Maultasch vorüber kamen, die Geschichte dieser seiner alten Landesfürstin, wenn auch mit einigen Sagen und Anekdoten untermischt, mit so lebendigem Interesse zu erzählen, daß Art und Inhalt des Berichtes meine Bewunderung erregten und als ich ihn befragte: woher er dieß



alles wisse, erwiderte er: Hab's in vielen Büchern gelesen, die wir im Possen haben. Als ich dann weiter in die Gegend des Städtchens Starging kam, wo die wilde Gifsch über ihr Felsenbette hinwegbrauset, fand ich unfern von dem berühmten und wohlbesuchten Wallfahrtsorte Trems am Wege unter einer Kapelle ein heiliges Bild hinter einem Eisengitter, worüber die Inschrift: „Bis hieher und nicht weiter drangen die feindlichen Reiter.“ Auf mein Befragen über die Zusammenstellung dieser Worte mit dem heiligen Bilde, erzählte mir ein munterer, rüstiger Tyroler eine Reihe von Scenen aus dem letzten Tyroler-Kriege. Bis hieher, sagte er endlich hinzu, drang der feindliche Franzmann vor; da bäumten sich die Kasse wild und ungestüm in die Höhe; keins war weiter fortzubringen; sie waren schon geworden vor dem heiligen wunderthätigen Marienbilde. Darum haben wir's dahin geschrieben: Bis hieher und nicht weiter drangen die feindlichen Reiter. — So lebt dort im Volke die Geschichte seines Landes und so wirkt sie dann auch zu Rath und That, wenn die Zeit der Noth einbricht.

So sollte es überall sein. In Preussen lebt jetzt, man darf es an seinem Volke rühmen, viel reger Euphorie für geschichtliche Auffassung und für die Aufnahme lebendiger Erinnerungen an seine vergangenen Zeiten. Die Euphorie alles Interesse an der Geschichte

des Landes, wie man sie noch vor einigen Jahrzehnden fand, ist mehr und mehr verschwunden. Die prachtvolle Marienburg hat nicht wenig beigetragen, mit ihrem geschichtlichen Glanz im Geiste des Volkes Licht zu zünden und das Interesse an des Landes großartigen Bergangsrufen von neuem wieder anzuregen. Dabei ist auch die Schule im Unterricht über vaterländische Geschichte nicht ganz lässig geblieben; aber sie hat doch hierin wohl noch manche Pflicht und manchen Wunsch unbefriedigt gelassen. Auch Schriftsteller haben, so verschieden auch in ihren Leistungen ihre Verdienste und in ihren Auffassungen ihre Richtungen und Tendenzen sind, zur Erweckung des geschichtlichen Interesses, jeder nach seiner Art, das Ihrige gethan. Allein das Ziel, welches in der gesammten Volksbildung mittelst der geistig belebenden Bildungskraft der vaterländischen Geschichte zu erreichen ist und einst noch erreicht werden muß, liegt immer noch in der Ferne. In der Jugend vor allem muß die Geschichte mehr noch den Funken werden, der einst im Manne zur Flamme der Liebe zum Vaterlande auflodert und für Volk und Thron in rechter Thatkraft wirken soll.

Sonach ist hiemit im Allgemeinen auch der Zweck dieser Bearbeitung der Geschichte Preussens angedeutet. Sie soll das Leben der Vergangenheit, so weit es bis zu einer gewissen Zeit auf Preussens Boden seine Bühne gehabt,

in den verschiedenen Richtungen und Verzweigungen menschlicher Thätigkeit, Wirkens und Strebens dem gebildeten Manne und durch das Organ der Schule oder des Lehrers der heranreifenden Jugend näher bringen und es ihnen sagen, was die Väter that gewesen, gewollt, erstrebt und gewirkt. Darum ist, wie schon in meinem größtem Werke, auch hier wieder, so weit es nur irgend möglich gewesen, das geschichtliche Leben in allen seinen verschiedenartigen Thätigkeiten berücksichtigt, namentlich auch die inneren Zustände mehr, als sonst in andern Bearbeitungen der Geschichte Preussens hervorgehoben und zu näherer Kenntniß gebracht worden. Ich hielt diese Hervorhebung der inneren Landes- und Volkszustände in meinem größtem Werke, wenn ich es sagen darf, für einen Vorzug, den ich auch hier nicht aufgeben mochte, auch nicht aufgeben durfte, wenn ich meinem ausgesprochenen Zwecke getreu bleiben wollte.

Dabei habe ich stets den Einfluß der Geschichte, den würdevollsten Schmuck, den Glanz an der Stirne trägt, obwalten lassen. Ich weiß, die Geschichte läßt sich für solche, die es mögen, mundgerechter und schmackhafter machen. Es giebt bereits Preussische Geschichten solcher Art und es giebt auch Menschen, die es lieben, die Geschichte mit dem pikanten Gewürz einzelner Geschichten und Sagen durchmengt und mit blindernden Rosinestückeln bestreut zu sehen;

und dann fehlt es auch nicht an solchen, die ein solches Gemengsel beloben und es ausposaunen: das sey die rechte Art, geschichtliche Kenntnisse an den Mann zu bringen. Mag's immerhin thun, wer an solcher buhlerischen Ausstattung Gefallen findet. Aber gewiß der wahren, ernsten Wissenschaft thut er damit keine Ehre an.

Was die Art der Abfassung dieses Werkes betrifft, so ist es mehr oder minder ein nach einem bestimmten Zweck genommener Auszug aus meinem größeren Werke und konnte nach der Ausdehnung und Ausführlichkeit dieses letztern auch nur ein solcher seyn. Ich habe mich dabei aber mehr nur auf Preussen allein beschränkt und die Geschichte der Nachbarländer, die in dem größeren Werke mit ins Ganze verwebt war, weit weniger berücksichtigt; und ich darfte mir dieß um so mehr erlauben, da mittlerweile Pommeru und Polen an Barthold und Roepell ihre tüchtigen Geschichtschreiber gefunden haben. In ihren trefflichen Werken findet, wer weitere Belehrung über die Geschichte dieser Länder wünscht und bedarf, sie in hinreichendem Maße. Auch in der Composition habe ich mich, jedoch hier und da mit Ausnahmen, meist an mein größeres Werk gehalten, und auch dieß nicht ohne bestimmte Absicht, theils weil eben diese Composition und die gesammte geschichtliche Anordnung und Abfassung in jenem Werke die Frucht einer reiflichen Erwägung und Ueberlegung sind

und nur in Einzelheiten Gründe vorlagen, von ihr etwas abzuweichen, theilt auch damit es jedem, der in Einzelheiten weitere Belehrung wünscht, um so leichter werde, sie in dem größeren Werke aufzufinden.

Schließlich bemerke ich, daß die zwei übrigen Bände dieses ersten in nicht großen Zeiträumen folgen werden.

Königsberg, den 4. September 1841.

J. Voigt.

# Inhalt.

## Erstes Kapitel.

Leb und Hoff der Älteren Zeit . . . . .	1
Nachrichten der Älteren über die Geschichte, Zeit und Fortschritt der Nation . . . . .	3
Verweise, Gesetz im Mittelalter . . . . .	18
Älteste Gesetze . . . . .	20
Älteste Verträge . . . . .	22
Älteste Verträge . . . . .	23
Älteste Verträge . . . . .	24
Älteste Verträge . . . . .	25
Älteste Verträge . . . . .	26

## Zweites Kapitel.

Leb und Fortschritt . . . . .	27
Der Fortschritt und der Fortschritt . . . . .	28
Der Fortschritt der Nation . . . . .	29
Älteste Geschichte . . . . .	32
Der Fortschritt der Nation . . . . .	33
Der Fortschritt der Nation . . . . .	34

## Drittes Kapitel.

Leb und Fortschritt . . . . .	35
Leb und Fortschritt . . . . .	36
Leb und Fortschritt . . . . .	37
Leb und Fortschritt . . . . .	38
Leb und Fortschritt . . . . .	39
Leb und Fortschritt . . . . .	40

### Viertes Kapitel.

Bayerische Ordnung und Verfassung der bairischen Prossen . . . . .	18
Verfassung und Verfassung . . . . .	19
Verfassung und Verfassung der bairischen Prossen . . . . .	23
Verfassung und Verfassung . . . . .	28

### Fünftes Kapitel.

Verfassung der bairischen Prossen im Berglande . . . . .	107
Verfassung von Verfassung der bairischen Prossen . . . . .	112
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	117
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	119
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	123
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	129
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	130
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	137
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	138
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	140

### Sechstes Kapitel.

Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	143
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	145
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	146
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	148
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	149
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	149
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	151
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	152
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	153
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	154
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	157
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	159
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	163
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	166
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	168
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	169

### Siebentes Kapitel.

Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	171
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	176
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	178
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	179
Verfassung der bairischen Prossen nach Verfassung . . . . .	180

Auflauf bei Hunsberg . . . . .	182
Kreuzung bei Alzei: Tod des von Schenck . . . . .	184
Gezackte Forderung . . . . .	184
Die Burg Klingenberg . . . . .	186
Forderung Habsburgs . . . . .	188
Empfang der Gesandten . . . . .	190
Der kaiserliche Rath von Hagen . . . . .	192
Stiller Stimmung bei Knechtsteden . . . . .	192
Reise vor den Thoren . . . . .	197
Der kaiserliche Rath von Gersbach . . . . .	199
Wieder Hagenau . . . . .	200
Dringender Rath bei Knechtsteden . . . . .	202
Schlacht an der Dürle in Huns . . . . .	204

### Achtes Kapitel.

Auflauf und Rath bei Pörschen . . . . .	206
Schlacht bei Pörschen . . . . .	211
Belagerung der Hunsbörge . . . . .	212
Kampf bei Klingenberg . . . . .	215
Wiedergerichte Gezackte . . . . .	218
Kämpfe im Bartenfeld und Kallenge . . . . .	220
Schlacht bei Hagen . . . . .	221
Verlust der Erbengüter . . . . .	222
Wieder Kreuzung nach Pörschen . . . . .	224
Kampf bei Hunsbörge . . . . .	225
Der kaiserliche Rath von Pörschen wider den Orden . . . . .	227
Belagerung Hunsbörge . . . . .	230
Der kaiserliche Rath von Pörschen wider den Orden . . . . .	231
Schlacht bei Hunsbörge . . . . .	233
Dringender Rath bei Knechtsteden . . . . .	235

### Neuntes Kapitel.

Wieder Hagenau bei Hagen . . . . .	236
Kreuzung bei Hagenau: Tod des von Pörschen nach Pörschen . . . . .	239
Wieder in Hagenau . . . . .	239
Unterwerfung der nördlichen Städte . . . . .	240
Unterwerfung der Kriegshäuptlinge . . . . .	240
Belagerung des Kampfs in Pörschen . . . . .	241
Der kaiserliche Rath von Hagen . . . . .	242
Kampf bei Hagen . . . . .	244
Unterwerfung Habsburgs und Schenck . . . . .	245
Kampf in Hagen . . . . .	245
Wieder von Hagen . . . . .	246
Unterwerfung Hagen . . . . .	246



Strenge Unterwerfung . . . . .	295
Förderung der Klosterkultur und der Wissenschaft . . . . .	297

### Dehntes Kapitel.

Kriegsfolge gegen Tyrannen . . . . .	299
Kriegsfolge der Christen . . . . .	303
Förderung der Klosterkultur . . . . .	304
Der kaiserliche Reichsarch von Casper . . . . .	305
Wichst und Regiments . . . . .	306
Wichst Preussisch-Polen . . . . .	307
Tafel Regiments und Tafel . . . . .	308
Wichstung Camerun . . . . .	309
Der kaiserliche Reichsarch von Schwaben . . . . .	310
Vertrag der Ordensritter in Regensburg . . . . .	311
Vertrag in Preuss . . . . .	312
Vertrag in Preuss und Polen . . . . .	313
Kriegsfolge nach Tyrannen . . . . .	314
Vertrag der Ordensritter in Regensburg . . . . .	315
Vertrag Unterwerfung . . . . .	316
Vertrag Unterwerfung gegen die Ordensritter . . . . .	317
Vertrag Unterwerfung . . . . .	318
Vertrag Unterwerfung der Ordensritter . . . . .	319
Der kaiserliche Reichsarch von Schwaben . . . . .	320
Vertrag mit den Tyrannen . . . . .	321
Förderung kaiserlicher Reichsritter . . . . .	322
Wichst von Casper . . . . .	323
Wichst der kaiserlichen . . . . .	324

### Fünftes Kapitel.

Der kaiserliche Reichsarch von Schwaben . . . . .	325
Vertrag von Schwaben's Aufhebung der Ordensritter . . . . .	326
Der kaiserliche Reichsarch von Schwaben . . . . .	327
Vertrag in Preuss . . . . .	328
Der kaiserliche Reichsarch von Schwaben . . . . .	329
Kriegsfolge nach Tyrannen . . . . .	330
Förderung der Ordensritter und der kaiserlichen . . . . .	331
Vertrag der Ordensritter . . . . .	332
Förderung der Ordensritter in Preuss . . . . .	333
Der kaiserliche Reichsarch von Schwaben . . . . .	334
Förderung Preussens durch die Ordensritter . . . . .	335
Vertrag in Preuss . . . . .	336
Förderung Preussens und der Berg Schwaben . . . . .	337
Vertrag mit Preussens wegen Preuss, Schwaben und Schwaben . . . . .	338
Vertrag der Ordensritter mit dem kaiserlichen Reichsarch . . . . .	339

Der Orden bezieht am päpstlichen Hofe . . . . .	312
Plan zur Entziehung des Ordens aus Preussen und Polen . . . . .	313
Entziehung des hochmeisterlichen Stigels nach Marienburg . . . . .	317
Der hochmeisterliche Beistand nach Bismarck . . . . .	325

### **Zweites Kapitel.**

Annahme der alten Landesverfassung . . . . .	324
Landeshochschule und Landesverwaltung . . . . .	328
Der Landesherr . . . . .	334
Der Ordensmarschall . . . . .	336
Die Kammer . . . . .	342
Die Ordens-Städte . . . . .	347
Finanz-Verwaltung . . . . .	349
Das Kirchenwesen . . . . .	352
Die Bischöfe und Domkapitel . . . . .	354
Verwaltung der Pfarreiämter . . . . .	357

### **Drittes Kapitel.**

Landesverfassung und Landesverwaltung . . . . .	360
Die Deutschen Bischöfe . . . . .	361
Landeshochschule . . . . .	362
Der Deutsche Baumeister . . . . .	367
Verwaltung des Deutschen Reichs . . . . .	368
Die alten Stämme . . . . .	370
Der Bismarck-Staat . . . . .	373
Preussens Herr . . . . .	379
Staat . . . . .	383
Der Preussische Baumeister und die Hinterassen . . . . .	387

### **Viertes Kapitel.**

Staat und Bürgerrecht . . . . .	393
Städtische Verfassung . . . . .	394
Städtische Verwaltung . . . . .	400
Staat mit dem Kaiser . . . . .	404
Städtische . . . . .	406
Staat der Selbstverwaltung . . . . .	408

### **Fünftes Kapitel.**

Verwaltung der Landesverfassung in Preussen . . . . .	411
Staat mit dem Kaiserhof von Bismarck . . . . .	413
Der hochmeisterliche Karl Heffert von Zehn . . . . .	415
Kämpfe mit den Kaiserinnen . . . . .	416
Kämpfe bei Bismarck . . . . .	417

Neu Arrangirungen in Potsdam . . . . .	419
Ernennung des ersten Schützen-Korps . . . . .	421
Fest und Fingerring . . . . .	424
Neuer Festbesetzung . . . . .	425
Aufbau von Schlossern . . . . .	427
Geistliche Priester-Klasse . . . . .	429
Streik mit dem Episkopat von Alga . . . . .	430
Streik im Osten . . . . .	433
Ernennung des hochwürdigsten Karl von Trier . . . . .	434
Streik mit dem päpstlichen Bisthümern . . . . .	435
Streik mit Polen wegen Pommern . . . . .	439

### **Deutsches Kapitel.**

Neuer Festbesetzung . . . . .	443
Streik mit dem Bisthümern . . . . .	445
Neuer Bewegung nach Preußen . . . . .	446
Der Kaiserliche Schatz Schatzungs-Geld . . . . .	448
Der Kaiserliche Schatz mit Schatz . . . . .	451
Der Episkopat von Alga und der hochwürdigste Karl von Trier am päpstlichen Hof . . . . .	452
Ernennungsbefehlungen am päpstlichen Hof . . . . .	453
Der Kaiserliche Schatz . . . . .	453
Der hochwürdigste Karl von Trier Schatz und Trier . . . . .	455

### **Deutsches Kapitel.**

Neuer Festbesetzung . . . . .	457
Streik mit dem Bisthümern . . . . .	459
Neuer Bewegung nach Preußen . . . . .	460
Der Kaiserliche Schatz Schatzungs-Geld . . . . .	462
Der Kaiserliche Schatz mit Schatz . . . . .	465
Der Episkopat von Alga und der hochwürdigste Karl von Trier am päpstlichen Hof . . . . .	466
Ernennungsbefehlungen am päpstlichen Hof . . . . .	467
Der Kaiserliche Schatz . . . . .	467
Der hochwürdigste Karl von Trier Schatz und Trier . . . . .	469

### **Deutsches Kapitel.**

Neuer Festbesetzung . . . . .	471
Streik mit dem Bisthümern . . . . .	473
Neuer Bewegung nach Preußen . . . . .	474
Der Kaiserliche Schatz Schatzungs-Geld . . . . .	476
Der Kaiserliche Schatz mit Schatz . . . . .	479
Der Episkopat von Alga und der hochwürdigste Karl von Trier am päpstlichen Hof . . . . .	480
Ernennungsbefehlungen am päpstlichen Hof . . . . .	481
Der Kaiserliche Schatz . . . . .	481
Der hochwürdigste Karl von Trier Schatz und Trier . . . . .	483

## Erstes Kapitel.

Tausch und Welf der ältesten Zeit. Kochsichten der Alten über die Bernsteine-Tafel und Preussens Bercehnen. Bernsteinehandel im Alterthum. Slawische Götzen. Nordische Völkerverbewegungen. Wanderung der Slaven. Bibliothek des Fernander. Die Kister und Thierberich der Große.

Preussens Ursip ist in tiefes Dunkel gehüllt. Überblickt man des Landes Gestalt, erforscht man seine innere Beschaffenheit, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß Preussen einst vor Jahrtausenden vom Meeresspiegel bedeckt, sein Boden ein Ergussniß überfluthender Gewässer gewesen und erst durch gewaltige Veränderungen und Umwälzungen tellurischer Verhältnisse dem Lichte der Sonne zugänglich, wie für das Leben der Menschen- und Thierwelt tauglich geworden sey. Es ist die Ansicht wahrscheintich gefunden worden, daß sich einst in den von Preussen aus südlich und südöstlich gelegenen Nachbarländern zwei große Wasserbecken gebildet und so lange erhalten haben, bis ein gewaltiges Naturereigniß sie durchbrochen und die gesammten Wassermassen in wilden Strömungen sich theils nordwärts theils nordwestlich hin aus ihren Behältnissen entladen konnten. Verstärkt wird diese Ansicht durch die nachgewiesene Richtung der letzten großen Wasserfluth von Süden und Süd-Osten nach Norden und Nord-Westen, durch die eigenthümliche Lage der Höhenzüge in Preussen selbst und die außerordentliche Ausdehnung der Strömungen seiner größten Flüsse.

Dieser Annahme von Preussens Urfestalt entsprechen zur Befestigung noch heut zu Tage die so äußerst zahlreich verhandenen Versicherungen von Schalthieren, Seegeschöpfen und anderen Ergussnissen des Meeres, als Ueberreste einer ehemals bethrten Wassermelt von Thieren und Gewässern, die hic und da widerstehenden Höhenlagen

von großen Gesteinskümmern und mächtigen Steinmassen in dem sonst ganz kahlen Lande, welche einst aus den südlichen Urgebirgen der Koraxen hergriffen, durch die Rache der Wasserströmungen hinweggerollt, abgeglättet und abgerundet, flammlich ihre Richtung von Süden nach Norden gegen die See hin haben, nicht minder auch der Umstand in der Bodenbeschaffenheit des Landes, daß Preußen nach Süden hin sehr bedeutende Sandgegenden aufweist, weil dort in der fortströmenden Wassermasse die gröbsten und schwereren Sandtheile vor dem Höhenzuge in der Mitte des Landes früher sich niedersenkten, während die feineren und leichteren Erdschütle, über den Höhenzug hinweggetragen, sich erst weiter nördlich niedersenkten und so den im Norden des Landes im Allgemeinen weit fruchtbareren Boden bildeten. Endlich weist auf diese Urgehalt Preußens auch die ganz eigenthümliche Gestaltung der äußerst flachen und fast ganz beweglosen Erdoberfläche des Landes hin. Südwärts jedoch hat sich unter der Wasserfluth fortwährend gegen die Richtung ihrer Strömung ein Höhenzug gebildet, der jetzt einen Theile der Flüsse des Landes ihre Richtung nach Süden, einem andern Theile entgegenzusetzen nach Norden bestimmt und sich in solcher Weise als die Hauptwasserscheide des Landes geltend macht. An ihm, als dem Haupthöhenzug, lehnen sich aber andere lange Höhenlinien an, die wie in ihrer äußeren Gestaltung, so in ihrer inneren Beschaffenheit auf eine gleiche Bildung durch die Wirkungskraft der Fluthgewässer schließen lassen, denn es sind, wie die Untersuchung gelehrt, auf Stein- und Erdmassen aufgeschwemmte Höhen, durch die Wasserfluth aufgetriebene Versandungen, nach der Richtung der Wasserströmung von Süden nach Norden gelagert, oft und meistens von geringerer Breite, gegen Norden aber meist mit geringerer und mäßigerer Abdachung als gegen Süden. Ihre eisenmige Gestalt deutet sichtlich auf eine durch Ueberfluthung und Niederschlag geschehene Bildung hin. Es sind alles Hügelzüge, aber einander liegende Schichten von Sand, Erde und Steinen, die in ihrem Innern die erwähnten Verschiebungen von Geröllsteinen und anderen Körpern der Wasserwelt verborgen halten.

Jetztausende mag dieser Urzustand Preußens gedauert und die fluthende Wassermasse die neuen Bildungstoffe des Bodens

über einander gelagert haben, die endlich durch fortwährende Niederschläge und Aufschwemmungen die Schichten der aufgelagerten und angeschliffen Sand- und Gerölle sich so hoch angehoben, daß die Gewässer sich in Flußthäler sammelten und als Ströme und Flüsse sich ihr eigenes Bett zu bilden ansetzten. Wie würden sie ihrer Richtung nach Norden und Westen zu die Weichsel, der Elbing, die Passarge, die Alie, der Pregel, die Memel und die übrigen kleineren Flüsse, und jenseits des Hauptflusses die Dniewez, die Reide, der Dniestz und andere entstanden seyn. Als die letzte Ueberreste der abschmelzenden Wassermasse aber blieben im Defizite, wo die Gewässer sich bisher in den Boden eingesinkt und aus irgend welchen Gründen keine Ablagerung neuer Bodenbildungsstoffe möglich gewesen war, in den Vertiefungen des alten Meeresbodens die Einsen stehen, mit denen Preussen noch in später Zeit so außerordentlich überfüllt war, daß ihre Zahl, nachdem viele schon trocken lagen, noch über zweitausend stieg. Sie bildeten das Uebel der einst das ganze Land bedeckenden Meeresfluth.

Die spätesten Ereignisse dieser tausendjährigen Schöpfung sah eben Israel theils die Niederungen an der Weichsel, an einigen Küstenstrichen des Heischen und Anischen Hafens und an der Memel, theils die Nehrungen an der Südküste der Ostsee. Ihm scheinen überall die letzten Niederschläge der feinsten und also feuchtesten Erdbildungsstoffe aus der Wasserfluth erhalten und am Ueppigsten unter den Gewässern gehandelt zu haben, mehr sich auch der merkwürdige Umstand erklärt, daß die Niederungen nicht nur aller Erbsingstellungen, sondern durchaus auch aller Dauswasser entbehren. Die Nehrungen mögen ihre Entstehung wohl zur Wirkung positiver dazwischen entgegenstehender Kräfte verdanken, deren eine durch den von Norden nach Süden gehenden Druck der Wassermasse der Ostsee gegeben war, die andere dagegen durch die aus den Strömen und Flüssen von Süden und Osten herandrängenden Gewässer erzeugt ward. Da wo sich die beiden Kräfte im äußersten Grade entgegenstehen, haben sich in alter Zeit mächtige Sandbänke gebildet, als natürliche Schutzmauern gegen das Einbringen des Meereswassers ins feste Land. Dies sind die Nehrungen, wie vor dem Ober-Strom der Weichsel, dem Elbing und dem Pregel, so vor dem Nienm-

und der Düna, denn dort wie hier hatten gleiche Uebersüß die-  
selben Erscheinungen und Erfolge. Uebereinstimmen haben daher auch  
diese Ströme zwischen dem Zustande, aus welchem sie kommen,  
und jenen aufgetriebenen Sandbänken große Wasserbehälter, die  
Wälder. Sie aber i. g. Gasse gelüftet, die ihre Wassermassen  
aufnehmend zugleich die Kraft des Wassers, die sonst in unmittelbarer  
Berührung mit dem Gerölle der See fand.

So mag sich der Boden und die Naturbeschaffenheit Preus-  
sens, wohl offenbar eines der jüngsten Länder der Erde, gebil-  
det haben. Wann nur aber und woher das Land seine ersten  
Besohner erhalten, wie sich das erste Leben der Thier- und  
Menschheit hier gestaltet und wie lange der Unzustand dieser  
neuen Welt gedauert habe, ist unmöglich zu erforschen. Wohl  
aber mag damals, wie eine Menge ganz anderer Thier- und  
Pflanzengattungen auf dem neuen Boden lebten, auch in ja-  
gendlich frischem Aufwuchs die Baumart gezüchtet haben, aus  
welcher das Holz des Bernsteins träufelte; es mögen damals  
die Luft jene Insectengattungen durchstreifend haben, die, in  
dem träufelnden Harze gefangen, jetzt noch die einzigen Zeugen  
ihrer Gattungen sind.

Diese glänzende Naturgabe, der Bernstein, bietet sich uns  
als der älteste Führer in dieser dunklen Zeit, als das erste,  
wenngleich noch mattblauwende Licht in der tiefen Nacht des  
Alterthums dar. Jedoch strahlt es, da wo es leuchtet, keines-  
wegs immer auf Preussen hin. Die Wälder Mesit und die  
Besänge Homers kennen schon das kostbare Naturprodukt, die  
Leptoren aber, wie es scheint, als ein Erzeugniß Siciliens. Erst  
Herodot, der Vater der Geschichte, weiß es gewiß, daß der  
Bernstein ein Erzeugniß des hohen Nordens Europa's ist, wo  
er, wie man ihn berichtet, an der nördlichsten Män-  
dung eines Scironis Eridanos gefunden wurde. Wie der  
alte Forscher aber selbst an der Wahrheit dieser Nachricht  
zweifelt, so ist es keiner der völkischen Denkmäler gelungen,  
zu ermitteln, welcher Strom des Nordens im Eridanos sicher  
zu finden sey, ob die Düna, die Neidame, der Rhein u. s. w.  
Nach die klüften Seefahrten der feinfühnigen Phönizier und ihr  
Handel mit Bernstein führen uns zu keiner festen Gewißheit,  
ob sie diesen selbst, die Skalen des Herakles umschiffend, im

berauschelten das Land auf ihren Klein abzuheben, oder ob er ihnen nicht durch Zwischenhandel aus Gallien und Spanien zukam, wie sie das Jura, mit dem sie handelten, auf dem Landwege aus Britannien bezogen, denn es ermangelte aller Begründung, daß das kleine Seewell eine Phöniciſche Colonie in der Nähe der Berauſchelnküſte, auf Jola oder in alten Ruten geſtiftet habe.

Die erſte etwas nähere Kunde über das nordiſche Werraſtland bringt uns aus der Phöniciſchen Pfanzſtadt Meſſilien in Gallien der kleine Seefahrer Pytheas. Einer der Erſten, die eine Seefahrt am Europa's nördlichen Ende wagten, gelangte er zur Zeit Alexander des Großen, etwa dreihundert und einige zwanzig Jahre vor Chriſti Geburt, auf ſeiner Seereife zwar an Bekanntens ſüdliche Spitze, nach Gantium (heute Sandenburg), von wo das Jura nach Gallien kam, und dann in langſamer Weiterfahrt auch an die Küſten Preußens. Als ihre Bewohner ſah er dort ein Germaniſches Volk, die Guttonen oder Gethen, und eine Tagelohnſchiffahrt von ihnen entfernt lagend ward ihm eine Inſel Abalus genannt, an welche im Frühling bei ſtürmendem Meere die Berauſcheln ausgeſpült wurde, von den Bewohnern theils ſatt des Holzes zur Feuerung, d. h. vornehmlich zum Opferfeuer für ihre Götter, verbraucht, theils an die nachbarlichen Teutonen verkauft. Das Volk konnte noch keine edlen Früchte, von zahnen Thierarten nur einige, pflegte aber mit Fiſch Fangleucht und Getreidebau; aus Honig und Getreide bereicherte es ſich ſein Gemüth und nährte ſich von Hirſen, Arbuten, Wurzeln und Früchten. Das weit ausgedehnte, durch das eindringende Meer vielfach zerſchnittene Küſtenland, deſſen einen Theil die Guttonen bewohnten, ward Mentemnonen genannt, ein Name, über deſſen Bedeutung viel geſtritten und nicht ſicher ermittelt iſt. Daß Pytheas aber mit der Benennung Abalus die Berauſcheln-Inſel Sandland bezeichnen wollte, unterliegt kaum noch einem Zweifel. Als ihre Bewohner wurden ihm die Oſider genannt.

Alſo treten uns durch des Pytheas Bericht zwar die Namen zweier Völker als der erſten Bewohner Preußens entgegen, die für uns in jeder Weiſe von großer Wichtigkeit ſind. Wir finden ſie in denſelben Bedenken eine Tathundertere hindurch, denn die Guttonen ſind offenbar die nämlichen Gethenen oder



Gotthen, die uns etwa fünfzig Jahre nach dem Anfange unserer Zeitrechnung bei Pünitz, im ersten Jahrhundert bei Tacitus und anderthalbhundert Jahre nach Christi Geburt bei Prokopus noch in eben diesen Wohnsitzen wieder begegnen, deren frühe Niederlassung und Anheimung in der Umgegend des Bückeb.-Stromes der gotthische Geschichtschreiber Jornandes im sechsten Jahrhundert erwähnt und deren Name sich selbst bis ins zehnte und dreizehnte Jahrhundert hin bei den Nachbarvölkern erhielt. In den Epiken aber sehen wir dasselbe Volk, dessen Tacitus einige Jahrhunderte nach Pytheas unter dem wenig veränderten Namen der Aestier nach an der Mündungsküste der Elbe gedacht und das im Anfange des sechsten Jahrhunderts noch immer an derselben Küste hausend dem großen Gothenkönige Theoderich ein kostbares Geschenk von Bernstein brachte, zur Zeit Karls des Großen von Geschichtschreiber Eginhart als Einwohner der Elbe bekannt ist und noch am Ende des neunten Jahrhunderts, wie wir späterhin sehen werden, von den nordischen Seefahrer Wulfstan unter demselben Namen und an der nämlichen Küste Preussens gefunden ward. Sein Name, ihm offenbar von seinem westlichen Nachbarvolke, den Gotthen, gegeben, bezeichnete die Ostlichen aber die von ihnen im Osten Wohnenden. — Dieß sind die wenigen Jüge, die uns als Reste aus des Pytheas gewiß viel vollständigerem Berichte über das alte Bernsteinland hinterlassen werden sind, die ersten Strahlen, die das Dunkel der alten Nacht durchbrechen.

Dieß erste Dämmerlicht aber, vom kühnen Waffler durch seine Reise über Preussen entzündet, verläßt nun wieder an drei Jahrhunderte hindurch. Erst Diodor von Sicilien wirft, etwa zwanzig Jahre vor Christi Geburt, von neuem einen Blick auf jene Insel im Nothen, bei ihm Bassaris genannt, an welche die Meresfluth in Menge Menschen ausspült, der, wie er sagt, sonst nirgend in der Welt gefunden wird. Bestimmt weiß zwar Diodor die Lage seiner Insel Bassaris nicht zu bezeichnen; allein wir werden später Beweise finden, daß sie keine andere ist als des Pytheas Eiland Helos oder das Bernsteinreiche Samland. Von Wichtigkeit ist, daß dieser Geschichtschreiber nicht bloß eben- falls des Bernsteinhandels ins weßlich liegende Zantonen-Land erwähnt, sondern uns auch die erste Spur eines Handelsverkehrs

zwischen Italien und dem alten Bernsteinlande eingeführt, denn daß man in Italien nur den Bernstein von der Insel Sicilien kannte, ist ein Beweis, daß man ihn nur von ihr aus, sonst nirgend weiter durch Handel erhielt.

Denn aber nun für diese noch so dunkle Zeit eine später entstandene Sage auftritt, nach welcher eine Anzahl furchtbarer Männer aus Salurno, einer Stadt Bithyniens, aus Mangel zur Erforschung der Bewohner des südlichen und nördlichen Himmelskreises im Norden eine Reise bis nach Preussen unternommen haben sollen, so läßt sich schon voraus vermuthen, daß wir daraus keinen besondern Ertrag für nähere Kenntniß des Landes gewinnen können. Wir erfahren auch nichts über das Volk der Umländer, welches die Reisenden im Lande gefunden haben wollen und wessen uns die Sage eine Beschreibung giebt, nicht weiter, als was nicht auch von jedem andern rohen und ungebildeten Volke gelten könnte. Auch stimmt manches Einzelne mit andern Berichten nicht einmal überein. Tragen doch selbst die Kriegszüge der Römer unter Drusus und Germanicus wenig oder nichts dazu bei, die Länderkunde bis an die Küsten Preussens zu erweitern, denn auch noch fünfzig Jahre nach Christi Geburt sah die Nachrichten über die Lappi-Länder höchst mangelhaft, unbestimmt und fehlerhaft. Das beweist der Geograph Pomponius Mela; er kennt zwar den Gedanißchen Nordhafen, den nördlichen Theil der Lappi, und in ihm weiter größere und kleinere Flüsse; er schildert ferner auch, wie Parthas, die Beschaffenheit des Küstenlandes am nördlichen Theile der Lappi, die Küstengebiete Preussens bezeichnend, und nennt uns endlich auch schon den Namen des Weichsel-Stromes. Seine Unkenntniß des Volkes aber verdeckt er durch Fabeln von Cier, Etern, Perbe-Küßern, Gouy, Othen u. s. w.

Da tritt uns zehn Jahre später, zur Zeit der Herrschaft Nero's in Rom, für die gesamte Kunde des nördlichen Bernsteinlandes ein äußerst wichtiges Ereigniß entgegen. Ein Römischer Ritter erhielt von dem genannten Kaiser um Jahr 54 oder 55 nach Chr. Geburt den Auftrag zu einer Reise in das weitentlegene Bernsteinland Preussen, um zu Verhinderung eines glänzenden Schaupiels das hochgeschätzte Naturprodukt im reichsten Maße aus seiner Uchelnut selbst herbeizubringen. Glücklich in

Preussen angelangt, brachte er nach Zabelsdorflauf eine so reiche Ladung von Bernstein nach Rom zurück, daß das Volk stamm, als bei dem Stiergefächte Ruge, Waffern der Kämpfer und alles, was zum Feste gehörte, nachherd von Bernstein glänzte. Große Bewunderung erregte ein Bernsteinküß von 13 Röm. Pfunden, nach unserm Gewichte etwas über 9 Pfund.

Zwei bedeutende Folgen gingen aus dieser Reise des Röm. Ritters nach Preussen hervor, zuerst eine ungleich hellere Kenntniß und bestimmtere Nachrichten über die Liffen-Lüste östlich von der Weichsel, und dann auch größerer Betrieb des Bernsteinhandels zwischen Preussen und Italien. Wirken wir Wärdern eine etwas nähere Betrachtung, so finden wir schon bei einem Zeitgenossen jenes Ritters, bei Plinius dem Jüngern, der mit schätzbarem Besitze alle Nachrichten über den Norden theils aus früheren Schriftstellern, theils aus eigenen Nachforschungen von Zeitgenossen zusammenstellte, eine weit genauere Kunde der nordischen Völkerverhältnisse. Unter den fünf Hauptvölkerstämmen, in die er Germaniens Völkertheilung eintheilt, nennt er, in seiner Völkerkarte von Osten nach Westen schreitend, zuerst den Volkstamm der Birkdiler und zählt zu ihm als dessen einzelne Zweige die Burgundionen, Variner, Coriner und Guttonen. Im Gesamt - Namen Birkdiler umfaßt er die Gesamt - Masse der Küstenbewohner der Ostseeländer, denn der Name Birkdiler oder Birkdaler (wie ihn Tacitus schreibt) bezeichnet selbst nichts weiter als Bewohner der Meereshänge oder der Seefüße, von denen die Variner und Coriner die Gegend von Rostenburg und Schwedisch - Pommern, die Burgundionen die Küstenlande von Pommern bis an die Weichsel und die Guttonen das Land längs diesem Strame in Preussen besetzt hielten. Die gesammte Völkermasse der Birkdiler aber geböte nach des Plinius Zeugniß mit zum großen Suevischen Volks - Stamme, der sich in seiner ungeheuren Ausdehnung von den Gauen des Rheins und der Donau bis an die Liffen und noch über diese hinaus erstreckte, so daß man wohl auch die westlichen Bewohner Preussens als Sueven betrachten kann. Also fand Plinius daselbe Volk der Guttonen oder Gothen vierhundert Jahre nach des Pytheas Zeit noch in den nämlichen Wohnsitzen östlich von der Weichsel, in welchen es früher alle Forscher sah. Daß er aber der ostwärts wohnenden Lethier nicht weiter gedenkt, darf nicht befrem-

den, da es keinwegs sein Zweck war, alle einzelnen Völker-  
Zweige aufzuzählen, indem er bloß eine allgemeine Uebersicht der  
Germanischen Völker liefern wollte. Daß jedoch hin und schon  
bis zu ihnen reichte, dürfen wir aus den Namen schließen, die  
er zwei Strömen Preussens giebt, denn er kennt und nennt nicht  
nur den Weichsel - Strom, sondern auch den Guttalus, bis zu  
welchem bei ihm sich Germaniens Gränze ausdehnt. Er verleiht  
unter ihm offenbar den Pregel - Strom, bis zu dessen Ufern  
höchst wahrscheinlich die Wohnsitz der Gothen oder Gutthonen reich-  
ten, welcher er auch seinen Namen trug. Er war somit der Gränz-  
strom zwischen den Gothen und Aethiern.

Auch mit dem Lande dieses letztern Volkes, mit der Bern-  
stein - Insel, auf der es wohnte, war Plinius nicht ganz unbe-  
kannt. In ältern Schriftstellern, die er über sie durchforschte,  
fand er nicht weniger als vier Namen, die man ihr beilegte,  
nämlich Scythien, Thalus, Desileis und Oseris; und die Be-  
richte erzählt ihm: an das Uiland werde von die Hühlingstzeit  
von den Meeresthieren der Bernstein ausgeworfen; es sei von  
einer Eider - Wollung bedeckt und von dieser Wollungattung trün-  
ke die Bernstein auf das Ufer zu nieder.

Um diesen räthselhaften Namen des Landes bestimmte Bedeu-  
tungen zu geben, sind Vermuthungen auf Vermuthungen geschaf-  
tet; nur darin war man einig, daß der eine oder der andere jener Na-  
men allerdings auf die Bernstein - Insel Samland hinweise, denn als  
eine Insel ward Samland in alter Zeit fast immer betrachtet. Be-  
legen wir aber die Namen selbst in ihrer eigentlichen Bedeutungen  
und lassen wir nicht unbeachtet, daß es nicht blos Griechen wa-  
ren, welche Plinius bei seinen Forschungen über die Bernstein-  
Insel benutzte, sondern daß deren Berichte auch sämmtlich in  
Griechischer Sprache abgefaßt waren, so haben wir, daß die er-  
wähnten Namen insgesamt eine Bezeichnung auf Samlands in-  
alle örtliche Beschaffenheit haben. In sehr alter Zeit nämlich  
lag in Samlands westlicher Küstengegend ein heiliger Göttersitz  
der drei Haupt - Landesgötter, Nemée genannt, zugleich auch  
der Wohnort des obersten Priesters und Richters des Volkes.  
Als Beherrscher und als der Ort der Herrschaft hieß er auch Ni-  
kaios, Nikoseth und Nikra. Als heiligster Punkt des Ulandes  
durfte er von keinem Fremdlinge betreten werden; als Straße

solcher Entzweiung erfolgte für jeden der Tod. In diesen heiligen Verhältnissen des Landes aber liegt auch die Deutung seiner Namen. Dem Rassist Pytheas nämlich, als dem ersten Verbreiter derselben, ward auf sein Befragen über die Rüste wahrscheinlich jenseit der Rame Nemore oder damals vielmehr Raumoro oder Raumodien geantwortet; dieß würde der entweder durch fehlerhafte Aufzeichnung oder durch nachmalige fehlerhafte Abschreibung verflümmelte Name Kaunonia sein. Pytheas erfuhr ferner: in dem Lande sey das Kilais oder Kitta des Volkes, der Herrscherei, der Schütters; er übertrug solches in seine Griechische Sprache und bezeichnet den Namen Kaunonia noch näher durch die Benennung oder das Wort Kassida (Κασίδα). Dem Fremdlinge ward ferner der Ort als ein heiliger, als ein heiliges Kitta bezeichnet. Den Begriff der Heiligkeit konnte er in seine Griechische Sprache fassen; der Name Kitta aber blieb als fremd unverändert; es entstand somit der halb Griechische und halb ausländische Name Escrieta (eigentlich 'Orey-Kitta). Endlich ward dem Fremdlinge der Ort als ein solcher bezeichnet, der ohne Gefahr des Lebens durch seinen Aufenthalt erreicht werden dürfte und also wie für Fremdlinge, so selbst auch für die Landbewohner ein unzugänglicher Ort sey. Auch diesen Umstand drückte er durch ein Griechisches Wort 'Αγίατος aus, welches, von einem Orte gebraucht, so viel als heilig, geweiht, für Richtgerechte unzugänglich bedeutet und woraus durch Verkürzung der Name Thalut entstanden ist. Sonach haben sämtliche vier Namen, wormit die Alten die Werselein-Insel Samland belegten, ihre Beziehung auf den heiligen Wälder- und Priester-Sitz an Samlands westlicher Rüste. Daraus aber würde auch folgen, daß schon in uralter Zeit, in den Tagen des Pytheas, über dreihundert Jahre vor Christi Geburt in Samland der alte, heilige Göttersitz Nemore bestanden und im Munde der Fremdlinge der ganzen Völkerschaft ihren Namen gegeben habe, so daß es kaum auch zu bezweifeln seyn dürfte, daß es Werselein aus Samland war, womit man in Massilia Handel trieb und in Rom der Frankfucht und dem Vinus kultigte.

Wir nach hellerem Blide sieht am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt der erste Geschichtschreiber Tacitus auf die Länder des Nordens und namentlich auch auf Preussen

hin. Wie um die Sittengeschichte der Völker bestimmt nennt er die Sueven als den mächtigen Volkstamm, der zu seiner Zeit den größten Theil der nordischen Lande bewohnte. Da ihn glüht er auch das Volk der Ästier, nach ihm am rechten Ufer des Curischen Meeres oder der Ostsee wohnend; Brauch und Tracht bezeichnet er als Eurasisch; der Ästier Sprache aber, sagt er, näherte sich der Britannischen. Die Rutter der Slaven stiehe bei ihnen Verührung; stüben sie unter ihnen das Eisen, häufig der Lande Gebrauch. Getreide und andere Früchte dauerten sie mit eussigen Flusse, als sonst bei den trägen Germanen gewöhnlich sey; auch das Meer werde von ihnen vielfach versucht; sie allein sammelten den Bernstein, der bei ihnen Glesum (Glad) heiße, am Ufer ein; für sie ohne Nutzen werde er von ihnen roh und ungehaktet Fremdlingen gerne und nicht ohne Verwundung gegen dargebotene Preise verlassen. Mit genauer Kunde spricht dann Tacitus auch über die Erzeugung der glänzenden Naturgabe. Er weiß, daß es ein Baumharz ist, in welchem Flügeln und Erdbiere eingefangen durchschimmern, aus einer Baumgattung unter starker Dornenhecke ausgepreßt und in das nahe Meer geseifen, von wo es durch Stürmewalt ans Ufer wieder angeschwemmt wird.

Neben diesem Ästier - Volke kennt auch Tacitus, mit Plinius übereinstimmend, als wissliches Nachbarvolk die Getonen oder Goten. Drei Völker, sagische Volksgewisse, sind es, die bis an die jahrhundertlange Bölkerscheide des Weichsel - Stromes im Westen die Wohnsitze der Goten begrenzten. Bis zu diesem Strom lag im heutigen Pommern nach Nord hin zuerst die Burgundier, dann weiter nach Noth hinab längs der Uferläufe von der Ober bis an die Mündung der Weichsel die Rugier und Lemovier, also daß das ganze westlich vom Weichsel - Strom gelegene Land von ihnen besetzt war. Sonach begannen am östlichen Ufer dieses Stromes die Wohnsitze der Goten nordwärts bis an die Uferläufe und nach Osten hin, jenseits der Gränze des Landes des Sueven - Stammes, bis an die Gebiete der Veneder reichend, die nicht mehr zu den Sueven gehörten und deren Wohnsitze nach des Tacitus nachbarlicher Völkereilehung mit größter Wahrscheinlichkeit in einem Theile Ostpreussens und in Litauen zu suchen wären, wo aber westwärts und ostwärts ihre Gränzen unmöglich zu bestimmen sind.

Lassen wir überhaupt alles zusammen, was sich nach sorgfältiger Beobachtung aus des Tacitus Bericht als Resultat ergibt, so tritt uns für seine Zeit folgendes Völkertbild vor Augen: im Westen des Weichsel-Stromes, im heutigen Pommeren Däuische Wollstörze, Burgundier, Rugier, Bannier; diesen benachbart vom östlichen Ufer der Weichsel an, von dem Drenow-Flusse bis an das Pregeßthale und nach Osten in unbestimmbarern Gränzen, nordöstlich aber am Frischen Haff entlang bis an die Passarge oder vielleicht bis an den Pregeß-Strom das Volk der Gothen; dort dann angränzend, vielleicht auch schon in Curland und Rautangen, in Samland, längs der Kurischen Nehrung und ostwärts durch Radebau in ungenüßten Gränzen die Wälschheit der Aestier. Hinter diesen nordöstlich hinaus als Nachbarn die Finnen, und im Osten der Weichsels der Aestier und der Gothen im heutigen Litthauen, Sudaum und weit nach Osten hinein die Wender. Auch die einzelnen Idje, die Harben, mit welchen Tacitus das Völkert-Bild, wenn auch nur sparsam, beleuchtet, tragen das Gepräge der Wahrheit und bezeugen, durch spätere Nachrichten bestätigt, mit sicher im Einzelnen des Geschichtschreibers Kunde war. Dahin gehört z. B. die von ihm erwähnte Königscherrschaft bei den Gothen, die Curvische Tracht, der Curvische Haarschmuck, der seltsame Gebrauch des Eises, der häufigere der Krute, der einseitige Getreidebau u. a. Wenn aber Tacitus den Aestiern auch die Verehrung der Götze, der Mütter der Götter, zuschreibt, so wissen wir schon, was es sagen will, wenn die Römer die Verehrung ihrer Götter bei andern Völkern, selbst auch bei barbarischen wieder finden.

Nach des Tacitus Zeit geht aber wieder mehr als ein halbes Jahrhundert vorüber, ehe wir bei einem alten Geschichtschreiber auch nur einen Laut über Preussen vernahmen. Erst Procopius giebt gegen die Jahre 170 bis 180 nach Chr. Geb. wieder einen sichern Blick in die nordischen Lände. Allein die große Völkerbewegung, welche aus dem Markomannen-Bunde und aus dem schweren Markmannischen Kriege gegen die Römer auch für den Germanischen Nocten hervorging und nicht blos die Nachbarvölker Preussens im Süden und Westen, sondern auch, wie es scheint, die Wohnsitz der Barbaren Preussens selbst in mancher Weise berührte, hatte schon das Völkert-Bild in den Blättern des Her-

denk vielfach angewandelt und verändert. Können wir auch nicht bestimmen, ob es die Gothen in Preussen waren, welche mit im Markmannischen Bunde standen und im Markmannischen Kriege wohl ihrem Nachbarnöftern mit gegen die Römer kämpften, so ist doch gewiß, daß die Erschütterungen dieses zehnährigen Kampfes bis zum Gefähr der Lösser die Schicksale der Völker vielfach umgestalteten. Es darf daher auch nicht befremden, wenn Ptolomäus noch dieser gewaltigen Bewegung der Völker ein ganz anderes, gewiß aber ein trübtes und trauriges Bild vom Norden aufstellt. Auch die Küstengebiete der Lösser stiftlich vom Weichsel-Strome hatte der flüchtige Herrscher, zum Theil mit in Folge des Markmannischen Krieges, viel gemauert als seine Vorgänger kennen gelernt.

Die wichtigste Veränderung unter den Völkern Preussens im Verlaufe des Markmannischen Krieges war unstreitig das Vordringen der Veneter von Osten her in die Wohnsitzge der Gothen, welche, zum Theil vielleicht schon zur Zeit des Markmannen-Bundes ihre alte Heimat freiwillig aufgegeben, sich nach Süden hinabzogen und bis an die Donau gewandert, zum Theil auch durch die herandrängenden Veneter gezwungen worden waren, ihre Wohnsitzge am Gefähr der Lösser ihren eingedrungenen und sich weiter hinab nach Süden zu ziehen. Ptolomäus kennt daher als Einwohner der Lösser längs der ganzen Einbiegung von der Mündung der Weichsel stiftlich fort bis nach Samland her kein anderes Volk als die Veneter; als deren Nachbarnost aber erwähnt er auch jenes noch im Lande gebliebenen, nur weiter in die südlichen Theile Preussens hinausgebrängten Gothen-Zweiges, welchen er Gethen nennt. Ihre Wohnsitzge gingen vom Weichsel-Strome, der auch jetzt noch die westliche Gränzschiede der Gothen bildet, am Drenow-Flusse bis an den Weich-Zweig der Hinnen, der sich wahrscheinlich beider Vordrängen der Veneter an dieses Volk angeschlossen und ins Land südwärts von den Gothen, in's nachmalige Mecklen eingedrängt hatte. In dem Gebiete westwärts vom Weichsel-Strome, im südlichen Pommern fand auch Ptolomäus noch das mächtige Volk der Burgundionen, nördlich von ihnen den Fagiererweg der Polanten oder Adränen und von der Mündung der Weichsel an am Gefähr der Lösser nach Westen her das alte Volk der Rugen.



Nach wichtigerer Blitze eröffnet uns der alte Geograph im Osten. Er nennt uns noch als Barochner Preussens drei Völkergewölge als östliche Nachbarn der Veneter, die Gallaber, Sudener und Clavaner, drei Völker-Namen, die für uns um so größere Wichtigkeit erlangen, weil wir sie in der Geschichte des Landes bis tief ins Mittelalter hinein wieder finden. Die Gallaber saßen in dem auch später nicht hervortretenden Lande Gallabien, damals im Westen bis an die Wochsipe der Wechen, nach Norden an die der Veneter reichend und östlich das Land der alten Sudauer berührend; im Süden lag es ziemlich weit nach Mäsonien hin; also war das Gallaber-Volk zahlreich und ausgedehnt genug, um als eins der bemerkbarsten Völker im Lande aufgeführt zu werden. Die Sudauer, der Gallaber östliche Nachbarn, begriepen uns später unter dem bekannten Namen der Sudauer, in den jetzigen Gebieten von Sinsburg, Rhein, Rhen, Trup, Johannisdung, Ryp und Diefle. Ueber den dritten Volksgewölge, die Clavaner, sind die Meinungen verschieden, weil selbst der Name bei Ptolemäus nicht ganz sicher ist und auch Clavaner gelesen wird. Man hat in ihnen bald die spätern Schelauer in den Gebieten der Marne von Kognit und Elst herum gefunden, bald aber auch sie selbst unter die Gallaber und Sudener ins eigentliche Polen gesetzt. Wohlwollt ließen sich diese verschiedenen Meinungen durch die Annahme einer spätern Theilung und Versetzung eines Theils des Volkes vereinigen. Endlich gedenkt Ptolemäus auch noch des kleinen Völkchens der Jgallionen, welches seine Sitz noch in Preussien gehabt zu haben und in der Landschaft zunächst unter den Gallabern bis an die Gänge Polens verbreitet gewesen zu seyn scheint, wo die Namen von Gllenburg und der Dörfer Glligenau, Glligenau und Glligenfeld an jenes Völkchen erinnern dürften.

So lautet des Ptolemäus Bericht von den alten Barochnern Preussens. Dann die übrigen von ihm noch genannten Völker im Norden können nur als Nachbar-Völker theils nach Westen hin in Pommern, theils nach Nordosten hinaus in Rucland und Esthland, theils auch nach Osten hin in Litthauen und Aschland betrachtet werden und haben für das Völkchen in Preussien nichts weiter Bedeutsam. Aber auch von der Strömung Preussens hatte der alte Geograph schon einige nähere Kenntniß. Er nennt die Weichsel als Gränz-Ström zwischen Germanien

und Sarmaten und rechnet also Preussen mit zum Sarmatischen Lande. Dieß darf uns nicht bestritten, denn wenigleich auch oberhalb von diesem Strom noch das Germanische Volk der Gothen saß, so waren ihm doch die Sarmatischen (offenbar nicht Sarmatischen) Bewohner das Hauptvolk, welches er als Bewohner des Landes kannte. Daher heißt bei ihm auch die Dissa, Länge welcher viele Bewohner saßen, der Sarmatische Ocean und die Mündung des Weichsel-Stromes dient ihm zugleich zur Bestimmung des Anfanges des Boreischen Meeres, womit er die starke Einbiegung der Dissa von Gela an bis zur südwestlichen Spitze Samlands bezeichnet. Weiter nordöstlich hinaus kommt er fernter den Strom Gheenus, welcher, soviel man auch über seinen Namen forscht und gekentet hat, kein anderer seyn kann, als der ins Gröñe Haff sich ergießende Prugel-Ström, bei Plinius Guntalus, der Gethen-Ström genannt, weil zu dessen Zeit noch Gothen bis dahin wohnten. Noch weiter nördlich schreibt nach des Ptolomäus Bericht der Fluß Rhaden, ohne Zweifel die Wandel und doch im Nothen der Ström Gheenus oder die Däna, bei Riga in die See mündend. Ueber ihr Namen aber liegt alles noch in tiefem Dunkel.

Daß es es alles, was uns Ptolomäus über die Baltischen Länder im Osten der Weichsel zu sagen weiß, denn über Litauen und Bräunche der erwähnten Völker erfahren wir durch ihn nichts weiter, und damit endigen zugleich auch alle Nachrichten, die uns die Alten über diesen Theil des Nordens hinterlassen haben.

Fragen wir hier nun aber nach der Abstammung und Stammverwandtschaft der verschiedenen Völker in Preussen, so erhalten wir über Einiges nur Schwanke, über Andern gar keine Antworten. Die südwestlichen Bewohner der Weichselgegenden, die Gothonen oder Gethen waren ein cüngergermanisches Volk, schon in uralter Zeit beim Herandränge der Germanen-Völker aus dem Osten in diese Gegenden eingewandert und in Sitte und Sprache ihrem Germanischen Herkunft treu geblieben; daher auch dort die Litauen-Länder- und Dits-Namen fast ausschließlich auf Gothischer oder Germanischer Ursprung hindeuten. Wenn schon Pytheas über zwüthundert Jahre vor Christi st als Bewohner Preussens sprach, so hat er offenbar einer der Ältesten und ersten Volksstämme, die sich von dem Gothen-Stamme in Osten nach und nach trennten und nach Europa herüber wandernd in neuen Wohnsitzen ansiedelten.

Wenn diese ihre Bedeutung vom Hauptstamme und ihrer Entam-  
derung nach den südöstlichen Gebieten geschrieben sein mögen, wird  
bei der großen Dunkelheit der Ue Geschichte Preussens enig unerforscht  
bleiben. Nur das Eine steht durch die einstimmigen Zeugnisse des  
Prothas, Plinius, Tacitus, und Ptolemäus erwiesen fest, daß  
Gothen seit uralter Zeit in einem großen Theile des Landes ihrer  
Wohnsitz geübt und also Germanisches Volksthum bis in die  
Urgut Preussens hinauf allda gewaltet habe.

Mit diesem Germanisch-Gothischen Volkstümpe finden wir aber  
in gleich alter Zeit nach denselbigen Zeugnissen der erwähnten alten  
Schriftsteller auch das Volk der Aestier in einem andern Theile des  
Landes sitzen. Schon Prothas fand die Aestier als einen von den Go-  
then verschiednen Volkstümpe. Plinius gebührt ihnen zwar nicht be-  
sonders; Tacitus dagegen fermt sie ebenfalls als ein neben den Gothen  
stehendes, nicht eigentlich zu ihnen gehörendes Volk und widmet  
ihnen als Verrhein-Ländlern eine besondere Beachtung. Fragt  
wir nun nach der Urheimat und der Stammverwandtschaft dieses  
Volkstümpeles, so lassen uns die geschichtlichen Quellen des Alter-  
thums darüber freilich ganz im Dunkeln. Kein Wort in den  
Schriften der Alten weiset auf ihren Ursprung und ihre Herkunft  
hin. Allein wir haben aus neuern gelehrlichen Forschungen auch  
hierüber einen unabweisbaren und unumkehrbaren Hingeweis er-  
halten, der aufs bestimmteste auf ihre Abstammung hindeutet. Es  
ist die Sprache der Aestier, die Sprache der alten Preussen und  
deren naheverwandte Schwester, die noch heute lebende Sprache  
der Litthauer. Schon zu des Tacitus Zeit erregte die Sprache  
der Aestier, wie es scheint, eine ganz besondere Aufmerksamkeit;  
er fand sie nach seinen erhaltenen Berichten über sie nicht rein  
germanisch, dann hätte er ihren eben so wenig als der Sprache  
der Gothen erwähnt. Er führt vielmehr als eine besondere Eigen-  
thümlichkeit des Aestier-Volkes an, daß seine Sprache der dama-  
ligen Britannischen Sprache „näher verwandt“ sey. Nun wissen  
wir zwar nicht, worauf sich diese nahe Verwandtschaft beider Spra-  
chen gründe, denn das damalige Britannische, worüber Tacitus  
gewiß näher Kunde hatte, ist uns so wenig bekannt, als die  
äußerst wenigen, aus der Sprache der Aestier aufbehaltenen Wörter  
genug eine Vergleichung möglich machen, so daß und also hier-  
durch kein weiterer Aufschluß über die Abstammung des Aestier-

Volkst. zu Theil wird. Allein neuere Sprachforschungen und Sprachvergleiche haben den überzeugenden Beweis gestellt, daß die Altpreußische und Lithauische Sprache in sehr naher Verwandtschaft mit der Litauischen, mit der Sanskrit-Sprache steht; aus welcher sie, wie ein neuerer Sprachforscher meint, unmittelbar entstammen zu seyn scheint.\*). Stellen wir dieß als unabweisbar und völlig erwiesen auf, so folgt hiernach: das Aelteste Volk muß in uralten Zeiten mit dem Indischen Volkstamme in sehr naher Verührung und Verwandtschaft gestanden haben; seine Sprache weist es offenbar als einen Zweig des Indo-Germanischen Volkstammes aus, der einst im grauen Alterthum, wie die übrigen Zweige dieses Volkstammes, seine Wohnsitz in Asien, vielleicht aber dem Indischen Volke näher als die andern hatte. Wie nun in alten Tagen in verschiedenen Zeiten einzelne Völkerstämme des Indo-Germanischen Volkstammes unter dem Namen der Lauteten, Suwon und Nemanen, andere unter dem Namen von Sachsin, Friesen, Longobarden und wieder andere unter dem Namen der Gothen, sich von dem Hauptstamme losreißend, durch den Kaukasus in Europa eintrugen und so weit fortwanderten, bis sie feste Wohnsitz fanden, so war offenbar auch das Aelteste Volk vielleicht zugleich mit den Gothen, vielleicht auch vor eben nach ihnen aus dem tiefen Asien hervorgezogen, so lange nach Nordwesten fortwandern, bis es in den süddänischen Küstenlanden sich den neuen ansiedelte. Es nahm die nördlichen Gebiete Preussens ein, während die vielleicht mit ihm wandernden Gothen zum Theil sich im Süden des Landes lagerten, zum Theil unter dem Namen der Skandinavier andere Küsten des Baltischen Meer, besiedelten. Welchen Namen das Volk der Aelter ursprünglich geführt habe, wer will das wissen in solcher Dunkelheit! Aelter oder Lthier wurden sie offenbar zuerst von den westlich wohnenden Nachbar-Völkern genannt. Ihre Wohnsitz gingen bis ins heutige Litthauen, denn auch die Einwohner dieses Landes weisen ihre Sprache als ihre Stammesverwandte aus. Mit einem besondern Volkstamen treten nun auch zu des Holmstads Zeit die Gelinden unter ihren auf, denn heeßen wir auf die Aehnlichkeit der ältesten

\*.) Vgl. Schott. Vergleichung der Sprachen von Europa und Asien; aus dem Französl. übertr. v. J. A. Schott. Leipzig 1840. S. 39.



Ortnamen im Gailänder-Lande, so können die Bewohner dieses Landes mit freiem andern Volkszuge in so naher Verwandtschaft gestanden haben, als mit dem Testler's namentlich in Samland. Selbst ihr vornehmlicher Charakter, so weit ihn die spätere Geschichte enthüllt, entspricht am meisten dem der Samlandischen Testier. Die wahrscheinlich richtigste Deutung ihres Namens bezeichnet sie als „die Äußersten oder die Begren“ des Testier-Beckens im Osten. Sie waren es wirklich, denn hinter ihnen schloß sich wohnten die Sutenen, welche, wie die Slawen, offenbar einem andern Volksstamme angehörten. Aus dem alten Sarmatien, vielleicht zugleich mit dem Sarmaten verengert, blickten sie auch nochmals dem Sarmatischen Volkscharakter in Sitte und Eigenthümlichkeit mehr genau und untersuchen sich auch höchst wahrscheinlich von Preussens westlichen Bewohnern, selbst auch in der abweichenden Bildung ihrer Ortsnamen.

Wie lange aber diese Völker, den entferntesten Nationen unbekannt, in ihren neuen Wohnsitzen gesessen haben, kann keiner entscheiden. Erst der Hansehandelsverkehr brachte ihre geschichtliche Dunkelheit. Er hatte sich nach und nach drei Wege in weit entlegene Länder eröffnet. Auf einem derselben ging er zunächst an die westwärts vom Weichsel-Strome wohnenden Deutschen, an die Germanischen Nachbarn der in Pommern, vielleicht zuerst zu den Burgundionen und lief dann auf der alten Handelsstraße über Elpeleki bei Bromberg, durch holländische Volkszuge über Oybeno bei Gnesen und Kalisch, hinauf weiter über Warschau bei Elersky und an der Warthe hin bis nach Spornowiz, sofort bei Kralau über die Weichsel durch das Volk der Sidonen hindurch nach M-Gondel; von da den ungebohrten Sarmaten-Gebirgen ausweichend westwärts nach Gyzke hin, dem Waag-Flusse entlang über Schintau und Symelchen hinab nach Cornantum an der Donau, den bekannten Wasserplatz der Römer, wo das nordische Uezugriff aus den Händen barbarischer Völker an die Römer abgesetzt ward. Auf diesem uralten Handelswege gelangte wahrscheinlich auch jene vom Kaiser Nero ausgesandte Römische Flotte hinauf ins Weichsel-land nach einer Wanderung von 120 bis 135 Deutschen Meilen von Cornantum aus. Genauer bekannt war diese Handelsstraße mitten durch barbarische Völker erst kurz nach Christi Geburt geworden, denn es schloß sich dem Weichsel-

mit Bernstein auch bald der nordische Pelzhandel theils aus Skandinavien, von wo er das Volk der Estonen, der spätern Esten, mit Rom in Verbindung setzte, theils auch aus Preussen an. Auf derselben Handelswege gelangten auch die nordischen Wäpse, der Lachs, das Elrhorn, das nordische Ross und andere nach Rom hinab, wo sie hoch bewandert wurden. Dafür erhielten die Bewohner Preussens die zahlreich noch jetzt im Lande aufgefundenen Römischen Münzen, deren Münze bis jetzt eine des Kaisers Nero ist, sowie die in den Begräbnishügeln der alten Preussen so häufig ausgegrabenen Schmucksachen, Spangen, Fibeln und andere Gegenstände des Putzes, die in der Feinheit ihrer Arbeit, in ihrer geselligen und schönen Form und in ihrer ganzen Composition meist die entsprechende Ähnlichkeit mit den in Italien gefundenen aufweisen. Aus der großen Menge der aufgefundenen Münzen der Antonine darf man schließen, daß zur Zeit dieser Kaiser der Bernsteinhandel mit Rom am lebhaftesten gewesen sey. Nachmals scheiterte der Maximianische Krieg und die unruhigen Bewegungen unter den barbarischen Völkern, den Vandalen, Quaden, Sueven und andern, durch deren Völker er ging, seine Wege für immer gebrochen zu haben.

Weniger unterrichtet sind wir über einen zweiten Handelsverkehr mit Bernstein, der nach Westen ging. Daß ein solcher aber bestand, darauf weist schon der Verlust Roms an die Samothracische Küste hin, denn sie sagt offenbar voraus, daß in Russland ein Bernsteinhandel auf dem Baltischen Gewässer und von dem Küsten aus schon bekannt war. Diodor versichert auch, daß von Samothrace Küste aus der Bernstein an ein gegenüberliegendes kleines Land zu Schiff gebracht und von da weiter zu Land nach Ethen verfahren werde. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß es die Mündung der Oder oder der Elbe oder, wie Plinius, Schledwig war, wohin auf diesen Wege der Bernstein aus Preussen gelangte, denn mit der Schiffahrt waren auch dem Zeugnisse der Alten die Küstenländer der Ostsee schon in frühen Zeiten sehr bekannt, und auch in spätem Jahrhunderten noch fand dieser Handelsweg von Samland aus an die Odermündung, west an die Elbe und nach Schledwig in regem Leben. Von da konnte dann der Bernstein leicht auf Land- und Flußstraßen bis an den Rhein, nach Gallien bis Massien kommen.

zen wo er dem Meerestande zugebracht und auch sonst im Abendlande abgesetzt wurde. Auch auf diesem Wege knüpfte sich der Pelshandel an den Handel mit Bernstein namentlich nach Deutschland, wo nördliche Pelze den Germanen zum Aufschwand ihrer Wollkleider dienten.

Eine dritte Handelsstraße für den Bernstein bildete endlich der Strom Bergshemel nach Osten hin, denn schon in uralter Zeit war er der Träger und Führer einer sehr lebhaften Schifffahrt und eines blühenden Handels, wodurch er die Länder des Ostens mit dem Baltischen Meere verband. Der Erdbeschreiber Dionysius bezeugt es mit Bestimmtheit, daß aus Norden her eine Handelsstraße für Bernstein über die Gegend des Bergshemel gegangen sey. Durch Strom-Verbindungen gelangte er bis zum Pontus Euxinus. Ohne Zweifel war es dieser Handelsweg, auf welchem schon in frühester Zeit, bevor noch jure Straße nach Pannanien geöffnet war, der Bernstein durch das alte Scythien in die Griechischen Handelsstädte und westwärts nach Asien kam.

Hat uns aber der Bernsteinhandel bisher wenigstens einige sichere Blide auf die ältesten Völkerverhältnisse in den Baltischen Küstenländern gewährt, so verliert sich bald nach des Ptolemäus Zeit der schwache Faden, der uns in der Dunkelheit des Alterthums zum Leiter gebietet, fast gänzlich, denn was nach ihm noch einige spätere Schriftsteller über das Bernsteinland zu sagen wissen, sind nur dunkle Ahnungen, schwache Nachklänge unbestimmter Sagen, die sich über den Norden in ihrer Zeit verbreitet hatten. So gehen mehre Jahrhunderte in Dämmerung auf Preussens älteste Geschichte völlig dunkel vorüber. Wir wissen also nicht, was sich in dieser Zeit im Völkerreich Preussens begeben und verändert habe. Erst in der Mitte des sechsten Jahrhunderts bringt uns der Gothische König und Geschichtschreiber Jornandes wieder einige Nachrichten entgegen, freilich auch mehr nur ein verworrenes Gemisch von Sage und Geschichte, woraus sich unmöglich ein auch nur einigermaßen klar und geordnet Bild von den Verhältnissen seiner Zeit über Preussen gewinnen läßt. Folgen wir seinem Berichte (weil wir keinen andern sichern Führer haben), so geschah, daß ein Haufe von früher nach Skandinavien eingewanderten Gothen, dort aus ihren beengten Gränzen gedrängt, unter der Anführung ihres Heinhers und Königs Berig, auf drei Schiffen über die

Zer fuhr und sich an der Baltischen Küste, im Gebiet der Umerager in der Nähe der Weichsel-Mündung niederließ. Die Gothen hatten sich in einem Kampfe mit den Rugiern ihre neuen Wohnsitze erkämpfen müssen, indem sie diese theils wehrlos nach Westen verdrängt, theils sie auch in Knechtschaft blutig erbeutet hatten. Die Sage erzählt, daß die neuen Tatkundlinge sich mit den übrigen Umeragern bald befreundet, ihnen den Häuserbau, Vorfertigung besserer Kleidung, Bereitung des Metalls u. s. w. gelehrt haben sollen, also daß das rehere Volk je mehr und mehr der Ständiarer Sitten und Lebensweise angemessen habe und mit diesen nie zu Einem Volke verschmelzen sep. In etwas späterer Zeit (so berichtet uns Jemandes weiter) erfolgte eine neue, ähnliche Einwanderung eines Nebengewirzes des Gothen-Volkes, welcher Gepiden genannt wurde, ebenfalls aus Skandina herüber. Weil nördwärts von der Weichsel die Gebiete herrschte von den eingewanderten Gothen und die östlich vom Ströme liegenden noch von den Benedern besetzt waren, so mußte der neu ankommende Haufe der Gepiden sich mit den kampfgeübten Weithen in den Wäldern der nördlichen Weichselgegend begnügen. Nach Karls Herrschaft ging im Volke der Gothen die Regenschafft von noch drei Königen über, während welcher Zeit aber des Volkes Zahl so bedeutend angewachsen war, daß ihm seine Wohnsitze zu eng wurden. Sie zu erweitern, gelang es mit den nahen Benedern in Krieg und es glückte ihm, mit Beistand seiner alten Stammesgenossen im westlichen Preussen, einen großen Theil des Beneder-Volkes zu überwältigen. Um sich die neuen Wohnsitze aber zu sichern, errichteten jetzt die Sieger im eroberten Lande von der Weichsel an am Krüken Haff entlang bis an die Gebiete der Aslier und zum Theil auch mitten im Lande mehr Burgen als feste Stützpunkte. Wie an der Weichsel-Mündung wohl schon bei des Volkes erster Niederlassung die Weichburg Gothescania (wäter Gidania, Obang, Donyg) als fester Stützpunkt erbaut war, so erhoben sich nun am Ufer des Krüken Haffs die Burg Teilweilo (Höllgenheid), weiter noch Rostosen hin die Burg Balga (Henda), dergleichen mitten im Lande eine Burg Wustopol (Wustpole oder Wustole-Pil bei Schippenbeil) und mehrere andere. Auch auf der Röhning soll eine Burg Ralte gestanden haben. Es unsicher war aber über die Einzelheiten dieser Ereignisse auch



unterrichtet sind und so leicht es sein dürfte, über Manches Zweifel und Einwürfe zu erheben: der Sage gebührt vor der Geschichte stets auch ihre Achtung und die Behauptung dürfte aus ihr wohl nicht zu läßt entnommen werden, daß das westlich an der Weichsel und im Süden Preussens wohnende Gothische Volk sich in die Gebiete der Wendener von neuem eingebrängt und seine Wohnsitz bis an die Aelster gegen Samland hin und hinauf ins Gallanterland ausgebreitet habe. Das Volk der Bructer machte zum Theil im Kampfe vernichtet, zum Theil in Knechtschaft gefesselt, zum Theil auch nach Westen hin ausgewandert sein. Wir wissen nichts Bestimmtes über sein Schicksal. Auch jener Gothische Zweig der Gepiden um die Weichselarme verließ bald wieder seine Wohnsitz. Vielleicht durch Ueberflutung in dem benachbarten Lande gezwungen oder von gereizter Wanderungslust getrieben, warf er sich, geführt von seinem Könige Fastida, über die Weichsel in die Gauen der Burgundionen, im nördlichen Flußgebiete der Rega, übermüthig diese im schweren Kampfe und zwang sie zur Auswanderung theils über die See nach dem Eilande Bornholm (Burgundaholm), theils in größerer Masse durch Fugische Zweige veranlaßt ins entfernte Frankenland, in die Nähe des Rheins.

So viel erfahren wir durch Sage und Geschichte aus den ersten Jahrhunderten der Römischen Kaiserthums. Wie weit nur aber in den müßigen Kämpfen dieser Kaiser mit den Scythen und Sarmaten, wie man alle Völker des Nordens benannte, etwa auch die Bewohner der Baltischen Gebiete mit berührt worden seyn mögen, ist bei der Unbestimmtheit dieser Völker-Bezeichnungen unmöglich zu ermitteln. Wohl mögen sie und da Götische Stämme aus den Baltischen Ländern den Römischen Völkern mit gegenüber gestanden haben; mit Stolz nannte sich wenigstens, wie wir bestimmt erfahren, der Kaiser Valerianus, des Kaisers Gallus Sohn, um die Mitte des dritten Jahrhunderts (263), Sieger der Sarmaten, Finnen, Galinder und Bructer. Wie es scheint, geschah es in Folge dieser Kämpfe durch die Bekanntschaft mit den Römern und überhaupt mit den südlichen Völkern, daß noch vor der oben erwähnten Zeit eine neue Auswanderung in Preussen erfolgte, wozu theils ehemalige Ueberflutung, theils die damals allen Germanen eigene Wanderungslust Anlaß gab. Das Verlangen nach südlichem Wohnsitz trieb einen beträchtlichen Theil des

Gothen-Beckes unter seinen Könige Hillmer aus den Baltischen Schichten hinweg. Durch Polen wanderns gelangte er nach mancherlei Schicksalen und unter Kämpfen mit den Römern bis an den Don und Rädeth. Ihm folgte dann auch das Gepiden-Volk aus seinen neuen Wohnsitzen in Vommern. Die Weichsel hinaufziehend kam es dort um neue Wohnsitze mit seinen Stammesgenossen, den Gothen, in Streit und wanderte, von diesen zurückgeworfen, bis Dacien.

Hören wir aber in den Kämpfen der Römern mit den Scythischen und Sarmatischen Völkern im Verlaufe des dritten und vierten Jahrhunderts unter den barbarischen Kriegerscharen wie und wo einem Namen durchdringen, welcher, wie der der Pruthinger, der Wäthinger, an die Berömerer Preussens erinnern kann, so fand es eben nur einzelne Namentlinge, an welche sich nichts Geschichtliches anknüpft. Wir erfahren daher in diesen Jahrhunderten fast keinen einzigen Laut mehr, der auch nur mit einiger Klarheit auf Preussens Geschichte hinwiese. Das Land war in diesen Zeiten den Römern weit unbekannter, als in dem Tagen des Tacitus, des Ptolemäus oder in den Jahren des blühenden Verrastinhandels unter den Antoninen. Es gab keine Geschichtsschreiber mehr, die, wie Tacitus, im Sommer ihrer Zeit über Italiens Haus und Herd hinwegziehend, das fröhlich aufstrebende Leben der Völker im Norden beachten mochten.

Erst in der Zeit der großen Bewegung unter den Slaven-Völkern blüht für Preussens Geschichte wieder einiges Licht auf. Das Volk der Wendes, welches sich, wie wir schon, schon in früher Zeit in die alten Wohnsitze der Gothen bis an die Weichsel theilnehmig vorgebeugt, war offenbar nur die Zweig des großen, weitverbreiteten Slaven-Stammes, des Jernandes „den wolkischen Stamm der Wenden“, die spätere Zeit Wenden oder Wenden nennt. Er theilte sich in zwei Hauptzweige, deren Wohnsitze der Dnieper trennte. Die eine Masse, Slawen genannt, lag vom Dnieper an nördlich über den Karpathen und den neuen Wohnsitzen der Gepiden, gen Westen bis an die Quellen der Weichsel und nördlich bis an die Dnepr; die andere, unter dem Namen Antes, beehrte sich in Kasanb eschweres vom Dnieper an bis zum Dnieper längs der Rüste des schwarzen Meeres aus.

Nach dem Sturze des großen Gotthischen Reiches aber, als für viele Völker eine solche Bewegung möglich war, zeigte sich in ihnen ein tollkühnes Drängen theils nach Süden hinab, wo sie sich in die von den Gothen und Hunnen verlassenen Sitze einlagerten, theils wolkenum nach Norden und Westen, wo sie die Gebiete der noch Westen fortgedrängten Germanen, namentlich auch die Landschaften zwischen der Weichsel und Elbe in Besitz nahmen. In diesem wilden Sturme aber, da sich Völker auf Völker warfen, bekämpften und unterjochten, verdrängten und angriffen, hatte sich eine mächtige Horde von Slaven an der Donau in Bewegung gesetzt und war unter dem gemeinsamen Stammenamen der Veden längs der Weichsel nach Norden gezogen, bis das Meer ihrem Zuge Gränzen setzte. Hier in den neuen Besitzungen sich niederlassend, ertheilten sie nun ihre besondern Benennungen. Ein Theil dieser kühnsten Stämme, der im ebenen Feldlande (Pole) sich niederließ, trug unter dem Namen der Polanen oder Polen auf; ein anderer, der sich im nördlichen Gebiete dieses Landes ansahnte, hieß Masowier; ein dritter, der in die Landschaft zwischen der Odra und Oder einrückte, Luricher, und ein vierter, der bis an das Küstenland der Ostsee hinabzog, warnte Mear-Rumocher oder Pomeraner genannt. Da diese lebten in ihrer neuen Wohnstätte einander, fanden sie dort wahrscheinlich schon Stammverwandte, Benerer oder Wendener vor, die nach dem Abzuge der Sepsiden die Weichsel überschreitend sich in den geräumten Gebieten niedergelassen hatten. Dessen blieb der Name Wendener der vorherrschende. Man begriff daher das gesammte dort wohnende Volk unter diesem Gesammtnamen und das Land selbst hieß nach viele Jahrhunderte hindurch das Wendener-Land.

Also hatte sich im Abzuge des sechsten Jahrhunderts die Gestalt aller Nachbarländer Preussens gänzlich verändert. Rings umher war dieses letzte Land mit Slavischen Völkern, verwandten Zweigen eines Stammes, umzogen. Für die im Westen, im Wendener Land wohnenden blieb auch samsthin der Weichsel-Ström die Schlagschelde, denn über diesen Strom nach Osten hin war, wie Jomardus ausdrücklich bezeugt, das Slaven-Volk nicht gekommen. Er kommt daher in seiner Zeit, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, auch keine Benerer oder Wendener in Preussien mehr. Nach seiner Darstellung der Völker-

Verhältnisse aber lag in ihrer Zeit östlich von der Weichsel an ein Volk, welches der Wikwarier nennt und dessen Wohnsitz sich bis an die Gebiete der Lestier erstreckten. Seine Worte lauten also: „Am Ufer des Meeres, wo in den Mündungen die Gewässer der Weichsel-Strömung sich in die See ergießen, liegen die Wikwarier, aus verschiedenen Nationen zusammengeseuert, wie in einem Zufluchtsort versammelt, doch in sich ein eigenes Volk habend.“ Ueber die Wohnsitz der Wikwarier kann um so weniger noch ein Zweifel entstehen, da Jernandes hinzufügt: es sey derselbe Weichsel-Werder, welchen früher die Gepiden im Osthege gehabt. Bevor nun aber dieses in der Geschichte sonst nirgends wieder auftretende Volk? Es ist in früheren Zeiten über die Abstammung und den Namen, sowie über die Erklärung und Bedeutung dieses Wikser-Namens viel gestritten und manches in ihn hinein und aus ihm herausgebeutet worden. Willmache giebt folgende Ansicht einiger näheren Aufschluß, inwieweit auch sie nur Meinung bleibt, jedoch gegründet auf geschichtliche Hindeutungen aus dem Wissen und dem Leben Germanischer Volkseigenenthümlichkeit.

Der Name Wikser, Wikra oder Wikien ist erwieslich eine alte Bezeichnung der Gothen, überall da wiederkehrend, wo Gothen ihre Wohnsitz hatten, so in Skandnawien wie in Preussen. Die Gebiete, die sie inne hatten, hießen daher auch dort wie hier häufig die Wiklande oder Wiklande. Da es nun keinen Zweifel unterwerfen ist, daß Gothen oder Wikien seit uralten Zeiten den Bewohner der Wiklandischen Küstengegend in der Nähe der Weichsel waren, so liegt wohl die Annahme nahe, daß wir im wesentlichen Theile des Wiksergemisches der Wikwarier Gothen zu suchen haben, denn sie vor allen geben ja der Gesamtheit den Namen. Betrachtet wir aber diesen Namen näher, so entspricht er in seiner Bildung vollkommen den Namen anderer Germanischer Völker, der Bructer und der Bentuarier, der Chatten und der Channarier, der Bojer und Bosuvarier, der Tagibarer und Ampstvarier. Wie es nun bei Deutschen Völkern Gewöhnlich war, gegen bedrohte Theile ihrer Wohnsitz Kriegsvölker aufzustellen, Markmannen zu Schutz und Hülfe der Landesgränzen, und Chatt-Varier die Wehren der Chatten, Bojo-Varier die Wehren der Bojer u. s. w. bezeichneter, so bildeten höchst wahrscheinlich auch die Wik- oder Wikser-Varier die Landes-Wehr oder Markmannen der Wikser oder Gothen zur Vertheidigung ihrer Gebiete nach Westen am Weichsel-

Strome. Hiernach würden wir in den Bithyniern eine vornehmlich an diesem Strome aufgestellte Wehrmannschaft zu suchen haben; sie bildeten dort zum Theil auch wahrscheinlich die Besatzung der Wehrburg *Wethilungis* an der Weichsel-Mündung, und wenn ihre Wehrstufe, wie Jernandes ansetzt, bis an die Gebiete der *Ustier* reichte, so scheinen sie auch die Wehrmannen der andern Burgen gewesen zu seyn, welche die Gothen früher längs dem *Prischen Hoff* hin erbaut hatten. Auf diese ihre Bestimmung scheint es auch hinzuweisen, wenn Jernandes von einer Auflese oder Zusammensetzung ihrer Zahl aus mehreren andern Völkern spricht. Ohne Zweifel waren die tapfersten und wehrhaftesten Männer aus den Gothen, *Ustern*, *Galindern*, vielleicht auch aus *Bendern* und *Rugern* ausgewählt worden, um sie als Schutz wehren an die Gränze zu legen, wo ein Einbruch des Nachbarkvolkes leicht möglich und vielleicht auch sehr zu fürchten war.

Langze mehrte diese tapfere Wehrmannschaft das Land gegen die in den Waffen unerfahrenen *Benden* geschützt haben; gegen den Ansturm der großen Kriegsmacht des eroberungslustigen Königes der *Ustgothen* aber reichte ihre Kraft zur Vertheidigung nicht aus; denn als dieser König *Hermanrich*, nachdem er das starke und stolze Volk der *Heruler* überwältigt und dann auch im Fortzuge seines Waffenglücks die *Benden* bezwungen, bis in die Gebiete der *Ustier* vorgezogen war, konnten die Bithynier seiner Macht nicht widerstehen. Sie mußten mit den *Ustern* die Obermacht *Hermanrichs* ebenfalls anerkennen; doch scheinen sie sich seiner Herrschaft, nicht freiwillig und durch kluge Mittel gewonnen, als durch Waffengewalt bezwungen, untergeben zu haben. Diese Unterwerfung der Völker an den *Walthischen Küstengebieten* unter die Herrschaft des *Ustgothischen* Königes war offenbar schnell vorübergehend und, wie es scheint, ohne besondere Folgen für die Verhältnisse des inneren Völkerebens. Die Freiheit der *Wesotauer* Genossen scheint auch durch dieses Ereigniß in keiner Weise beeinträchtigt worden zu seyn; vielmehr erhebt sich im Volke der *Ustier* noch lange Zeit ein fremdbüches Ansehen an den *Ustgothischen* König. Als nämlich im Anfange des sechsten Jahrhunderts *Herobrich* der Große, der erste große Stürm in der Frühedthe des Mittelalters, in glänzender Größe dem Reiche der *Ustgothen* in *Polen* vorstand, war es vornehmlich wohl die Erinnerung

der Bithynier an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, die sie zu diesem Kampfe aufrief.



diese für die Germanen-Venustätz muß ständliche Zeiten gewesen sein, in denen die Keltier, Galinder, Gothen oder Widoarier, auf dem gemeinsamen Boden wohnend, in vielfacher Gemeinschaft und täglichem Verkehr durch Handel und Wandel und andern friedlichen Verhältnissen sich fest und fest berührend und je mehr und mehr sich in einander verschlingend, immer mehr zu einem Ganzen wurden. Die Eigenthümlichkeiten der Völker verschmolzen sich gemäß um so leichter, als ringsumher das Land von Nachbarvölkern andern Stammes umjüngelt war, und in dieser nationalen Verschmelzung der Volkseigenthümlichkeiten entwickelte sich zugleich für das in Preussen lebende Völkergeschlecht die eigenthümliche Charakterbildung, die es in der Geschichte als ein besonderes und in sich abgeschlossenes darstellt. Dies ist unstreitig auch wohl der Sinn und die Bedeutung der Sage, welche für diese Zeit in das Bereich der Geschichte wieder eintritt und deren Recht wir auch hier wieder um so mehr achten müssen, als sie ungreifselhaft auf dem Grunde eines wahrhaft geschichtlichen Lebens ruht, denn die mythische Hülle, mit der sie dieses geschichtliche Leben umgibt, hat es doch keineswegs völlig unkenntlich gemacht. Jedem mit aber die Sage nach ihrer Weise erzählen lassen, mag es zugleich auch gestattet sein, das Nöthige zu ihrer geschichtlichen Deutung hinzuzufügen.

Als das Ständische Volk, so spricht die Sage, sich mit den Umerugern mehr und mehr befreundet und zu einem Volke vereinigt, fanden unter ihm zwei Männer auf, Brutero und Widoand, beriefen die Ältesten des Volkes zu einer Berathung und es ward für gut befunden, daß ein Oberhaupt an des Volkes Spitze gestellt werde. Die Wahl fiel auf Brutero, Widoands Bruder; er lehnte sie aber ab, weil er sich dem Dienste der Götter gewidmet, und wählte sie auf seinen Bruder, einen beherzten und verständigen Mann, also daß Widoand zum Oberhaupte des Volkes erhoben wurde. Zunächst berogen zu dieser Wahl eines obersten Volkshauptes war man durch die Gefahr eines Krieges mit dem Fürsten der Mosetier; denn dieser hatte schon vor der Ankunft der Ständischen Gothen das Volk der Umerugier überwältigt und zu Auslieferung einer Anzahl Kinder als Tribut gezwungen, welches Opfer ihm die Umerugier auch eine Bällung alljährlich bargewacht, nach der Ankunft der Ständier aber und ihrer Vereinigung mit ihnen verweigert hatten.

Eben wie auf die geschichtliche Grundlage, auf welcher die Sage bis hierher zu beruhen scheint, so lag zunächst die heidnische und kriegerische Verhältnisse zwischen den Slavischen Wafolenen und den Deutschen Preussen wohl in der Natur ihrer Lage und Stellung. Im Kriege mit Nachbarkönlern und im Elend in nachbarliche Gebiete gewohnt, mußte das Wafolier-Volk sich wohl auch in den neuen Besitzthümern sehr gemaßt fühlen, in die Gebiete des ruhigen und friedlich gestimmten Nachbarkönigs einzubringen und solchen Tribut konnte es erwünschten finden, als jedes Jahr eine Anzahl junger und rüstiger Menschen zum Tode seines wüsten Landes, zur Lösung seiner wilden Wälder und überhaupt zur Tragung aller Lasten des Lebens. Aber es mußte wohl auch eine Zeit eintreten, wo sich das bedrückte Volk des Joches zu entledigen suchte. Der Tribut wurde verweigert; es drohte die Gefahr eines Krieges. Ihn zu bezeugen, wurde Widmud, wie die Sage erzählt, zum Könige erwählt. Damit will sie, wie es scheint, nichts weiter sagen, als: es bedurfte zur Abwendung der Kriegsgefahr eines allgebieternden Oberhauptes der Behemmannschaft, der Widen-Wehren, Widenwarker, deren Bestimmung ja eben die Wehr und Vertheidigung des Landes war. Ein solches ober und nicht anders als Widmud, denn selbst nicht sein Name, richtiger Widenob, Widenob oder Widenob, bedeutet nichts weiter als Widen-Gebiet, Widen-Häuf, Widen-Häuser, Häufen. Namen bei andern Germanischen Völkern bezeugen diese Erklärung des Namens und Widenmuds Königswürde wäre demnach seine oberste Gebieterthätigkeit über die Widenwarker oder Widen-Behemmannschaft.

Die Sage berichtet nun weiter: Widmud beschloß hierauf mit dem Volke, seinen Heuter Prutens, der sich dem Dienste der Götter geweiht, als gemaßsamem Oberherrn anzuerkennen, in allem nur seinem Rathe und Willen zu folgen und ihm Gehorsam zu leisten, wie den Göttern selbst. Als Verkündiger des Götterwillens nannte man ihn Seine Geisante, d. h. Richter der Richter. Darauf entstand aber bald Zwietracht unter dem Volke, weil die Slawen die Unerbittlichkeit mit Gewalt beim Bau der Purgen zu treibender Diensthalt zwingen wollten. Die Erbitterung führte zu offenen Gewaltthaten. Da versammelten Widenmud und der Götze, um den Frieden wieder herzustellen, das empörte Volk



auf einen Tag vor die Burg Balga. Es kam zur Versöhnung, zu einer neuen Vereinigung und es wurden verschiedene Gesetze entworfen, daß keiner fortan mehr den andern verachten oder zur Theil gelangen und nur der für edler gehalten werden solle, welcher sich durch Thaten vor andern auszeichnete, sich im Kriegerkampfe hervorthue oder durch schnelle Hülfe den Verrathen erlöste. Andere Bestimmungen betrafen das Volk's inneres Leben, Sitte und Brauch, vor allem aber die Gründung eines gemeinsamen Götterdienstes. Nur drei oberste Götter, Potrimpos, Perkuno und Pissalos sollten fortan im Lande angebetet werden und um dieser Götter willen solle man den Griese und seine Nachfolger für die obersten Herren des Landes achten. Ihnen solle wie den Göttern selbst Furcht und Gehorsam gebühren. Alle Nachkommen, welche diese Götter verehreten, sollten geachtet und geliebt, welche sie aber schmähten und verachteten, durch Krieg und Feuer verfolgt werden. Zur Befestigung dieses Götterbundes beschloßen darauf Widarud und der Griese die Gründung eines Komore, eines gemeinsamen Götterheiligthums. Auf einer ansehnlichen Anhöhe in weitem Umfange ein großer Eichbaum, das Land weit und breit mit seinen Ästen behaltend. Dorthin entset man das gesammte Volk und, nachdem man ihm die aus Skandinavien schon mitgebrachten Götterbilder gezeigt und es zum Gehorsam und zum Dank gegen die Götter ermahnt, wurden die drei Bildnisse in drei in den Eichbaum eingehauene Nischen mit großen Gepränge aufgestellt und jeglichem Gott sein Kleinod und seine Opfer dargebracht. Dem Volke ward hienauf verkündet, daß hinfür nur an diesem Ort und in dem umherliegenden heiligen Walde, der Wohnung der Götter, ihnen Opfer und Gaben gesendet und solche ihnen auch nur durch gereichte Priester überreicht werden sollten. Darum solle der Priester ober der Wäiteleoten Wohnsig sein in der Heilighums Nähe sein und das Heilighum selbst, wo hienach auch der Griese wohne, solle hinfür Kikala oder Komore heißen.

So weit in ihren westlichen Zügen die Sage. Sehen wir auf den in ihr liegenden geschichtlichen Gehalt, so möchte er wohl darin bestehen, daß die eingewanderten Gothen, in ihrer Bildung höher stehend, im Waffengebrauche geübt, in ihrem Charakter kriegerisch gefaßt und zum Theil als Widen-Wägen die Waffen in die Hand behaltend, die friedlichen und räuberischen Urein-

wehete mehr und mehr unter sich hinabgedrückt und zu Diensten und Lehen gezwungen hatten. Es brach Unfriede und Feindschaft aus; die alten Landesherrn empörten sich gegen die herrischen Widen. Bei der von Kaiserin her kommenden Gefahr aber mußten die Häupter des Volkes um so mehr auf Mittel denken, die Volkseinstimmung zu heilen und die Feindschaft auszugleichen. Es ist nicht ohne bedeutungsvollen Sinn in der Sage, daß Widemuth, das Kriegshaupt der Widen, mit seinem nachkommenden Werk bei den Unterdrückten wenig Achtung und Gehorsam fand, daß vielmehr aber des Heime Schut und Warnung auf sie mächtigen Eindruck machte und zu Friede und Eintracht führte. Und wer war nun, diesen wir hier zunächst wohl fragen, in unserer geschichtlichen Einsicht dieser mächtige Volkshaupt? Wurden wir die Lebensverhältnisse, wie wir sie bei andern Germanischen Völkern, namentlich auch bei den Gotthischen Völkerzweigen finden, ebenfalls auf die Gotthischen Bewohner Preussens an, so scheint es kaum noch einem Zweifel zu unterliegen, daß der Heime unter ihnen in Beziehung auf seine Stellung, sein Amt, seine Würde und Wirksamkeit eine gleiche Bedeutung gehabt habe, wie der Gomer, der Gower, der Gower bei den andern Germanischen Völkern. Wie bei diesen der Herzog Fürst der Heimegenen. Führer der Wehmannen, Oberhaupt der Kriegerchaaren war, so stand in Preussen Widemuth als Widen-fürst an der Spitze der Widen-Wehren, und wie bei jenen der Gomer oder Graf das Gericht übte, für Bewandlung der Gesetze sorgte, Einteilung und Ordnung in der Volksgemeinde aufrechterhielt, als Haupt des Gower Ruhe und Sicherheit im gesellig-bürgerlichen Zusammenleben der Gowerbewohner zu bewahren hatte und zugleich als Priester der Volksgemeinde den Göttern die öffentlichen Opfer brachte, so stand in Preussen der Heime als Vermittler des Göttlichen und Menschlichen, als Handlender und Pfleger des Gesezes, der stillen und bürgerlichen Ordnung, als Richter für Recht und Strafe, zugleich aber auch als Diener der Götter und als oberster Vertreter alles dessen, was Religion und Götterdienst betraf, in der Volksgemeinde da. Fassen wir alles, was uns die Sage von der Verdrängung des Gomer und des Widemuth und von der Verdrängung und Verdrängung der Widen Preussens berichtet, in einen festen Gesichtspunkt zusammen, so scheint daraus die geschichtliche Thatsache

hervorgehoben: der Widen-Herst, dessen Gewalt sich vornehmlich nur auf das Widen-Volk aus Standen und auf die Widen-Wehren erstreckte, dessen Macht über die alten Landesbewohner wenigstens nicht wirklich anerkannt ward, und der Priore, der oberste Richter und oberste Priester, das Oberhaupt der alten, feindselig gesinnten Landesbewohner, dessen Herrschaft nicht über das Volk der Ästier, über welches er schon seit unvater Zeit gewaltet, hinausging, verbanden sich bei einer von Eiden, aus Mäherien bestehenden Gefahr, über doppelte Macht gegenseitig auszugleichen, durch eine Verköntigung über das Regiment des Friedens und des Krieges über Preussens gesamtes Volk die Verantwortlichkeit der Widenwehre aufzuheben, durch Vereinigung des Volkes gesamter Kraft zu verstärken und alles Eigenthümliche der Widenwehre in Eine und Lebensweise, in Gesetz und Götterdienst zu verschmelzen. Die Richter- und Schaprieister-Gewalt des Priore erstreckte sich nunmehr auch über das gesamte Volk der Widen und über die kriegerischen Widen-Wehren. Der Widen-Herst, Widenraub, wurde nunmehr Kriegs-oberherr des gesammten vereinten Volkes und gebot in seiner Kriegsmacht auch über die Ästier, Galinder u. s. w. Darum ist es auch nicht ohne Bedeutung, daß die Sage den Kriegsführer Widenraub nun auch eine vom Weiberg im Gebiete der Ästier erheben läßt.

Auf diesen geschichtlichen Sinn der Sage von einer längeren Verbindung und Verschmelzung der Widenwehre in Preussen weisen uns aber überdies auch noch geschichtliche Spuren hin. Das Ereigniß, wovon die Sage redet, muß im Verlaufe des sechsten oder siebenten Jahrhunderts vor sich gegangen seyn, denn in der Zeit, als in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts König Alfred der Große auf dem Throne Englands saß und der tüchtige Seefahrer Walstan (von dem wir später hören werden) Preussen besuchte, war jene Verschmelzung der Widenwehre längst vollendet. Das Widen-Land aber Widenland begann um diese Zeit am Weichsel-Entrone, zog sich am das Frische Haff, durch den westlichen Theil der Landschaft Ostland und umfingte nach sichern Zeugnissen im südwestlichen Theile Samland, wo das Gebiet Widenland hieß und die Gränze Widenlands bildete. Späterher ließen auch die Wohnsitz der Ästier weit nach Süden hinab und hatten sich dergestalt mit denen der Widen vermischet, daß eine

Begegnung gar nicht Statt fand und keine Sanderung der Völker mehr bemerkbar war. Das Größte Hoff dies lehrte auch das Test. Ment, weil ein bedeutender Theil seiner Küstenbewohner Jüdisch waren.

Ein anderes wichtiges Moment für die Verbindung und Verschmelzung der verschiedenen Völkergewirde stellt uns die Sage von der Gründung des Heiligtums Kemore auf. Daß sie dieses Heiligtum als eine neue Schöpfung ansieht und also jenes uralte Kemore an Samlands Westküste, dessen wir schon früher gedacht, nicht kennt, darf uns so weniger befremden, da sie als Slawische Sage alles an die Slawier knüpft. Es ist bekanntlich viel nach dem Orte gefragt und gesucht worden, wo dieses heilige Kemore einst gewesen sey. Man hat es bald in der Landschaft Ratangen bei Schippenheil, bald in Adronen, bald in Galindien suchen wollen. Die Sage selbst weist auf keinen bestimmten Ort hin; nur darin stimmen die verschiedenen Meinungen mit der Sage überein, daß es nicht mehrere heiligeörter dieses Namens in alter Zeit, sondern für Preussens gesamtes Volk nur Ein Heiligtum Kemore gegeben habe. Da nun aber mit vielen Gründen aus der Geschichte des Landes zu erweisen und selbst mit untrübsamen Zeugnissen heutiger Zeit zu erhellen ist, daß das älteste und ursprünglich einzige Kemore an der Westküste Samlands, nordwärts von Germar beim Dorfe Kamenen gelegen habe, also im Lande der Kessler zu suchen sey, so scheint der geschichtliche Sinn der Sage, wenn sie von einer neuen Gründung des Kemore spricht, wohl folgender zu seyn. Wodurch, der Widen-Häupt, und Orske, das Oberhaupt der alten Landbewohner, erkannten wohl, daß vor allen ein gemeinsamer Götterdienst und ein gemeinsames Volksheligtum die beiden Völkergewirde aufs innigste zu Einem Volke vereinigen würden. Die alten Landbewohner hatten bisher, wie die Sage andeutet, den Sternendienst gehalten, Sonne und Mond angebetet und nie zuvor das Bild eines Gottes gesehen; darum freuten sie sich der Götterbilder, welche ihnen die Slawier entgegen brachten. Der Grübe nahm sie mit Widenrubs Zustimmung als allgemeine Landeshüter auch für das Volk der Kessler in das alte Heiligtum Kemore auf und erließ es somit zu einem heiligen Götterfig für das gesamte vereinigte Volk. Mag nun der Götterglaube

der alten Nebenwohner des Landes, der Suttionen und Tschier, mit dem der Weihen aus Etanbien in diesem oder jenem vielleicht schon in einiger Verwandtschaft gestanden haben: so war wie für die feiethlichen Tschier das Kriegsheberhaupt und die stets bewaffnete Wehemannschaft der Widen, so für diese Widen die Macht des Gräwe und sein heiliges Komore eine neue, zwar die gesamte Erscheinung, eine neue Schöpfung im neuen Vaterlande; und wie die Gewalt des Widen-Häupten über die gesamte Wehemannschaft sich jetzt auch bis ins Land der Tschier ausdehnte, so hatte sich die Herrschaft des Gräwe im Kreise seines Wirkens bis an die Ufer des Reichs-Strumes und über das ganze Land ausbreitet.

Diese Vereinigung des Volkes aber hatte, wie die Sage erzählt, vernemlich jene Gefahr bewirkt, welche vom Fürsten der Masowier traher. Lange hatte er auf den gewohnten Tribut geharrt, mit Krieg zaudernd, weil er vernommen, daß das sonst künftwillige Volk in Kriegsdiensten gewandter geworden, sich einem Oberpriester untergeben und einen Kriegshäupten erwählt habe. Nun gefordert ward der schuldige Tribut von neuem verweigert. Der Fürst rüßte zum Kampfe und vom Könige Symbich aus Kreslanien hülfreich unterstützt, zog er den Kriegsschaaren Widewids bis zur Größe Masowiens entgegen. Die erlagen in einer blutigen Schlacht der größern Zahl des Feindes und der Uaglichkeit in der Waffentart. Das Land ward mit Raub und Plünderung heimgesucht. Widewid aber mit seiner Wehemannschaft ermannte sich bald wieder, denn viele der früher dem Masowier-Häupten überlieferten, nun im Kriege gefangenen und aus Masowien in die Heimat zurückgeführten Jünglinge hatten den Widen-Wehem die Kampfort der Masowier kennen gelehrt. Die Schmach zu tilgen brach jetzt Widewid mit seinen Schaaren ins Land des Feindes selbst ein und der Kampf entschied sich nun bei gleicher Waffentart für ihn. Masowiens und Kreslaniens Fürsten fielen beide im Streite und das Land unterlag weit und breit der Vernichtung. Die Wäiter in Komore aber empfangen des Elges Dank. Der Gräwe verordnete, daß fortan von jeder Kriegsbente ein Theil als Opfer den Göttern, ein anderer dem Gräwe und seinen Priestern, ein dritter den sitzenden Kriegern und ein vierter denen zuertheilt werden sollte.

die in der Heimat geblieben die Gefahren gegen den androhnenden Feind geschützt hätten. Da kam des erschlagenen Kaiserlich-Pfälzen Sohn Symwig, frumder Hilfe entbittend und ohne Macht in seinem Lande, zum Gräve und Witewud, um bei ihnen Frieden zu suchen, und es wurde ihm dieser gewährt, nachdem er mit des Erstern Erlaubniß den Vätern zu Komore ein weißes Roß zum Opfer gebracht. Also vergaßen nun die Völker die bisherige Feindschaft und es trat Handel und Wandel unter ihnen ein.

Bald aber erhob sich Streit im Innern des Landes selbst. Hören wir auch hieüber zuerst die einfache Sage. In Witewuds hochbetragtem Alter entstand unter seinen zwölf Söhnen Zwist wegen der Herrschaft, denn jeder begehrt des Vaters Obergewalt. Solchem Zerwürß zuvorkommen, versammelten die greisen Oberhäupter, Gräve und Witewud, die Vornehmsten des Volkes in Komore und nach Ermahnungen zu Friede und Eintracht erklärten beide es als der Götter Willen, daß das gesammte Land unter die zwölf Vätertheile getheilt und jeztlichen in seinem Theile ein Ort bestimmt werde, von welchem aus er herrschen solle. Nachdem der Gräve sie alle zuvor durch einen Eid zur Ehrfurcht gegen die Väter und zum fernem Gehorsam gegen den Gräve verpflichtet, rief Witewud seinen Söhnen Tino, Samu, Ende, Natre, Schalano, Natango, Barto, Galinto, Warano, Pegge, Ponggo und Chelano, jeztlichen seinen besonders Landestheil zu und sie theilten diesen ihren Landstheilen die Namen Lütthauen, Turland, Subonen, Natreuen, Schalauen, Natangen, Barten, Galindien, Wannen, Federland, Ponnesanien und Kulmerland. In jeztlicher Landtschaft aber erhob sich eine Berg, von welcher jeder sein Gebiet beherrschen sollte. Nachdem hieauf nach solcher Theilung Witewud als oberster Veldner und Fürst noch eine Theilung über das Land gemacht, beschloß er mit seinem Bruder, dem Gräve, sich im heiligen Komore zu seinen Voreltern ihrer Gesetze und Ordnungen den Göttern zu opfern. Als sie daher in einer feierlichen Versammlung der Landbesitzer und der Priester jene zur Wahl eines neuen obersten Kriegsfürsten, der das Volk schützen müsse, und diese zur Wahl eines neuen Gräven, der den Dienst der Väter besetze, umhertreiben hatten, befragten sie beide den Schlichterhaufen. Ihr mahnendes Wort aber ward nicht befolgt; die neue Wahl eines obersten Kriegsfürsten veranlaßte

Eintracht unter den Landesleuten und es gab es fortan niemals wieder ein solcher über das ganze Land. Nach über der Wahl des neuen Seins brach Zwiespalt aus. Lirco, Widemuds ältester Sohn, ward auf ewig, weil er seinem Bruder Richte nach dem Leben gestrebt, vom Rencore verbannt und gründete nun ein eigenes gleiches Helligthum in seinem Lande mit einem besondern Geiste. Doch achtete man auch fortan noch in Lirco's Land auf die Gebote des Oberpriesters in Preussen und leistete ihm Gehorsam.

Es die Sage über des Landes Theilung und die Namen der einzelnen Landschaften. Fragen wir nach der geschichtlichen Grundlage, die ihr unterliegt, so erkennen wir bald, daß sie das allmähliche Werden in eine bestimmte Handlung setzt, das allmähliche Entstehen in die feste Gestalt eines Ereignisses verewandelt. Der geschichtliche Gang der Landesverhältnisse aber dürfte vielleicht folgender sein. Der Widem-Jüß, Widemud, hatte zur Ausführung seiner Kriegsgelüste, zur Rüstung und Sammlung der Wehrmannen in einzelnen Theilen des Landes besondere Befehlshaber als Vorsteher der Wehren anordnet, wege er die Vornahmen, Rathsigen und Rathsigen auserkoren. Sie schienen den Namen Keils (den man später ins Wort „Keil“ übertrug) geführt zu haben. So lange ein oberster Kriegsfürst über ihnen stand, waren sie ihm zu Gehorsam verpflichtet und stets in fester Kreis mit ihm in enger Verbindung stehend, konnten sie, wie die Sage will, Widemuds Sohn genannt werden. Die längere Friedenszeit, deren sich das Land erfreute, ließ das Amt und die Obermacht eines obersten Kriegshauptes untergehen. Dem Kriegsbefehl wurden in ihren Landschaften freiere Herren; an kein Obergebot gebunden, geboten sie frei und unabhängig über ihrer eigenen Kriegswehren und solche Keils oder Landesfürsten über einzelne Gebiete wieset die spätere Geschichte Preussens wirklich auf. Auch ihre Namen sind in solcher Weise nicht erklärlich. Im voraus wollten Kriegshere an der Spitze ihrer Gaumanschaften mögen sie gemeinhin die Namen ihrer Landschaften oder ihrer Wehrmannen geführt haben, also der Anführer oder Keils der Galinder wohl weiß der Galinder, der der Ratanger der Ratanger u. s. w. genannt werden konnten. So war es auch sonst Germanische Sitte und es heißt sich somit der Widerspruch, daß wir die

Roman mehrer Landesherrschaften in weit früherer Zeit verstanden als von welcher die Sage spricht. Es erklärt sich denn auch die Erkennung, daß seit die Kriegerobersten zu freiem Herrn oder Ketz ihrer Landesherrschaften emporschnitten, die einzelnen Völkerteile mit dem Namen ihrer Landesherrschaften schäfer und bemerkbar gemacht. Ob damals aber, wie Vitzthum, so jede einzelne Landesherrschaft neben ihrem Herrn Sitz oder der Burg, in welcher der Ketz saß, auch ihren besondern Richter-Ort, einen Wohnsitz für ihren besondern Herrn, erhalten habe? Ob damals der Berg Gernose am heiligen Walde an der Elbe, wo nachmals Gernoburg entstand, der Sitz eines Herrn für Pommeranien wurde? Ob in jener Zeit die Orte Rehdorf und Rostgarten und das dinstige Wessens (d. h. der Gebiete-Ort, das jetzige Schloß) ihre Bestimmung als Herren-Sitze und Richter-Orte erhalten haben mögen? Ob überhaupt wie die Macht des einen Edlen-Herrn, so auch das Richter- und Vorker-Ort des einen Herrn geteilt worden sey und jede Landesherrschaft sondern ihr besondern Herrn und ihrem eigenen Herrn, vielleicht in gewisser Abhängigkeit von dem alten Herrn und dem Haupt-Herrn gehabt habe? Das alles sind Fragen, die keine mehr erschließen kann. Nur einzelne Spuren der spätern Geschichte deuten darauf hin, daß jede Landesherrschaft ihren heiligen Wald und in diesen heiligen Waldern die einzelnen Herrn ihre Wohnsitz und Richter-Orte gehabt zu haben scheinen.

Das ist es etwa, was wir als das Wesentliche und als den innern Kern der Sage festgehalten haben. Mag immerhin vieles Einzelne mythischer Umhüllung angehören; mag man die Einzelheiten ihrer Erzählung deuten und verstehen, wie man will: sie beruht in ihrem innern Gehalte untrennlich auf dem Grunde eines wahrhaft geschichtlichen Lebens und es muß selbst auch die Zeit festgehalten werden, von welcher sie spricht; es muß demnach im Ablaufe des sechsten und im siebenten Jahrhundert das Wesentliche des Lebens, wie es die Sage schildert, in Preussen bestanden haben.

Über auch nachdem und die Sage, dieser unsicheren Führer, verlassen, betreten wir noch keinen klaren geschichtlichen Boden, denn wenn wir auch in Ratz des Ossen Zeit aus einer zuverlässigen Quelle erfahren, daß man damals die Bewohner Preussens immer noch unter der alten, allgemeinen Benennung der Ketz



kannte und von dem Slaven unterschied, so ist es eben auch nur dieser Name, der uns aus dieser Zeit entgegentritt. Auch die alten Scandinavischen Sagen führen uns vorerst in unsere Kunde des Landes nicht viel weiter, denn wenn wir auch hören, daß der alte Scandinavische Sagen-Held Starkletter auf seinem Siegeszuge gegen die Kurländer, Semgallen und andere östliche Völker, die sich der Dienstbarkeit des Dänen-Königs Frode entziehen wollten, auch die Sembier oder Samländer heimgesucht und überwältigt, daß häufig auch die Scandinavischen Kämpen, raublustige Uden, Seckönige genannt, bei ihren Raubzügen auf dem Ostrogoth, Aufarweg oder der Ostsee die Ostliänder und insbesondere auch Preussen, die man mit dem Gesamt-Namen Reithgothland bezeichnete, mit ihren Raubheeren überzogen, daß namentlich König Jarnevald von Halland, nachdem er westwärts das Slavenland überwältigt, auch in Preussen eindringend die Samländer bezwungen habe, so eröffnen uns diese düstern, verunglückten Nachrichten keinen weitem Blick in des Landes eigentliche Geschichte. Es würde mehr erzählen als beschreiben, die Raub- und Kriegszüge der slaverischen Seckönige und der plündernden Wikingherden oder Wikingherden, wie ihre Scharen genannt wurden, die bald die gesammten Gebiete Reithgothlands, bald nur einzelne Lande, namentlich auch Preussen mit Kampf und Raub heimsuchten, hier der Rede nach aufzuführen. Sie haben, wie wir sie kennen, in sich selbst und geben aus sich kein klarer geschichtliches Licht. Es erscheint immer wie eine nordische Nebelgasse, wenn z. B. der mächtige König Inge Wilsabne von Reitha auf dem Aslurweg als Herrscher herüber ins Aslarreich kommt und die kleinen Könige der Reithgothischen Lande, also auch die in Preussen, bis zur Knechtschaft niederkniet, oder wenn der im Besitze der Skalten hochverherrlichte König Regnar Loddeval mit seinen kühnen und tapfern Kämpen aus Wormalen und Karland herabstürmend, in Samland als Sieger und Gebieter begrüßt wird. So liegen Jahrhunderte in einem wunderlichen Zwielichte zwischen der Dämmerung der Sage und dem hellen Tage der Geschichte, zwischen Dichtung und Wirklichkeit da; nur dem Staldergesange, der Sage und einigen spätem Chronisten verdanken wir es, daß diese Zeiten nicht ganz ins Dunkel der Vergessenheit übergegangen sind.

Da bricht mit einemmal ein neues Licht in diese Zeit herein. Ein kühner Seefahrer Wulffian, vielleicht in Schweden geboren, unternimmt zu Ende des neunten Jahrhunderts, wie es scheint, auf Auftrag des Königes Alfred des Großen von England, eine Seefahrt an Preussens Küste, und glücklich heimgekehrt berichtet er dann dem Könige, auf welchem Wege er Preussen gefunden und was er von des Landes Beschaffenheit und der Sitte des Volkes gesehen. Hierin wir das Wichtigste seines Berichtes. Von den vielbesuchten, durch reichen Verkehr belebten Handelsorte Hedeby in Schweden führt er mit seinem Schiffe aus. Auf seiner Fahrt nach Osten liegt ihm zur rechten Hand ein See an die Weichsel-Mündung weit ausgedehntes Land, welches Wendenland oder das Wendenland genannt wird; es ist die ganze Südküste der Ostsee, wo von dem Weichsel-Strome an bis über Rastenburg nach dem alten Bagrien hin Slaven oder Wenden wohnten, die damals der Herrschaft Dänemarks gehorchten. Wulffian betritt das Gebiet des Weichsel-Stromes. Die Weichsel, sagt er, ist ein sehr großer Fluß und hat zur Seite Wiltand und Wendland. Das Wiltand zeigt sich zu dem Osten hin. Die Weichsel kommt aus dem Wendenlande und fließt in das Ostmeer, welches sich weitgehend fast zehn Meilen ausdehnt. Auch der Älbing (Elbing) läuft im Osten ins Ostmeer, an dessen Ufer die Truse liegt. Beim Einströmen ins Ostmeer ändert die Weichsel den Namen und geht aus diesem Meere nordwestwärts in die See, daher nennt man dieses Weichselmüde.

Sehen wir näher auf das eigentliche Ergebniß dieses Berichtes, so findet Wulffian ostwärts vom Gelug-Strome, der Weichsel, noch jetzt das alte Widenland oder Wiltand, die früheren Heimat der Widen, Gothen oder Widwarier; es geht sich nach der Gegend der Ostsee, der alten Ostsee, hin. Des Volks-Namen der Widen selbst nennt Wulffian nicht aber er umfaßt ihn in dem Namen Wiltand; auch weiß er nichts von einer Größe der Wohnsitze der Widen und der Ostsee, was wahrscheinlich bei der Vermischung der Völker keine Begründung mehr Statt fand. Sein Ostmeer ist der alte Name des Preussischen Haffs, dessen Breite von fast zehn Englischen oder drei Deutschen Meilen an manchen Stellen noch heute dieselbige ist. Seine nordwestwärts gerichtete Strömung der Weichsel und des Älbings (nachdem sie

sich im Hülischen Haß vereinigt) in die See erklärt sich durch die erwähnte Auswanderung bei Weichselmünde, worunter er offenbar nichts anderes meint, als was wir jetzt das Tief nennen. Dieses mächtigste Tief aber muß nach andern Gründen, die zum Theil sich noch auf die Beschaffenheit der Dentschkeit stützen, zu Wulffstam Zeit im westlichen Theile des Hülischen Haßs, vielleicht bei dem jetzigen Orte Kahlberg auf der Rähning gesucht werden. Am Gesäße des Ostsees sindet Wulffstam den Handelsort Truso, offenbar das Ziel seiner Fahrt und dem gewiß schon vor seiner Fahrt bekannt. Wie um diese Zeit Schweden an Wirta oder Ögtruna, das Staronland an Julia, Schletzig an Hedaby ihre verschiednen Handelsorte und Stapelplätze hatten, so stand sonder Zweifel in Preussen Truso als ein solcher da. Seine Lage und der mit Preussen Staat findende Verkehr aus andern Landen weisen entschieden auf diese sehr Bestimmung hin. Wir erfahren aus bestimmteste, daß Preussen bald nach dieser Zeit und zwar Zweifel auch schon sehr theils mit Wirta in Schweden, theils mit dem weicherhäutigen Stapelplatz Julia an der Starischen Küste, theils mit Hedaby in Schletzig in Handelsverbindungen stand und an allen diesen Orten Handelschiffe aus Preussen zum Austausch ihren Waaren gesendet wurden, dergleichen auch das Schiffe aus diesen Orten, namentlich aus Julia, häufig nach Preussen segelten, um hier die Erzeugnisse des Landes, Perlscheln, Fische, Polymers und dgl. gegen andere Lebensbedürfnisse einzutauschen. Truso am Hülischen Haß, unfern von dem damals wahrscheinlich ihm gegenüber liegenden Weichselmünde oder Tief, war der Ort, wo dieß geschah und wohin ohne Zweifel auch den Besäßer Wulffstam Handelsinteressen getrieben hatten.

Das Essen aber, versteht Wulffstam weiter, ist hier groß und dort sitzen viele Bungen und in jeglicher ist ein König. Da ist auch viel Feinigkeit und Zücker und die Könige und die reichsten Männer trinken Pferdefleisch, die Unvermögenden und Sklaven aber Roth. Hier wird bei dem Essen nicht getraut, da dort Weitz genug vorhanden ist. Es ist aber viel Streit unter ihnen. — Auch diese Schilderung Wulffstams ist für uns von hehmem Interesse. Sie deutet uns nämlich an, daß die Wohnsitze der Ethen ein weit ausgebreitetes Gebiet, also nicht mehr bloß Zwanland umfassen und der Ethen Name sich schon weit verbreitet, den der Woden, wie

es scheint, bereits ganz in sich aufgenommen hatte. Das Land war zahlreich mit Burgen besetzt, eine um so wichtigere Bemerkung, weil sie die Sage bestätigt, daß schon jeder von Wibemuths zwölf Söhnen sich eine Herrschaftsburg erbaut habe. Auf jeder saß ein Waldfürst, ein König. Dieß war jene Keitt, die Landesfürsten einzelner Landschaften, von denen wir schon früher sprachen. Ihr Name Keitt, führte zur Angelsächsischen Bezeichnung von „Königen“ oder Königen. Unter den Vertheilern des Landes bemerkt der Verfasser einen deutlichen Unterschied der Stände, bestehend nach seinem naturgemäßen Ursprunge auf Reichthum und Armuth, auf Freiheit und Dienbarkeit. Den Fürsten oder Keitt zunächst standen die Reichsten als die Vornehmsten, nach folgten nachher die Freien oder der Adel des Landes, denen ihr größeres Reichthum an Landbesitz, Vieh und Sklaven hohes Ansehen beim Volke und Einfluß und Gewicht bei den Landesfürsten in die Hand gegeben. Sie mochten bei Beratungen und Versammlungen, im Krieg und Frieden des Keitts mit Rath und That zur Seite stehen und im Kriegsbetriebe den eigentlichen Kern bilden. An sie schloß sich ein zweiter Stand von solchen, die zwar der Freiheit genoßen, in ihrem Besitze und Vermögen aber beschränkt waren. Die Widen ohne Zweifel die Mehrzahl, das eigentliche Volk. Die dritte und niedrigste Klasse der Landesknechte waren die Sklaven oder Anceite, auf denen das gemeine Leben mit seiner ganzen Schwere und mit allen seinen Mühen lag. Königlich Veranlassung oder Gefangenenschaft im Kriege mochten vornehmlich diesen Menschen ihr Loos der Dienbarkeit gebracht haben. Ueber die Stellung dieser drei Menschen-Klassen zu den Keitt und ihre Verhältnisse unter einander hat uns Wissen nicht befehrt. Er weiß nur, daß Entensmuth, zu einem voranschreitenden Genuß zubereitet, bloß den Verachteten zugestanden und dieß der Grund zu vielen Streichen unter ihnen war.

Besonders bezeichnend erschien dem Verfasser die im Volke herrschende Sitte der Leichendekoration, die Aufbahrung der Leichen durch eine künstlich hergestellte Kiste bedecken ein halbes Jahr lang, das Wittrennen zu Fuß nach entlegenen Siegespreisen von der Hinterlassenen Habe des Verstorbenen und dann die Verbrennung der Leichen mit ihrem Wapen und Kleidern, wobei wir zugleich erfahren, daß Preussen schon damals treffliche

Hoffe jeg und daß sie in hohen Werthe standen. Auch die Religion der alten Preussen zu schwebelnden Fasszügen, wobei vor allem dem Tumsle stark gekräftigt ward, blieb von dem Fremdlinge nicht unberührt. So weit beleuchtet Wallföhr, zwar sparsam, doch immer vielfach belehrend, des Landes innere Verhältnisse.

Darauf erschienen um die Mitte des zehnten Jahrhunderts wieder die Dänen im Lande. Hugin, ein Sohn des Königs Harald des Zweiten (Klaxand oder Klaxha) unternahm es, sich eine Herrschaft an der Südküsten Küste zu gründen. Mit einer Anzahl kühner und tüchtiger Krieger, nach Art der alten Seefürsten die Küste durchsegelnd, landete er an Samlands Küste. Sein Plan war, nicht wieder in die Heimat zurückzukehren; er verbrannte deshalb seine Schiffe noch vor dem Beginne der Schlacht und flohte daher um so sicherer, weil seinen Kriegern die Hoffnung zur Nahrung entnommen war. Zwischen Sieg und Tod gestellt übermältigte er die Samländer im blutigen Kampfe; die waffenfähigen Männer wurden insgesamt erschlagen und die Frauen gezwungen, sich mit den Siegern ehelich zu verbinden. So ward ein neuer Stamm der Bevölkerung, eine Dänische Niederlassung in Samland gegründet und Hugin beherrschte sie bis an seinen Tod. Aus dieser Zeit aber mögen die „alten Wiltlinge“ Samlands stammen, eine Anzahl vornehmer und über gewisse Landgebiete herrschender Familien, deren ein großer Theil der übrigen Bevölkerung als dienstbar untergeben war, denn höchstwahrscheinlich theilten sich die Sieger in das gewonnene Land, so daß jeder in dem Gebiete, welches ihm zufiel, das Gebietes Herr blieb, während die alten Bewohner als Ueberwundene seine dienstpflichtigen Unterthanen bildeten. Wiltlinge hießen damals überhaupt jene foräulerischen Abentheurer, die auf der See unterthorwiegend bald hier bald dort zu Beute und Eroberung an den Küsten landeten und im Verwahr ihre Wilder versuchten. Ungeachtet ist, daß diese vornehmen Wiltlinge in Samland mit reichlichen Landbesitz, mit mancherlei Vorrechten, mit großem Ansehen und Einfluß auf das Volk schon als ein edler Herrschaftsstand im Lande saßen, bevor es der Deutsche Orden übermältigte. Sie möchten also wohl die Nachkommen jener Dänischen Sieger sein, die sich um diese Zeit des Landes bemächtigt. Uebrigens bleibt uns ganz unbekannt, ob und in welcher Verbindung die Dänische Nieder-

lassung in Samland mit dem Mutterlande Dänemark fortan noch verbunden habe, denn die Geschichtschreiber der Zeit setzen jetzt den Blick auf Preussens stämmige Landschaften.

Von Süden her nämlich sollten nun bald die ersten Strahlen des Christenthums ins heidnische Land hereinleuchten. Dort waren Maehren und Polen lange Zeit, nach früheren schicksalichen Verührungen, friedliche und befreundete Nachbarlande gewesen. In den letztem Lande, in Polen, hatte sich unter Verhältnissen, die wir von andern Geschichtschreibern geschildert finden, aus der Zahl der Oberhäupter, der Kriegsfürsten des Volkes, der Fürstentümer der Piasen zu bedeutender Geltung emporgehoben und ein Fürst dieses Stammes, Mieszko oder Meko war bereits um J. 966 durch Hebe zu seiner christlichen Gemahlin Dancowka, des böhmischn Herzogs Boleslaw Tochter, dem christlichen Glauben zugeführt worden. Seinen Beispiele war darauf im Belamung des Staates auch das ihm untergeordnete Volk gefolgt. Und Preussen eben, wie auf Pommeren, hatte dieß vorerst noch keinen wesentlichen Einfluß, denn in beiden Ländern lebten die alten Götter noch in voller Kraft des Glaubens ihrer Verehrer. Anders schon unter Meko's Sohn und Nachfolger, dem Herzog Boleslaw. Er hatte bereits zwischen den Jahren 993 bis 997 seine Herrschaft bis an die Küste der Ostsee über Pommeren ausgedehnt. Danzig war schon in seinem Besitze und selbst die nächsten Gebiete Preussens an der Weichsel schienen von ihm für einige Zeit überwältigt worden zu seyn.

Es war um dieselbe Zeit, etwa im Jahre 966, als bei ihm Adalbert, der zweite Bischof von Prag, erschien, um als Apostel der Heiden bei einem nachbarlichen Volke für Verbreitung des Evangeliums zu wirken. In Böhmen einem großem Geschlechte entstammend, früh schon in Folge geschwächter Gesundheit dem geistlichen Stande gewidmet, in der Klosterschule zu Regensburg gebildet, wo er sich seines Lehrers Eberich und des Erzbischofs Adalbert Hebe und Kunst in hohem Grade erfreute, dann nach Prag zurückgekehrt zuerst zum Amte eines Subdiakons und hernach zur Würde des Bischofs von Prag erhoben, bald aber wegen seiner scharflichen Strenge in Zerwürfniß mit den Großen und dem Volke seinem Amte entsagend oder daraus vertrieben, eine Zeitlang Mönch im Kloster Cassius in Italien und im Kloster bei

hilf. Merkt' ja Rem, wo er sich ganz dem beschaulichen Leben hingab und freiwillig die gemeinen Klosterdienste verrichtete, darauf auf des Papstes Weisung in sein bischöfliches Amt nach Prag wider zurückkehrend, bald aber wegen seiner sonderbaren Sitten-Strenge in neuem Zwiespalt mit seinem Vorgesetzten, sein Amt abtrotzte verlassend und in Rem sich wiederum dem Mönchseleben widmend, hierauf eine Zeitlang am Hofe des Kaisers Otto des Dritten verweilend, wo er sich dessen hoher Freundschaft erfreute. — so in einem vielfach bewegten Leben umhergetrieben, sagte er nicht ohne des Kaisers Ermunterung den Entschluß, bei irgend einem bedächtigen Vorgesetzten des Evangelium zu verkündigen. Er begab sich an den Hof des Herzogs Boleslaw von Polen, wo schon einer seiner Väter sich des Bisthums Gnesen erworben, und fand dort ebenfalls die ehrenvolle Aufnahme, Liebe und Verehrung. Lange schwankend, ob er sich zu den Luthern in Pommern oder zu den Preussen wenden sollte, entschied er sich endlich für die Letztern, nicht ohne Einwirkung des Herzogs, denn wie der Bischof auf dessen Beistand rechnete, so hoffte dieser von der Bekehrung der Preussen einen um so sicherern Bestand seiner Herrschaft in den Reichsfürstenthümern. Mit zwei ihm näher stehenden Bischöfen, Brandeburg und Breslau, nach einem Besuche von dreißig Bewaffneten fuhr Walbert im Frühling des J. 997 die Reichsfürsten bis Danzig. Große Scharen des Volkes empfingen schon hier von ihm christliche Belehrung und die Weihe der Taufe. Darauf wandte er sich zu Schiff ins holländische Preussen, wo er, nachdem er die Polnischen Bewaffneten, um in den Bewohnern nicht Mißtrauen und Erbitterung aufzuregen, zurückgelassen, zuerst am Ufer des Preussischen Haffs landete und dann eine kleine Insel, wahrscheinlich in der Nähe der damals anders gestalteten Mündung des Pregeles ins Preussische Haff, betrat. Dort schon von den Bewohnern freundlich behandelt, begab er sich auf das andere Ufer des Flusses, auf Samlandisches Gebiet. Auch hier reichten ihm die yndischen Bewohner, nachdem er ihnen seine Herkunft und den Zweck seiner Reise zu ihnen kund gegeben, mit dem Tode, so fern er sich nicht allzufern entferne. Sein Schiff von neuem besetzend landete er weiter westwärts an Samlands südlicher Küste, verweilte fünf Tage in einer Dorfe und zog dann weiter ins Land durch eine wüste Waldgegend, da wo jetzt Pillau und Riga-

hausen liegen. Dort aber hatte er mit seinem Gefährten, ohne es zu ahnen, den heiligen Wald durchwandert und das heilige Feld betreten, welche sich von hier bis nach Nemoss hinaufzogen. Es drohte ihrem Hauptern eine schreckliche Gefahr; sie hatten ein Verbrechen begangen, welches nur der Tod am Fremdlinge sühnen konnte. Da erschauete sie plötzlich das milde Gesicht der herausstürmenden erglänzten Helden. Sie wurden umringt, in Fesseln gelegt und Adalberts Brust durch den Barßspieß eines wüthenden Sizzo, eines heidaischen Priesters, durchbohrt. So fand er am 21. April des Jahres 907 bei Ankitten nördlich von Zischhausen in frommer Ergebung den Märtyrer-Tod. Seine treuen Gefährten, anfangs in Fesseln gehalten, entkamen nachmals frei gelassen nach Polen, dessen Herzog den verblümmten Leichnam des Apostels mit einer bedenkenden Summe den Preussen abliefte und zur Vertheilung frommer Gläubigen in die Hauptkirche nach Gnesen bringen ließ. Es ist spätere Sage, daß die Helden den Kaufpreis in Silber nach der Schwere des Kleides bestimmten, das Gewicht desselben aber wunderbar leicht gefunden ward. Das Andenken des heiligen ward von der Nachwelt in den christlichen Landen vielfach gelehrt. Schon wenige Jahre nachher, im wunderbaren Jahre 1000 nach Chr. Geh., trat Kaiser Otto der Dritte eine Pilgerreise nach Gnesen an und traktete an Adalberts Grabe, um dort die Zeichen und Wunder zu sehen, von deren Erzählung die christliche Welt erfüllt war. Von Boleslaw mit einem Arme des heiligen Märtyrers beschenkt, erhob der Kaiser Gnesen zu einem Erzbisthum und Adalberts Freund und Gefährten Gaudentius zum ersten Erzbischof von Gnesen. Herzog Boleslaw verherrlichte Adalberts Andenken durch eine goldene Denkmünze. Adalberts Leichnam, bald darauf nach Prag gebracht, war dort lange Zeit das Ziel der Pilgerreisen von frommen Gläubigen aus allen Landen. Wie in Italien, in Böhmen, Ungarn, Schlessien und Polen, so erstiegen ihn zur Fröi und frommer Verehrung auch in Pommern und Preussen zahlreich Kirchen und Kapellen. Von zu Chem und unter seinem Namen geweiht erbaute man nachmals die Kathedrale in Königsberg; er wurde als Schutzheiliger des Bisthums Samland verehrt und noch in spätern Zeiten ward an dem Orte, wo er den Märtyrer-Tod gefunden, unfern vom Meereluser eine Kapelle errichtet und nach seinem



Namen benannt. Aus weit entfernten Landen kamett hienhin Pilgrime, um sich durch Andacht und fromme Spende die vom Papst Eugenius dem Birten dafür verheißene hundertthägige Indulgenz zu erwerben. Man sah es freilich nur noch wenige Mauersteine, die dem wie einst den Boden, so den Christen heiligen Boden bezeichnen, jedoch Ueberreste, an welche sich eine große Erinnerung knüpft, die Erinnerung an den Glaubenshelden, dessen Seele innigst von dem Wunsche erfüllt war, von hienaus den ersten Lichtstrahl der Lehre des Gekreuzigten über das ganze Land leuchten zu lassen.

Es waren aber damals auch im Glauben andere Zeiten, als die unsrigen sind. Adalberts Jammer-Tag konnte nicht abschneiden, vielmehr nur ermahnen, begreifen und als Helden-Beispiel heiliger Glaubenskraft zu neuer That reizen. Und also wirkte er auch. Es folgte auf Adalberts Bahn etwa zehn Jahre später ein anderer Helden-Bekehrer, Bruno von Querfurt. Aus einem freiherrlichen Geschlechte entstehend, — sein Vater Bruno war ein Zeitgenosse und Bekannter des berühmten Geschichtschreibers und hochverehrten Bischofs Dithmar von Merseburg, — war auch er, früh schon dem geistlichen Stande gewidmet, auf der Schule zu Magdeburg herangebildet, lebte dann eine Zeitlang am Hofe des Kaisers Otto des Dritten, beglückte diesen auch nach Italien, begab sich aber in Rom, dem Weltleben gänzlich entsagend, in den Benedictiner-Orden. Dort umwehte ihn Adalberts Geist; er beschloß, auf gleicher Bahn sich Verdienste um Kirche und Glauben zu erwerben; es ledete ihn zunächst auch Adalberts Ruhm und Verherrlichung unter den Menschen. Der Papst Gregorius der Zweite, zum frommen Werke seine Genehmigung ertheilend, verlieh ihm bereits voraus die Würde eines Erzbischofs im Lande der von ihm bekehrten Heiden. Die Kriege des Herzogs Boleslaw des Tapfern von Polen mit dem Kaiser hinderten jedoch das Unternehmen nicht. Bruno, der sich ebenfalls an den Hof dieses Herzogs begeben, benutzte die Zeit zur Erlernung der Preussischen Sprache und trat endlich im Jahre 1008 seine Wanderung nach Preussen an, von achtzehn Gefährten begleitet. Seine Bemühungen indeß hatten wenig oder keinen Erfolg; trotz den Warnungen, die man ihm ertheilte, zog er mit ins Land nach Osten hin, wo er eines Tags während der Verkündigung des

christlichen Beries plötzlich überfallen und am 14. Februar 1668 mit allen seinen Gefährten erschlagen wurde. Herzog Riedelau soll auch seinen Leichnam von den Preussen erkaufte haben, um ihn „zum künftigen Trost für sein Haus“ nach Polen bringen zu lassen.

So waren beide Versuche, den Samen des Christenthums in Preussen anzupflanzen, ohne allen Erfolg geblieben. Der Grund dieses Mißlingens der Bekehrung der Preussen lag zum Theil wohl offenbar in dem Umstande, daß dem Volke der neue Glaube von einem Lande her zugebracht ward, dessen Fürst mit ihm längst in schädlichen Verhältnissen stand. Dennern und auch schon der westliche Theil Preussens mußten, wenngleich das letztere auch nur für einige Zeit, den Gehoten des Polen-Herzogs gehorchen; das Christenthum sollte, das zwischen die Preussen wohl erkennen, das Joch seyn, welches unter fremder Priester Gewalt den Gehorsam gegen den fremden Fürsten nur noch mehr befestigen sollte. Zudem stand mit dem Aufgeben ihres alten Glaubens ihr ganzes bisheriges freies Leben auf dem Spiele. Es erstarben mit dem neuen christlichen Glauben nicht blos ihre alten Götter und alles, was diese an Laß und Freude ins Leben gebracht; es wurden nicht nur die Feste und Feiertage, die sich an ihre Bekehrung knüpften, bedeutungslos und sinnlos, sondern es verlor auch ihr ganzes Leben seine bisherige Heiterkeit; ihre Priesterschaft und deren mächtiger Einfluß auf das Leben sollte untergehen und alles, was bisher in Ehre und Anseh., in Verfassung und Lebensweise, in bürgerlichen und religiösen Verhältnissen dem Volke seit Jahrhunderten werth und theuer gewesen war und sich ins Leben tief verwurzelt und verzweigt hatte, sollte aufgegeben werden gegen einen Glauben, der von einem fremden, feindselig gestellten Nachbarn herübergebracht, nichts zum Ersatz für die großen, bedeutungsvollen Verluste bot, der nur von einem gekreuzigten Gotte sprach, von Priestern verkündigt, die in menschlichem Geiste nur Entsagung, Selbstverleugrung, Kreuzigung des Fleisches und dgl. predigten. In solcher Weise konnte vorerst das Christenthum im Volke Preussens seinen Anfang finden.

Währendem hatte sich im Norden des Landes in der Gegend der Dinge Manches verändert. Die Dänische Ansiedlung in Samland hatte sich, wir wissen nicht unter welchen Verhält-

nissen und durch welchen Kalaf, von der Abhängigkeit gegen Dänemark völlig losgerunden und durch Herrn Bischof ermuntert hatten sich bereits auch die Dänischen Ansiedlungen in Pommern vom Mutterlande getrennt und ihrer alten Stammesbrüder öfter sogar schon feindlich behandelt. Kaum aber hatte Kamek der Große Dänemarks Thron bestiegen, als er mit einer mächtigen Flotte nicht bloß die Dänischen Colonien und andere Gebiete in Pommern, sondern auch Samland von neuem unter seine Herrschaft zwang. Auch über Samland scheint er seine Macht vertheilt zu haben, so daß vielleicht der größte Theil der Küste des Frischen Haffs damals dem Dänischen Gehet gehorchte. Wie über Pommern, so setzte der König nachtheiligh auch über die eroberten Gebiete in Preussen seinen Sohn Suero als Statthalter ein; er selbst ward nun auch König von Samland genannt, also daß der Gedanke, daß Dänemarks Könige wegen der frühern Rickertsetzung auch Ansprüche auf Samlands Besitz gewonnen hätten, wieder neue Festigkeit auch für die folgenden Zeiten erhielt. Wahrscheinlich hielt ein Theil des königlichen Königlitz, einer Horde der ausgesuchten und trefflich bewaffneten Kriegerleute, die der König als Besatzung ins Land legte, das Volk fortan im Gehorsam.

Um diese Zeit aber, im ersten Jahrzehend des ersten Jahrhunderts geschah es auch, daß der Name Preussen aus dem Dunkel zuerst hervortritt. Land und Volk hatten bisher bei verschiedenen Völkern lange auch verschiedene Namen geführt. Wir hießen sie bereits Aestland, Sponien, Kessen, dann auch Witten und Witland oder auch Wethen und Reingethland nennen. Bei den Polen scheint dieser Name, auch Wethen oder Weren geschrieben, die älteste Bezeichnung für ihre nördlichen Nachbarn gewesen zu seyn und er erhielt sich bei ihnen auch noch jetzt und in späterer Zeit. Die Skandinavier wechselten mit den Namen Kestland, Sponien und Kessen oder Sambien, Sambien, Samland und Samen, Samen oder Sember; der letztere war bei ihnen der gewöhnliche, ebenso an den Nordküsten Deutschlands, wo der Name gleichfalls wie bei den Skandinaviern wechselte. Aus dem mittlern Deutschland kommt uns jetzt zuerst der Name Pruzzen und Pruggen oder Pruzen für Volk und Land entgegen, und Wandemüel, der Biograph und Lebensbeschreiber des hül. Adalberts ist der Erste, der uns ihn zwischen den Jahren 997 und 1006 nennt. Nach ihm

erwähnt des Namens Preußen auch der Geschichtsschreiber Dinnar von Merseburg, der ihn wahrscheinlich durch das Schicksal seines Freundes, des Heidenabdeckers Bruno, erfahren hatte. Dessen ward er sowohl bei den Deutschen, als bei den Polen und andern nahen Völkern gewöhnlich und verbreitete je mehr und mehr die übrigen ältern Benennungen. Aber woher mit einemmal der neue Name für dieses Volk? So hat man in frühern Zeiten häufig gefragt und es ist nichts, was etymologische Deutung oder Ähnlichkeit von andern Volks- und Stammennamen an die Hand zu geben schien, unberührt gelassen, um die Frage zu beantworten. Aber wie oft geschieht, so sah man das Zunächstliegende auch erst, nachdem man sich in weiter Ferne umhineingesehen. Dem unerschöpflichen Forscher liegt die Antwort nahe. Es ist kein Zweifel, daß der heil. Adalbert und sein Begleiter Gundarlus den Namen zuerst am Hofe des Polnischen Herzogs Boleslaw vernahmen, denn dort erst wurden ihnen die Litthier und „die Preußen“ als diejenigen Völker genannt, die der christlichen Belehrung bedürften. Ebenso wurde an demselben Hofe dem Heidenabdecker Bruno das Volk, unter welchem er als Apostel auftreten wollte, „die Preußen“ genannt und sein Jugendfreund, der erwähnte Bischof von Merseburg, der keine Nachricht über Bruno's Schicksal nur aus Polen hatte erhalten können, schrieb den Namen nach, wie er ihn vernommen. Er war demnach zuerst von Polen aus, wo ihn zugleich auch am frühesten mit die ältesten Geschichtsschreiber gebrauchen, nach Deutschland gekommen und dann bald auch unter den Slavischen Völkern und in Skandinavien verbreitet werden. — Aber weiter, so erhebt sich hier eine neue Frage, hatten die Polen für ihr nördliches Nachbarvolk diesen Namen erhalten? Gewiß ist, daß er bei den Preussen selbst nicht entstanden und bis zu Anfang des zehnten Jahrhunderts nicht vorhanden gewesen, also kein Volkswort unter ihnen zu finden ist, der durch überwiegende Macht oder etwaige Herrschaft seinen Namen geltend gemacht und die Einzelnamen der übrigen Zweige verbreitet hätte. Ohne Zweifel fand der Name Preussen oder Proussen wie seine weitere Verbreitung, so auch seine Ursprung bei den Polen. Es hatten nämlich die Nachbarvölker lange Zeit keinen allgemeinen Volksnamen für die Gesamtheit der Bewohner in dem Ländergebiet von der Weichsel an bis gegen Ruß-

land hin. Die alten allgemeinen Benennungen Kestier und Wenden waren bei der Getrenntheit des Volkes in einzelne Landschaften bereits fast gänzlich untergegangen und finden im ersten Jahrhundert kaum noch Erwähnung. Der Name Polken oder Polken war zwar bei den Polen für ihre nördlichen Nachbarn auch sehr noch gebräuchlich, bezüchelte aber immer nur einen einzelnen Theil des Volkes, nämlich nur die früher so genannten Wilken oder die Bewohner von der Drenow, bis an die Küsten der See. Polken dennoch die Polen die gesamte Masse des Volkes in dem ganzen nördlichen Nachbarlande in einem Gesamtnamen fassen, so blieb nichts anderes übrig, als die Vertlichkeit oder die Lage ihres Wohngebietes zu ihrer Bezeichnung zu nehmen. Sie nannten daher die sämtlichen Bewohner des Landes „die an den Rüssen“ oder „die gegen die Rüssen hin Wohnenden“ in ihrer Sprache „Po-Rüssen, P-Rüssen oder Prassen,“ denn nach damaliger Länderkunde gränzte das Land Preussen im Osten unmittelbar an die Rüssen, weil das Zwischenland Litthauen damals und auch noch später mit zu Russland gerechnet und ebenso genannt wurde. Sonach theilten die Polen die gesammten, nördlichen Wilken in dem ganzen Länderstrich vom Ober-Strome bis an Russlands Gränzen dem Namen nach in zwei große Theile; die westlich von der Weichsel das Küstenland Bewohnenden nannten sie „die am Meer, Po-morcki, Pomoranen, Pommeren,“ die östwärts vom Weichsel-Strame bis an die Gränzen Russlands Wohnenden „die an den Rüssen, Po-Rüssen oder Prussen.“ Dabei A Preussen und Pruzzen auch die älteste Schreibart des Namens, die wir in den Quellen finden.

### Drittes Kapitel.

Kämpfe mit Polen. Polens innere Wirren. Herzog Konrad von Masowien. Stiftung des Ordensritter-Ordens in Litauen. Der Abt Chelmski aus Oliva und seine Bekehrungsversuche. Der Orden des Rittersdienstes Christi.

Der westliche Theil dieses Volkes hatte der Polen-Herzog Boleslaw der Tapfere, wie wir früher hießen, mit Waffengewalt

zum Gehorsam gezwungen und zu jähelichen Tribut verpflichtet. Wir wissen nicht, ob die Preussen ihn auch wirklich geleistet und ob überhaupt das unterthänige Verhältniß von langer Dauer gewesen, denn bis zu Boleslaw's Tode im J. 1025 finden wir keine Spur von irgend welcher Unterthänigkeit der Preussen unter Polens Herrschaft. Bestand sie bis dahin vielleicht noch fort, so war sie gewiß von keiner sonderlichen Bedeutung. Boleslaw's schwacher und charakterloser Nachfolger aber, sein Sohn Mieszko oder Mierzeslaw der Zweite, war in keiner Weise im Stande, auch nur den Schein des Gehorsams aufrecht zu erhalten. In seinem eigenen Lande ging alle Ruhe und Ordnung unter und alles, was der Vater mit kräftiger Hand erworben, ward unter ihm verloren. Auch die Preussen erschlugen sich des aufgelegten Joches wider, jedoch nur auf kurze Zeit. Gegen Preussen scheint er auch selbst einen Versuch, es wieder zum Gehorsam zu bringen, nicht einmal gewagt zu haben. Als er starb (1034), standen in Polen Parteien gegen Parteien; Gesetz und Ordnung lösten sich auf; selbst das Heidenthum schlug wieder neue Wurzeln im verirrten Volk. Wer den Parteienwuth und dem Schwerte entweichen wollte, flüchtete in die ruhigere Landtschaft Masowien, Preussens nächstes Nachbarland.

Hier gelang es unter dieser Zeit dem ehemaligen Kautschent und Hünsling Mieszko's, Maslaw, einen kräftigen und entschlossenen Mann, der sich gleichfalls bereits geflüchtet, eine neue Herrschaft zu gründen, denn sein Zufluchtsort ward bald der Sammelplatz aller Flüchtlinge. Als daher um's Jahr 1041 Kasimir, Mieszko's Sohn, durch das Uebergewicht seiner Partei den katholisierten Aben seiner Väter besieg, wollten Masowien und dessen Fürst seine Herrschaft nicht anerkennen, vielmehr vertrieben Masowische Herrschaften mehrmals sein Gebiet. Das Schwert sollte entscheiden. Wie Kasimir bei den Russen, so suchte auch Maslaw ausgedehnte Beihilfe und er fand sie in Pommern, Luthauen und zunächst auch bei den Preussen. Hier Strömhausen dieser Letztern und, wie es scheint, auch eine Schaar von Samländischen Dänen, wahrscheinlich von ihrem Landesfürsten, ihrem Könige, angeführt, gegen ihn zum Beistand zu. Um der Verstärkung seines Gegners zuvorzukommen, brach Kasimir um's J. 1043 eiligst in Masowien ein. Es erfolgte bald ein blutiger Kampf. Maslaw's

Herr aber ward geschlagen und vom Hinde verfolgt auf der Flucht gänzlich aufgerieben. Nach einer Nachtricht fiel Moskau im Kampfe; nach einer andern entsetzt er zu den Preussen, um unter ihnen neue Hülfe zu suchen, ward jedoch wegen des erlittenen Verlustes und weil er den versprochenen Sold nicht entrichten konnte, vom erlöbten Volke an einem Baume aufgehängt mit dem Spottwort: „Du hast Gutes ersehnt, halt' jetzt das Gute!“ Also ward Masowien wieder zum Gehorsam gebracht.

Wie aber Kasimir setzet seine Waffen gegen die Pommeren wandte und sie zur Tributentrichtung zwang, so vergaß er es auch den Preussen nicht, daß sie einen Abtrünnigen vom Kaiserreiche Hülfe und Schutz verleihen; er soll, wie freilich nur spätere Quellen berichten, sich zu einem Nachheirathe genöthigt, die Preussen aber, durch die Unfälle im letzten Kriege in ihrer Macht bedeutend geschwächt, Kasimir's Farn durch den Ehele einer freiwilligen Untertänigkeit und Tributleistung zu beschwichtigen genöthigt haben. Wie den auch seyn mag, so lange Kasimir die Herrschaft hielt, wagten die Preussen es nicht wieder, sich seinen Waffen gegenüber zu stellen. Unter seinem Nachfolger aber, dem jungen und kriegerisch gesinnten Fürsten Boleslaw dem Zweiten oder dem Kühnen, der im J. 1058 die väterliche Herrschaft übernahm, fielen sie nicht bloß wehrmuthig zu Rand und Pflanderung in die Polnischen Gebiete ein, sondern unterstützten auch die Pommeren zu gleichen Raubzügen in die Polnischen Seelands. Gewiß ist, daß Boleslaw, den seine Kriegszüge nach Ungarn, Rußland, Böhmen und gegen die Pommeren fort und fort beschäftigt hielten, seine Waffen auch mehrmals gegen die Preussen wenden mußte. Freilich erlauben uns die dürftigen und verwerthen geschichtlichen Quellen keinen klaren Blick in diese Verhältnisse. Immer sind es nur spärliche Nachrichten, die bald von einer Tributpflichtigkeit der Preussen gegen den Polenfürsten, bald wieder von Tributverweigerung und Auslösung derselben gegen die Herrschaft Polens sprechen. Bestand indess die erstere vielleicht auch wirklich für gewisse Zeiten, so hat sie sich schwerlich weiter als über Pommern und das zunächst liegende Pogesanien erstreckt, denn nur diese Landschaften scheinen zu Zeiten mit Polen in nähere Beziehungen gekommen zu seyn.

Obgleich die Nachrichten über die Verhältnisse der Preussen zu den Polen in der That sehr spärlich sind, so ist doch dasjenige, was wir wissen, so wichtig, daß wir es hier nicht übergehen können.

Aber auch die nördlichen Landesherrschaften haben mittlerweile nicht immer friedliche Zeiten. Wir hören mehrmals von Kriegszügen zwischen den Samländern und den Dänen. Dem Ulaß ferne wir zwar nicht genau; er lag aber offenbar in dem gewohnten Drange nachlässiger Abenteuerer, der wie von Skandinavien her, so auch von Samland und Estland aus immer wieder neue Vorräuber-Schaaren auf die ostseischen Gewässer trieb. Suchen und fanden aber Skandinavische Königsöhne solchen Anlaß, so waren Esten, Preußen, Samland und Estland gerne besuchte Kriegszüge, wo im Kampfe zugleich Raub und Beute zu ernden waren. Zu einem solchen Feldzug hatten, wie es scheint, schon öfter Samländische und Estländische Vorkünder des Dänischen Königs Sueno Estrifson kriegerischen Geistes Larmet die Waffen in die Hand gegeben. Noch unter der Herrschaft seines Vaters war er mit einer kriegerischen Schaar in den Küsten der genannten Länder erschienen, um durch Kampf und Sieg dort seinen Namen zu verherrlichen; auch unter der Herrschaft seines Bruders Harald fuhr er fort mit seinen Schiffen gegen die entfernten Häden der Ostsee zu kriegen. Als er darauf aber im J. 1080 Väterliche Thron selbst bestieg, war es nicht mehr Raubbegier und jugendliche Heldethat, die ihn zum Raubzuge trieben, sondern es lebte in ihm der Gedanke an, durch Anpflanzung des Christenthums die östlichen Völker für die Kirche und durch die Kirche zum Gehorsam zu gewinnen, wie er selbst auch in seinem Reiche den christlichen Glauben mit allem Eifer verbreitete und durch Verdienste um die Kirche sich den Beinamen des Heiligen erwarb. Er begann sein Werk in Samland und zog dann auch nach Aurund und Estland; wir erfahren jedoch nicht, welchen Erfolg seine Bemühungen gehabt; es scheint, daß er den Gedanken hegte, das Schwert müsse den Glauben die Bahn öffnen, denn es wird uns nur berichtet, „er habe in seinem Beginn nicht eher nachgelassen, als bis er die Reiche der Samländer, Aurländer und Estländer von Grund aus zerstört gehabt.“ Wir erfahren demnach auch nicht, in welchem Verhältnisse nach diesem Kriegszuge die erwähnten Länder zum Dänischen Reiche gestanden haben mögen. Nur soviel ist gewiß, daß auch selbst durch diesen Kriegszug das friedliche Handelsleben und der Verkehr der Samländer mit den westlichen Euseen-Ländern noch



Letzlin, mit Schlettwig nach Gethay, mit Schwaben nach Bala und andern Handelsorten im Westen nicht mehr geküßt wurde, dann über das rege Handelsleben auf dem Baltischen Meeressim bringt und gerade aus dieser Zeit ein Zeitgenosse, der berühmte Domherr Adam von Bremen die Nachricht ja, daß auch mit Samlands Küstengebiet die Handelsgemeinschaft in sehr lebhafter Thätigkeit gestanden, die Kaufmannen der Samländer, vor allem der Rausfels besonders hoch geschätzt gewesen und Handelschiffe aus Samland in allen besuchten Häfen der Ostsee gesehen worden seyen. Der Handel mit Preussen aber bestand einzig nur im Austausch, denn es wird von dem erwähnten Zeitgenossen ausdrücklich versichert, daß Gold und Silber in Münze und als Mittel des Verkehrs bei den Preussen keinen Werth gehabt, wodurch sich auch die Frage erhebt, ob die Preussen in ihrer heidnischen Zeit wohl schon eigenes Geld gehabt? Dieser Handelsverkehr aber ist auch das einzige Lebenszeichen, welches wir aus diesen Zeiten über die nördlichen Bewohner Preussens erhalten. Sonst kommt uns kein Laut über ihre Sitten und Bräuche, über Religion und Verfassung ja und so liegen auch diese Jahrhunderte bei der Dürre der Chronisten wie eine leere Wüste da, in welcher dem Forscher im Fälschlichen nicht Wachthumsweithes entgegensteht.

Nach im Süden führen uns die Kriege, welche der Polenfürst Mladislaw Hermann mit dem abgeschlossenen Pommeren führte, über Preussens inneres Volksleben nicht weiter auf. Die Preussen erscheinen in diesen fortwährenden Kämpfen, und zwar auch nur nach unsicheren Berichten späterer Chronisten, immer bloß als der Pommeren Hülfsgenossen, sitzen mit ihnen und werden mit ihnen zugleich besetzt. Wäre aber diese Hülfsgegenseinschaft der Preussen auch völlig schon begründet, so knüpft sich in den kriegerischen Ereignissen an den Namen der Preussen doch nichts, was die Geschichte als wichtig und bedeutungsvollere bezeichnen könnte. Nach nachdem Mladislaw Hermann sein Reich unter seine Söhne getheilt, so daß Boleslaw Krakon, Swadimir, Swadics und Schlesien, Obignis aber, obwohl von ausländischer Geburt, jedoch vom Vater als Sohn anerkannt, Pommeren, einen Theil von Groß-Polen, Kujawien und Masowien erhielt, hingab in den Zwanzigern der bald nach Mladislaw's Tode (1103) unter den besten

Wäldern ausbreich, die Preussen als Hülfsoverbündete dem letzten Fürsten an und folgten ihm, so oft er sie gegen den Feind zum Kampfe aufrief, aber sie fehlten auch ungerufen mit Raub und Verwüstung in Boleslaw's Lande ein. Lange war es ihm, durch Anträge mit den Litauern, Russen und Pommeren, auch in Kämpfen mit Letzten mit seinem Feinde und mit Kaiser Heinrich dem Fürsten fort und fort beschäftigt, nicht vergessend, an den Preussen Rache zu üben. Erst als er die Pommeren durch einen neuen Kriegszug auf einige Zeit getrennt und es ihm im erneuten Kampfe mit seinem Bruder gelungen war, dieselben aus dem Lande zu vertreiben, unternahm er es, den Preussen ihre Räubereien durch einen Einfall in ihre Gebiete zu vergelten. Da ihm aber nirgends ein Heer zum offenen Kampfe entgegentrat und die Preussen nach gewohnter Weise sich in ihre Wälder vertheidigten, so durchzog er das Land mit Feuer und Plünderung und kehrte dann mit schwerer Beute und einer großen Schaar Gefangener, eher der Feind anders gütigen zu können, in sein Reich zurück.

Allein die Preussen waren dadurch von fernerer thätiger Feindschaft gegen Polen nicht zurückgefordert; sie traten mit den Pommeren von neuem ins Bündniß, als Geronomic, der Beschützer der Grängsche Gemarkung an der Ruge, im Jahre 1108 unter diesen den Gehanten der Befreiung von Polen von neuem erweckte und einen abentheuerlichen Versuch von der polnischen Herrschaft bewirkte; sie fanden dann wieder als Hülfsgenossen mit in den Hochaufen der Pommeren, als diese im Sommer des Jahres 1109 durch Boleslaw's glückliche Waffen eine successful Kückenziege bei der Grängsburg Rache erlitten, durch welche die meisten Landesherrn Pommeren in der Polen Besitz kamen und sechs polnischen Hauptleuten übergeben wurden. Sie ließen sich auch nicht scheuen, als Boleslaw im Winter des Jahres 1110 von neuem einen verheerenden Einzug in ihr Land unternahm und abermals mit reicher Beute und vielen Gefangenen zurückkehrte, denn schon nach wenigen Jahren wagten sie dann verheerenden Einfall in Masowien, wo des Landes Statthalter Graf Magauß ihrer viele Hunderte erschlug. Sie fanden auch dem Pommerischen Hauptling Suantepole, den Boleslaw unter verschiedenen Bedingungen den Besitz von Rake und vieler andern umliegenden Burgen überlassen, als Verbündete zur Seite

oder nahmen wenigstens an seinem Kampfe Theil, als er im Jahre 1118 den Plan durchzuführen wollte, mit Benutzung der feindlichen Stimmung der Pommeren sich der Dienstbarkeit gegen Polen zu entziehen, um sich zum freien Fürsten des südlichen Pommerns zu erheben, ein Plan, der freilich schon im nächsten Jahre durch Boleslaw's Sieg über Swantepole und durch die Einnahme Ralses vernichtet ward.

Es hatten die Preussen in dem südlichen und westlichen Land- schaften sich beständig zu dem Heilten Polens gehalten, nicht bloß um die alte Freiheit der benachbarten Pommeren mit zu erretten zu helfen, sondern auch die verhasste Herrschaft des Polenfürsten von ihren Gebieten zurückzuhalten. Dazu kam, daß in allen diesen Kämp- fen auch der alte Glaube der Völker stets mit auf dem Spiele stand, denn Boleslaw legte wenigstens seinen Kriegen mit den Pommeren immer auch den Zweck unter, das heidnische Volk der christlichen Kirche zuzuführen, ein Anstand, der auf die feindliche Stimmung der Preussen gegen Polen gewiß noch um so kräf- tiger einwirkte, als es bei ihnen noch nicht vergessen seyn konnte, daß es bereits von Polen aus einmal versucht worden war, durch die Verpflanzung des neuen Glaubens die Herrschaft Polens auch unter ihnen zu begründen. Was sie für ihre Freiheit und ihren Glauben zu fürchten hatten, sahen sie ja in Pommern; sie sahen, wie Boleslaw nach seinen Siegen und nach der Unterwer- fung des Volkes dort häufig mit allem Eifer bemüht war, die Barmherzigen, die an des Volkes Spitze standen, zur Uebernahme der Taufe zu zwingen; sie sahen, wie oft das Bekenntniß des Christenthums als eine lästige Nachwehe des Krieges zur ersten Friedensbedingung hingestellt wurde, um dadurch dem Volke das Joch des Gehorsams um so fester anzuknüpfen; sie vernahmen auch, wie Herzog Boleslaw, nachdem er das westliche Pommern mit Heeresmacht überwältigt, um in der Verpflanzung des chris- tlichen Glaubens ein sicheres Mittel zum dauernden Gehorsam der Unterworfenen zu finden, im Jahre 1124 jenen Bischof Otto von Bamberg zur Bekehrung der Pommeren herbeirief und ihn in seinem Unterthume auf thätigste unterstützte. Und so erhielt sich im Volke Preussens immer die Ueberzeugung lebendig, daß die Freiheit, das alte heidnische Leben auch weiterhin nur bestehen könne in und mit der treuesten Anhänglichkeit an dem alten Glan-

den. Diese Uebergewung aber war es, welche die Preussen wie bisher so auch fortbald allein, bald als Hülfsgegnen der Pommern, zu den Waffen führte, wenn es im Kampfe mit dem Polenkönige Glaubens und Freiheit, die Güter und das heile Vaterland galt.

Nur hatte Herzog Boleslaw kurz vor seinem Tode im Jahre 1139 sein Reich also getheilt, daß Wladislaw, der ältere Sohn, die Gegend von Krakau und Schliesien, der zweite Boleslaw Masowien und Kujawien, wie es scheint, auch das Kulmerland, der dritte Wytke Gnesen und Pommern, und der vierte Heinrich Sandomir erhalten sollten. Ein fünfter Sohn, Kosmir, damals noch ein Kind, ward bei der Theilung nicht bedacht. Die Gefahr, welche in dieser Zerstückelung des Reiches drohte, glaubte er durch die Bestimmung beseitigt zu haben, „daß nach der Vollziehe der Theilung mit dem Besitze von Krakau nicht nur ein Ehren-Principat über die andern Familienmitglieder erhalten, sondern auch als Herzog eine höhere Gewalt über sie ausüben, dadurch die Einheit des Reiches sichern und in seiner Person darstellen sollte.“ Trotz dieser Anordnung aber brach schon wenige Jahre nach Boleslaw's Tode ein heftiger Bruder- und Bürgerkrieg aus, als Wladislaw, der ältere Bruder und erster Grobherzog, durch seine eheliche Gemahlin getödtet, sich auch der Ländertheile seiner Brüder zu bemächtigen suchte. Der trüb- und ordnunglos Zustand im Reiche erdögte auch noch nicht, als Wladislaw, von seinen Brüdern besetzt und vertrieben, nach Deutschland zum Kaiser Konrad entfloß und seinem nächsten Bruder, Boleslaw dem Starren oder Kraushaar, das Emirat überlassen mußte.

Die Preussen scheinen diesen Zustand der Verwirrung in Polen weder zum offenen Kriege, noch zu räuberischen Einfällen benutzt zu haben, denn wir hören nicht, daß sie an den Kriegsbewegungen im Nachbarlande in irgend einer Weise Theil genommen. Sie wurden mittlerweile von einem neuen Glaubensapostel besucht. Der Bischof Heinrich von Erzbischof war es, der im J. 1141, von einer Anzahl Missethäter begleitet, in Preussen ebenfalls den Versuch wagte, das heidnische Volk zur Annahme der Taufe zu gewinnen. Allein sein Unternehmen blieb, wie erwähnt nicht, aus welchen Gründen, ohne allen Erfolg; er kehrte fruchtlos in sein Bisthum zurück. Eben so wenig hören wir,

welche Krieger zu Krönung, im Jahre 1148 von den Polen-  
fürsten gegen die Preussen unternommen, auf das heidnische Volk  
gehabt habe, denn die Geschichtschreiber dieser Zeit sprechen über  
diese Ereignisse so spärlich und zerstückt, daß wir weder über An-  
laß noch Verlauf derselben auch nur im mindesten unterrichtet  
sind. Bei diesem Mangel aller sichern Mittheilung kann es da-  
her auch nicht bestanden, wenn wir im Jahre 1157, als Herzog  
Boleslaw vom Kaiser Friedrich dem Ersten um seines tüchtigen  
Bruders Blaslaw willen mit Krieg überzogen ward, in Bo-  
leslaw's Heere neben Russen und Pommeren auch Preussen als  
Hülfsgegnossen stehen sehen; wahrscheinlich hatte Seld sie in Bo-  
leslaw's Dienste gelockt, aber er hatte vielleicht schon jetzt einen  
Theil ihres Dankes erobert und sie zur Dienstleistung verpflichtet.

Wenige Jahre darauf aber ergriff und verfolgte derselbige  
Fürst den Plan, das Nachbarvolk durch des Schwertes Gewalt  
dem christlichen Glauben zuzuführen. Was diesen Gedanken der  
Unterwerfung Preussens bei ihm angeregt haben mag, ob Ero-  
berungsfluß zur Erweiterung seiner Besitzungen, ob Gefahren, die er  
von Preussen aus für seine benachbarte Masowien und Kupa-  
vlen befürchtete, oder ob der damals auch in den Pölen häufig  
erwachte Glaubensdrang zu Kreuzzügen gegen heidnische  
Völker ihn zu dem Wapen getrieben, darüber bleiben wir unge-  
wiß. Boleslaw rüstete mit aller Macht zu einem Heerzuge in  
das Land der Gethen, denn so nannten damals die Polen häufig  
noch das Volk der Preussen. Unter großen Beschwerden durch-  
zog sein Heer, mit ihm eine Anzahl christlicher Priester, einige  
Landeshofen. Da erließ er das Gebot: wer den christlichen  
Glauben annahm, solle sich vollkommenen Freiheit erfreuen, in  
seinem Besitze nicht gekränkt werden; wer dagegen dem alten  
Götterdienste ergeben bleibe, solle dafür mit dem Leben büßen.  
Damit suchte Boleslaw der Meinung zu begegnen, daß mit dem  
Aufgeben des alten Glaubens auch die alte Freiheit erlosche. Doch  
als die überzogenen Landeshofen jehelichen Tribut verweigerten und  
eine Anzahl ihrer Bemohnen die Taufe empfingen, kehrte Bo-  
leslaw befridigt sofort in sein Land zurück, ohne sich um das  
christliche Glaubenswerk weiter zu kümmern. Und als bald  
darauf die Preussen, dem Glauben ihrer Väter wieder zugewandt,  
ihn durch eine Bottschaft ersuchen ließen, sich mit der Taufung

des Erbtheils zu begnügen und ihnen den Glauben an ihre Götter nicht zu rauben, gewährte Boleslaw das Gesuch, denn ihr Glaube war ihm gleichgültig.

Die leichtfertige Rücksicht aber hatte ihre Folgen. Die Untertanen leisteten bald nicht nur keinen Tribut mehr, sondern mochten auch häufige Raubzüge in die polnischen Grenzlande. Da brach Boleslaw jählich ob des Ansehens im Jahre 1161 von neuem ins Gebiet der Preussen ein, diesmal selbst nicht durch den Schein noch zur Anpflanzung des christlichen Auerk, sondern zu völliger Bezugsung oder gänzlicher Vernichtung des heidnischen Volkes. Dichte Wälder und undurchdringliche Sümpfe, jählreiche Seen, unzugängliche Schlünde und morastige Niederungen stellten dem Fortzuge seines Heeres unsiegbare Schwierigkeiten entgegen. Pommern und Kulmerland trennte damals eine große Waldwildnis mit dicht wachsenden Dornenbüschen und hochaufgeschossenem Unkraut. Dort drang Boleslaw ins Land ein mit dreifach getheilten Heerhaufen, deren einen er selbst führte. Es stellten sich ihm verächtliche Begesführer, die das Heer auf engbegrenzten Wege in eine wilde Sumpfschlucht führten; als plötzlich der Preussen vorübergende Heerhaufen von allen Seiten hervorbrachen. Auf die Enge des Weges zusammengedrängt, konnten die Polen dem Feinde nicht lange widerstehen; es war kein eigentlicher Kampf möglich; in ihrer drückgebrängten Reihe geschleudert verfehlten die Wurfspeere und Pfeile der Preussen selten ihr Ziel. Viele vom festen Boden verdrängt und gesprengt, versanken im Sumpf; andere, von den Preussen gefangen, wurden mit zusammengekauerten Kuthen erdrückt oder Fackeln unter andern schrecklichen Qualen. So unterlag der schönste und größte Theil des Heeres dem jammervollsten Schicksale. Boleslaw erkrankte unter großer Gefahr, vom Feinde bis an die Seelinge verfolgt, dem allgemeinen Verderben, während sein Bruder Heinrich, Herzog von Sendomir, Her seinen unüberwindlichen Tod fand.

Das Unglück hatte den Polenfürsten entmachtigt und geschwächt. Die Preussen erfreuten sich jetzt von Polen aus lange Zeit der Ruhe, die auch nach Boleslaw's Tod (1173) von dessen Nachfolger Wlodek, auf welchen das Sendomir nun überging, nicht unterbrochen ward. Sie dauerte auch noch fort, als der jüngste der Söhne Boleslaw's Kreuschauer, Kasimir, der Gerechtigkeit genannt,

im Jahre 1178 zur Regierung kam, denn vielsache Streitigkeiten mit den Söhnen seiner Väter und andere innere Landesverhältnisse beschäftigten ihn Jahre lang viel zu sehr, als daß er an einen Kriegszug nach Preussen hätte denken können.

Mit Pommern waren die alten freundschaftlichen Verhältnisse bereits ganz aufgelöst. Das Christenthum, aus schon die an die Ufer der Weichsel verpflanzt, hatte zwischen die beiden Völker eine gewaltige Kluft gebracht. Seit dem Jahre 1170 hatte Ld. Pommern auch schon seinen ersten christlichen Fürsten Subislaw, zwar immer noch „ein Polnisch-Pomeranischer Knecht“, der aber nur noch einen schwachen Schmin Polnischer Oberherrschaft anerkannte. Sein Sohn Sambor nannte sich unkuethlich bereits „Herr der Pommern;“ er war es, der in der Erhebung des Bischofs des Bistums Döwa bei Danzig seinen Namen verherrlichte, auch für die nachfolgenden Verhältnisse Preussens ein höchwichtiges Ereigniß, denn aus Döwa, von dessen Hügel aus man die Höhenlande Preussens jenseits der Rega überschaute, sollte nur bald die Sonne christlicher Erkenntniß die dunkle Nacht des Heidenthums in diesem Lande verdrängen. Aber es verliefen vorerst wieder mehrer Jahrzehnte, über die auch nicht ein Laut geschichtlicher Kunde auf uns gekommen ist. In dem Ereignissen in dem Nachbarlande schienen dennoch in diesen Zeiten die Preussen weiter keinen Antheil genommen zu haben. Das frühere nachbarliche Verhältniß zu Pommern, so lange es heidnisch war, hatte die am linken Ufer der Weichsel schon aufgebaute christliche Kirche gehört. Auch von den fortbauenden Wännen in Polen schienen die Preussen nicht weiter berührt worden zu seyn. Im Osten standen sie mit den Russen noch zur Zeit in gar keiner nähern Verbindung, denn über den vielleicht mit diesen noch fortbauenden Handelsverkehr sind wir ebenso wenig unterrichtet, als über die Verhältnisse, in denen Preussen und Samland zunächst zu dieser Zeit zu Dänemark stand. Auch über den stillen Gang des innern Volkslebens in Preussen hat uns kein Geschichtsschreiber der damaligen Zeit nur im mindesten berichtet, denn es rührte jetzt der meiste Geiste ihrer Geschichtserzählung, sobald nicht Kriege wütheten und Schlachtgeräusch und in Bewegung setzten.

Zunächst Jahre hatte in Polen unter Kosimus des Großen Regentenschaft der Krieg der Parteien, der Weichsellampf des Bra-

beis gegen den Draber um das benedictinische Seniorat unter den Bischofshäusern fortgedauert, bis endlich auch Herzog Wladislaw, der letzte im Streite um die Föhrung des Seniorats, sich zur Beilegung neigte und im Feketen Kasimir's Obergewalt ums Jahr 1191 anerkannte. Nun konnte dieser sein Schwert auch gegen das Ausland wenden, und er wandte es zuerst gegen die heidnischen Gränzlande im Osten seines Reiches. Dort wohnte ein Zweig des Preussisch-Lithauischen Volkstammes, die Polier genannt, von alten Stammes der Jagwinger, der sich in früherer Zeit von Rußland und Belheim bis gegen Masowien, Lithauen und Preussen weit hin ausdehnte. Jetzt waren seine Wohnsitze schon beschränkt und erstreckten sich von den Sumpfgegenden am mittlern Bug nördwärts bis an die Preussische Landtschaft Galindien. Das kriegerisch-wilde und raubgierige Volk hatte von seinen undurchdringlichen Waldwäldern und Sümpfen aus, wo es unangefochten war, die Nachbarlande fort und fort mit heftigen Raubzügen heimgesucht. Kasimir fiel zunächst ins Gebiet des Russischen Fürsten von Drogitsyn ein, der mit den Polieranern im Einverständniß ihrer Raubzüge gegen die benachbarten Polnischen Lande bisher immer unterstützt und gefördert. Die Belagerung seiner Stadt Drogitsyn zwang ihn zum Versprechen einiger Unterthänigkeit. Drei Tage zog dann Kasimir's Heer durch das wüste Land; am vierten sollte es der Bischof von Plesz durch Darreichung des heiligen Abendmahls zum Kampfe mit den Heiden veranlassen. Aber nirgends zeigte sich ein Feind. Die Polieraner hielten sich in ihren Wäldern und Schlupfwinkeln verborgen. Erst nachdem das Land weit und breit verwüstet, Bergen und Dörfer niedergebrennt waren, erschien ein Volksschlupfwinkel vor Kasimir, im Scheine demüthiger Unterwerfung um Schenkung und Gnade bittend. Gefesselte Gefangen sollten das Versprechen des Oberhauens und der Einkreisung schon verbürgen. Als jedoch Kasimir sich zum Rückzuge wandte, fand er die Wege überall durch zahlreiche und starke Wachen gesperrt; von allen Seiten stürmte der Feind aus seinen Wäldern auf das Polnische Heer ein. Erst nach einem heftigen Kampfe gelang es der Polen Tapferkeit, das heidnische Volk zu überwinden und die Haupter zum erneuerten Versprechen des Oberhauens und einer Willigen Tributleistung zu zwingen. Trotz des Sieges



setzte Kasimir in die Priester zurück. Es war seine letzte Thatenschat, denn nach zwei Jahren starb er plötzlich mitten im Genusse eines prächtigen Freudenfestes.

Wie ihn aber ersah auch der kaum gekannte innere Friede wieder auf lange Zeit. Der alte Streit um das Seniorat begann von neuem, denn noch lebte Mieszko, Kasimir's Bruder, Herr von Groß-Polen, der es ansah und durch die Gewaltthat eines Theils des Volkes auch zu erhalten und zu behaupten hoffte. Kasimir aber hinterließ zwei Ehen Töchter und Konrad als rechtmäßige Erben der Gebiete von Krakau, Sandomir, Masowien, Kujawien, Pansie; und Erudien, also des größern Theils des gesammten damaligen Polens. Mieszko's Anhänger auf das Seniorat waren ohne Zweifel die begünstigten; allein er hatte aus früherer Zeit her die Palmen und die hohe Geistlichkeit, unter dieser vorzüglich des einflussreichen und angesehenen Bischof Julko von Krakau wider sich, und es gelang diesem letztern, mit Beistand des Palatins Nicolaus von Krakau, den Adel und die Geistlichkeit zur Anerkennung des Seniorats zu Gunsten Lesko's zu gewinnen.

Es begann seit dem Jahre 1193, da Mieszko unter den Schließlichen Fürsten beherrscht wurde, ein wilder und blutiger Bürgerkrieg, in welchem unter beständigem Wechsel von Kämpfen, Siegen und Niederlagen alle bürgerliche Ordnung sich auflöste, alles Glück und Gedeihen im Bürgerleben unterging und bald Mieszko, bald wieder Lesko des Landes Oberherr ward. Es zog sich aber diese widerliche Reihe von Blutszenen und innern Zwistigkeiten des ganzen Volkes bis zum Jahre 1206 hin, denn obgleich Mieszko schon im Jahre 1203 dem wilden Gedärmel durch den Tod entzogen ward, konnte Lesko doch nicht eher als Oberherr des Landes auftreten, als bis ihm die Magnaten Krakau's die Huldigung als Herrn über's Land darbrachten. Erst als im blutigen Bürgerkriege die päpstliche Zeit ausgelebt hatte, theilten die beiden Brüder Lesko und Konrad ihre väterlichen Lande, so daß der Erstgeborene die Gebiete von Krakau, Sandomir, Pansie; und Erudien, Konrad dagegen Masowien und Kujawien nebst den Dobriner-, Wilschauer-, und Kulmerlanden und zwar dieß alles als eigenbesondere Herzogthümer erhielten. So ward Masowien als unabhängiges Fürstenthum von Polen getrennt und blieb fortan einem besondern Herzog unterthan.

Dieser Herzog Konrad aber, jügellos in seinen Leidenenschaften, roh und wild in seinen Titten, ohne Maß und Scham in seinen Tösten und Begierden, unersättlich in seinem Hass, übermüthig im Glück, feig und kresslos im Unglück, dem nichts heilig und werth war, selbst brüderliche Liebe nicht, wenn er die Befriedigung seiner lästernen Wünsche opfern sollte, der es leicht über sich bringen konnte, seinen ehemaligen Lehrer und Erzieher, den hochverdienten Bolnoderen Erzbischof von Masowien, als dieser es wagte, ihm mit sanften Ermahnungen seine tadelnswerthen Titten und sein ungezügelter Leben vor Augen zu stellen, in den Kerker werfen, des Tageslichtes berauben und unter grausamen Qualen erdörren zu lassen, — dieser Fürst ohne eigene Haltung, ohne festen Willen, ohne Liebe und Achtung unter den Menschen, sollte jetzt ein Land regieren, in welchem kaum noch ein Gesetz galt, alle Ordnung zerfallen, aller Wohlstand vernichtet, aller Friede zerstückt und dessen Besatzung durch zwölfjährige Kriege und Gräuelt, Raub und Plünderung gänzlich verarmt und in der Armut an ein wildes und wüstes Leben gewöhnt waren, ein Land, dessen Gränzgebiete überdies bisher von den feindlichen Nachbarn, im Norden von den heidnischen Preussen und im Osten von den unter jenen Vorkauern in Polen wieder frei gewordenen Polacken fort und fort durch räuberische Einfälle heimgesucht, durchplündert, verwüstet worden waren. Diese fortwährenden Seinskriege hatten die Polenfürsten, mit den Bären und Fellen im Innern ihrer Lande beschäftigt, bisher ganz allein den Besatzungen der Seinslande überlassen müssen; von so lästiger und bedrückend waren die heidnischen Nachbarn auf ihres immer wiederkehrenden Raubzügen gewesen.

Diesem lästigen Feinde mit Nachdruck zu begegnen, fand Herzog Konrad weder die nöthige Kraft in seinem eigenen Vermögen, durch Unglück erdrückten Volks, noch Hülfe und Beistand aus den Nachbarn. Seinem Vetter, Herzog Bogis von Anslan, beauftragte er schließlich die Angelegenheiten der Seinsländischen Landesherrschaften. Zum Jahre kehrten seine Einmüthigkeiten mit Ungarn um die Oberherrschaft in Galizien und dadurch gelang es ihm nicht, das früher dort erlangte Ueberge-  
wicht der Polen für die Dauer zu erhalten. Auch aus Pommern konnte Herzog Konrad keinen Beistand erwarten. Hier, nämlich

in Ostpreußen, saß bereit, wie schon erwähnt, Samber, Sabinian's Sohn, als völlig unabhängiger Fürst, frei „in Eigenem sitzend“ und unbeschränkt über das Pölnische Obergebiet, herrschte und verfügte er ungeschwächt über seine Besitzungen von seiner Wohnung zu Danzig aus. Er war jedoch keineswegs der einzige Gebieter in samnitischen Gebieten Ostpreußens; seine Herrschaft erstreckte sich nur auf die Landtschaft um Danzig. Neben ihm saßen in den weiten Gebieten vom Meere bis an die Pöste und von der Weichsel bis zur Memel mehr andere kleine, aber gleichfalls freie und unabhängige Fürsten, früher wohl nur reiche Besitzer großer Landgebiete unter Pölnischem Obergebot, gehorchend, so lange sie gehorchen mußten, unter den langwährenden, wirren Streitigkeiten in Polen aber zu unabhängigen Herren emporgehoben. Wenn Abfälle des Landes von Polen waren sie gebildet, was sie zuvor schon gewesen, Bersäber, Bernsche, Häupter des Volkes, bald auch zum Theil mit dem fürstlichen Namen geschmückt. Erst nach und nach fügten sich umringenden sie sich der unermesslichen Macht theils der Herzoge von Mähren (Westpreußen), theils der von Ostpreußen. In solcher Weise in einzelne Fürstenthümer getheilt, stand Pommeren, in sich selbst durch vernaehmende Deutsche Kolonisten in fröhlichen Gedenken, auch noch in der Zeit da, als Polen durch jene Theilung in zwei Herzogthümer zerfiel mit Herzog Samber von Danzig nach fast vierzigjähriger Regierung gegen das Jahr 1267 starb. Er hinterließ einen Sohn Sabinian, der ihm in der Landesverwaltung folgte. Mit Samber's Überlebte auch ein Bruder Miklow, der bereit ein blühendes Haus von Söhnen und Nichten aufstand, deren ersten Suantepole, den Helden des Geschlechtes, wie nachmals nicht selten können werden. Da aber damals die erbliche Nachfolge in der Herzogwürde noch keineswegs streng geordnet war und jeder Spießköpfe desselben Stammes mit herzoglichem Namen über das ihm durch Erbfolge zugefallene Land-Eigenthum nach freier Willkür verfügen konnte, so tritt neben Sabinian auch Samber's Bruder, Miklow, als wirklicher Herzog von Pommeren in Danziger Linie auf, sich gleichfalls Fürst von Danzig nennend. Aber das Leben dieser Fürsten ging, wie es scheint, in völlig ungeklärtem Irthum hin; in fernem Freigebiet ist gegen die Kaiser waren sie nur bemächtigt, ihrer Seele ewiges

heil zu schaffen. Auch von der Weichsel her, die sie vom heidnischen Preußen trennte, wurde ihr Friede nicht gelobt, denn da von Pommern aus weder ein Eroberungsversuch, noch die Verbreitung des Christenthums unter den Preussen unternommen ward, so fanden auch diese keinen Anlaß, die friedlichen Verhältnisse mit dem Nachbarvolke zu stören, zumal da sie von jeher den Frieden behauptet, daß sie den Frieden liebten.

Wenn also Herzog Konrad von Masowien auf diese Verhältnisse der Nachbarlande hinsah, so konnte er von ihnen aus zu seiner Herzogthums Rettung und zur Abwehr der Raubzüge der heidnischen Preussen durchaus keinen Nutzen erwarten. War er aber einem Blick auf die Ummantlung der Dinge in Plostant, so mußte er sich bald überzeugen, daß nur in der Bekehrung des heidnischen Nachbarvolkes für sein Land Ruhe und Friede zu hoffen sey. Es war gar Zeit noch in der Menschen Schwachheit, wie es dem frommen und glaubenseifrigen Augustiner-Mönch Meinhard aus dem Kloster Sigeberg im holländischen durch die Kraft seiner christlichen Verkündigung und den Muth seines Glaubens gelungen war, das Werk der Bekehrung der Heiden trotz unendlicher Schwierigkeiten nicht ohne Erfolg zu beginnen, so daß er gegen das Jahr 1191 schon zum Bischof von Plostant ernannt worden war. Er hatte am Ufer der Däna die erste christliche Kirche erbaut; er konnte freudig bei seinem Tode im Jahre 1196 sein Werk noch keineswegs als vollendet, selbst nicht einmal als einigermaßen fast beendigt betrachten. Es galt auch noch seiner Zeit ein schwerer, blutiger Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum.

Sein Nachfolger im Bischofsamte, der Abt Berthold vom Cistercienser-Kloster Lucca in Nieder-Schlesien, hatte zur Sicherung und Erweiterung der neuen Christengemeine, vom Papste päplich unterstützt, das Schwert eines Kreuzheeres nach Plostant aufzuziehen müssen; er hatte im Kampfe desselben mit den heidnischen Heiden seinen Tod gefunden und der ausgeführte Plan der christlichen Lehre ward eine Zeilung durch des Heidenthums neuem Aufschwung fast völlig wieder erfüllt. Wenn sein Nachfolger im bischöflichen Amte, der kaiserliche Rath von Bremen Albert von Spebern, gleich bald von neuem mit Feuer und Eisen an das wichtige Werk. Von Königen und Fürsten unterstützt, führte er

ein neues Kreuzthum an die Ufer der Dina; unter dem Schutze seiner Waffen glückte der Aufbruch der christlichen Kirche je mehr und mehr. Im Riga-Berg, nahe am Dina-Ströme, entstand nun Riga zur Sicherung der neuen christlichen Pflanzung, zum Schutze der uns aufwachsenden Christengemeine.

Da aber vorausgesetzt war, daß es schnell fallen werde, zur Vertheidigung und Erweiterung des nun schon fest beglaubten Werkes im Drange der Zeiten nur Kreuzthum in das weitestliegende Land zu ziehen, so sagte und vollführte der eifrige Bischof Albert den Plan, einen besondern Ritter-Orden zu stiften, dessen Zweck seyn sollte, das für das Christenthum bereits gemeinere Land und die in ihm gegründete christliche Kirche gegen die Heiden mit Macht zu vertheidigen, das Reich des Glaubens und der Kirche immer mehr zu erweitern und in seiner Stellung und Verfassung eine feststehende, dem Landesbischöfe stets bereite Schutzmacht für die Sache Christi zu bilden. Papst Innocenz der Dritte ertheilte gerne seine Genehmigung und so ersah gegen das Jahr 1200 der Orden „der Brüder des Rittersdienstes Christi,“ denn so nannte der Bischof Albert die Glieder der ritterlichen Vertheidigung. Wie ohne Zweifel die damals ausblühenden Ritter-Orden im Rheingebirge und ihr muthiger Kampf für den Glauben bei ihm zuerst den Gedanken einer ähnlichen Stiftung erweckt, so war es der allen auch die Regel und Verfassung des Tempel-Ordens, welche er auf des Papstes Anrathen bei der Einrichtung des neuen Ordens zum Grunde legte. Kreuz und Schwert auf dem weißen Rittersmantel sollten den Zweck und die Bestimmung, das ganze Thun und Wirken der neuen Stiftung im Dienste Christi bezeichnen. Darum hießen die Ritter-Brüder bald auch Schwert-Brüder, Schwert-Edelger.

Der Orden gedieh aber unter dem ersten Meister Winno von Rohrbach, den Albert ihm vorschickte, um so mehr schon in den ersten Jahren seines Bestehens zu kräftigem Aufwuchs und frischer Blüthe, als er in seinem Wesen und seiner Bestimmung, in seiner Einrichtung und Verfassung an Geiste der Zeit, in demselbigen Geiste, der die Kreuzthum hervorrief und bewegte, aufgestellt und gegründet war. Vornehmlich aber war es der zweite Lebensmeister Volquin, der unter schweren, muthigen Kämpfen mit den noch unbeschnittenen Litau, Esten, Kuren, Lathauern, Sem-

gottes und Knechten das so gewaltig bedrohte heilige Kreuz nicht nur mit starker Hand aufrecht hielt, wo es schon hingerollt war, sondern auch unter unföhligen Wüthen und Schreien selbst noch immer weiter verpfanzt. Zehn Jahre litten unter solchen Kämpfen verübt.

Der völlige Sieg des Kreuzes würde gewiß weit früher errungen worden seyn, hätten nicht auch hier weltliches Interesse und menschliche Evidenzhaft hierarchischer Fortschritt die Gewalt der gesunden Idee, die sich im Kampfe des Glaubens gegen das Heidenthum geltend machte, in ihrem Wirken vielfach gehindert und nicht ein mehrjähriger Zwist zwischen dem Bisthume und dem Orden über die Theilung des Landes wie ein bösen Dämon sich in die heilige Sache gestellt. Aber im Jahre 1210 ward auch dieser Streit verglichen. In Rom vor dem Papste erschien, erhielten der Bischof und der Ordensmeister die Entscheidung: der Orden solle den dritten Theil Bisthums und Besitzthums vom Bisthume zuertheilt erhalten und ihm dafür zu keinen andern weltlichen Diensten verbunden seyn, als welcher zu der Kirche und des Landes Vertheidigung gehöre; der weltliche Ordensmeister aber solle dem Bisthume von Riga fortan zum Gehorsam verpflichtet bleiben. Von allen übrigen Lande, welches der Orden außer Bisthum und Bisthum fortan noch erwerben würde, solle dieser an seine Reichthümer gegen den Bischof gebunden seyn, deshalb auch auf keine Weise von letzterem bestraft werden. In der Form und Regel des Kampf-Ordens solle er auch fortan noch festhalten, jedoch auf seinem Ordenskleide ein anderes Zeichen tragen, um leicht zu beweisen, daß er jenen Orden in keiner Weise unterwerfen sey. Und nachdem somit der haderliche Zwist zwischen dem Bisthume und dem Orden ausgeglichen, der letztere zu seinem Besitze gelangt und auch dadurch seinem Wollen zu fernem Kampfe ein neues Interesse gegeben war, hielten nicht nur immer neu heranziehende Heerhaufen von Kreuzfahrern und Pilgern sein Kriegsglück fort und fort aufrecht, sondern er hatte sich auch fortan des Papstes hoher Günst und der Gnade und des Schutzes der Könige und Fürsten zu erfreuen. Kaiser Otto der Vierte nahm schon im Jahre 1211 den Orden sammt allen seinen jetzigen und fortan noch zu erwerbenden Besitzungen in seinen kaiserlichen Schirm, zugleich mit Strafe bedrohend, welcher den Orden in

Agent einer Weise befähigen aber in seinen Bestrebungen beschä-  
tigen werde.

Herzog Konrad von Masowien durfte also nur auf die Um-  
wandlung der Verhältnisse im Livland hinarbeiten, um die Ueberzeu-  
gung zu gewinnen, daß nur in der Bekehrung der Preussen auch  
die nachtheiliges Verhältnisse der beiden Völker sich friedlicher  
gestalten würden. Er mußte für daher schon als politisches Klug-  
heitsmittel zur Sicherstellung seines Landes wünschen und zu för-  
dern suchen. Es wagte demnach wahrscheinlich auf seine Einman-  
derung der Abt Gottfried von Culna in Polen schon im Jahre  
1207, begleitet von Philipp, einem Mönche seines Klosters, den  
ersten Versuch und im schon Anfangs zu gelingen. Drei  
der Landesfürsten oder Kette, Phalei und Schersch, zwei Weliker,  
wurden für den christlichen Glauben gewonnen und erhielten die  
Taufe. Als man jedoch hierdurch ermutigt das Werk weiter  
fortsetzen wollte, ward der Mönch Philippe durch irgend welchen  
Anlaß erschlagen und die Unternehmung wieder aufgegeben.

Da trotz wenige Jahre darauf jenseit der Mann auf, dem  
es glückte, ein Heilendes Licht des göttlichen Glaubens im Volke  
Preussens zu entzünden und durch seinen Gedanken seiner gottes-  
füllten Seele des Landes Schicksal für Jahrhunderte hinaus zu bestim-  
men. Gregor, ein Cistercienser-Mönch aus Oliva bei Danzig,  
gehört zu Prebenwalde in Preussern, sagte des Entschlags, unter  
den benachbarten heidnischen Preussen als Apostel des Glaubens  
aufzutreten, und er versuchte in sich auch alle die Tugenden und  
Eigenschaften, die ein so schwieriges Werk erforderte. Milde der  
Gesinnungen, Reinheit des Wandels, Beschäftigkeit und Vorsicht  
im Handeln, Klugheit und Umsicht in der Wahl und Berechnung  
seiner Mittel. Guthefankheit bezaute es nicht; doch in vier  
Sprachen, in der Lateinischen, Deutschen, Polnischen und Preuss-  
ischen war Christus gewandt genug, um sich darin verständlich zu  
machen. Voll Feuer des Geistes und des wärmsten Eifers, mit  
festem Vertrauen auf höheres Weisand, begleitet von einigen seiner  
Mönchsbrüder begann er seine ersten Bekehrungsversuche ohne  
Zweifel unter dem Schutze des Herzogs von Masowien im Kul-  
merlande, im Gebiete von Lötow und an den Grängen Pomera-  
niens, nördliche im Gebiete des bereits erwähnten Landesfürsten  
Schersch; und nicht aus dem verhassten Polnischen Volke, sondern

auf dem kaiser schon mehr befreundeten Ponticus kommend, fand er mit seiner Predigt des Evangeliums auch höchsten und erfreulichen Geringang. Bald hatten nicht bloß mehr Vornehme, sondern auch schon eine so ansehnliche Zahl aus dem Volke sich dem Glauben zugewandt, daß er sich um das Jahr 1316 nach Rom begab, um dem Papste Innocenz dem Dritten von seinem Unternehmnen und dessen Gelingen Bericht abzugeben.

Witternd, wie überhand das nördliche Preussen ein wilder Kriegskraut, es geschah in demselben Jahre, als Christian in Rom verweilte, daß König Waldemar der Dritte von Dänemark ein mächtiges Kriegsheer rüstete, um im Pommer'schen Stenland, welches schon Waldemar der Erste zur Untertänigkeit oder wenigstens zum Tribut gezwungen, dessen sich aber die jungen und muthwilligen Fürsten Kasimir der Dritte und Bogislaw der Dritte eben wieder entschlagen hatten, neuen Gehorsam gegen seine Herrschaft zu erringen. Mit seiner zahlreichen Flotte fuhr er an Samlands Küsten landend, fand er in der Uebermüthigung des Landes einen weitem Widerstand, durchzog die Küstengebiete am frühen Hoss bis an die Weichsel, genoss Danzig, zwang dessen Fürsten, Bischofen den Ersten, zur Huldigung und unterwarf sich dann auch die übrigen Flächen des Stenlandes. So ging der Plünderungs- und Verwüstungszug über Preussen schnell dahin, so viel wir wissen, ohne merklige Folgen, nur dazu dienend, daß alle vernünftige Anrede der Dänischen Könige auf Samlands Dinst wider in Erinnerung zu bringen.

Der Sturm war verwichen, als Christian aus Rom nach Preussen zurückkehrte. Mit Freude hatte der Papst vernommen, wie unter seiner Pflege der ausgebreitete Samen zur schönen Saat aufgeblüht und gedeihen war; er wies alsbald dem Erzbischof von Gnesen an, die junge Pflanzung des Evangeliums in Preussen unter seiner Schon zu schützen, die frommen Belaher im Geringen ihres Werkes kräftig zu unterstützen, die Raubherren so lange, bis sie als eine Gemeine zahlreich genug einen eignen Bischofe untergeben werden könnten, in seiner gütlichen Abtut zu halten und die Fürsten und Bischöfen seiner Nachbarlande zu thätiger Förderung und Theilnahme an dem Werke der Bekehrung eifrig zu ermahnen. Trotz dem Rabe und der Eifersucht, die bald in Christian's eigenem Orden Bräuten wegen seines Un-



lebens und Verdienstes gegen ihn erwachten, setzte er sein Bekehrungswerk fort mit frischem Muth: fort und immer mit glücklicherem Erfolge. Auch der Papst griff förderlich ein, denn als er erfuhr, daß die Herzoge von Polen und Pommern, nur irdische Vortheile ins Auge fassend, die Neubekehrten häufig mit schweren Diensten belästigten und ihnen somit den Uebergang zum christlichen Glauben verbitterten, erließ er an sie ein ernstes Ermahnungsschreiben. So hatte sich in wenigen Jahren die Zahl der Bekehrten sehr bedeutend vermehrt. Im Jahr 1214 wendeten sich abermals zwei Landesfürsten, Warpoda in der Landschaft Pogesanien und Casowikus im Gebiet von Sibir, dem christlichen Glauben zu. Mit ihnen begab sich Christian noch in demselben Jahr nach Rom, wo er vom Papste zur Belohnung für seine Verdienste um die Kirche zum Bischof der Preussen erhoben und in solcher Weise der erste Grundstein zur christlichen Kirche in Preussen gelegt, denn die beiden genannten Fürsten, in Rom getauft, hatten bereits durch eine Schenkung ihrer Gebiete das erste Bisthum des neuen bischöflichen Sitzes gegründet und der Papst bestätigte selches im Anfange des Jahres 1215.

Kaum aber war der neue Bischof ins Land zurückgekehrt, als ein wilder Sturm die neugegründete Kirche fast wieder zu vernichten drohte. Wir kennen den nähern Anlaß nicht genau, der die heidnischen Preussen noch im J. 1215 bewog, mit schrecklicher Wuth über Pomesanien, Sibir und ins Kulmerland bis an die Drewang einzubrechen und alles Christliche wieder zu vernichten, so daß auch viele der Bekehrten, um sich zu retten, zum Heidenthum zurückkehrten. Da der Sturm schnell vorüberging, so machte Bischof Christian von der Erlaubniß des Papstes Honorius des Dritten, aus den benachbarten Länden ein Kreuzher zu Rettung der bedrohten Kirche zu sammeln, keinen Gebrauch; er zog es vor, in seinem Bekehrungswerke auch fortan noch auf dem Wege des Friedens fortzugehen. Allein schon nach einigen Jahren (1218) erfolgte ein neuer feindlicher Einfall ins Kulmerland und weiter bis nach Masowien hinein. Alles unterlag der schrecklichsten Verheerung; Kirchen und Kapellen wurden geplündert und vernichtet in großer Zahl, die gefangenen Christen aufs grausamste mißhandelt und alles mit Feuer und Schwert verübt, was christlich hieß; denn Haß gegen das Christenthum und Haß

begier waren es gemeinsam, nach dem heidnischen Volk zum voll-  
testen Vernichtungskampfe trieb. Herzog Konrad von Masowien,  
nicht im Stande, dem Heinde mit Kraft zu widerstehen, mußte  
mehrmals den Rückzug der heidnischen Haufen durch Abgabe-  
schenke, schöne Kleider, Pferde u. dgl. erkaufen. Mehr je ihrer  
selbstes geschah, um so mehr erkannten die Heiden die Schwäche  
kliner Waffen, um so häufiger luden sie neue Kriegsgier in sein  
Land. Mühte er zuletzt doch selbst zu dem Mittel greifen, bei  
einem Gastmahl, wozu er die vornehmsten Großen seines Landes  
mit deren Frauen und Mägden eingeladen, ihnen ihre Kasse und  
abgelegten Gewänder fortzunehmen zu lassen, um diese den Preussen  
als Tributgeschenke zu geben.

Nur ein Kreuzheer, wie sie damals gegen die Saracenen im  
heiligen Lande, gegen die Araber in Spanien, gegen die Slaven  
an der Ostsee und gegen die Heiden an den Ufern der Duna  
zum Kampfe geführt wurden, konnte Herzog Konrads Land gegen  
den Feind retten und den Heubelohn in Preussen Schutz ge-  
währen. Schon im März des Jahres 1217 erging vom Papste  
Genorius III. zu solchem Zwecke ein Aufruf zum Kreuze, indem  
er auf Ansuchen des Bischofs Christian und des Herzogs Konrad  
den Erzbischof von Gnesen und alle Bischöfe, welche in der erp-  
bischbischen Diöcese das Kreuz zum Zuge ins heil. Land genom-  
men, von ihrem Gelübde entband und sie zur Vertheidigung ihrer  
Lande gegen die benachbarten Heiden in Preussen aufforderte,  
jedoch den Eintritt des Kreuzheeres nach Preussen von der Er-  
laubnis des Bischofs abhängig machte. Und im Jahre darauf  
erließ er nicht nur eine neue Aufforderung an alle Christgläubigen  
in Polen zur Theilnahme am Kampfe, sondern er wies bald dar-  
auf auch die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, Magdeburg,  
Salzburg, Gnesen, Bremen, Breda und deren Suffragane mit  
erstem Eifer an, Anstalten gegen die Preussen das Kreuz zu  
preigen und diejenigen, welche mit dem Kreuze bezeichuet die  
ferne Pilgerfahrt gen Jerusalem nicht vollführen konnten, an das  
Kreuzheer nach Preussen zu weisen.

Im Frühling des Jahres 1219 hatte sich eine bedeutende  
Menge von Kreuzfahrern gesammelt. Da erließ der Papst an  
den Bischof Christian den Befehl, daß er die oberste Führung  
des Kreuzheeres übernehmen, dessen übrige Führer aber, die, wie

der Papst wohl wußte, zum Theil nur weltliche Interessen und Vorteile im Auge hatten, emflieh befehlen sollte: nur zum Schutze der Kreuzfahrer und zum Kampfe für die Sache Christi, nicht um irdischen Gewinnes willen und nicht zur kochrischen Unterjochung der Heiden ziehe das Heer in der Euphrat Land. Die Strafe des Bannes ward ihm getheilt, der sich den Anordnungen des Bischofs Christian nicht fügte oder das Befehlsgebot irgendwie verhindern werde. Zugleich erhielt der Erzbischof von Bazel zur Mittheilung das Amt eines päpstlichen Legaten in Preussen. Es war dem Papste, wie man sieht, von Wichtigkeit, neben dem schützenden Schwerte vor allem noch das friedliche Wort der Belehrung und Bekehrung im heidnischen Volke wirken zu lassen, denn es war ihm gewiß nicht unbekannt, daß die Besetzung der Preussen, mit der Annahme des Christenthums werde auch ihre Freiheit in Sitte und Verfassung untergehen und das Joch der Sklaverei an deren Stelle treten, das Befehlswort lange Zeit geherrscht und gehört habe.

Auch den Bischof Christian trieb noch fort und fort der Geist geistlicher Milde und Schonung, denn während das Kreuzheer mehr Jahre im Lande lag und er es nicht an Bemühungen fehlen ließ, auf seinem Rufen nach Schloßen und Deutschland die eingekerkerten aus Preussen abziehenden Schwanen durch den Anzug neuer Bekleidungsstücke wieder zu ersetzen, erließ er an die Kreuzfahrer überaus liebevolle Ermahnungen zu christlicher Duldung in ihren Bedrückungen, verheiß ihnen Trost und Hilfe, versprach, ihre Freiheit in aller Weise aufrecht zu erhalten und sie auch fortan mit seinem Schutze und Beistande zu erfreuen. Vorerst indes war es nur die Sicherstellung des Kulmerlandes und des Gebietes von Labau, welche der Bischof im Auge hatte, denn diese beiden Länder sollten ihm die ersten sichern Haltpunkte beim weiteren Fortbau des christlichen Werkes sein.

Als daher im J. 1222 ein neues Kreuzheer und an dessen Spitze die Herzoge Volk von Krakau, Heinrich von Breslau, Konrad von Masowien nebst den Bischöfen von Briesen, Krakau, Breslau, Posen und Labau ins Land herangezogen, beschloß man, vor allem das Kulmerland, dessen Schutzbürgen fast alle vermisst waren, besser zu besetzen. So entstand zunächst wieder unter dem Schutze der christlichen Waffen die Angst von den Preussen

zerstörte Burg Kulm und außer ihr mehr andere. Darauf aber beschloßte sich die Thätigkeit des Kreuzheeres allein, denn zu einem Angriff auf die heidnischen Preussen rieth es nicht weiter ins Land ein. Die Päpste waren nur bemüht, sich durch bedeutende Güterschenkungen an des Bischofs Christian Bartholomäus die Begründung des neuen Bisthums zu erwerben. Herzog Konrad von Masowien verließ ihm einen Theil des Kulmerlandes mit zwölf Burgen und einer großen Anzahl von Dörfern nebst allen landbesitzlichen Regungsrechten; ein Gleiches geschah auch vom Bischofe Günther von Ploetz, indem er zugleich zu Gunsten des Bischofs Christian auf alle seine geistlichen und weltlichen Rechte im Kulmerlande Verzicht leistete. So entstand nun erst das eigentliche Bisthum Kulm; die Burg Kulm war von dem an des Bischofs Wohnsitz; er nannte sich jedoch stets noch Bischof von Preussen, denn als solcher war er vom Papste ernannt. Dieser bestätigte ihm bald darauf auch alle jene Beschenkungen.

Allein die Vormauer, welche in solcher Weise Herzog Konrad von Masowien gegen den Ansturm der Heiden in dem neuen Bisthum errichtet glaubte, schützte sein Land keineswegs gegen neue Raubzüge und sicherte selbst auch dem Christenthum noch keine feste Damm. Die Preussen hatten bisher nur Ruhe gehalten, weil sie es nicht wagten, gegen die wohlgerüsteten und starkgepanzerten Krieger des Kreuzes im offenen Kampfe zu erscheinen. Sobald indessen diese im Verlaufe des Jahres 1223 das Land verlassen und auch Herzog Suantepolk, der Fürst von Pommern, der sie unterstützte, seinen Stützhaufen über die Wüchse zurückgeführt hatte, begannen die Preussen ihre Raubzüge von neuem mit um so wilderer Verheerungswuth, als sie sich vom Kulmerlande aus jetzt mehr als je bedroht sahen. Sie stürzten mit großer Macht ins Land ein, ohne Widerstand erlitten die neuerrbauten Burgen ihren heftigen Angriffen und Raub und Brand vermittelten die ganze Landschaft fast in eine Einöde. Darauf brachen sie auch in Masowien ein, die Ploetz unterlagene Dörfer und Kirchen dem Feuer und der Verwüstung, und solcher Unglück erlitt das Land in wiederholten Einfällen, denn der Raub lockte immer wieder von neuem. Zweihundert und fünfzig Kirchen und Kapellen lagen endlich verheert und verwüstet da; am Landvolke, Gekühen und Mönchen waren die schrecklichsten

Stausfanden verlißt, das ganze Land mit Jammer und Elend überfüllt; nichts bot mehr Sicherheit gegen den habgierigen Feind da. Herzog Konrad selbst fand nur in seiner festen Burg Ploegst an der Weichsel einen einigermaßen sichern Zufluchtsort. Es war keine Aussicht zu irgend welcher Rettung aus den schweren Bedrängnissen. Selbst von einem neuen Kreuzzuge, wäre es auch möglich gewesen, ein solches bald wieder herbeizuführen, konnte auf die Dauer kein Heil für die junge heiliche Kirche in Preussen, keine sichere Ruhe für Konrads Land erwartet werden.

Da erwachte in des Bischofs Christian Geist ein Gedanke, der ihm Hilfe und Rettung aus der Noth und eine sichere Bürgschaft für den Frieden in der Zukunft zu versprechen schien. Die vortierlichen Orden des Morgenlandes, die Tempel, Johanniter und die Ritter des Deutschen Hauses, standen eben nach ihrem Kampfe mit den Saracenen in vollem Glanze ihres Ruhmes da, in ihren reichen Besitztungen auch schon weit ins Abendland herein vorgezogen. Aber auch unfern von Preussen, in Dänemark hatte der vere dortigen Bischofs Albert gestiftete Orden des Ritterdienstes Christi seit zwanzig Jahren wie für die Verteidigung, so für die Erweiterung der dortigen Kirche kräftig gewirkt. Bischof Christian überlegte, was durch diese Ritterorden wie im Morgenlande, so im Abendlande Gesehliges schon geschehen war, und er faßte den Plan, zum Schutze der neuen Kirche im Kulmerlande und zur Abwehr des nahen Heidenvolkes von seinen und Herzog Konrads Landen einen ähnlichen Ritterorden zu stiften. Er fand auch beim Herzoge vollen Beifall und selbst die damalige Unversenkheit des päpstlichen Legaten, des Bischofs Wilhelm von Modena (dessen hohe Verdienste auch um die Kirche in Preussen wir später noch näher kennen lernen werden) war der Ausführung des Planes in jeder Weise günstig. Nachdem daher der Bischof sich mit dem genannten Legaten über Alles näher berathen, die Einwilligung des Papstes erhalten und der Entwurf zur Verfassung und Lebensweise des neuen Ritterordens nach dem Muster der Schwertbrüder in Dänemark bestimmt war, hatte Christian schon im Jahre 1225 die Freute, vierzehn tapfere Ritter als „Brüder des Ritterdienstes Christi in Preussen“ zu ihrem Berufe einzurufen, denn so sollte der neue Orden nach dem Beispiele des Ordens in Dänemark genannt werden, wiewohl wir die Brüder desselben

auch bald als „Ritter Christi,“ bald als „Ritter von Preussen“ oder auch „Ritterbrüder von Dobeln“ bezeichnet wurden. Auf ihrem Ordenskleide, einem weissen Mantel, trugen sie als Ordenszeichen ein rothes Schwert und einen Stern, welche letzteren als Unterscheidungszeichen vom Hochmeisterlichen Schwertbrüder-Orden. Einen aus ihrer Mitte, Brune, erbat der Bischof zum ersten Meister. Herzog Konrad aber verließ dem Orden zum einstweiligen Unterhalt ein Gut in Gussowien, ließ ihn die Burg Dobeln an der Salze Masowien erbauen und verließ ihn die Hälfte aller Erwerbungen in Preussen.

Man hätte wohl gethan, den neuen Orden erst zu einer gewissen Stärke und Festigkeit heranwachsen zu lassen. Kaum indess war der Aufbau der Burg Dobeln so weit vollendet, daß die Ordensritter in ihren neuem Schutz und Sicherheit fanden, als sie rath- und kriegsgerig durchs Kaiserland hinab niederhielt in Pommern und andere Gebiete mit Raub und Plünderung einfielen. Daraus erbittert, sammelten sich in kurzen die Preussen zu einem mächtigen Heere und stürmten verheerend ins Kaiserland ein, um die Burg zu vernichten, wo die Ritter hauseten. Auf die Nachricht hiervon zog eiligst Herzog Konrad mit seiner Kriegsmacht den Ordensbrüdern zu Hülfe. Sie trafen den Feind bei Strassburg. Zwei Tage dauerte der blutige Kampf; da erfaßte endlich dem Herzoge der Rath, er ergreife die Flucht und nun war kein Widerstand mehr möglich. Die Ordensritter waren bis auf fünf im Streite gefallen und diesen gelang es kaum noch, sich in ihrer Burg zu retten, wo sie eine Zeitlang vom folgenden Feinde umlagert wurden, bis es ihnen gelang, in sein Land zurückzukehren.

Die Hoffnung auf den neuen Orden aber war für alle Zeit dahin; zwar trühten die megalen Ordensbrüder, auf ihrer Burg beschränkt, ihr Daseyn noch einige Jahre, hoffend, ihre Zahl durch die Ankunft eines Kreuzheeres bald wieder vermehrt zu sehen; allein diese Aussicht entschwand dem Bischof Etzellan und dem Herzog Konrad je mehr und mehr, als sie nachmahmen, daß der Papst gerade in dieser Zeit seine ganze Thätigkeit vorerst nur ausschließlich auf eine große Kreuzfahrt ins Morgenland mit unermüdlichem Eifer richtete, so daß kaum zu erwarten war, daß auch nur irgend bedeutende Heerhaufen von Kreuzbrüdern

nach Preussen herangezogen wurden. Der Sieg bei Stralsburg aber, die Vernichtung des heidnischen Heathes hatte die Kühnheit und Muthwill der Preussen noch bedeutend gehiebert; ihre wiederholten Einfälle wandelten das Kaiserthum völlig zur Wüste um; eine große Zahl der Heidenkrieger traten unter Angst und Elend zum alten Glauben zurück oder sie fristeten in Wildern der kümmerlichen Daseyn. In gleicher Weise unterlagen auch ganz Mecklenburg, ein großer Theil Rußlands und selbst auch die nahen Gegend von Pommern von Zeit zu Zeit der furchterlichsten Verheerung.

Auch dieses Land hatte sich bereits den Preussen feindselig gegenübergestellt. Herrn desselben waren um diese Zeit Mstislaw Sohn Suantepole, Sander, Kader und Wartslaw. Suantepole, der Älteste von ihnen, hatte seinen Wohnsitz zu Danzig, die andern die übrigen zu Lubekow, Belgard und Rane, jeder als Gebieter der umherliegenden Landschaft, doch eine Zehnung nach des Kaisers Anordnung unter des Ältern Bruders oberherrlicher Herrschaft. Als Bischof Christian jene Scharen der Kreuzfahrer herbeigehusen, hatte sich, wie wir bereits hörten, auch Herzog Suantepole mit seinem Bruder Wartslaw dem Kampf gegen die Heiden angeschlossen. Seitdem sahen auch in ihnen die Preussen Feinde ihres Glaubens, ihrer Freiheit, und sie vergaßen es ihnen nicht, daß sie das alte feindliche Verhältnis der Nachbarlande gebrochen. Schon im Sommer des Jahres 1224 führten sie in Pommern ein, verheerten alles mit Raub und Brand, brangen bis zum Kloster Oliva vor und ermordeten die gefangenen Mönche in Danzig unter grausamen Qualen. Nirgend fanden sie Widerstand, denn wir hören nicht, daß Suantepole es versucht habe, der feindlichen Verheerungsmuth mit Kraft zu begegnen. Auch er erkannte bald, daß die Kräfte seines Landes zur Abwehr der Einfälle des benachbarten Heidenvolkes nicht zureichten; auch er sagte Hoffnungen auf den vom Bischof Christian gesandten Orden der Ritter von Dabell, nahm ihn daher auch in seinen besondern Schutz, ertheilte ihm in seinem Lande unbefchränkte Freiheit; aber auch ihm entstand nach der letzten Schlacht bei Stralsburg die Hoffnung auf den neuen Kriegerorden.

So sah Bischof Christian in den Nachbarkirchen keine mögliche Rettung für die von ihm begründete Pflanzung des Christenthums. Sollte sie geschützt werden, unter sichern Schutz gebracht und sich in die heidnischen Gebiete erweitern, so konnte dieß nur geschehen, wenn eine starke, immer im Lande verweilende und fort und fort mit der Bekämpfung der Heiden bis zu deren völliger Ueberwältigung beschäftigte Kriegsmacht herbeigerufen wurde und zur Abwehr einbrechender Gefahren jeden Tag bereit stand. Auch Herzog Konrad von Maschien, ohne Hoffnung auf eine andere Hilfe, erkannte dieß in seinem schweren Bedrängniß.

Da warf der Bischof einen Gedanken in des Herzogs Sinne, der, als er nachmals ausgeführt wurde, alle dem Frieden der Länder und dem Gelingen des Christenthums drohende Gefahren beseitigte, die Schicksale der Völker im Nothen auf Jahrhunderte hinaus bestimmte, fast alles umwandelte und umgestaltete, was in dem Baltischen Gebieten auf der Bildung der Vergangenheit erwachsen war und in seinen Folgen für die Geschichte der Europäischen Menschheit von keinem Sterblichen zu berechnen ist: — es war der Gedanke, zur Bekehrung des heidnischen Volkes in Preussen, zur Anpflanzung und zum Gelingen des christlichen Glaubens in den Landen der Heiden des Deutschen Ritters. Er den herbezurufen, dessen damaligen Meister Hermann von Salza der Bischof früherhin in Italien kennen gelernt hatte.

Es war gewiß der folgenreichste Gedanke, der je in Christian's Geist erwachte; allein man beschränkte ihn damals von Seiten des Bischofs und des Herzogs nur für die Gefahren der Gegenwart, nur für die Rettung der Lande von täglich drohendem Verderben. Obgleich der Herzog nur in dieser Beziehung des Gedankens anfaßte, so war es doch von großer Wichtigkeit, daß er ihn mit Freude ergriff. Niemand aber war mehr geeignet, ihn mit Kraft ins Werk zu führen, als der Bischof selbst. Er kannte jenen Ritter-Orden, wie er eben bestand, hoch berühmt durch Tapferkeit in seinen Kämpfen gegen die Saracenen, in seinem kriegerischen Geiste, in der Blüthe seiner Macht, in seiner Ordnung und geregelten Verfassung. Er wußte, was von dem kriegerischen Geiste, der in dem Orden walte, zur Bekehrung des heidnischen Volkes erwartet werden konnte. Aber er kannte auch nicht wohl, was zu bekämpfen war, in seiner ganzen Lebens-



weist, seinem Charakter, seiner Verfassung, seiner Kriegsführung, seiner Religion, seinen Sitten und Bräuden, und mit dieser Kenntniß konnte er den Ritter-Orden in seinem Kampfe vielfach förderlich und hilfreich zur Seite sehen. Es war vielleicht um diese wichtige Zeit, als er die wesentlichen Züge der Lebensweise des heidnischen Volkes, wie er es durch langen Umgang und Aufenthalt in seiner Nähe kennen gelernt, in einem eigenen Werke aufzeichnete, um solches bei der Ausführung seines Gebotens zu benutzen.

Dies Werk ist selbst zwar nicht bis auf unsere Zeit gekommen; aber spätere Chronisten haben es da, wo sie von der Lebensweise des heidnischen Volkes in Preussen sprechen, zur Schilderung desselben offenkundig benutzt. Und so wird es auch hier die geeignetste Zeit seyn, diese Quellen zu fördern und so weit, das innere Leben des heidnischen Preussen, so viel das Dunkel der Vergangenheit und die Dürftigkeit alter Zeugnisse es möglich machte, in den wesentlichen Zügen hinzuzuführen.

#### Viertes Kapitel.

Völkertliche Ordnung und Verfassung der heidnischen Preussen. Kriegsverfassung und Kriegsgesetz. Häuslichkeit und geselliges Leben. Religion und Priesterthum.

War es bisher immer nur ein mehr oder minder gerissenes, häufig auch ganz farbloses Bild, welches uns der Mangel und die Dürftigkeit der Quellen von den Verhältnissen des altpreussischen Volkes noch auferhin geben ließen, so tritt auch, wenn eine getreue, lebendig entsprechende und irgend vollständige Schilderung seines innern Selbstlebens hinzugeführt werden soll, manche bedeutende Schwermigkeit entgegen. Es hat keiner aus dem Volke selbst über das Volk gesprochen. Alles, was wir über die innern Selbstverhältnisse wissen, ist von Fremden überliefert, in fragmentarischen Notizen, in christlicher Anschauung aufgesetzt, weder irgendwie vollständig, noch völlig zuverlässig, zudem auch das Meiste erst von spätern Chronisten in besangenen Gesäßen nach-

gezeichnet. Aberließ theilt Preussens Volk mit den Völkern anderer Länder nicht das Schicksal, daß der Sturz des innern Volkslebens, wie er im Verlaufe der Zeit im eigenthümlichen Volksgeiste sich abzuzeichnen, sich in die verschiedenen Richtungen des Lebens verästelt und verzweigt hatte, auch für spätere Zeiten sehen blieb und das Christenthum nur als eine geistige Bereicherung seiner Natur auf sich nahm, sondern die Schicksale, welche durch die Herrschaft des Deutschen Lebens über das Volk kamen, warfen den alten Stamen des innern Lebens so gänzlich mit seinen Wurzeln darnieder, zerrißten und vernichteten die alten Lebensverhältnisse dergestalt und wandelten Verfassung, Gesetze, Lebensweise, Sprache, Sitten und Bräuche so völlig um, daß wir noch einigen Jahrhunderten kaum noch irgend Spuren der alten Volkselgenthümlichkeit entdecken können.

Laßen wir, so viel es möglich, in ein Bild zusammen, was uns die einzelnen, zum Theil sehr dürftigen Chroniken über die innern Volksverhältnisse berichten, so möchten folgendes die Grundzüge desselben sein, was wir über die bürgerliche Ordnung und Verfassung, über Kriegsverfassung und Kriegsthat, das häusliche und geistliche Leben, über Religion und Aberglauben der deutschen Preussen wissen.

### Bürgerliche Ordnung und Verfassung.

Das Land war, wie schon die früher erwähnte Sage andeutet, in elf verschiedene Landtschaften getheilt, noch mit denselben Benennungen, unter denen wir sie früher bereits kennen lernten, nämlich Kulmerland, Pomesanien, Pogesanien, Warmien (Greuland), Ratangen, Barten (Bartenland), Galizien, Sudauen, Samland, Redressen und Schaulauen. Werfen wir zunächst einen Blick auf ihre Lage und innern Verhältnisse.

Das Kulmerland, im Süden durch den Grenzfluß Dremenz vom Nachbarlande Masowien, im Westen durch den Weichsel-Ström südwärts von Kasowien und nördlich hinauf von Pomesanien getrennt, im Norden durch die Dissa und eine große Wald-Wüsten begrenzt, erstreckte sich nach Osten hin um diese Zeit bis an das Ufer der Dremenz in der Gegend von Rausdorf, Strasburg und herab nach Gelsch. In etwas späterer Zeit noch die

beiden Gebiete von Tobau und Saffowen oder Sassen in sich schließend, das es über jene Gränzlinie hinaus bis an die Grängen Gallindienß, bis nach Hebenstern und Rodenburg. Die ganze Landtschaft war zahlreich mit Burgen besetzt, starker Besatzungen ihrer vornehmen Bewohner, zugleich Festburgen zur Sicherheit gegen die nahen heidnischen Preussen. Die Namen mehrer der gegenwärtigen Burgen sind noch unter der Herrschaft des Lebens, wie die von Raim, Seudern (Strandern), Lurno (Lören), Roffin (Rieben?) u. a. Besonders waren die klüßchen Gebiete, den Kaufmannsläden der Preussen am meisten Preis gestellt, auch am reichsten durch Burgen geschützt; jetzt fastlich lagen sie durch die wiederholten feindlichen Einfälle zerstört, wie überhaupt die ganze Landtschaft verödet und verwüßtet da. Dem neuen Raimischen Bisthum zugewandt zeigte sie vorerst kaum die and da noch eine Spur des verhin angepflanzten christlichen Lebens. Es mußten neue Lebenselemente ins Land kommen, wenn es irgend wieder zu Gedeihen gelangen sollte.

Die zweite Landtschaft Pomesanien fand ihre Grängen im Süden an der Dissa und jener Welt-Weidniff, die sie vom Raimlande trennt, im Westen am Weichsel-Strome, im Norden am Heißten Haß und nach Osten hin am Elbing, dem Drausen-See und am Flusse Eligant (Berge) bis an die Dissa hin. Im Norden damals noch nicht als jetzt mit Seen und Sümpfen erfüllt, auch oft von Ueberschwemmungen der Weichsel und Regat heimgesucht, war sie zum Theil ganz unbewohnt, auch sonst minder reichlich als andere Gebiete Preussens. Wie überhaupt alle Landtschaften Preussens, so theilte sich auch Pomesanien in einzelne kleinere Landtheile, kleine Gauen oder Territorien, verschieden in ihrem Anfange, muß noch ihren Hauptorten oder Landeshauptburgen bekannt. Sie bildeten den Grundbesitz der s. g. Landesherrn, die auf den Burgen ihre Besitzungen ihrer Wohnsitze hatten. Wir erinnern uns, daß schon der Sersäher Wulsthan solche in früherer Zeit auf ihrem Burgen sitzen fand. Je größer ihr Landbesitz, ihr Gau, um so größer ihr Reichthum, um so bedeutender ihr Ansehen und Gewicht unter den Edlen des Landes. Solche vornehmen Gau-Herren der Landtschaft Pomesanien saßen im Gebiete von Alup, wo nachmals das erhabene Ordenshaus Marienburg erricht, im Gebiete von Roffin, dessen Bewohner

nach weiterhin als ein rüstiges und tapferes Kriegsvolk gerühmt wurden, vielleicht die Nachkommenlinge der alten Wikinger, die ihrer Väter kriegerischen Geist in sich fortgeredet, und in gleicher Weise in mehreren andern Gebieten. Es war auch Pommeranien in seinen besetzten Theilen im Osten und Süden ziemlich zahlreich mit Behr- und Wobnburgen besetzt. Die wichtigste that der Berg Greteok, auf welchem nachmals die alte Christburg erbaut ward. Ein heiliger Wald in ihrer Nähe und alte Götternamen deuten auf ein dertiges altes Heiligtum, in dessen Nähe auf jener Burg der Landes-Gründer Pommeranus seinen Wohnsitz haben mochte.

Die dritte Landschaft Pogesanien begränzte nachwärts der Elbing und der Drausen-See, gen Norden das Heilige Haß, im Osten die Passarge und nach Süden hin der Wolke-Fluß, wo sie vielleicht die Höhen von Holland noch in sich faßte. Auch sie war im nördlichen Theile nach Norden weniger bevölkert, als auf den südlichen Höhenlanden, wo ein kräftiges und tapferes Volk saß. Hier finden wir den uralten Handelsort Truse unfern vom Drausen-See, dessen wir schon früher gedacht, als der Bericht des nordischen Entdeckers Wesslan ihn aus dem Dunkel der Zeit hervorhob. Aber seine weithin Schicksale sind und völlig unbekannt. Von ihm jedoch scheint über die ganze Landschaft ein gewisser Wohlstand ausgefloßen zu seyn. Auch Pogesanien hatte seine edlen Gau-Herren auf kleineren und größern Landgebieten. Ein solches war Lansenien nordöstlich von Elbing, ein anderes Rabien mit seiner Burg gleiches Namens, wo nachmals im gleichbenannten Kloster Mönche ihrer Hovensungen. Die bedeutende Zahl der Burgen dieses Landes rühmt uns schon der erwähnte nordische Entdecker. Der wichtigsten eine war Wollin im südlichen Höhenlande. Die Spuren anderer hat die Zeit völlig zerstört. Wir wissen nicht mehr, wo im heiligen Reichthum die wohlhabende Richtenin Pogesana, die uns die Sage nennt, ihren Sitz gehabt.

Die vierte Landschaft Ermland, früher auch Warrien genannt, schied die Passarge (Oder) vom nachbarlichen Pogesanien; im Norden lief sie bis ans Heilige Haß, im Osten bis an die Landschaft Ratangen und bis ans Warerland und nach Süden hin bis an die Gänge Salustins. Es gab eine Zeit,

wo sich noch Meerest die Gänge Wannikes so weit ausdehnte, daß sie die Burg Balga oder das Gebiet von Geneta noch in sich faßte und selbst über dieses Gebiet noch hinauslief. Südwärts ging sie bis an die M. Ueberhaupt hat nachmals die Zeit in den Götzen Wanniken vieles verändert. Aber stets war sie in ihrem Umfange eine der bedeutendsten Landschaften, auch reich bevölkert, gut bebaut. Ueberall saßen auch hier viele Geschlechter, begütert und mächtig durch reichen Besitz. Das alte Geschlecht der Stettiner konnte allein schon eine ansehnliche Herrschaft zur Vertheidigung des Landes stellen.

Die fünfte Landschaft Ratangen, Wanniken-Nachbarland, dehnte sich nördlich bis zum Pegel-Strome und östwärts bis zur M. aus, die sie vom Warterland trennte; war ihr Umfang auch eben nicht bedeutend, so bewohnte sie doch ein fröhliches, tapferes und arbeitsames Menschengeschlecht. Auch hier saßen Landes-Erle auf ihrem zum Theil weithinübergereiteten Gauen. Ein solcher Gau war unter andern der von Geneta am Feisling, dessen Gau-Herr auf der Burg Verwallen saß. Von der Burg Befelde bei Ratangeln beherrschte ein Edel das Gebiet von Schunn.

Wartien oder Warterland, die sechste Landschaft, an Ausdehnung eine der bedeutendsten, erstreckte sich von der M. östwärts bis an die Angerapp und im Norden vom Pegel-Strome nördwärts bis an Salindens Gänge unterhalb Rastenburg. Sie war, wie es scheint, zahlreicher als Wanniken und Ratangen mit Wogen besetzt, deren einige im Eroberungskampfe des Ordens besonders hervortraten. Die wichtigste Bedeutung für die ganze Landschaft hatte die Gegend, wo sich der Guber-Fluß mit der M. verbindet und jetzt die Stadt Schöppenau liegt. Dort standen in heidnischer Zeit am Ufer der Guber zwei Burgen unfern von einander, Wolkow-Pil und Wolkowens (nachmals Wolkow genant); jene „die Burg des Aufsehers, des Bergesheim, des Oberherm oder Kells“ der ganzen Landschaft, wie schon ihr Name und das dort noch vorhandene Dorf Keldgarben (Kells-Berg) bezeichnen; die andere, Wolkowens, noch lag in ihrer Aufführung sichtbar, deutet in ihrem Namen gleichfalls auf „einen Weiler-Ort, einen Herrscher-Ort.“ Alle Bezeugnisse der Geschichte kennen dort einen heiligen Wald, vom

Vader-Fluß und einem Wassergraben umzingelt. Dort deutet der Ort Peantial (Brandstift) auf die Stelle hin, wo einst das heilige Feuer brannte. So dürfen wir ungewissheit in Waisieter-Päl des Schieter-Sitz des Kais, in Wassewona am heiligen Feuer den Wohnort des Landes-Grimes finden. Dort am heiligen Wasserflusse sprach er das Geheiß und selbst der Name von Schuppenheil (sonst Schuppenheil, Schefindil, die Burg der Schuppen oder Richter) deutet uns noch die einzige wichtige Bestimmung der Gegend an. Daher auch der schwere Kampf, den dort die Lebenskämpfer zu bestehen hatten.

Nach die siebente Landschaft Galindien umfaßte ein reitautgedehntes Gebiet; sie möchte unter allen die bedeutendste gewesen seyn; im Westen begann sie an den Quellen der Aie, die sie von Warmien trennte, und lief im Osten in unbestimmtem Gelagen bis ans Nachbarland Polerien; nordwärts schloß sie sich ans Warterland in der Schelde von Rißel und Rissenburg und ging im Süden bis nach Masewen hinein, von welchem damals ein bedeutender Theil noch zu Galindien gehörte, denn der ganze beträchtliche Landstrich vom Ostbuchen Kahlows an der Weße bis gegen die Stadt Chergye am Dwy-Flusse hieß nach alten Urungsbestimmungen noch Galindisches Gebiet. So vielfach aber das ganze Land durch Seen und Sümpfe in sich gerissen, so stark es überließ von tiefem Wäldungen und Wüsten bedeckt war, so wird Galindien selbst doch schon von alten Zeiten her als ein so mächtiges und zahlreich geschildert, daß selbst Ptolemäus von ihm schon Kunde erhielt. Die Natur wies es vornehmlich auf Jagd und Fischei an. Geschätze durch seine Wäldungen, Seen und Sümpfe scheint das Land wenig Belagerungen umfaßt zu haben; wenigstens hat die Geschichte von keiner einem Namen aufbehalten; sie sagt uns nicht einmal, wo jene heilige Prophetin lag, die durch ihr vielgütiges, mehrsagendes Wort Alles im Lande geleitet und geheilt haben soll.

Nach Sudauen, die achte der Landschaften, erstreckte sich Galindien gränzend, östlich bis an Linbannen ausgebreitet, nach Norden vom Pyssa-Fluß in seinen Laufe von Osten nach Westen von Natrawen und Schalawen getrennt und im Nord-Westen bis ans Warterland hinaufend, war einst noch weit mehr als Galindien mit zahlreichen Seen, Gewässern und Sümpfen bedeckt.

war auf auch selbst der Name Sudauen, Lumpf- oder Stein-Land, hindeuten soll. Wie im Süden die Seen den Bewohnern reichen Fischfang, so boten im Norden große Wäldungen genügenden Ertrag der Jagd als Nahrung dar. Doch saßen die und dort auch Lande-Edle auf ihren wohlbebauten Landgütern da. Noch in später Zeit wurden die Sudauer auch Gothen genannt.

Die genannte Landschaft Radeauen ward nach drei Seiten hin ziemlich genau durch drei Flüsse begrenzt, im Norden durch den Memel-Stream, der sie von Schaulauen schied, im Westen durch die Dnieu, die sie von Samland trennte, im Süden vom Pregel-Stream, der mit der Angerapp die Gegend zwischen ihr und Pommern bildete. In ihrem einzelnen Gau-Gebiet war auch diese Landschaft zahlreich mit Wohn- und Wehrburgen besetzt, auf denen auch hier Lande-Edle über das sichere Volk gehobten. Die Sage weiß eine Burg auf dem Kammerkühnberg bei Insterburg als Wehplatz dem Kays oder Landesherrn von Radeauen an. Im östlichen Theile der Landschaft lag sich eine Weilenweit ausgestreckte, dicht verwachsene Wald-Wildnis, der Heauten hin, lange Zeit die Wehranlage vieler wilden Thiergeschlechter.

Nordwärts von Radeauen durch den Memel-Stream getrennt lag Preussens zehnte Landschaft Schaulauen, im Westen vom Amischen Haff, im Osten nahezuhlich von der Swente begrenzt und östlich und nördlich bis an Samaiten und Litthauen angeschlossen, gegen deren Einwohner ihr die und da an den Grenzen starke Wehrungen genügende Sicherheit gaben. Auf einer derselben, Sarska, saß der tapfere und mächtige Schaulauische Krieger Sarske und wehrte das wilde Litthauer-Volk von Einfällen in Schaulauens Grenzen ab. Ob die Landschaft zur Zeit, als der Orden sie zu überwältigen begann, noch einen besondern Lande-Kays gehabt, ist zweifelhaft; wir hören nur von mehreren mächtigen Herren, die über zahlreiches Volk gehobten das Land zu verteidigen wagten. Sie beriefen über wichtige Verhältnisse der Landschaft zu Zeiten die Ältern Männer des Volkes zur Berathung zusammen, im Kriege zur Musterung des tauglichen Kriegsvolkes und zur Auswahl tüchtiger Anführer.

Die erste Landschaft Samland, überall hin scharf begrenzt, im Osten durch die Dnieu, im Süden durch den Pregel-

Ostsee und das Frische Haff, gen Norden und Westen von der See und vom Rurischen Haff umarmt, also rings von Gewässern umflossen, konnte lange als Insel gelten und eine solche genannt werden. Aber keine andre Landschaft war wie Samland ihren Ritten nach so weit unter den Wölfen des Nordens berührt, hien von fernter kommenden Fremdlingen so gern und zahlreich wegen des humanischen Erzeugnisses, des Bernsteins, besucht. Von ihr aus leuchtet das erste geschichtliche Licht über Preussen bis in die dunkelste Zeit des Alterthums. Aber auch über keine sind im Verlaufe von Jahrhunderten so mannichfalt Schicksale mit Verwundungen und Ungeheuerungen aller Art ergangen. Man könnte fast sagen, Land und Menschen sind unter dem Wandel der Zeiten ganz andern geworden.

Sprechen wir vom ersten, dem Lande, so bietet es in den alten Tagen des Heidenthums ein ganz anderes Bild. Seine welligen Uferlinie haben die Sturmgewässer der See seit Jahrhunderten gerissen, unterhöhlt, in bedeutenden Stücken verschlungen und hinweggeschwemmt, denn weit in die See hinein, wo jetzt das Wasser ruhet, war sonst Land. Und in gleicher Weise im Süden an den Ufern des Frischen Haffs; dort ist alles ins unglaubliche umgehalret. Die Zeugnisse erweisen klar und unbestreitbar, daß da, wo jetzt von Ruchlüt und Pillau hinüber nach Balga und Brantenburg und tief ins Land hinein nach Osten zu die Gewässer des Frischen Haffs rauschen, einstmal selbst Land war, auf dem gewohnt und gesüßigt ward und bedeutende Dörfer standen. Das südliche Samland gelangte fernhin unmittelbar an Ratangen und vielleicht auch noch an den nordwestlichen Theil von Warmlen. Dieses in früher Zeit zuerst in Inseln zerfallene, nachmals durch die Sturmgewässer immer mehr unterhöhlte, endlich völlig verschwundene und untergegangene Land war ein Theil des alten Wilands, dessen westliche Gränze bei Ruchlüt auch noch lange Wilands-See, d. h. Wilands-See hieß. Auch im Innern hat sich Samland vielfach verändert. Zahlreiche Seen und Sümpfe sind vertrocknet, große, dunkle Wäldungen gelichtet oder ganz da verschwunden, wo sie sonst das Land gegen die rauhen See-Winde aus Norden und Westen schützten. Von dem einstigen heiligen Walde, der in aller Zeit von der tiefsten Nordküste herab bis ans Ufer des Frischen



Hesse das Land bedeckte und den heiligen Hätterig Komow an-  
schloß, sind kaum noch Spuren vorhanden.

Zahlreich standen Burgen im Lande, auf denen auch hier viele  
Geschlechter hausten, die Contaque auf einer Burg bei Mischenau,  
die Kanoten, Geyshemen, Eysen, Bagdow u. a. in den Gebir-  
gten zu Luchenas, German, Ruten, Balten u. s. w. Auf  
dem Kinau-Berge, jetzt der Balgarden (sonst auch schon Gall-  
gard) genannt, wohnt die alte Sage dem Ritt von Samland  
keinen Aufenthalt an, von wo er durch Hünegischen die Wehr-  
mannschaft der Landschaft zusammenberief, wenn kriegerische Ge-  
fahre drohten. Wie lange er aber von dort das Land beherrscht und  
ob sein ursprünglicher Name auch in der Zeit der Dänischen Ober-  
mächtigkeit eine Bedeutung gehabt habe, darüber weiß die Geschichte  
kein Wort zu sagen. Wohl aber weiß sie auf Spuren hin, daß  
Samlands edle Geschlechter, wenigstens die im nördlichen Theile,  
Nachkommenlinge der Dänischen Eroberer des Landes gewesen  
seyn mögen; sie nennt sie, an die einst so mächtigen Stamm-  
väter der Gothen oder Widen erinnernd, insgesamt die Wähinge.  
Als Vorfürsorge jener Skandinavischen Eroberer lebten sie auch  
immer noch, vielleicht unter dem Oberhohem des Landes-Ritts,  
zur Zeit des Kruges die reichste Mannschaft, aus ihnen wur-  
den die Führer gewählt. Sie bildeten, wenn man so sagen  
darf, den reichen und mächtigen Landes-Adel, den Stand der  
edlen, freien Landbesitzer in ihren einzelnen Gau-Geleiten, deren  
übrige Bewohner ihnen als Untertanen und als Kriegerpflichtige  
Bekehrte dienten. Diese hießen ihre blühenden Familien.

Dies wäre im Ueberblick das Bild der äußern Gestalt des  
Landes, so weit es die Dürftigkeit der Quellen im Kreiße des  
nachzeichnen lassen. Wenden wir jetzt näher auf des Landes  
innere Verhältnisse, so möchten folgende Grundzüge seiner bür-  
gerlichen Ordnung und Verfassung am bemerklichsten hervortreten.

Es gab eine Zeit in der Geschichte Preussens, in welcher  
die Verwaltung der innern friedlichen Landesverhältnisse vom  
Anse der Kriegsführung getrennt war. Diesem letztern stand  
ein allgemeines Kriegsoberhaupt zur Zeit äußerer Gefahre vor,  
welches die Leitung der Kriegsmacht und Waffengewalt des ganzen  
Landes in den Händen hatte. Wir haben früher, daß Widenaut,

der Wehrnfürher, der Name dieses kriegerischen Hauptes war. Die innere Verwaltung lebte ein durch Erfahrung und geistliches Ansehen im Volke hochgeschätzter Oberichter, der zugleich als Oberpriester der Götter hieß, schon durch seinen Namen seines Amtes Würde bezeichnend. Es trat aber, wie wir bereits sahen, nachmals eine Zeit ein, in welcher, vielleicht nach langen Kriegen, das Amt jenes allgemeinen Kriegeshauptes unterging und die einzelnen Kriegsführer der Wohnantheile der Landschaften an deren Spitze sitzen blieben, also daß sie nun freier und unabhängig über ihre Wehren gebietend, als Heiß, Gebieter, Fürsten oder Könige (wie alte Quellen sie auch nennen) in ihren Landen herrschten. In dieser Stellung, die Kriegsführung und Landesvertheiligung, daneben auch in friedlichen Tagen die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung, die Beobachtung der altgesetzlichen Gewohnheiten in ihren Landschaften als die wichtigsten ihrer Pflichten vollziehend, standen sie noch da, als der Deutsche Leben das Land betrat; sie waren es, die als Kriegsobersten und Hauptleute an der Spitze ihrer Krieglente den Römern zum Kampfe entgegentraten.

Wie aber Würde und Amt der Kriegsführung, so waren auch die des Oberichters und Oberpriesters auf die einzelnen Landschaften übergegangen und auf sie beschränkt. Es scheint kaum zweifelhaft, daß in jeglicher Landschaft, in welcher ein fortwährender Heiß saß, auch ein besonderer Götter die Macht und Würde des Richters und Priesteramtes, und die Geschäfte und Verwaltung der bürgerlichen Ordnung in den Händen gehabt habe. Es weisen uns vielfach bedeutsame Spuren der Geschichte, anknüpfbare uralte Beziehungen auf viele Erscheinung hin. Wir können es nicht absehen, am heiligen Walde bei Gießburg auf dem Berge Gerwese, im heiligen Eichwälder in Pogranica, am heiligen Walde bei Wallenens und Boissere-Pfl., im heiligen Ramore in Samland und so in vielen andern heiliggehaltenen Orten zugleich Beweise von Göttern zu finden.

Es ist freilich schwierig, über der Geheimen Wälder und Wälder bestimmte geschichtliche Berichte zu geben; aber ganze Wirklichkeit zeigte sich vornehmlich nur in des Landes innern friedlichen Verhältnissen, über welche bewährte Quellen fast gänzlich schweigen; es kam daher, daß kein Fremdling die heiligen Wälder.

na ihre Wohnsitze waren, ohne Lebensverlust betreten, also auch das Ausland von der Heiden Daseyn und Willen wenig oder nichts erfahren konnte; weshalb auch alles über sie so dunkel und geheimnißvoll geblieben ist. War so viel schon gemüthlich gewiß: in jeder Landtschaft war der Seime, was die eigentliche Verwaltung betraf, Richter und Befehlshaber. Seine Befehle und Verordnungen hatten selbst auch für den Landesrath verbindende Kraft und Gewicht. Bekannt gemacht wurden sie muß durch ausgesandte Botschafter, die ihre Vollmacht durch die sogenannten Schreute, einen Stab oder ein anderes bemerktes Zeichen, kund gaben. Da der Seime der Landtschaft zugleich auch deren Oberpriester, der Vertraute der Götter war, so gab diese an sich schon den von ihm ausgehenden Befehlen eine gewisse Heiligkeit, zumal da man im Volke den Glauben nährte, daß es stets Befehle der Götter seien, nur verkündigt durch des Seimes Mund. Es gab Fälle, in denen der Landesfürst im heiligen Walde vor dem Seime erscheinen oder dahin auch Boten senden durfte, um ihn in wichtigen Dingen um Rath zu fragen. Fremde Bekannte mußten vor dem Walde verweilen, bis ihnen der Seime die erbetene Antwort sandte. Wenn wir aber im Allgemeinen auch wissen, daß die Käfte der Landschaften in den äußern Verhältnissen die gebietenden Verwalter und Regenten, die Seime in den innern Verhältnissen die stehenden Richter und Befehlshaber waren, so wird es uns doch unzulänglich, näher zu bestimmen, wo ihre Gewalten sich berührten und wo sie sich trennten. Es ist selbst ungerath, ob und welche Befehle etwa der Kaste neben dem Seime geben durfte; ob er nicht ebenfalls in bestimmten Verhältnissen als Richter erscheinen konnte. Ueberhaupt herrscht über die Stellung der beiden gezeichneten Oberhäupter zu einander ein Dunkel, welches die Geschichte nie wird betrachten können. Im Verhältnisse des Kastes zu seinen Unterthanen scheint überaus ein gemüthlich freies und bewegliches Leben Statt gefunden zu haben. Wir hören nichts von Abgaben oder sonstigen dem Kaste gefährlichen Leistungen. Es scheint, daß dieser selbst immer in seiner Landtschaft bedeutende Besitzungen hatte, die bei der Einfachheit des Lebens seinen Bedürfnissen genügten. Sie lagen wohl meist bei Umkreise seiner Behausung. In der Würde des Kastes folgte wahrscheinlich meist der älteste Sohn. Die übrigen Söhne, mit Land-

besitz bestritt, gehörten zur Zahl der Landes-Edlen. So finden wir es wenigstens in einzelnen Fällen.

Auch über die Standesverhältnisse der Landes-Edlen entgehen uns nähere Nachrichten. Wir wissen nur, daß sie unter einzelner Theile ihres Besitzes Andern zur Benutzung übergaben und als Grundherren einen Theil des Ertrags empfangen. Diese Belehnten finden wir unter dem Namen von „Famillen“ auf einzelnen kleineren Gerichtsbezirken sitzen. Sie waren ihren Grundherren, wie diese wieder dem Landes-Herz, zum Kriegsdienste verpflichtet. Es fanden in wichtigen Landessachenangelegenheiten auch Versammlungen der Landes-Edlen zu Beratungen mit dem Landes-Herz Statt, in welchen dieser den Vorsitz führte. Spätere Chroniken sprechen auch von Volksversammlungen, in welchen wahrscheinlich die weisesten Männer einer Landschaft, bald vom Grunde, bald vom Reiche berufen, erscheinen mußten, um besonders in drohenden Kriegszuständen über Gebote und Anordnungen zu vertheilen. Sie scheinen ihrer Ursprung schon in der frühern Sagenzeit erhalten zu haben, denn wir hören, daß schon Widenub und der Seire das Volk öfter zu Versammlungen berufen haben sollen.

Des Lebens Unschicklichkeit fordern nur wenige Gesetze. Mehrer derselben hielten auf häuslichen Frieden, eheliche Liebe und Einnigkeit. Verleichte z. B. die Frau des Mannes Namen, so ward sie mit Steinem am Halse in mehrere Dörfer unversehrt, bis der Seirens Ausspruch sie von der Last befreite. Erkante der Mann, im Besitze mehrer Weiber, noch eine Jungfrau, so ward er zu Schimpf von Hunden zerissen. Ehebruch und Verletzung des jungfräulichen Ehrengesüßes wurden mit dem Feuer-tode bestraft. Der Mann durfte sich keiner Frauen, Kinder, Geschwister und Befinde entziehen durch den Tod im Feuer, auch wenn er suchte, sich selbst zu verhehlen. Gebrüchliche und blinde Söhne erlaubte das Gesetz zu erkaufen oder sonst wegzubringen; zu viele Töchter durfte der Vater tödten, bis auf eine, die das Geschlecht fortpflanzte. Sonst herrschte der Noth Recht. Des Ermordeten Freunde hatten über den Mörder vollen Gewalt zu Leben und Tod, wenn nicht Vergeltung ihn rettete. Der Dieb wurde beim ersten und zweiten Werdrehen mit Ruten und Knütteln geprügelt; beim dritten ergriffen, zerissen ihn die Hunde.

Das ist im Wesentlichen das Wenige, was wir von Preussens Verfassung und bürgerlicher Ordnung in klar heidnischen Zeiten aus den dürftigen Quellen kennen.

### Kriegsverfassung und Kriegswert.

In den frühern Jahrhunderten des Mittelalters scheint Preussen wenig und selten Ströme des Krieges gekannt zu haben; daher richtete man im Auslande lange Zeit seine Bewohner als ein friedliches und freundlich gesinntes Volk. Die Sage von Widemud aber in der Bedeutung, wie wir sie kennen lernten, und die Auffassung der Widronier als Kriegs-Völkern deuten auf eine Zeit hin, in welcher den Lande Kriegerische Gefahren bedrohten. Und wie damals zuerst, so bedrohen auch nachmals am häufigsten die wilden Kriegesstürme in die südlichen Landschaften ein; doch blieben, wie wir schon hörten, auch die nördlichen und vornehmlich Samland durch die Einfälle der Dänen nicht unerschüttert. In solchen Zeiten traten die Reiche der Landschaften als Hordenführer und Hauptführer an die Spitze ihrer Völkermannschaften.

Stellten die Landschaften ihrer Kriegsvölker als ein Ganzes zusammen, so suchte man unter eine wohl einer gemeinsamen Oberanführung Statt oder man ordnete wohl auch, besonders in späterer Zeit, die Horden nach dem Gebot eines fremden Fürsten, wie dem des Herzogs Sacatepok von Pomernien, unter. Dem Reiche als Kriegsfürsten fanden die Landes-Fürsten bei großen Kriegsmassen als Führer einzelne Theilungen zur Seite; häufig aber zogen sie auch unabhängig und auf eigene Hand mit ihrem gesammelten Schwarm dem Feinde ihres Landes entgegen oder brachen plündernd und verheerend ins feindliche Gebiet ein. An strenge Ordnung in der Kriegsverfassung, an System und Kunst in der Kriegsführung ist überhaupt bei einem solchen Volke in solchen Zeiten schwerlich zu denken. Kenntnisse in Kriegswesen wurden erlert durch kriegerische Tugenden, Kühnheit, Tapferkeit und List.

Wer wehrhaft und zu den Waffen taugte, war stets auch zum Kriege verpflichtet und in der gesammten Masse der wehrhaften Leute einer Landschaft bestand das Reich Kriegsmacht; sie hieß sein Heer, auch wenn sie nicht versammelt war. Auf

das Ruffe Schet nur die gesammte Wehrmannschaft der Landtschaft auf Tag und Ort zusammen; daher die oft kaum glaublich große Zahl von Kriegskenten, die, wie wir hören, eine einzige Landtschaft stellen konnten. Mag hierbei allerdings wohl manches übertrieben seyn, so scheint doch gewiß, daß es keine Landtschaft gab, die nicht wenigstens an 2000 Kitter und mehre Tausende Fußvolk zum Kampfe aufzubieten hatte. Die Kriegsmacht einer Landtschaft nämlich, die häufig für sich allein unter der Fühnung ihres Heits, öfter aber auch mit den Wehrmannschaften anderer Landtschaften zu einem gemeinsamen Heere verbunden, zum Kampfe zog, bestand aus Reiterei und Fußvolk; jener diente vornehmlich zu plötzlichen Ueberfällen und Raubzügen ins feindliche Nachbarland.

Als Waffen kannten die Vester nur Keulen; man beschwerte sie nachmals zu stärkerer Wirkung denn mit Eiel. Die Streichhauke diente zum handgemachtem Kampfe, die kleinere Wurfschleude zum Schleißern gegen den Feind; fast der letztern auch die Streichschleuder mit spitz geschärfen Wurfspeimen. Zum nahen Kampfe gieng der Preusse den Feinde mit dem schmalen Streichhammer und der Streichart entgegen. Auch der Wurfspeiß war schon früh bekannt; der Gebrauch des Schwertes aber soll erst von dem Polen ins Land gebracht worden seyn. Wegen sie schätzte der Preusse auch schon vergiftete Wurfschleiffe. Schild, Lanze und Kreuzschwert kannte er erst später kennen, doch wahrscheinlich schon vor der Ordensritter Ankunft.

Bevor das gesammelte Streichheer gegen den Feind auszog, erkundete man über Erfolg und Ausgang der Wälder Wälden und Rath durch Opferung eines feindlichen Gefangenen, dessen man sich bemächtigt. Bloß kein Blut heftig und reichlich, so galt es als glückliches Zeichen. Beim Aufzuge des Heeres sollen ihm Kriegspantere mit den Wälden der drei Hauptgötter und andern Zeichen, als Kronen und Schilde, vorangebracht worden seyn. Die offene Feldschlacht ward mehr gemieden, als gesucht; der Preusse socht ungern mit dem kampfgewandten Feinde. Schien dieser zu mächtig, so ergriß jener schnell die Flucht, denn Fliehen galt nicht für schimpflich. Man zog es vor, den Feind durch vertheidetes Aufauern, plötzlichen Ueberfall aus Wäldern und Schutten oder wie sonst möglich zu vernichten, zu vernichten oder ge-

langen zu nehmen; daher fürchtete der kühne Krieger mehr der Preussen kriegerische List und Kühnheit, als deren Tapferkeit. Bei der Vertheidigung ihrer Festburgen jedoch bewiesen sie sich eben so tapfer und beharrlich, als geschickt und unerschrocken in der Anlagc. Sie erbaute sie gerne auf natürlichen oder aufgeschütteten Anhöhen zu Schutz und Wehr der Gränzen, oder an Flüssen, Seen und Meeresküsten, wo schon die Umgebung nöthige Sicherheit gab und die Vertheidigung erleichterte. Häufig auch an geraden Positionen liegend, von Wällen und Gräben umschlossen oder durch Pallisaden umschützt, dienten sie, meist nur von Holz erbaut, zur Friedenszeit den Landes-Edlen zu Wohnsitzen, zu welchen meist nur ein Zugang führte. Hier und da lagen im Lande, wo es die Vertheidigung forderte, starke, ausgedehnte Wehgeschanzen, aus Gräben und Wällen bestehend, in denen die Kriegsmannschaft der Landtschaft des Feindes Eindringen hinderte. Wallungen, durch welche dieser ins Land eindringen konnte, besetzte man häufig durch starke Werke, hinter denen die Wehmannschaft sich zur Noth aufstellte.

Lebte das Volk siegesfroh in die Heimath zurück, so ward der verachteten Gefangenen einer den Göttern zum Opfer geweiht, den unter den Uebrigen das Loos getroffen. In voller Kriegsbekleidung auf seinem Streifpferde, dessen Hufe man an vier eingeschlagenen Nägel befestigte, vorsetzte ihn ein ringsumstümelter Scheiterhaufen den Göttern zu Ehren; auch selbst gefangene Jungfrauen wurden mitunter, mit Blumen geschmückt, den Göttern zum Danke hingeweiht. Die Gefangenen unterlagen meist einer sehr harten und grausamen Behandlung. Wer nicht der jämmerliche Tod oder der Tod unter schweren Arbeiten harrte, dessen Loos war einige Sklaverei. Unersättlich in den grüßlichsten Unmässen zeigte sich der Haß der Preussen gegen das Christenthum an gefangenen christlichen Priestern. Wir hören, daß man den Hals eines Priesters zwischen zwei Stangen langsam zupferste, daß einem andern der Hals aus dem Rade geschnitten, an einem Baume festgenagelt und der Unglückliche mit Keulenschlägen so lange um den Baum getrieben wurde, bis alle Eingeweide herausgerissen waren und der Mensch todt niederfiel.

War den Göttern das Opfer gebracht, so wurde die erlangene Beute getheilt. Der erlöste Theil ward zuerst den Göt-

tern gesucht; ein anderer fiel dem Orkan und seinen Trüffern anheim, die von den Stürmen Sieg erröth; der dritte verblieb den Ankermännern und denen, die dahel die Grängen bewacht.

### *Haushälter und geselliges Leben.*

Schon ein alter Chronist rühmte dem Volke Preussens nach: „Es könnte viel Bößliches von seinen Sitten gesagt werden, wenn es den Glauben Christi hätte.“ Allein es geziemt dem Geschichtschreiber, auch an dem Heiden wahre Tugenden anzuerkennen, auch wenn sie nicht im christlichen Gewande erscheinen. Den Fleiß und die Emsigkeit des Teutoburger-Volkes im Ackerbau haben schon rühmend der Massilier Priester und noch ihm Tacitus hervor und die Natur des Landes ließ nachmals fort und fort den Preussen zu eifrigem Ackerbau seines Bodens hin. So einfach auch der Ackerbau-Betrieb seyn mochte, so reichlich ergab die frische Kraft des Bodens die mangelnde Kunst und Kenntniß. Neben bekannten Getreidegattungen baute man Hirsen und Rübenzwiebeln; auch Wurzeln und Früchte dienten als Speise. Viehzucht ward, wenigstens in späterer Zeit, nicht ohne eifrigen Fleiß betrieben. Im Jagd und Fischfang teilt den Preussen schon kleiner Landes Beschaffenheit, in den Seen die noch ungemein größte Mannichfaltigkeit und Menge der verschiedensten Fischgattungen, in den ausgedehnten Wäldern und Büschen die zahlreiche Welt der Insekten, Eleuthere, Vögel, wilden Pferde, Wölfe, Luchse und vieler andern Wildarten, die zum Theil nicht allein zur Nahrung dienten, deren kostbare Pelze auch wichtige Gegenstände des Handels waren. Besondere Sorgfalt widmete man der Bienenzucht schon wegen des starken Verbrauches des Honigs zur Zubereitung des Metzel. Die Wachszeiten des Winters füllte der Mann neben der Hausarbeit mit Fleißarbeiten und Fischzucht aus, was an sich schon Schaaflucht und Fischzucht voraussetzt.

Den Bewohner der Küstengebiete beschäftigten zum Theil auch Handel und Schifffahrt. In ihnen taufchte der Preusse seines Landes Erzeugnisse, Bernstein und Pelze, gegen fremde Waaren, Acker, Schmuckstücke, Münzen oder auch nöthige Bedürfnisse um. Segelten oder Handelsfahrte aus Preussen nach Italien in Venedig, nach Genua in Genua, selbst bis nach Afrika in Schio, so kam der Schiffe in Preussen nicht



nicht in unentwickelten Anfängen gewesen seyn, denn Schiffe zu solchen Fahrten erforderten schon eine gewisse Kunstfertigkeit. Wie von Gefahren des Meeres bekannt, kam daher der Preusse, wie selbst Fremdlinge es ihm nachsahen, Schiffbrüchigen oder von Entwürtern Versägten und Verwundten immer gerne zu Hülfe.

So ging thätiger Fluß durchs ganze Volk. Trägheit schändete den Namen. Nur das Alter beschränkte von Thun. Arme Pflege pflegte man von Haus zu Haus. Man fand im ganzen Lande keinen Bettler. Den arbeitsfähigen Dürftigen versorgte jedes Haus, in dem er schliefte, auf einen Tag mit Nahrung. Diebstahl war daher auch selten. Gastfreundschaft übte man als eine heilige Tugend. Der Fremdling, der beim Eintritt ins Haus des Wirthes Namen nennen konnte, fand Speise und Trank und verwirkte, so lange es ihm gefiel. Die Sorge um den Gast galt für ein göttliches Gebot; eine Beleidigung desselben büßte man mit dem Tode. Am Trinkgelage pflegte man selbst oft bis zu voller Trunkenheit; auch darin erkannte man eine Pflicht der Gastfreundschaft, denn auch der Preusse liebte den Brunk bis zum vollen Uebermaß.

Der ganze Volkstamm war ein gesundes und kräftiges Geschlecht, der Wuchs gerade und schlanke, der feste und getragene Körperbau ein Erbküß der Abstammung, ein Erfolg des Klima's und der Einfachheit der Lebensweise, die frühe, rather Farbe der festen Gesundheit zeugte. Das starke, langgemessene Haupthaar und der ungeheure Bart galten als Schmuck des Mannes. Es bedeckte ihn ein einfaches, schlichtes Kleid, im Sommer immer dasselbe, ein linnen Rod von Kamern, ein wolkner von Luch des Reichern, durch einen Gürtel zusammengehalten, im Winter ersetzten ihn Pelze und Abertsche. In späterer Zeit jedoch fand man Gefallen an schäufarbigem Gewanden; man nahm sie vom Herzog von Mafrien gerne als Tribut und Friedenspreis; man tauschte auch fremdes Luch gegen Polypur ein. Nicht minder einfach war die Bekleidung der Frauen, gemeinhin ein langes linnen Gewand von bläugauer Farbe bis an die Knöchel, doch schmückten sie Hals und Brust gerne mit Bernsteinchnüren und künftchen Ketten von Messing, Finger und Ohren mit Ringen, die Arme mit glücklichen Spangen. Das Haupthaar hielt eine gelegene oder gewundene Nadel zusammen, das Brustkleid ein

Saurer die künstliche Schnalle oder Spange, gewoben von Silber, sonst hatten Gold und Silber bei den Preussen keinen Werth; als Münzen kannten sie solche nicht, wenigstens nicht als Umtauschmittel. Die ihnen durch Handel, besonders in alter Zeit durch die Sklaven zugebrachten Münzen dienten nur theils als Schmuck, theils als Geschenk liebevollen Andern, die man auch von Verstorbenen als Kleinode gerne in die Leichenurne mitgab, wo wir sie heute noch häufig finden. Erst die spätern Kriege mit Polen brachten auch Kenntniß des Geldgebrauchs.

Im schlichten und einfachen Hause oder in der Burg, von Holz und Stein erbaut, lebten beim Manne mehrere Frauen; das Gesetz erlaubte ihm zwei oder drei, den Keiz und Eitel-Ehru noch auch mehr; doch nur die erste, wenn sie als reine Jungfrau des Mannes Bett befliegen, ward als oberste Hausfrau gesetzt. Ueber die Kinder übte der Vater unbedingte Gewalt, selbst über Leben und Tod. Die Tochter mußte zur Heirath von ihm durch ein bestimmtes Pfand, eine gewisse Anzahl Vieh, ein bestimmtes Maas Getreide, später auch durch eine Selbstkaufe erkaufte werden. Dafür verlor sie ihren Vatergewalt. Dem mündlich gewählten Sohne erkaufte er selbst die Braut. Unter den Heirathsgewandten waren manche jung und schön und jungen von Sinn für Gültigkeit und weibliche Bestimmung. Ein häßlicher Wagon führte die Braut dem Verlobten zu; einzelne sinnvolle Sitten und Bräuche wiesen sie auf den Zweck des ehelichen Lebens hin. Ein köstlich Mahl mit Wein und Brot empfing die Gäste, bis man am spätem Abend die Braut ihres jugendlichen Haares beraubte und sie dann, mit einem in weisse Leinwand gewickelten Kranz geschmückt, mit Schlägen zum Brautbette trug. Den Kranz trug sie als Schmuck bis zu des ersten Sohnes Geburt. Aber schon mit dem ersten Tage begann für die Frau ein schwer geachtetes, streng gehaltenes Leben; es unterschied sich wenig von dem einer bloßen Sklavin; es lag ihr ob, dem Manne, dem Gaste, selbst den Nachten die Füße zu waschen; des Mannes Wille war ihr unbedingtes Gesetz. Auch über die Kinder als sein Eigenthum verfügte der Mann nach Willkür; krankte und gebrechliche durfte er aufhängen oder auch töten. Die Kinderzucht war hart und streng. Ind wider-

ihre Erbe theilten sich nur die Söhne: unverheirathete Töchter ließen der Freigebigkeit ihrer Brüder überlassen.

Vater, Sohn und Bruder führten die dieselben Namen. Es scheint, daß die meisten Namen sich auf persönliche Eigenschaft, hervorstechende Eigenschaften, körperliche Beschaffenheit oder ein sonstiges persönliches Verhältniß bezogen, so daß Kerse der Jüngste, Wargute der Schwächling, Schwante der Neßensieder, Spennute der Schirmnähtige bezeichnete. In den meisten Fällen schloß sich eine heilige Wille des Klergers an. Eine Ausnahme machte der Preusse nur einen Namen; es gab dennoch aber Geschlechter-Namen, die ganze Familien bezeichneten, wie in Samland die Geschlechter der Sipagne, der Karioten, der Sandeynen, in Curland die Gietliner, die Witen oder Witten, in Livonien die Monteminer. Sie waren jedoch, wie es scheint, stets nur den Landes-Edlen eigen.

So einfach wie Haus und Kleid war auch der Preusse. Keß, Milch- und Fleischspeisen wechselten mit dem, was sonst der Acker, der Wald, Seen und Flüsse darboten. Kräuterspeisen geseß man nicht; man wunderte sich, als man nachmals von den Deutschen Römern Kraut als Nahrung benutzen sah. Schon von alter Zeit her waren Bier und Weiz die beliebtesten Getränke, daneben auch Sauerbrot. Bei Gastgelagen wurden gezogene Milch und Rinderkäse bis zu stülpiger Trankheit genossen. Am Gastgelage fand der Preusse sein größtes Vergnügen; daher bei Trinkgelagen das Sprichwort: der Preusse Gott & ihr Bauch.

Ihre einfachen Künste bestanden nur in der Zubereitung dessen, was die täglichen Bedürfnisse, der Ackerbau, der Krieg, die Schifffahrt, Jagd, Fischfang u. dgl. forderten. Mit der Schrift und Schreibkunst waren sie bis zur Ankunft des Ordens noch unbekannt; auch hat sich nirgends auf einem Denkmal aus der heidnischen Zeit eine Spur von Schriftzügen entdecken lassen. Vermuthet wird nur, daß die Seidenen und Priester im Besiz einer Runenschrift gewesen seyen. Gezählt wurde noch mancherlei sinnlicher Merkmale. Um die Zeit nach Tag zu messen, behalt man sich, Knoten in einen Riemen zu knüpfen. Den Tag theilte man nicht in Stunden, sondern nach den Sonnenlichte und nach bestimmten Beschäftigungen. Das Jahr zerfiel in Sommer und Winter und diese bestimmte der Sonnen- und Mondwechsel. Die

Monate erlitten ihre Namen von hervorstechenden Naturerscheinungen, z. B. der Winter-, Krähen-, Tauben-, Guckucks-, Erlen-Monat u. s. w.

Den Schwerkranken pflegte ein herbeigerathener Priester, der täglich eine Anzahl Segensformeln über den Leidenden aussprach. Solche Priester hießen, wie es scheint, Zulissenen und Iggishenen. Brauchte nach zweimaligem Raumende ein den Göttern gebathes Gelübde keine Genesung, so gab der Priester dem Kranken Aße vom heiligen Feuer der Götternwohnung als Heilungsmittel. Fruchtete es nicht, so beschloßen die beratenden Bannanten den Tod des unheilbaren Kranken, als Befreiung aus seiner Schmerzqual. Der Priester ersuchte ihn; kranke Kinder, Jünglinge und Jüngfrauen einem Stammes verzichteten der Schelterhaufe.

Die Leichenbestattung war nach dem Stande verschieden. Wie schon der Beführer Bessien bemerkt, mußte man die Verwesung des Körpers Monate lang zu verhindern. Am Tage der Bestattung ward der Abgestorbene gehoben, mit weißen Kleidern geschmückt und in der Fremde Kreß auf einen Stuhl gesetzt. Beim Trinkgelage trank man ihm zu, trug ihm Grüße an Verstorbene auf, beschenkte ihn mit Wasser, Schwert, Schmuckstücken, die Frauen mit Nadel und Irtien. Dann folgte der Zug nach dem Begräbnißplatze und in bereits erwählter Weise der Beisatz am des Verstorbenen Fode. Lauter Schrei der Blutverwandten verlagte bis zum Begräbnißorte die bösen Götter. Ein Bett von Stroh empfing den Leichnam auf dem Schelterhaufen; während dieser beunnte, erhoben die Zulissenen und Iggishenen des Verstorbenen Tod und priesen seine Thaten. Was dieselbe dem Abgestorbenen that und zu seinen Beschäftigungen nöthig gewesen, gab man ihm ganz ins Jenseits mit; Waffen, Geräthe, Kasse, Amsche und Mäße, Kleider und Schmuck, Jagdhunde und Jagdvögel wurden mit ihm verbrannt, um ihn in jenem Leben wieder zu dienen. Die gesammte Aße empfing eine Urne, mit den Ringen, Schmuckstücken, Ohrringen, Haarnadeln und anderem Puz des Verstorbenen, auch Stein und hölzernen Mörsern. Ein aufgebauter Grabhügel nahm dann die Urne mit Allem in sich auf. Die Sprache der Franken nannte die Begräbnißorte Kapurnen, die auch jetzt noch nicht unbekannter Name.

Der Preusse trennte sich schwer vom Gegenstande seiner Liebe, von den Gefährten seines Lebens. Lange dauerte des Interesses der Hingeführten in trauriger Zeit fort. Am dritten Tage nach dem Leichenbegängnisse, dann am sechsten, am neunten und vierzigsten fanden Leichengänge als Leichenzüge am Begräbnishügel statt. Dreißig Tage hindurch erschien bei ihm die Wittwe unter Klagen und Thränen, acht Tage lang der Mann bei dem der Frau. Nach Todesverlauf erfolgte ein allgemeines Lebensgeblüthe. Auch der Gedanke des jenseitigen Lebens war im Volke vorhanden, jedoch noch sehr geschi, sinnlich ausgeschmückt, aus dem Genuße des irdischen Lebens genommen, denn man trug dieses mit allen seinen Verhältnissen und bürgerlichen Formen nur als verherrlichte Fortsetzung ins künftige Seyn über.

#### Religion und Priesterschaft.

Der Himmel mit seinen unermeßlichen Mächten und die Natur in ihrem unermeßlichen Reiche gaben in alten Zeiten dem ungebildeten, rohen Volke die erste Offenbarung für Religion und Glauben an ein höheres Wesen. Von jeher sahen rohe Völker in den ewig leuchtenden, ewig erscheinenden, ewig in gleicher Ordnung wiederkehrenden Gestirnen ihrer ersten Götter. Auch bei Preussens ältesten Bewohnern finden wir Stenendienst als frühesten Götterdienst. Nichts aber ist in der Gedankenwelt roher Völker natürlicher, als der Übergang des Glaubens im Stenendienst zum Glauben im Naturodienst und vom Glauben im Naturodienst zum Glauben im Götterdienst. Ursache und Wirkung wurden von ihnen als dieselben und nur in sinnlicher Auffassung begriffen. Das Feuer ist dann so heilig verehrt als der feuergebende Gott. Die sinnlich erscheinende Wirkung gilt für so heilig und göttlich, als die sinnlich wirkende Ursache und Kraft. Darauf beruht auch der Preussen älteste Religionsglaube.

Aber auch hier, wo vom ältesten Götterglauben der frühern Bewohner Preussens zu sprechen ist, wandeln wir wieder auf dem unsichern Boden der Sage, denn sie stellt auch für die erste Feststellung und Ausbildung des religiösen Glaubens- und Götter-Effens die Einwanderung der Slawischen Gothen als von großer Wichtigkeit dar, also daß erst durch sie der Arianismus

Hauptmann der altpreussischen Ständek- und Ritters-Leder sich vollkommener ausbildete. Auf Rath und Befehl ihrer Götter läßt die Sage die Ständischen Götzen in die neue Heimat wandern und die Uebergangung gütlich machen, daß ihre Götter auch von des Landes alten Bewohnern anerkannt und in Verehrung aufgenommen werden müßten. Einer der Ständischen Volksführer aber, berichtet die Sage weiter, erklärte sich zum Oberpriester der Volksgötter, um als Richter, wie in menschlichen Dingen als Richter und Gesetzgeber, so in göttlichen als oberster Priester im Dienste der Götter über Land und Volk zu herrschen.

Drei mächtige Hauptgötter, aus Skandinavien mitgebracht, sollten nach dieses Reiches erstem Befehl auch in der neuen Heimat allgemein verehrt werden, Perkunes, Pertrampes und Vikullos. Senß sollte kein fremder Gott im Lande je Verehrung finden. Wie jene Götter schon in der früheren Heimat ihren Wohnsitz an einem heiligen Orte gehabt, so gab ihnen der Reichs auch in der neuen ein besondres Heiligtum zur Wohnung ein. Das war das heilige Komore, wo schon in uralter Zeit die Landesgötter, das heilige Feuer, verehrt und angebetet werden waren. Dort grünte zu Sommer- und Winterzeit ein hoher, kühligstarker Eichenbaum, rings durch seine Äste einen weiten Raum beschattend, an dessen mächtigem Stamme in drei eingestammtes Kienzen die Bildnisse der drei genannten Götter standen. Wenn wir der alten Sage trauen, daß die alten Landesbewohner zuvor noch kein Bild eines Gottes gesehen, sondern nur Sonne und Mond göttlich verehrt hatten, so dürfte es scheinen, daß die Ständischen Aufstellungen nur den Uebergang vom Sonnen- und Natursdienst zum Götterdienste am heiligen Komore veranstalteten und die Bedeutung der aufgestellten Götterbilder dürfte solches bestätigen.

Perkunes, des gewaltigen Donner- und Feuer-Gottes, des Götter-Königes Bild, wurde auch in der Mitte der Tabernakel stand, war das eines jomigen Mannes, mit feuerfarbiger Wangen, kranzem Bart, das Haupt mit Haarschmuck gekrönt. Ihm brannte zu Komore das ewige, heilige Feuer aus geheiligtem Eichenholz, dessen Beräucher die Priester mit dem Leben küßten. Dinsten man im Donner seine Sprache, ein Schreien für die Menschen, so sah alles Volk zur Erde, laut rufend: Gott Perkunes, erhöre dich unser! Gefangene, Knechte und Kinder wurden

ihm zum Opfer gebracht. Wer sein Bittgeheiß traf, den hatte er in der Welt Bundeschaft gerufen; darum wünschte sich der Heime stess den Tod durch des Verbanes Flamme. Man verehrte ihn aber auch als Spender des Sonnenscheins und Regens, als bewegende Macht aller Lusterscheinungen, auch als Spender der Gesundheit, als Hülfgott der Kranken; es diente daher die Asche seines heiligen Feuers als Mittel gegen Krankheiten; ihm thaten die Lebenden Gebüde, ihm brachten die Demisen ihre Dankopfer. Dem Gewässer der ihm geheiligten Seen, Fortune genannt, schied man heilsame Kräfte zu. In allen heiligen Orten, in allen heiligen Wäldern ward sein Dienst durch Opfer gefördert; sein Name lebt als Donnergott noch jetzt in der Dichtung des Althaischen Volkes.

Ihm zur Seite stand Potrimpos im freundlich lächelnden Bilde, ein blühender Jüngling, das Haupt mit Getreideähren umkrängt, der Spender des Glückes im Kriege und Frieden, der Fruchtbarkeit und des Gedränges, der Geber des Wohlstandes und Segens, der Schutzgott der Saaten und des Ackerbaus. Ihm brachten Getreidegarben als Opfer und Weihrauch in brennender Wohl gestaut, aber auch Küster brachten ihm als Weihgaben; er fand Gefallen an betrachteten Menschenblut. Von Priestern ward eine ihm geheiligte Schlange in einer großen Urne unter Garben mit strengster Sorgfalt gepflegt. Die Schlange galt überhaupt für heilig; wenn die zu Felde ziehende Kriegsmannschaft sie auf dem Wege erblickte, hielt man es für ein Zeichen der Gegenwart des Glückspenders Potrimpos. Ob ihm besondere Bilder, Stein oder Erde im Lande geweiht gewesen, ist zweifelhaft.

Pikallös oder Pellosos war das dritte Götterbild im heiligen Eichenbaum zu Komore, eines Greises Gesicht mit langen grauem Bart, tottenbleicher Farbe, das Haupt mit einem weissen Tuche umranden. So erschien er als Gott des Todes und der Vernichtung. Das von Potrimpos geschaffen, ward von Pikallös erteilt. Drei Todtenklüffe eines Menschen, eines Rosses und eines Kindes waren seine Einzelbilder. Ihm brachte beim Opfers ein Topf voll Talg; aber auch Menschen, Küder, Rasse, Schreine und Bilde brachte man ihm als Opfergaben; ihr Blut befruchtete die ewig grünende Erde. Wie Potrimpos nur geliebt, so war Pikallös nur gefürchtet. Der Menschen Angst und Unzul

war seine Freude; daher verlangte er sich das Thieropfer als Weihopfer. Er übte die Strafe an denen, die des heiligen Gebots nicht gedenkt, mit Opfern geklagt und der göttlichen Willen nicht befolgt hatten. Im ganzen Lande waren ihm häufig heilige Orte geweiht, wo zur Veröhnung seines Zornes viele zahllose Opfer brannten. Wie man Perfunos mit dem Skandina- vischen Gotte Iher verglichen, in Petriapos den Gott der Sonne gefunden, so hat Pilalles als Gott des Windes gelten müssen. Wie finden in ihnen nichts weiter als die Verkörperung des allen uralten Völkern eigenen Naturdienstes, plastische Gestaltungen der verehrten und ins Bereich des Göttlichen erhobenen Naturkräfte in sinnlicherer Auffassung.

Nach jener Dreitheil oder Dreieinigkeith der genannten Götter, wie man es genannt hat, kann für uns nicht die vermehrte Wichtigkeit haben. Ueberdies wird sie gestützt durch einen vierten himmlischen Gott Gurdhe, der im ganzen Lande als Nahrungsgott, als freundlicher Geber der Speisen und Getränke allgemein verehrt, dessen Bild aber nicht mit am heiligen Eichbaum zu Komore gesehen wurde. In jedem heiligen Walde stand auch sein Bild unter einem heiligen Eichbaum und nicht bloß hier, sondern auf zahlreichen Opfersteinen im ganzen Lande wurden ihm Opfer, die Geschenke der Früchte, Speisen, Getränke, Fische, Fleisch, Honig u. a. dargebracht. Er war somit ein allgemeiner Landes-Gott. Die Orte, wo man ihn verehrte und wo Opfer- steine des Gurdhe lagen, nannte man Gurdhefelder oder Kurfo- fabel. Nach jetzt klingt sein Name in vielen Ort-Bezeichnungen nieder. Sein Bild ward alljährlich zur Gurdhe-Zeit an den ihm geweihten Orten von neuem verfertigt und durch gespendete Weih- opfer verehrt. Es war ein allgemeines Festmahl, wobei das Volk tanzte und schmausete.

Wie überall aber der Mensch in den Anfängen menschlicher Bildung, im Naturlande die geahnten Ursachen großer Wir- kungen, die schaffenden Kräfte der Schöpfungen in der Natur, so plastisch ausbildend, ins Reich göttlicher Wesen erhebt, so auch der Perusse. Wo er Leben und Bewegen in der Natur wahrnahm, erkannte und sagte er sie als schöpferische Willens- äusserungen höherer, geheimner geistiger Naturen auf. Etwas er- zeugte und lenkte die Sturmvolare; Wangputtye, der Wellengott, und



Antropos bewogen die schlummernden Segenflüsse; Vergulias verlich den Feldfrüchten Segen und Wachsthum; Jambryps besamte und besiedelte die Erde mit Blumen und Keltern. Polminie spendete Reichthum in Schaum und Haas. Andere Götter schätzten die Herden in Haas und Fels. Pollaitis war als Wald- und Baumgott im ganzen Lande hoch verehrt; der Holzlunder war ihm gewidmet. Auch waldliche göttliche Wesen erheiterten durch Hülfe und Wehen das Leben. Jaminie verlich dem Saatgetreide Aufstehen und Gedeihen. Melisela lebte auf Baum und Gärten des Grünen, Crutis an Blumen die Farben hervor. Gaze gelobte den Wandern. Laina oder Laimela war Hülfsgöttin bei der Geburt und Lann als Schiffsallegöttin den Lebensfäden. Andere Götinnen erregten Schreden und Angst. Die Würgerin Sürine brachte schmerzvollen Tod; die Joragöttin Nagila verhängte strafende Liraden; Lanne neckte mit allerlei Plagen.

An die Götterverehrung schloß sich der Glaube an Schutzgeister, Wald-, Wasser- und Ertrgeist. Solche waren die Wasserfrauen oder Perisiden, Wassermännchen und Elfen, des Puckkainis Besatzknecht; die Nachspeten, Nachtgeisterchen, wanderten zur Nachtzeit als Schachseln in Haas und Schaum umher. Auch das Thierreich steht der rothe Sohn der Natur ganz im Reich des Heiligen. Dem Preussen war alles heilig, was mit seinem Göttern in irgend näherer Beziehung stand. Die Schlange, des Petrimpos Viebling, für unschuldig gehalten und sich immer verjüngend, die Segenspenderin für Haas und Fels, ward im ganzen Lande heilig verehrt und in Ställen und Häusern sorgsam gepflegt. Unfruchtbare Frauen stützten sie mit Milch und suchten dabei gar Göttin Laina um Segen. Das weiße Pferd, als Eigenthum den Göttern geweiht und als machesegend verehrt, wagte keiner zu befeigen; den Rittwag traf Unheil. Auch die Gule galt für heilig, weil sie ihre Gänsslinge vor Angst warnte.

Vor allen Häusern war die Ecke den Göttern geweiht; unter ihr hatten sie ihren Wohnsitz und ward ihnen geopfert. Nicht nur der heiligen Götterecke zu Komode, sondern auch andern mächtigen Götterhäusern nahm selbst der Priester stets mit Ehrfurcht und Ehen. Viel von Lysiraden besucht war die bei Heiligenheil, an deren Seemann dem Gotte Lurche weiche Gaben

gespendet wurden. Auch Bienen, der Hohlstock, selbst ganze Haine und Wälder galten für heilig; keiner durfte es wagen, von ihnen einen Zweig zu brechen. Heilige Felder umschlossen die heiligen Wälder und Haine; kein Pflug durfte sie umwühlen. Heilige Berge durfte niemand besteigen, aus heiligen Quellen niemand eher eines Priesters Beiseign schöpfen, in heiligen Eorn niemand fischen. Im heiligen Walde durfte kein Baum gefällt, kein abgestorbenes Holz hinweg getragen, kein Adler erlegt werden.

Als Diener der Götter und als Pfleger und Beschützer aller Heiligen stand eine zahlreiche Priesterschaft da und an ihrer Spitze als Oberpriester der Welne. Kannte wir ihn früher in seinem Einflusse auf des Volkes weltliches und bürgerliches Leben kennen, so gilt es hier, ihn in seiner priesterlichen Macht und Bedeutung zu betrachten. Wir erwähnten bereits, daß nach des Landes Vereinigung in Landschaften jede von diesen ihren eigenen Göttern als Oberichter und Oberpriester an einem heiligen Orte, in einem heiligen Walde, in einem besondern Hause als seinem priesterlichen Wohnsitze gehabt habe. Man zählt also höchst wahrscheinlich so viele Götter, als es Landschaften gab, und in allen war ihr priesterliches Amt und ihre Würde, ihre priesterliche Gewalt und Stellung gegen die Kells, das Volk und die ihnen untergeordneten Priester offenbar dieselbe; überall genossen sie gleiche Achtung und Verehrung; überall empfingen sie für die Götter dieselbigen Opfer und Widmungen. Kein Fremdling durfte, um kein Geringes Rath zu suchen, dessen Wohnsitze selbst betreten; Priester brachten ihm, fern im Walde verweilend, die erbetene Antwort. Fremdlinge erblickten ihn also nie; selbst seinem eignen Volke zeigte er sich so selten, daß es für ein hohes Glück galt, ihn einmal gesehen zu haben. Auch seine Gebete und Wünsche ertheilte er dem Volke selten oder nie selbst. Seine ausgesandten Nachbaten, an der Gränze, dem Gebieter oder Nachzeichen, erkennbar, verkündigten sie; ihnen mußte jeder im Volke und jeder Priester ohne Widerrede strengsten Gehorsam erweisen. Des Göttern Befehl galt für der Götter Willen; in seinen Nachgeboten stand er über dem Volke. Er ordnete den Götterdienst; er wirkte die Priester; er erkundete der Götter Rath und Willen in Rath und Gesichte; ihm allein offenbarten sich die Götter; seine Weisheit war demnach unschätzbar. Es wählten ihn, den

bejahten Mann, stand die Priester auf ihrer Höhe, wenn ihnen die Götter ihren Willen darüber hand gethan. Seine oberpriesterliche Würde machte auf Lebenszeit sein Wort wie seine Person heilig und unantastlich. Wollte er sich seines Amtes entledigen, so geschah es, indem er nach des ersten Weines Beispiel einen Haufen von heiligen Holz bekrönend zur Verkündung der gütlichen Güter sich durch den Göttertod opferte. So sollen die meisten zu ewiger Vererbung im Volke ihr Leben genüßt haben.

Wo aber des Volkes beginnende Bildung noch blinder Glaube, blinder Scherz galt, da bildete sich überall hierarchische Verfall, und ungemessene Macht des Priesterthums ist natürliche Folge. So stand auch unter den Oräen noch eine zahlreiche Priesterchaft, verschieden in ihrem Range, Namen und Amte. Der Schamantismus für alle Priester war wahrscheinlich Walddoloten, so viel bedeutend als wissende Männer, Weissager, Seher, weil sie sinnlich aus geheimen, bedeutungsreichen Zeichen den Willen der Götter erforschten und dem Volke verkündigten, in die Zukunft sahen und Glück und Unglück deuteten. Sie galten dem Volke für die Erleuchteten und Weisen. Im Rang und hohen Ansehen stand oberan die Klasse der Oräen, so genannt, weil sie beifällig im heiligen Momente in des Oräen Umgang lebten und seine nächsten priesterlichen Diener waren. Sie bildeten wahrscheinlich, wie einst im Skandinavien, ein priesterliches Zöli-Männer-Gericht, des Oräen obersten Rath und hießen daher auch die obersten Walddoloten. Zu ihnen gehörten des Oräen priesterliche Mutterwächter; aus ihrer Zahl ward der neue Oräe gewählt. Sie dienten ihm wie als Priester so als Richter. Was sie dem Volke als Befehl und Gebot des Oräen verkündigten, auch ohne das Nachtzeichen der Oräen, fand augenblicklichen Gehorsam und Befolgung. In ihrer Würde und Weiße gelangten sie durch den Oräen und lebten wie er ehelich.

Daneben folgten im Range die Eigennamen oder Eigennamen, von ihrem wichtigsten Amte, dem Segnen des Volkes, so genannt. Auch sie lebten zum Theil in den Umgebungen des heiligen Momente und führten, wie es scheint, die Aufsicht über den heiligen Wald und überhaupt über alle heiligen Orte, Quellen, Hügel und Berge. Sie sprachen den Opfern des Wohlgefallens der Götter, den Segen aus. Einer aus ihrer Zahl war

es, der des heiligen Hailber erschlag. Als eine dritte Priester-Klasse wurden die Burscheen genannt. Wie weit über sie fast gar nicht unterrichtet. Wie es scheint, war ihr Hauptgeschäfte die Wähe, Heiligung und Opferung der Opfertiere, denn der Hail Bursche, dessen Namen sie trugen, war der Schützer der Heerden und folglich auch der Opfertiere, sie also wahrscheinlich die Opfertierherden. Die Geschäfte des Hailburschen bestanden demnach überhaupt in der Verkündigung des Götterwillens, in der Erforschung der Zukunft durch Weissagung und Wahrsagen, im Darbringen der Opfer, im Empfangen der Weihgeschenke, in der Pflege des heiligen Heuers in Remore, in der Aufsicht über die heiligen Orte, in der Sorge für die heiligen Wähe und vielleicht auch in der Vertheilung des Hailes in göttlichen Dingen.

Außer diesen drei vornehmsten Priesterordnungen aber finden wir auch noch mehrere Klassen von Unterpriestern, obwohl im niederen Range stehend, weil sie nicht in den Umgebungen des heiligen Remore, in der Nähe des Heimes lebten, auch nicht Aufseher heiliger Orte waren, sondern zerstreut unter dem Volke wohnten und dessen Belehrung über Religion und Götter besorgten. Zu ihnen gehörten die verschiedensten priesterlichen Personen, deren besonders priesterliche Geschäfte oblagen. Wir hätten bereits von jenen Ausrufern und Fegischenen, den Kranke- und Zeichenpriestern, deren ärztliche Geschäfte schon früher berührt worden sind. Andere befaßten sich unter mancherlei Namen mit Weissagen und Wahrsagen aus dem Winde, Wasser und Feuer. Da neben gab es auch wahrsagende Frauen, denn auch bei den Preussen lebte der germanische Glaube, der einzelne Frauen mit einem die Zukunft ahnenden Geiste begabte. Auch sie suchten oft Rath bei heilig gehaltenen, weissagenden Prophetinnen. So nennt uns die Sage die wahrsagende Priesterin Vogezana im Vogezanischen Lande; mächtigen Einfluß übte eine andere im Gallander-Lande.

Die Achtung und Verehrung aber, deren sich im Volke die Priester erfreuten, waren nicht bloß Ansehen und Wirkung ihrer priesterlichen Würde, sondern es machte sich auf den reinen Menschen der reine, süßsame und tadellose Wandel geltend, der jedem Priester als erste, wichtigste Pflicht oblag. Für alle war Keuschheit und sittensreines Leben das heiligste Gebot. Wie der

Weise und die Priester ohne Frau, so lebten die Priesterin und Prophetin ohne Mann. Wer das heilige Sabel verlegte, büßte als ein Bräut des Todes mit dem Gruertode. Nur betagte, ehrenwürdige Männer, deren jütllicher Wandel durch ein langes Leben erprobt war, wurden zu den Würden der Weisheit und Gröswelten erhoben. Ihrem Unterhalt fanden sie in den zahlreichen Opfern und Wohlgeschmcken, die täglich im heiligen Hecore des Säterns gespendet wurden, oder in Gaben, die ihnen das Volk junkte.

In dieses religiöse Leben schlossen sich endlich, wie überall so auch bei den Preußen, religiöse Feste, die durch die Priester angerechnet und geleitet werden mußten. Sie wurden stets mit heilerer Luft, Freudenmahlen und fröhlichen Trinkgelagen gefeiert. Am Frühlingsfeste, dem Gotte Pergubrius als Spender des Wachthums der Feldfrüchte geweiht, versammelte sich das Landvolk in den Dörfern bei einigen Häusern voll Wein. Drei- bis viermal leerte wusch ein Priester eine Schale jenes Getränkes, vor allem den Gott Pergubrius um Schutz und Segen für die Feldfrüchte anrufend, dann von Perkunos Regen und Samenschein, hierauf vom Sarnen-Gott Sowatriga Licht und Wärme für Früchte, Kraut, Vieh und Menschen und endlich vom Belatne, dem Spender des Reichthums, Segen für Haus und Scheune ersuchend. Nachdem ward der Tag mit Trinken und Schmanzen unter Gesang, Tanz und Jubel hingebacht. Ein zweites und drittes Fest wurde mit gleicher Fröhlichkeit vor und nach der Erndte gefeiert und dabei den nämlichen Göttern hehre Opfer zum Danke gebracht. Von jeglicher Wirtsgattung des Hauses ward ein Männliches und ein Weibliches theils zur Opferwoche für die Götter, theils zum Schmanzen geschlachtet. Priester spendeten die Dankopfer und wählten die Festgetränke ein. Es scheint, daß in diesen Festen die bekannte, noch bis in spätern Zeiten unter dem Volke übliche Beck-Heiligung ihren Ursprung erhalten habe.

So sieht das Volk in seiner bedürftigen Zeit da, zwar ohne hohe Kultur, ohne geistige Bildung, roh und unfreundlich in mancher seiner Sitten, noch auf einer tiefen Stufe in der Erkenntniß des Göttlichen, noch einem blutigen Götzendienste bangegeben, aber doch sinnig in seiner Naturschauung, fröhlich bei klaren Festen, treu und fest im Glauben an die Wirknisse seiner Götter, thätig und thätig für das Leben und dessen Wohlfahrte.

einfach in seiner Lebensweise, tüchtig im Kriege, lässig im Hause, unbekant mit dem Genuße seiner Lebenslässe, aber auch unbekant mit dem Uebeln dieses Genußes. — Er fand es einfach, früh und kräftig da, bis das Christenthum ihm mit dem Segne der Waffen zugebracht, den alten Bon seines heidnischen Lebens auslegte und Beseßung, Freiheit und Völkendienst vernichtete.

## Fünftes Kapitel.

Stiftung des Deutschen Ordens im Morgenland. Hermann von Salza der Hochmeister. Des Ordens Beseßung nach Preussen. Verhandlungen mit Herzog Konrad von Masowien. Gewinn des Kulmerlandes. Eroberung Pommerns und Plogresiens. Pößische Kasse der Kreuzfahrer. Verfall des Ordens. Vertheilung desselben mit dem Orden in Tieland. — 1198 — 1228.

Der Umsturz des alten heidnischen Lebens aber erfolgte durch den vom Bischof Christian und Herzog Konrad von Masowien herbeigeführten Deutschen Ritter-Orden. Fast vierzig Jahre stand dieser Orden schon als solcher da. Die Geschichte seines Ursprunges führt uns ins heilige Land, wo im Anfange des zwölften Jahrhunderts menschliches Mitleid in der Pflege armer, erkrankter Pilgrime und der Glaubenskämpf gegen die Feinde Christi den zwei Ritter-Orden der Johanniter und Tempelherren Entstehung gegeben. Sie hatten sich in der Regel ihrer Lebensweise und in den Gesetzen ihrer eigenthümlichen Verfassung für Krankenpflege und ritterlichen Kampf schon ziemlich ausgebildet, als ums Jahr 1128 ein frommer Deutscher, tief gerührt vom jammervollen Elend der Pilgrime seines Volkes, aus seiner Habe in Jerusalem ein Pilgerhaus erbauen ließ und es der Pflege der erkrankten Deutschen widmete. Man nannte es bald das Deutsche Haus, das Deutsche Hospital zu Jerusalem; es war die erste Wiege des Deutschen Ordens. Mit einem Welthause versehen und unter den Schutz der Jungfrau Maria gestellt, erweiterte sich bald sein Umfang und je mehr und mehr auch seine Wirksamkeit in der vermehrten Zahl der Pilgrime und deren, die sie

erleben. Durch einen weißen Mantel sah vor den übrigen Deutschen Pilgern auszeichnet, nannten sie sich Brüder des St. Marien-Hospitals zu Jerusalem. Die Regel des heil. Augustinus bestimmte ihre Lebensweise. Da bald auch Deutsche Ritter und andere Edle aus Deutschen Landen in den Brüderverein mit eintretend zur Zeit dringender Noth das Schwert zur Vertheidigung des heiligen Landes ergreifen, so näherten sich die Deutschen Brüder in ihrer Bestimmung und Wirksamkeit je mehr und mehr den Orden der Tempel- und Johanniter und viele wurden ihnen Vorbild und Muster in ihrer Lebensweise und ihren Pflichten. Bald wurde ihnen auch höhere Gnade und Gung zu Theil. Kaiser Friedrich der Erste unterstützte das milde Hospital durch Geschenke zur Erweiterung seiner Wirksamkeit; der Papst Gelasius der Zweite stellte es nach Jahr 1143 unter die Aufsicht und Obhut des Großmeisters des Johanniter-Ordens. Fast sechzig Jahre wirkte so die fromme Stiftung des Deutschen Brüdervereins zur Binderung menschlichen Elends fort, von der Geschichte der Zeit in ihrem stillen Leben kaum beachtet, als mit dem Verluste der heiligen Stadt an Saladin, den großen Sultan von Aegypten, im Jahre 1187 auch ihr der Untergang drohte. Zwar durften die Hospitalbrüder auf Saladins Erlaubniß auch fernerhin in Jerusalem verweilen, so lange noch die Pflege und Wartung der Kranken und Unglücklichen dort ihre Gegenwart verlangten; allein der größere Theil verließ mit den übrigen Christen die heilige Stadt, um fortan mit dem Schwerte die Sache Christi zu vertheidigen.

Die lagen mit den Rittern des Tempel- und Johanniter-Ordens vor Aken, als der edle Hohenstauf, Herzog Friedrich von Schwaben, Kaiser Friedrich des Ersten Sohn, im Herbst des Jahres 1190 dort mit einem neuen Pilgerheere ankam. Die Stadt, von einer starken türkischen Besatzung vertheidigt, ward vom christlichen Heere belagert. Was aber, was menschliches Elend und Unglück heißt, Hungerknoth und Verzweiflung, Seuchen und Tod erfüllten bald das christliche Lager. Im meisten litten die Deutschen Pilgrime, die durch die Mühseligkeiten, Gefahren, Entbehrungen und Kämpfe auf der Pögersfahrt ermüdet, entkräftet und erkrankt, vor Aken endlich angelangt, dort nicht einmal eine Erleichterung und Hülfe fanden, wie die im Lager stehenden Tempelherren und die Brüder des Johanniter-Ordens

ße den Pilgrimen aus Frankreich und Italien zu Theil werden ließen, denn die geringe Zahl von Brüdern des Deutschen Hospitals zu Jerusalem, die unter des Johanniters mit vor Allen gezogen waren, vermochte wenig zur Widerrung des Glaub zu wirken.

Da traten zuerst einige Bürger aus Lübeck und Bremen, die unter der Kreuzfahne des Grafen Meib von Holftein mit ins heilige Land gepilgert waren, voll christliches Mitleids zusammen, um unter dem Schutze ihrer Schöfsegei, die sie als Zelte aufgeschlagen, kranke Deutsche Pilgrime zu pflegen und zu erquicken, so viel es ihnen möglich war. Mit ihnen aber verbanden sich bald zum christlichen Werke des Mitleids und der Liebe auch die Brüder des Deutschen Hospitals zu Jerusalem, so viele ihrer im Lager waren. Das geschah noch im Herbst des Jahres 1190. Und je schöner und erfreulicher der Geist warmer menschlicher Liebe und christlicher Milde in dem frommen Werke leuchte und wirkte, mit um so größerem Wohlgefallen sah auch Herzog Friederich von Schwaben auf dasselbe hin, und Hinblickend auf die beiden schon bestehenden Ritter-Orden, auf den der Tempel, der zunächst für die Pilgrime aus Frankreich, und auf den der Johanniter, der für die aus Italien gestiftet und bestimmt war, sagte er den Gedanken aus, auch für die Deutschen eine ähnliche Stiftung zu begründen, dem Werke der Liebe und des Mitleids, wie es bereits durch die Bürger aus Lübeck und Bremen und die mitleidigen Brüder aus Jerusalem bestand, eine festere Grundlage und Stütze zu geben.

In einer Rathsverammlung von Fürsten und Bischöfen, des Königs und des Patriarchen von Jerusalem, der beiden Meib von Tempel- und Johanniter-Orden und vieler Herren des Abend- und Morgenlandes sprach Herzog Friederich seinen Entschluß zur Stistung des neuen Ordens aus. Er fand Beifall und Billigung. Alsdann erhielten die Kaiser der beiden genannten Orden, der Patriarch von Jerusalem und andere hohe Geistliche den Auftrag, sich über Regel und Gesetz des neuen Ordens zu berathen, und sie suchten für zweckmäßig, für ihn die Regeln und Gesetze der Tempel- und Johanniter also zu verbinden, daß die Ritterbrüder des neuen Ordens als Kämpfer und Streiter für die Sache Christi und der Kirche an das Ge-



sig und die Ordnung der Tempelherren gehalten, ihre Pflichten aber in christlicher Mithingkeit und Pflege der Unglücklichen und Leidenden nach den Regeln der Johanniter geordnet sein sollten. Die Jungfrau Maria sollte auch fortan ihre Schutz- und Schirmherrin sein; darum sollten auch die Glieder des Ordens „Ritter unserer lieben Frauen“ oder „Brüder des Hospitals unserer lieben Frauen der Deutschen zu Jerusalem“ genannt werden. Und als darauf im Frühling des Jahres 1191 der Papsi Clement der Dritte und der Deutsche König Heinrich der Dritte der ritterlichen Stiftung ihre Befähigungen erteilt hatten, erfolgte die förmliche Einweihung von vierzig Rittern edles Stammes und frommes Wandel, die im Beginn des ersten ritterlichen Brüder-Bundes bildeten. Der Patriarch von Jerusalem erteilte die Weihe, legte ihnen als Ordensgewand ein gewachtes weißes Ritterkleid mit einem schwarzen Kreuze an und erklärte den Orden mit allem seinem Besitze in den Schutz des heiligen Petrus. Der König von Jerusalem aber schrieb ihnen im Auftrage des Papstes und des Römischen Königs als die wichtigsten ihrer Pflichten vor ritterlichem Dienst zum Schutze und zur Vertheidigung des heiligen Landes, unablässigen Kampfe gegen die Heinde Christi, Beschämung der Kirche und ihrer Diener, mütterliche Hülfe gegen Witteren und Waisen und Pflege der Kranken und Leidenden. Darin sollte für alle Zeiten der Orden seine unabänderliche Bestimmung erkennen. Ein Meister des Ordens sollte zur Obhut über Eide, Ordnung und Recht stets an seiner Spitze stehen. Der fromme und tapfere Ritter Heinrich Walpot von Wassenheim aus den Rheinlanden war es, den man als den Würdigsten wußte zum Meister erkoren.

So war der Deutsche Orden vor Alfons Maunten entstanden, der, wie er damals den Kampf gegen die Ungläubigen im Morgenlande als Pflicht auf sich nahm, so nachmals die Heiden in Preussen überwältigen und der christlichen Kirche zuführen sollte. Es kann natürlich hier nicht die Aufgabe gelten, die Geschichte der Schicksale des Ordens im Morgenlande und bei seiner nachmaligen Verpflanzung in die Länder des Occidents bis zu seiner Zukunft in Preussen auch zur in einiger Ausführlichkeit weiter zu verfolgen. Nur um des Jodum gleichsam fest zuhalten, wird folgende Uebersicht hier genügen.

Als Alton im Juli des Jahres 1191 aus der Fierke Gewalt des Christen endlich in die Hände fiel, ward bald darauf für die Ritterbrüder des Deutschen Ordens ein Hospital nebst einem Scherhanke und mehrem Wohngebäuden aufgeführt. Das Ganze mit einer Mauer und Thürmen umwehrt, nannte man das Deutsche Haus oder das Hospital des Deutschen Ordens. Das war die erste feste Heimat des Ordens und längere Zeit der eigentliche Wohnsitz seines Meisters. Dort bildete sich nun auch nach den Anordnungen des Papstes Clemens des Dritten seine erste ritterliche Verfassung weiter aus; von dort aus erwarb er auch sein erstes ländliches Eigenthum, denn man belohnte bald den Orden für seine ritterliche Tapferkeit im Kampfe mit den Ungläubigen, und die Zahl der Ordenshäuser in den neuen Besitzungen vergrößerte sich von Jahr zu Jahr. Indes als der erste Meister Heinrich Bolper von Bassenheim im Jahre 1200, im letzten seines Meisterrates, starb, stand der Deutsche Orden von den beiden ältern und reichern Orden der Tempel und Johanniter an Einfluß und Geltung in den Verhältnissen des Morgenlandes immer noch stark überschattet und zurückgedrängt da, und auch unter seinem zweiten Meister Otto von Kerpen, der ihm über acht Jahre vorstand \*), gelang es ihm noch nicht, sich aus seiner Zurückgelegenheit bedeutend gegen jene emporzuheben. Darum geht die Geschichte, von ihm weiß ich wenig, vor seiner Zeit vorüber. Unter dem dritten Meister aber, Hermann von Barth, der im Jahre 1208 oder 1209 an die Spitze des Ordens trat, gewann dieser nicht bloß im Abendlande, namentlich in Deutschland, besonders in Hessen seine ersten Lebensbesitzungen, sondern auch im Morgenlande griff er schon bedeutsamer in die Verhältnisse der Zeit ein, eine Folge der ritterlichen Tapferkeit, die bisher der Orden in allen, oft schweren Kämpfen mit den Feinden des Glaubens bewiesen. In Italien hatte auch Hermann von Barth glänzenden Ruhm errundet; eine schwere Wunde aber verkürzte sein Leben schon im Frühling des Jahres 1210.

Zwanzig Jahre stand der Orden nun schon da. Langsam, aber kräftig und gesund im Kern war der Baum unter Stürmen und Gefahren herangewachsen. Da trat der neue Meister

\*) Nach einer neu aufgefundenen Urkunde lebte Otto von Kerpen noch im September 1208.

Hermann von Salza als sein Pfleger auf, um ihn zur mächtigen Klostergröße emporzuführen, in der er sich unter seiner Verwaltung über Bänder und Küster des Morgen- und Abendlandes verbreiten und vermehren sollte. Keiner ahnte, daß mit dem Tage, als Hermann von Salza, in dem langstammigen Thielingen geboren, dem Orden vorgesetzt ward, für ihn eine neue, große und glückliche Zeit begann. Laum aber waren einige Jahre verüber, so mußte jeder, welcher ein tugendreicher und starker Herr als Meister in Hermann an der Spitze des Ordens fand. Seine Besitzungen in Deutschland wuchsen an Zahl von Jahr zu Jahr; in Oesterreich, im Salzburgerischen, in Halle an der Saale, im Thielingerlande, in Kothlenz und bald an mehreren andern Orten heimte er sich in den ihm verlehenten Gütern an; und alle diese ansehnlichen Besitzungen des Deutschen Ordens im ganzen Anfange des Römischen Reiches nahm Kaiser Otto der Vierte nicht nur in seinen kaiserlichen Schutz, sondern gestattete sogar, daß jeder freie Lehensmann, Ministerial oder wie sonst vom Reiche Lehen trage, etwas von seinem Lehenzgebietern in Betracht der frommen Verdienste den Deutschen Ordensbrütern übergeben oder auch verkaufen dürfe. Die schnelle Blüthungzeit des Ordens begann aber erst, als sein Unglücklicher Stifter und Beschützer Friedrich der Zweite den Kaiserthron bestieg. Es verging nunmehr kaum ein Jahr, in welchem er nicht bald vom Kaiser, bald vom päpstlichen Stuhle mit irgend einer Begünstigung oder einem Vorrechte bedacht und erhöht wurde, denn beide unterstützten in seiner Erhebung und Begünstigung. Schon im Jahre 1214 ertheilte Kaiser Friedrich dem Hochmeister des Deutschen Ordens die hohe Auszeichnung, daß er, so oft er an den Kaiserhof komme, als ein Glied desselben betrachtet und ihm wie jedem Mitgliede des kaiserlichen Hofes alle notwendigen Bedürfnisse frei und reichlich zu Theil werden sollten.

Er ersuchte sich dieses Ehrenrechts ganz essential, als er im Jahre 1221 auf seiner Reise ins Wendland nach Italien kam und den Kaiser in Apulien traf, um ihm zu berichten, wie wenig sich seit Jahren schon die Verhältnisse der Christen im Morgenland gestaltet, wie wenig in den letzten Zeiten durch die aus dem Abendlande herbeigeführten Kreuzheere wegen Hader, Un-

friede und Planlosigkeit unter den Fürsten für das Heil des heiligen Landes habe geschehen können, wie fruchtlos man Zeit und Kraft durch die Belagerung von Damiette vergeudet habe und wie schrecklich die heilige Stadt Jerusalem von neuem in die Hände der Feinde Christi gefallen, ihrer Befestigungswerke, Mauern und Thürme beraubt und selbst die Hospitäler, Kirchen und Kapellen des Deutschen Ordens und der Johanniter, also auch jene alte Stiftung, aus welcher jener hervorgegangen, im Verfall stehen vermöge. Auch dem Papste thatte der Hochmeister die traurige Kunde mit und von Schmerz über die Verluste im heiligen Lande erfüllt, beschloßen Beide, alle Mittel in Bewegung zu setzen, die zur Rettung der bedrängten Christenheit im Morgenlande führen könnten. Schon im Frühling des Jahres 1222 trat auch wirklich die Heftung einer neuen Hülfe für das heilige Land der Erfüllung näher, als sie je gewesen. In einer Zusammenkunft des Papstes und des Kaisers zu Veroli erklärte sich letzterer eifriger als je zur Rettung des heiligen Landes bereit; auf einem Rathungstage zu Braccio im Jahre 1223, dem außer dem Papste und dem Kaiser auch der König Johann von Jerusalem, der Patriarch der heiligen Stadt, der Meister des Johanniter-Ordens und Hermann von Salza bewohnten, sollten die Verhandlungen zu einer neuen großen Kreuzfahrt besprochen und getroffen werden. Der Kaiser indeß, durch Kriegsgeldern und mancherlei Unruhen in Italien und auf Sicilien verhäudert, schob den gelobten Kreuzzug bis ins Jahr 1225 hinaus.

Je näher aber Hermann von Salza während seines Aufenthaltes in Italien am kaiserlichen und päpstlichen Hofe die Verhältnisse des Wendlandes kennen gelernt und die Richtungen und Bestrebungen einzelner Fürsten durchschaut hatte, um so mehr war er überzeugt worden, daß auf die Dauer keine Rettung und sichere Hülfe für die Christen im Morgenlande von dorther zu erwarten sey. Er begab sich daher im Vorwinter des Jahres 1223 nach Allen zurück, jedoch, wie es scheint, schon mit dem Gedanken, dort alles darauf vorzubereiten, seinem Orden, sobald es irgend die Verhältnisse gestatten würden, den Hauptsitz im Wendlande zu errichten. So viel hatte der angesehene Meister selbst aus den Verhältnissen des Kaisers und des

Papstes bereits wohl erkannt, daß die Heimböden der heiligen Herrschaft im Abendlande in der veränderlichen Stimmung der Christenheit des Abendlandes tief untergraben und der Verfall dessen, was im heiligen Lande der mächtige Geist des Glaubens und die gewaltige Begeisterung für das heilige Grab vermehrt empor und erheben hatten, wohl bald zu besichtigen sey. Sah er dagegen auf die schon äußerst reichen Beständen hin, womit Kaiser, Könige und Fürsten in frommer Freigebigkeit den Orden schon seit Johem in allen Ländern beschenkt hatten, — König Andreas von Ungern hatte ihn ja bereits das ganze Land von Barga in Siebenbürgen überlassen —, erregte er die zahlreichen Vorrechte, Freiheiten und Begünstigungen, womit die Päpste, Kaiser und Fürsten besonders auch noch während seiner Anwesenheit in Italien den Orden gleichsam überschüttet hatten, — denn es gab kein Privilegium, keine Organisirung des Tempel- und Johanniter-Ordens mehr, denn sich nicht auch der Deutsche Orden erkennen durfte —, so mußte es ihm klar werden, daß die Quellen der künftigen Macht und der Größe seines Ordens bereits im Abendlande standen. Es kam hinzu, daß seine Überzahl reichen Freiheiten, Vorrechte und Privilegien auch schon die Eifersucht und den Haß der abendländischen Geistlichkeit erregt hatten, von dieser vielfach beleidigt und bekämpft wurden und deshalb von je mehr in der Nähe des päpstlichen Hofes fortwährend eines eifrigen Beschützers und Vertheidigers bedurften, wenn sie nicht durch die Umtriebe des hohen Clerus dem Orden wieder entzogen oder wenigstens entzogen werden sollten.

Mittheilte waren der Papst, der Kaiser und der König von Jerusalem, jeglicher in seiner Weise, eifrigst thätig, einen neuen Kreuzzug ins heilige Land in Bewegung zu setzen. Der Kaiser rüstete eine ansehnliche Flotte, der Papst forderte in feurigen Ermahnungsschreiben Könige und Fürsten, Geistliche und Weltliche zum Kampfe für das Kreuz und zu Beistehern für das heilige Werk der Kirche auf; der König von Jerusalem durchzog fast alle Reiche des Abendlandes, um die Könige und Völker zur Theilnahme am heiligen Zuge zu gewinnen. Allein die alte Begeisterung für das Grab des Herrn schien aus allen Gemüthern verschwunden; nirgends mehr zögerte sich der alte feurige Glaubensfieber; das Wort der Kreuzpredigt griff nirgends

nicht so gewaltig erschütternd in die Seelen der Menschen ein, wie früherhin. Es geschah also auch nichts von Bedeutung für die Sache des heiligen Landes, als daß man sich eben bloß bemühte, etwas für sie zu thun; und so fand auch Hermann von Salza, als er im Anfange des Jahres 1224 aus dem Morgenlande zum Kaiser nach Sicilien zurückkehrte, seine Hoffnung auf die Hülfe des Abendlandes um nichts fester gestellt. Aber er kehrte auch von Affon mit schwer bekämpfter Seele zurück, denn auch dort hatte er die Verhältnisse im höchsten Grade traurig gefunden; es waren nur die Spaltungen und die Zwietracht unter den Häuptern der Glaubenskünde selbst, die den vorzigen christlichen Besitzungen bisher noch einen Bestand gewährten. Der Kaiser Friedrich erklärte sich auf Hermanns dringende Vorstellungen sehr mehr als je fest entschlossen, sein oft erneuertes Gelübde einer Kreuzfahrt zu erfüllen. Von ihm beauftragt begab sich der Hochmeister nach Deutschland, um als bevollmächtigter Geschäftsträger des Kaisers die verschiedenen Fürsten zur Theilnahme am Kreuzzuge zu gewinnen. Alles wo er erschien, in Wien, am Main, in den Rheingegenden, in Thüringen, Franken u. s. w., nirgends waren seine Bemühungen mit dem Erfolge belohnt, welchen er sich versprochen.

Für Preussen aber gewann diese Reise des Hochmeisters, auf welcher er zugleich auch die bedeutendsten Besitzungen seines Ordens in Deutschland näher kennen lernte, noch eine besondere Wichtigkeit, denn wahrscheinlich damals wurde er mit dem Bischofe Christian von Preussen bekannt, der um dieselbe Zeit in Deutschland umherzog, um ein neues Kreuzheer zur Vertheidigung der von ihm neu gegründeten Kirche zu sammeln. Beide begaunten sich im Streben nach Einem Ziele, zu Einem Werke in dem Reiche Christi; beide lebten Einer Zeit mit aller Kraft ihrer Seele, denn was Hermann für das Morgenland, erstrebte Christian für die Kirche in Preussen.

Dem Kaiser aber fand Hermann von Salza bei seiner Rückkehr nicht anders gestant, als er ihn verlassen. Die geringe Theilnahme, welche der König von Jerusalem bei den Fürsten des Abendlandes für seine Sache gefunden, die unbedeutenden Wirkungen der Kreuzpredigten, die Erfolglosigkeit der Ermahnungen des Papstes an die Könige von England und Frankreich

zur Beilegung ihrer Streitigkeiten und zur Förderung der heiligen Unternehmung, überließ auch manche bedenkliche Verhältnisse in seinem Staate, ließen es dem Kaiser unmöglich scheinen, den Krugzug in der von ihm festgesetzten Zeit wirklich anzutreten. Er versproch' aus jener dem Papste in einem Vertrage zu St. Germano im Jahre 1225, sein Schlichte nach Verlauf von zwei Jahren, also im Jahre 1227, aufs bestimmteste zu erfüllen; er gab sogar zu, daß wenn er seinen Versprechungen nicht pünktlich nachkam, über ihn die Strafe des Bannes verhängt werden solle. Allein bei dem heftigen Zwist, der bald darauf zwischen ihm und dem Papste wegen Bekämpfung vertriebener Bisthofsstühlen in Italien ausbrach, ließ sich veranschaulichen, daß an ein gemeinsames Zusammenwirken beider Häupter der Christenheit für die Sache des heiligen Landes schwerlich viel zu denken sey. Zwar gelang es aus Hermann'n von Salza, der den Bitten zum Schlichter ihres Streites erwählt ward, die Zerrungen wieder auszugleichen. Witternweile indeß hatten sich unter den Lombardischen Städten für den Kaiser sehr bedenkliche Verhältnisse entsponnen, welche die Hoffnung eines baldigen Krugzuges weiter weiter zu entfernen schienen. Die genannten Städte wollten zu einer neuen Bundesvereinigung zusammen getreten, um dem Kaiser, der, wie sie meinten, mit einer starken Apollischen Kriegsmacht ihre Freiheit untergraben und sie seinen Zwangsgeboten unterwerfen wolle, mit vereinder Kraft zu widerstehen. Da war es außer den Papste und einigen andern bewährten Männern wieder der Hochmeister des Deutschen Ordens, der zur Vermittlung des Streites vom Kaiser ausgesendet wurde. Der Papst that mit seinem und der andern Schlichter Beirath einen Ausspruch, mit welchem der Kaiser und die Lombardischen Städte sich vorerst befriedigten.

Von Verticuse aber folgten jetzt auch keine Befehle. Dem Kaiser wie dem Papste hatte Hermann von Salza, jenem so viele Beweise seiner Gewandtheit in Staatsgeschäften, seiner Klugheit und Erfahrung, seiner trauften Anhänglichkeit und Liebe zu dem herrschenden Kaiserthum, diesen so oft schon neue Zeugnisse seines Eifers für die Kirche, seines rastlosen Strebens zur Entfernung aller der Sack des Krugzuges entgegenstehenden Hindernisse gegeben, daß Beide, von gleicher Hochachtung gegen den mächtigen Kaiser

beseit, ihn und alle seine Nachfolger im Kaiserthum zur Würde eines Reichsfürsten erheben. Zum Zeichen dieser fürstlichen Erhebung beschenkte ihn damals der Papst mit einem kostbaren Ring, der bis in spätere Zeiten als Reicherring, als ein Kleinod zum Andenken der einstigen Huld und Hochschätzung Hermann's von Salza am Römischen Stuhle, von Weisser zu Weisser Werging. Der Kaiser aber verlieh ihm als Reichsfürsten zum Beweise seiner Donatschaft und Gnade die Erlaubniß, auf seiner Schilde und in seiner Ordensfahne den schwarzen Adler führen zu dürfen und beschenkte ihn überdies mit einer kostbaren Reliquie eines Stücks vom heiligen Kreuze Christi, bis in die spätesten Zeiten ein heiliges Kleinod des Ordens.

So stand Hermann von Salza, der Hochmeister da, hoch ausgezeichnet vom Kaiser und vom Papste, hochgeschätzt von allen Fürsten des Reiches, weit berühmt und gepriesen wie im Abend, so im Morgenlande, und so stand sein Orden da, verbreitet in zwei Welttheilen, reich begabt mit Gütern und Besitzungen im Orient und Occident, in Italien, in Sicilien, in Sardinien, in den Niederlanden, vornehmlich in den Rhodanlanden, in Böhmen, Oesterreich, Franken, Thüringen, Hessen und andern Gegenden Deutschlands, und in alle diese Länder weit verzweigt in seiner Mächtigkeith, überall gesichert durch bedeutende Einkünfte, durch zahlreiche Privilegien und Vorrechte befreit von allen Lasten und Beschwerden, die das Leben drückten, und im Besitze seiner Einkünfte und Güter beschützt und gesichert durch die Gnaß und das Wohlwollen der hohen Häupter der christlichen Welt, dabei berühmt durch seine Tapferkeit in den Kämpfen mit den Heiden des Glaubens und hochgeachtet unter den Menschen durch seine Verdienste zur Milderrung menschlichen Elends; so stand er da, als ums Jahr 1226 seiner im Norden ganz neue Schicksale warteten und eine neue Welt der Thätigkeit sich für ihn eröffnete.

Damals nämlich war es, als der Bischof Christian von Preussen sein Auge auf die Pforten des Deutschen Ordens richtete. Herzog Konrad von Masowien hatte seinen Rathe, diesen Orden zum Schutze des Bisthums im Kulmerland und zur Sicherstellung seiner Güter gegen die heidnischen Preussen herbeizurufen und ihm durch Uebergabe eines bestimmten Landestheiles



eine förmliche Niederlassung in der Nähe eines Schloßes möglich zu machen, seinen Beifall geschenkt und auch die Großen Moskoviens hatten in einer Versammlung um so bereitwilliger in den Vorschlag eingestimmt, da eben damals außer der Gefahr, die ihrem Lande von Preussen aus drohte, auch kürnische Raubeinfälle von Litthauen her zu fürchten waren. Man beschloß, dem Hochmeister das Kulmerland und das Gebiet von Elbau als Besitztum für den Orden anzubieten. Noch im Herbst des Jahres 1225 ging eine Gesandtschaft an ihn ab. Sie traf ihn in den ersten Monaten des Jahres 1226 in Oberitalien, in Verhandlungen mit den Lombardischen Fürsten beschäftigt. Das Anbieten kam dem Meister unerwartet, jedoch nicht unerwünscht; es erregte allerdings manche Bedenkllichkeiten, aber auch große Hoffnungen, zumal da der Orden kurz zuvor erst durch den Ungenüß des Königes Wortbrüchigkeit und Bankeruth seine Besitzung im Lande Burgun verloren hatte. Entschlossen, den Ruf anzunehmen, sofern der Kaiser einwillige und seine Belohnung verleihe, begab er sich zu diesem nach Rimini. Dort ward in einer Berathung über Preussens künftiges Geschick entschieden, denn Hermann von Salza knüpfte schon damals an das Anbieten des Moskowischen Fürsten anfangsreichen Plans; und der Kaiser billigte auch diese. Nach der von den Kaisern bisher immer festgehaltenen Vorstellung, daß alle weltliche Gewalt auf Erden von des Kaisers Obermacht ihren Ausfluß haben müsse, stellte Friedrich dem Hochmeister eine Urkunde aus, kraft welcher er dem Orden nicht nur die Schenkung des Herzogs von Moskowien bestätigte, sondern auch seine Zustimmung zur Eroberung Preussens ertheilte, also daß er alles in Preussen zu erwerbende Land völlig frei von allen Dienstlasten und Sondereinföchten, mit den ausgedehntesten Rechten und Freiheiten eines Reichsfürsten, zwar gewissermaßen als ein Reichthum, jedoch mit völliger Landeshoheit und als Eigenthum beßigen solle. Die ausdrückliche Bestimmung des Kaisers, daß bei jeder Strafe es nie ein Fürst, Herzog, Markgraf oder wie er sonst heißen möge, wegen solle, den Orden jemals in der Vertheidigung und Befestigung seines Besizes in irgend einer Weise zu beeinträchtigen, sollte aufhoben darauf hin, daß das durch Konrads Schenkung erhaltene und noch zu erwerbende Besitztum des Ordens von

jedem Verhältnisse zu den Polenländern abgelöst und statt dessen mit Kaiser und Reich in eine nähere Verbindung gebracht werden solle.“ Auch der Papst erteilte seine Zustimmung und verbieth zur Verbreitung des Glaubens im Norden seine thätige Theilnahme.

Nach aber waren dadurch nicht alle Bedenklichkeiten in der Sache beseitigt, denn theils hatte der Herzog von Masowien die Befestigung mit dem Kulmerland und Polzen dem Orden bloß zugesagt, jedoch noch keineswegs urkundlich versprochen und noch Gesetz und Brauch fest zugesichert, theils war auch ungewiß, ob der Herzog dem Orden im Kulmerlande die landesherrliche Stellung geben wolle, wie der Kaiser sie ausgesprochen, und es war dies um so weniger gewiß, da Konrad von Rügenbrücken von Dobeln eine solche Stellung nicht eingeäumt, auch weder der Orden der Schwertbrüder in Livland, noch die Templer, Johanniter oder der Deutsche Orden sie in ihren Besitzungen im Verhältnisse zu den Landesherren hatten. Man durfte besorgen, daß Herzog Konrad nur die Absicht habe, den Deutschen Orden in die Stelle der Ordensbrüder von Dobeln treten zu lassen und ihn durch das Inerbieten des Kulmerlandes nur mit einem reicheren Landbesitze, als er diesen zugesprochen, ausstatten zu wollen. Dies nur, konnte man meinen, liegt in des Herzogs Plan bei der Berufung des Deutschen Ordens.

Als Lande der Hochmeister, um diese Verhältnisse näher zu erörtern, im Mai des Jahres 1226 zuerst nur zwei Ordensritter, Konrad von Landenberg und Otto von Salchen, mit einem Heile von achtzehn Reifigen nach Masowien. Sie langten dort an, als eben ein starkes Heer von Preussen von neuem bis gegen Plesch mit Feuer und Schwert ins Land einbrach. An die Spitze eines Masowischen Heeres gestellt brachten die Ordensritter dem einschüchternden Feinde eine bedeutende Niederlage bei, jedoch selbst schwer verwundet und nicht ohne ansehnliche Verluste der Masowischen Herrschaften. Die Unterhandlungen mit dem Herzog aber, soweit sie vorerst in ihrem Auftrage lagen, geschahen zu ihren Wünschen, denn am 29. Mai stellte er in Gegenwart der Bischöfe Günther von Masowien, Michael von Anjerin und Christoph von Preussen, mit ausdrücklicher Einwilligung einer Gemahlin Agathia und seiner Söhne Boleslaw, Ko-

stark und Barmherzig eine erbauende Zusicherung aus, kraft welcher er die Lande Kulm und Elbau, nebst allem, was der Orden im heidnischen Preussen erobert werde, mit Verzicht auf alles Recht und jegliche Inanspruchnahme, den Ordensbrüdern stämmlich und fest zu überlassen vertrat.

Darüber brachte dem Hochmeister eine Botschaft die Antwort und des Herzogs Zusicherung. Die beiden erkrankten Ordensritter aber kehrten nicht zurück. Der Herzog ließ für sie und ihren Reiterhaufen am linken Ufer des Weichsel-Strammes, wo jetzt Thorn liegt, schelke gegenüber, eine Burg aus Holz erbauen, zum einseitigen Aufenthalt bis zur Ankunft einer größern Zahl. Sie ward Bagelsburg genannt. Hier hatten sie jedoch lange Zeit auf Vernehmung ihrer Streikräfte. Die bedeutliche Föhrung unter den Lembergischen Soldaten, deren wir schon erwähnten, der bald darauf erfolgte Tod des Papstes Honorius (18. März 1227), die Ungewißheit über des vom Kaiser für dieses Jahr angekündeten Kreuzzuges und die hierüber zwischen dem Kaiser und dem neuen Papste Gregorius IX. bald ausbrechende bittere Feindschaft, die, wie bekannt, dem ersten sogar den Bannfluch zuzog, hatten es dem Hochmeister fast zwei Jahre lang nicht erlaubt, sein wichtiges Unternehmen in Beziehung auf Preussen zu verfolgen. Erst als die Botschaft zwischen den beiden christlichen Oberhäuptern alle Hoffnung einer baldigen Kreuzfahrt niederschlug, der Papst aber in einer eignen Bulle dem Hochmeister zum Belagerungskampfe gegen die heidnischen Preussen mit Eifer und Eifer ermunterte und aufsuchte, entsandte dieser im Jahre 1228 eine größre Zahl von Ordensrittern mit einem ansehnlichen Reiterhaufen dem Herzog Konrad zu Hülfe. An ihrer Spitze stand Hermann Ball, bisher Deutschmeister oder Oberverwalter der Ordensbesitzungen in Deutschland, jetzt zum ersten Landmeister oder Verweser des dem Orden vom Herzog überwiesenen Landes ernannt. Ihm zugeordnet war als Marschall zur Föhrung des Krieges der kriegsberufene Ritter Dietrich von Bernheim, und weil der Hochmeister sogleich auch die Einrichtung eines stämmlichen Ritter-Kerns, wie in den andern Ordenshäusern, beabsichtigte, so bestellte er im voraus den Ritter Konrad von Talsen zum Komthur, den Ritter Heinrich von Werle zum Hauptkomthur und den Ordensbruder Heinrich von

Zug von Winkentorf zum Spittler des neuen Ordenshauses, welches in neuen Besitzthum erachtet werden sollte.

Dem Herzog angelangt, sahen die Ordensritter für nothwendig, in Unterhandlungen mit ihm nach manchem über das dem Orden zugesicherte Gebiet zu erörtern. Ohne sich weiter auf die Stellung einzulassen, welche dem Orden durch die kaiserliche Verleihungs-Urkunde in dem neuen Besitzthum zugewiesen war, stellte Konrad eine neue förmliche Verschreibung aus, in welcher dem Orden mit Einwilligung seiner Erben das Kulmerland mit allem Zubehör und allen Nützungen für ewige Zeit überlassen ward. So allgemein indeß diese Verschreibung in ihrer ganzen Form auch abgefaßt war, so begnügten sich die Ordensritter vorerst damit; die Klugheit gebot, die weitere Erörterung der Zukunft zu überlassen, wo bei andern Verträgen auch andere Forderungen gestellt werden könnten.

Über die neuen Ankammlinge aber, die man vielleicht in größter Zahl erwartet haben mochte, vergaß man auch die noch vorhandenen Ueberreste des Ordens der Rittersbrüder von Dobeln keineswegs; so konnten sich nun leichter im Verein mit den neuen Ordensbrüdern zu kräftigerem Widerstande für Glauben und Sicherheit umkehren, als eine doppelte Wehr gegen die feindlichen Pressen. Herzog Konrad verlich ihnen daher nicht bloß die von ihnen bisher besetzte Burg Dobeln mit einem beträchtlichen Landgebiete, sondern vergrößerte dieselb auch bald noch durch neue Vergabungen. Seinem Beispiele folgend, thaten auch der Bischof Günther von Naumburg und das Domkapitel von Merseburg mit andern Besitzungen und ausgedehnten Rechten und Freiheiten in denselben aus; selbst Herzog Euanneke von Pommern bewohnte ihnen seine nachvollende Theilnahme durch die Verleihung aller und jeglicher Freiheiten in seinen Landen und durch Sicherstellung ihres Eigenthums gegen jeden seiner Unterthanen.

Witterwelle war für die Deutschen Ordensritter der Aufbau einer neuen Burg Neßau am linken Ufer der Weichsel begonnen und unter des Herzogs Konrad Beihilfe stand sie bald vollendet da. Er überließ sie den Ritters mit noch vier Dörfern und den dazu gehörigen Gebieten. Noch nicht ohne die ausdrückliche Bedingung, daß hierfür der Orden um so mehr ihm zur Beihilfe

im Kampfe gegen die nahen Feinde verpflichtet sein solle. Dagegen verlangte nun aber auch der Landmeister Hermann Ball, wie es scheint, nicht ohne Mißtrauen in des Herzogs alleinige und nur im Allgemeinen abgefaßte Befehle eine neue, bestimmtere und in allen gebräuchlichen Formen vollkommene Zusicherung über den Besitz des Kulmerlandes. Der Herzog ertheilte eine solche, worin nicht bloß die Einwilligung seiner namentlich genannten Gemahlin und seiner Söhne ausdrücklich ausgesprochen, sondern auch die Stännen des Landes als zeichner der Dronow, der Weichsel, der Ossa und dem Gebiete der Preussen näher bezeichneter, außerdem aber auch die Nuhungsgrüthe, welche dem Orden zu Wasser und Lande in dem ganzen Gebiete zustehen sollten, ausführlicher bestimmt wurden. Wenn auch diese Zusicherung schon dem Landmeister noch keineswegs allen künftigen Ansprüchen, Forderungen und Streitigkeiten vorbeugen, dem theils schon noch manches zur festen Begründung eines unbestreitbaren, ewigen Besitzrechtes auf das Land nochwendig erforderlich, theils war in Rücksicht der Ererbungen im heidnischen Preussen, auf welches seither Könige und Herzoge von Polen immer noch eine gewisse Oberherrschaft sich gehalten hatten, noch nichts näher bestimmt. Man forderte daher vom Herzog auch hierüber eine feste Zusicherung; und er schickte im Juni des Jahres 1229 eines neuen Versicherungsbriefs aus, worin er nicht bloß seine frühere Befehle wiederholte, sondern auch ausdrücklich der Zustimmung der Bischöfe und Magnaten seines Landes in die Befehle erwöhnte, dann auch die Nuhungsgrüthe mit größter Genügtheit und in allen rechtbräuchlichen Formen ausführlich bestimmte, dem Orden über Alles das vollkommene und wahre Eigenthum aufs Klarste zugesprochen für sich und seine Erben auf alle Rechte und Nuhungen vergrüthete und endlich in Bezugung auf die künftigen Erwerbungen in Preussen hinzugesetzte, daß Alles, was die Ortsbesitzer an Personen oder Gütern der Heiden, an beweglichen oder unbeweglichen Eigenthum, an Land oder Gewässer und allem darin Enthaltenden durch Gefangenschaft, Raub, Eroberung und Unterjochung in irgend einer Weise sich zu eignen könnten, ihnen mit vollen Rechten und mit aller Freiheit, wie das Kulmerland, ohne alle Schmälerung und Verhinderung seiner Erben oder Anderer als wahres und vollkommenes Eigenthum zugehören solle. Dasselbe wider-

hatten die Ordensritter dem Herzog zu Gunsten des Bisthums zugesprochen, daß sie ihn und seine Nachkommen gegen die Preussen und andere belährte Nachbarn zu aller Zeit im Kampfe mit Kraft und Macht unterstützen wollten. Das Bisthum des Ordens nicht nur auf das Kulmerland, sondern zugleich auch auf alle Erwerbungen in Preussen war hiemit unumstößlich sicher gestellt und gegen jeglichen Einspruch verwahrt. Wirkings hatte freilich der Herzog durch alle bisherigen ankundlichen Zusagen seine landesherrliche Stellung zu den erwähnten Landen nicht bestimmt ausgeübt, wenigstens sich darüber nicht ausdrücklich erklärt; aber eben so gewiß setzte der Landmeister seine landesherrliche Stellung in den von ihm in Besitz genommenen Landschaften nach dem kaiserlichen Verleihungsbriefe als unabwiesbar voraus. Derselb fand sich auch kein Anlaß zu näheren Erörterungen hinsichtlich.

Witterweile stand Hermann Ball auch mit dem Bischof Christian in lebhaften Verhandlungen über diejenigen Landtheile des Kulmerlandes, die dieser früher vom Herzog Konrad und dem Bischof und Kapitel zu Plesz als Vergabungen übernommen, durch Anläufe auch veranlagt und im Anfange des Jahres 1239 dem Deutschen Orden zu tröstlicher Vertheilung der bedröhten und bedrängten Kirche im Kulmerlande freiwillig abgetreten hatte. Hier kam die Frage über die eigentliche Stellung des Ordens in diesen Landtheilen sogleich zur genaueren Erörterung, denn in des Bischofs Verleihungsbriefe stellte es sich sofort klar heraus, daß er den Orden in den ihm übertragenen Landgebieten nur als seinen Lehensritter betrachtete, sich selbst aber alles oberherrliche Eigentumsrecht vorbehalten wollte. So verstanden die Ordensritter die, wie es scheint, vom Bischofe absichtlich dunkel und unbestimmt gefasste Vertheilungsurkunde und so ergab sich die Sache auch in der Verhandlung der beiden Lehn Heinrich von Zugna und Johannes von Linde, die man zur Vermittlung darüber aufsetzte. Offenbar ergabte Bischof Christian eine Stellung des Deutschen Ordens, wie sie der Schwert-Brüder-Orden im Böhmen gegen den Bischof von Olm und, wie es scheint, auch der Orden der Dobriner-Brüder zu ihm und dem Herzog von Maschien hatten. Wenn der Landmeister nicht dieses Verhältniß der Lehensverpflichtung gegen den Bischof entschieden zurück, um so mehr da der Orden unter Verhältnissen herbeigekommen war, in

bram er sich mehr berechtigt fühlte, Bedingungen vorzuschreiben, als verpflichtet, sich vorzuschreiben zu lassen, zumal da er keineswegs, wie die meisten erwähnten Orden, sein Befehl dem Bischofe zu verdanken hatte. Es traten mit dem nächsten Jahre auch Ereignisse ein, die den Bischof nachschärfiger stimmten und ihn gehoben, sein Ziel vorerst noch aufzugeben. Er überließ dem Orden die erwähnten Landestheile ohne weitere Lebensverpflichtungen, mit vollster Eigenthumsrechte, nur unter Vorbehalt der bischöflichen Gerichtsbarkeit. Und als endlich in gleicher Weise auch der Bischof Günter von Ploß alles, was bisher seiner bischöflichen Kirche im Kulmerland noch zugehörte, dem Orden mit allen Rechten des Eigenthums übergeben hatte, war jetzt der letztere Oberherr und im Besitze der ganzen Landtschaft. So war nun die erste Heimat des methorditigen, großen Lebens gewonnen, in welchem der Deutsche Orden seine große, weltgeschichtliche Bedeutung offenbaren sollte.

Nun begann von dort aus auch die erste Zeit des schweren Kampfes mit den heidnischen Preussen. Zwar hatte dieser Kampf im Einzelnen schon aufgehoben und die Ordensritter hatten bei der Begegnung einzelner ansehnlicher Helden aus Verbündung mit den Ritterbrüdern von Dobrin und der Hülfsmacht des Herzogs von Masovien schon öfter Wunder ihrer Tapferkeit und ihres Muthes gezeigt; allein ihre Kriegerkräfte waren bisher noch viel zu gering, um ins feindliche Land selbst einzudringen. Jetzt wandten sich der Landmeister und Herzog Konrad, um ihre Kriegsmacht zu vergrößern, an den Papst Gregorius den Aunten mit der dringenden Bitte, zur kräftigen Bekämpfung der Heiden in Preussen, in Deutschland und den nachgelegenen Königreichen und Herzogthümern das Kreuz zu senden. Unterstützt ward diese Bitte durch ein gleiches Gesuch des Hochmeisters Hermann von Salza, welcher sich damals, nachdem er zuvor den Kaiser Friedrich auf dessen Kreuzfahrt ins Morgenland begleitet, wieder in Italien befand. Er hatte sich eben in der Schweizigen, jedoch glücklich gelungenen Ausübung des Papstes mit dem Kaiser von Böhme, um die Kirche und das Reich, zu glänzender Verdienste erworben, als daß der Papst nicht bereitwillig jedem seiner Wünsche hätte erfüllen mögen. Also erließ dieser noch im September des Jahres 1230 an die Christen in den Gebieten

von Magdeburg und Bannau, in Polen, Preussen, Mähren, Serbien, Hallesien und Böhmen eine dringende Aufforderung, zur Bekämpfung der heidnischen Preussen das Schwert zu erheben, „auf daß die Ungläubigen sich nicht ferner rühmen könnten, den Namen Gottes ungestraft zu besessen.“ Zugleich ward auch den Predigermönchen der Auftrag, in den genannten Ländern allen denen, welche in Person oder durch Beisteuern das Unternehmen des Kreuzzuges unterstützen würden, nach Verhältniß ihrer Leistung denselben Erlass ihrer Sünden zu verkündigen, wie er den Hülfskräften im Streite für das heilige Land zu Theil werde.

Während aber die Scharen der Kreuzfahrer in den genannten Ländern sich sammelten, beschloß Hermann Ball, mit Beistand des Herzogs sich vorräthigen Weges ins Kulmerland zu wenden und dieses Gebiet von den unbedeutenden Heerhaufen der Preussen zu säubern, die sich dort in einige alte Burdeburgen festgelagert, das Land weit und breit mit Raub und Beherzung heimgesucht und den Ordensrittern den Uebergang über den Weichsel-Strom fast unmöglich gemacht hatten. Es war im Frühling des Jahres 1231, als der Landmeister mit seinen Rittern und einer Hülfsschar von der Burg Ressen aus den Strom quer überschritt. Vor allen mußte im Lande ein sicherer Haltpunkt gewonnen werden. Beim Dorfe Lwercz fand er die Mauer der alten Burg Larn, welche früher zum Theil schon zerstört Herzog Konrad dem Bischof Christian geschenkt hatte. Sie ward unter dem Schutze seiner Waffen in Eile mit Wall und Mauer stärker besetzt und als sicherer Zufluchtsort zur Vertheidigung eingerichtet. So erhob sich in ihr die erste Rittersburg im Kulmerlande, mit ihrem alten Namen Larn oder Lwercz genannt. Von da aus schickte der Landmeister zum zweiten Werke. Er wandte seine Kriegsmacht zuerst gegen Regow, die nächste und gefährlichste Burg, welche die Preussen besetzt hatten. Sie kamen ihnen zum Kampfe entgegen; er ward indeß schnell entschieden, und da der Hauptmann der Preussen in der Ritter Hand fiel, überlieferte er ihnen zur Rettung seines Lebens die ihm anvertraute Feste. So war ein zweiter Haltpunkt für den Orden gewonnen. Darauf von dem verrätherischen Hauptmann geleitet überschritt der Landmeister an einem dem Göttern geweihten Orte die sorglose Mannschaft einer starken Burg beim fröhlichen



Leinwandlage; sie ward bis auf den letzten Mann erschlagen und die Burg, weil man sie nicht bemannen konnte, durch Feuer vernichtet. Den Hauptmann einer dritten Burg, Pipin, den Pomersaner, wagte der Landmeister, seine gelagte Kriegsmacht schonend, im offenen Kampfe nicht anzugreifen. So hauste dieser fortan noch im Lande mit schwerer Grausamkeit, denn wo ein Christ in seine Hände fiel, ward er entweder langsam verbrannt oder mit Keulen erschlagen, mit dem Bönen an einem Baume aufgehängt oder mit dem aufgeschnittenen Nabel an einem Baume fest genagelt und so lange mit Peitschenhieben am den Stamm umhergeführt, bis die Fingerringe aus dem Leibe herausgenommen waren. Da sandten die Lebendkitter jenen vorrätigen Hauptmann der Burg Rogere, einen Bernhardt von Pipere, zu ihm hin, der ihn auch bald durch Gift in ihre Hände lieferte. An einen Pferdebesitzer gekunden, um die Burg Iken geschleift und dort an einem Baume aufgehängt, küßte er die Strafe für seine verübten Grausamkeiten.

Den Kampf mit den Bewohnern der nächsten Landschaften aufzunehmen, gedachte es dem Landmeister auch im Verlaufe des Jahres 1231 immer noch an der nöthigen Kriegsmacht. Obgleich der Papst seine Aufforderungen an den Prediger-Orden in Pommern und Gothland zu eifrigster Förderung der Kreuzprediger erneuerte und auch die Böhmen aufs dringendste zu kühnster Theilnahme an der Sache des Kreuzes im heidnischen Preussien ermahnte, waren vorstellend, wie schon über hunderttausend Christen in der Preussien Gefangenschaft schmachteten, mehr als zehntausend Dörfer, Klöster und Kirchen in Preussens Nachbarlande von den Haden vernichtet und über zwanzigtausend Christen bereit durch deren Grausamkeiten hingegriffen waren, so hatten diese Bemühungen doch hindurchgehenden und bedeutenden Erfolg, denn die Mißgunst und der Haß der dem Orden längst schon feindlich entgegen wirkenden Gassen und Städte folgten auch in dieser Sache mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf das Volk. Niemandes wirkten die Kreuzpredigten mit aller Kraft auf die Gemüther. Der Papst mußte sogar zu dem Mittel greifen, durch den Prediger-Orden auch selbst denen, welche für Brandstiftung oder gewaltthätige Verfolgung an Christlichen mit der Excommunication bestraft waren,

den Erlaß dieser Strafe zu verheissen, sobald sie das Kreuz zum Kampfe gegen die Preussen annehmen würden.

Es geschah, daß erst im Sommer des Jahres 1232 ein Huthaus von etwa fünftausend Kreuzbrüdern, an seiner Spitze der edle Burggraf Burhard von Magdeburg und in seinem Gefolge eine ansehnliche Schaar Deutscher Einzöglinge, die sich im Kulmerlande niederlassen wollten, gegen die Weichsel heranzog. In Hoffnung auf die baldige Zukunft noch größerer Streitschaaren wies zunächst der Landmeister des Deutschen Einzöglingen zur heimathlichen Niederlassung die durch die Burgen Nessel und Rhon schon hinlänglich gesicherte und auch sonst zu gedeihlichem Anbau geeignete Gegend am Weichsel-Strome an. Sie begannen hier den Aufbau der ersten Stadt, Rhena, von der nahe schützenden Burg so genannt, an dem Orte, wo sie noch heutiges Tages liegt. Weiter nördlich hinauf lag die alte Burg Kulm hart am Weichsel-Strome. Sie ward nur aufgebaut oder stärker besetzt. Unter ihrem Rauen aber gründete eine andere Schaar Deutscher Einzöglinge, zu denen sich auch alte Bewohner des Kulmerlandes gesellten, eine zweite Stadt, gleichfalls nach dem Namen der Burg Kulm genannt. Der Lebendhimer Bismund erhielt die Obhut und Vertheidigung derselben als erster Vorneser der schützenden Burg. Nun aber schien es nothwendig, das Kulmerland, wo sich das erste Bürgerthum zu entwickeln begann, gegen Norden hin mehr zu sichern, denn in der nachbarlichen Landschaft Pommern wohnte zunächst der tapfere und kriegslustige Stamm der alten Hefier oder Wiken. Man fand rathsam, sich den Eingang in das Land auf dem Wasserwege der Weichsel zu eröffnen. Also ließ Hermann Ball zuvor alles zum Aufbau einer Weichsburg Bedachtigkeits vorbereiten und fuhr dann mit dem Burggrafen von Magdeburg, von den Pommernern unbekannt, die Weichsel hinab. Am Berber Luthin, da wo jetzt Marienwerder liegt, ward gelandet und am alten Regat-Flusse unter dem Schutze der Wäffen die Burg in Eile aufgerichtet. Der heiligen Jungfrau, der Schutzpatronin des Ordens gewidmet, wurde sie Marienwerder genannt, bald nachher aber, als der Landmeister mit verstärkter Kriegsmacht im Lande erschien, an den Ort versetzt, wo heute noch Marienwerder liegt. Luthin von Luthin oder

Duden nannte sich nach des Wärders Namen der Lebendhüter, dem als ersten Vorgesetzten der Burg der Burg vertraut ward.

Damit war der erste Schritt zur Erhebung Pommers angethan und wie hier, so versuchte der Orden in seinen Eroberungspläne auch späterhin. Meist richtete er zuerst an einem passenden Grenzpunkte des zu erobernden Landes eine feste Wehrburg auf zum sichern Rückhalt und Aufsuchsort für die kämpfende Herrschaft. In solcher Weise konnte er nicht bloß die Kraft des Volkes einer Landschaft von den schon gewonnenen Lande hinweg und beschästigte es in seinem eigenen Gebiete, sondern es gelang ihm zugleich auch, die Kriegskräfte des heidnischen Feindes auf einem bestimmten Punkte zu sammeln, von welchen aus er sie leichtest vernichten konnte. Erst dann begann er gemeinhin den eigentlichen Eroberungskampf mit des Landes übrigen Volke. Die ersten Burgen waren daher auch meistens bloße Schut- und Wehrburgen, in Eile errichtet, nur für Wehr und Widerstand gegen den Feind berechnet, auch nur für Ritter und tüchtige Kriegsknechte bestimmt, denen der Pfleger der Burg als Führer im Kampfe vorstand. Erst wenn nach Eroberung des umherliegenden Landes durch eine stärkere Kriegsmacht die alten Landesherrscher vom Widerstande abgeschreckt und eine günstigere Zeit zum Aufbauen städtischer Lebendburgen gewonnen war, wurden jene Wehr- und Schutburgen zur Errichtung größerer, bequemer und günstiger gelegenen Ordenshäuser benutzt. So stand auch die neue Burg an der Salze Pommerns vorerst nur als bloße Schut- und Wehrburg da, bis es den Landbauern möglich ward, mit verstärkter Kriegsmacht tiefer ins Land einzudringen.

Demnach wandte der Landbauführer seine Sorgfalt der Ordnung und Verfassung des in den Städten Theen und Kulm neu aufblühenden Bürgerlandes zu. Er zeichnete die Rechte und Freiheiten, die Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, welche das neu gegründete Bürgerliche regeln und zu einem städtischen Gemeinleben zusammenhalten sollten, in jener wichtigen Urkunde auf, welche die Kulmische Handfeste heißt, in den letzten Tagen des Jahres 1233 entworfen und ursprünglich nur für die beiden erwähnten Städte bestimmt. Obgleich damals nur als der erste Zoll betrachtet, welchen der im Lande neu eingesetzte Deutsche Geist in der ersten Gestalt des Bürgerlebens vernachlässigt hat,

als die erste Pflanze auf einem Boden, auf welchem Deutsche Sittung, Deutsche Befinnung und Deutsches Recht gedeihen sollten, ist sie doch nachmals für die Vorbereitung und Einkleidung des Deutschen Geistes in ganz Preussen von höchster Wichtigkeit geworden; denn in den ersten und nächsten Beziehungen auf das Außenland bald erweitert und auf die meisten Städte und Gebiete ganz Preussens ausgedehnt, ward das Recht, welches zu zuerst geltend machte, als ein Hauptgrundgesetz festgehalten, nach welchem fast überall das städtische Leben geordnet, Freiheit und Verantwortlichkeit, Gerechtsame und Verpflichtungen, Gaben und Leistungen in städtischen, wie in ländlichen Verhältnissen festgesetzt und zur Geltung gebracht wurden. Sie ist die Hauptquelle, aus der nachmals das berühmte Kulmburger Recht hervorgegangen ist.

Bald darauf zogen auch zwei bedeutende Hertaufen von Kreuzfahrern heran, Herzog Heinrich von Breslau an der Spitze von 3000, Herzog Konrad von Masowien und sein Sohn Herzog Kasimir von Kujawien mit einer Hertschaar von 6000 Mann; auch Herzog Matthias von Groß-Polen und aus Pommern die beiden Völder, Herzog Swantepolk und Sambor, führten so ansehnliche Streithaufen herbei, daß bald eine Macht von mehr als 20,000 Mann zum Kampfe bereit stand. Am reichlichsten war ohne Zweifel die Beihülfe der genannten Pommerschen Fürsten, denn ihr nahe gelegenes Land am Rinken Weichselufer bot einen leichten und bequemen Eintritt ins feindliche Gebiet dar. Man schritt jedoch nicht sogleich zum Kampfe. Man hielt für ratsamer, zunächst unter dem Schutze eines Theils des Pilgerheeres die Burg Marienwerder stärker zu besetzen und unter ihren Mauern die ersten Anlagen zum Aufbau einer Stadt zu gründen. So ging ein Theil des Sommers 1233 hin. Da sandten die Preussen, durch die bedeutende Kriegsmacht an ihren Grenzen erschrockt, eine Anzahl ihrer Edlen und einige ihrer Priester zu den Fürstern des Kreuzheeres mit dem Erbitten: man wolle keinen Kampf mit den christlichen Kriegern; gerne werde das gesammte Volk die Taufe empfangen. Man trante dem Worte; allein als Bischof Christian sich bald darauf zum christlichen Bekehrungsworte ins Gebiet der Pommerschen begab, ward die ihn begleitende Mannschaft plötzlich überfallen, ermordet und er selbst gefangen hinweg geführt. Keiner dachte vorerst an seine

Vertheilung, denn es herrschte längst Zwiespalt und unruhige Bewegung zwischen ihm und den Ordensrittern, und da er einen Theil der Kreuzfahrer für sich gewonnen hatte, so waltete auch im Kreuzherrengesamte Spaltung und Parteigelt. Man kam zu keinem festen Plane. Das Kreuzherrenlag häufig da, theils im Kulmerland theils in den Nachbarkanten zerstreut. Da meldete aber bald der Papst, von dem allen benachrichtigt, mit nachdrücklichen Gesuche das Kreuzherren wie die Ordensritter an Einigkeit und Friede, auch an Hülfsamkeit in das Landweisser Ansehung, vornehmlich aber auch an eifrige Bemühung zur Befreiung des gefangenen Bischofs. Schon vorher im Anfange des Jahres 1234 hatte Winterkälte das Sampland nach Pommern hinab gangbar machte, brach das Kreuzherren in die Landtschaft ein. Das tapfere Volk im Schilde Rufen, welches den Einzug wehren wollte, ward von der Uebermacht bald überwältigt. Winterkälte aber hatte sich ein starkes Streitherr der Pommern am Ufer der Sinegar (Seege) gelagert, dort den alten Wälder, den heiligen Wald und das heilige Feld, wo auf dem Berge Gernese der Landes-Heute einen Wohnsitz hatte, gegen den anrückenden Feind zu schützen. Dort fand das christliche Heer den Feind in günstiger Stellung. Es kam zu einer heftigsten blutigen Schlacht, denn es galt für beide Heere das Höchste und Heiligste, was das Leben in sich faßt, den Glauben an das Ewigliche. Es ward vom Mittag bis spät zum Abend mit furchtbarem Muth gekämpft; der Sieg schwankte klein und wechelt, bis endlich Herzog Swantepolk durch einen Angriff seines Heeres die Entscheidung gab. Die Pommern konnten den Kampf nicht länger bestehen; mehr als 5000 hatten sich für ihr Heilgeheim geopfert. Aber auch die Christen hatten den Sieg mit 4000 der Ihrigen bezahlt. Und doch war der Streit noch nicht beendet. Ein starker Haufe von Pommern warf sich zur Nothzeit in eine nahe gelegene Burg, von da den Feind von weitem Einbringen abzumehren. Allein sie ward am Morgen vom Kreuzherren erobert und die Landtschaft zum größten Theil erschlagen. Lange blieb nun das Feld, wo die Schlacht geschlagen war, das Leidenfeld.

Bei solcher Tapferkeit der Pommern wagte das geschwächte Kreuzherren es nicht, weiter ins Land einzubringen. Sie aber

lanten auf Rache. Schnell zu einem neuen Heere gesammelt, stürmte sie in Pommern ein; alles erlag dem Heere und den Schwärzern; nur Dänzig widerstand dem Feinde; das Kloster Elbow oder, nur schwach mit Mannschaft besetzt, ward eingenommen, durch Feuer vernichtet und ein Theil der Mönche unter grausamen Martern ermordet. Da ließ alsbald der Landmeister, gleiche Rache im nahen Kulmerlande suchend, zur Sicherung seiner uralten Besitzungen wider den Schutz einer Herrschaft eine starke Burg erbauen, die Uckerburg eine alten heidnischen Festung benutzend. Noch im Jahre 1234 vollendet, ward sie Richten genannt und auch unter deren Mauern verborg sich bald eine Anzahl von Bewohnern an. Dies ward Richten die Stadt gegründet.

Nach Jahresverlauf aber zog die Kreuzfahrt in die Heimat zurück. Die Ordensritter fanden nun wieder mit ihrer geringen Kriegsmacht dem aufstrebenden heidnischen Nachbarn nicht allein gegenüber und die Gefahr ward um so größer, da nicht nur zwischen dem Orden und dem Bischof Christian, der nicht nur selbst dem Orden noch fernstand, sondern auch zwischen dem Herzog Konrad von Masowien und den Ordensrittern ein heftiger Streit entstand. Das Uebel gab noch im Verlaufe des Jahres 1234 der Plan zur Vereinigung der Deutschen Ritterbrüder mit dem Deutschen Orden. Es lag ja sehr in ihrem beiderseitigen Interesse, als daß nicht beide eine solche Verbindung zu einem Ganzen hätten wünschen und eifrigem Streben müssen. Herzog Konrad hatte nun zwar über die Vereinigung selbst höchlich eine Stimme, wohl aber darüber, ob die Deutschen Brüder auch die von ihm erbaute Burg Dobrin und die dem Orden zugesprochenen Besitzungen in seinem Lande den Deutschen Orden mitgeben wollten. Sehr höhere Landeshoheit an diesen Besitzungen geltend machend, erklärte er sich auch entschieden dagegen. Ein päpstlicher Legat, der Bischof Wilhelm von Rubens, im Sommer des Jahres 1234 nach Preußen gesandt, sollte den Streit entscheiden; allein es gelang ihm nicht, die Uneigensinnigkeit zwischen dem Bischof Christian und dem Orden beseitigen, daß er trotz päpstlicher Bevollmächtigung von allem nicht erwidern und sochthin noch zu erwerbenden Lande in Preußen dem Orden als seinen Besitz und Theil mit allem geistlichen Einkommen, dem Bischof dagegen den weltlichen Theil

zunahmte, doch so, daß auch in den beiden Ordens-Theilen das geistliche Recht dem Bisthofs zugehörte und von ihm ausgeübt werden sollte. In der That mit Herzog Konrad griff jetzt auf des Regenten Verleite der Papst selbst mit ein. Aus Besorgniß, daß dieser Haß ungenügend aller von ihm ausgefertigten Urkunden seine höhere Landeshoheit, wie jetzt über die Besitzungen des Dobriner-Ordens, so einst auch noch auf das gesammte Kulmerland geltend machen könnte, veranlaßte nehmlich der Hochmeister Hermann von Salza den Papst zu dem wichtigen Schritte, das Kulmerland und alle seinem Erwerbungen in Preussen für ein rechtmäßiges, ausschließliches Eigenthum des Apostels Petrus zu erklären und dem Orden als ein Lehen der Römischen Kirche zu verleihen, welches fortan nie der Herrschaft eines andern Herrn unterworfen, wolle aber vom Orden dem Römischen Stuhle zur Anerkennung seiner Oberhoheit ein jährlicher Zins entrichtet werden solle. Zwar trat hienit der Orden zur Römischen Kirche in ein förmliches Lehnverhältniß als Vasall des Römischen Stuhls; allein er gewann den wichtigen Vortheil, daß seine Besitzungen und Erwerbungen gegen jegliche fremde Macht für alle Zeit zu sichern. Der Papst zeigte dieses Verhältniß des Ordens dem Herzog in einer besondern Bulle an; jedoch besorgte, daß der schnellende Zwischfall die seinem Unterwerfung und Befehrsung der Preussen gewiß sehr vertheuern werde, fertigte er dem Herzog zugleich auf, den Orden auch fortan noch in seinen Unternehmungen zu unterstützen und in dem Eigenthum S. Petri zu schützen. Dem Nachgebot des Papstes mußte der Herzog sich fügen. Da die Vereinigung der Dobruiner-Brüder mit dem Deutschen Orden mittlerweile erfolgt und vom Papst durch eine Bulle vom 19. April 1233 auch befohlen war, so trat nun Herzog Konrad durch Vermittlung des päpstlichen Legaten dem Orden, mit Ausnahme der Burg Dobrin und des ihr zugehörigen Gebietes, alle übrigen Besitzungen der Dobruiner-Brüder ab. Außer der Vermehrung seiner Mitgliederzahl, gewann somit der Orden auch eine nicht unbedeutende Erweiterung seines Gebietes in der Umgegend von Neu-Veston, denn dort lagen die meisten Güter der Dobruiner-Brüder. Eine Anzahl dieser letzteren jedoch, die sich der Verbindung mit dem Deutschen Orden entzogen, verplangt der Herzog an seine Landes-öfliche Gränze zur

Verteidigung gegen die Heiden. Dort wies er ihnen die alte Burg Drosiggen mit einem ansehnlichen Gebiet zu, besetzt sich aber darüber ausdrücklich seine Oberlandeshoheit vor.

Die Bekämpfung und Unterwerfung der Preussen ward allerdings, wie der Papst gefürchtet, durch diese Verhältnisse verhindert. Herzog Konrad blieb, ungeachtet der päpstlichen Ermahnungen, auch fernem theilnahmes und unthätig in des Ordens Unternehmungen. Um so eifriger wirkte für sie fort und fort der Papst. Er ermunterte die in Preussen zurückgebliebenen Pilgerbrüder zu fernerm Kampfe gegen die Heiden und zu thätiger Förderung des heilsbringenden Glaubenswerkes; er ermahnte zugleich die Kaufleuten zu fester Standhaftigkeit auf der Bahn zu ihrem Seelenheil und zu treuer Treue gegen die Gebote der Ordensbrüder; er ließ in Deutschland noch fort und fort gegen die Heiden in Preussen mit allem Eifer das Kreuz predigen, nicht minder bemüht, auch durch Ermahnungen zur Weisheit in Geldmitteln das Nothwendigste zu sichern. Auch hienüß Bemühungen, durch jährliche Begünstigungen des Ordens dessen Brüderzahl so viel als möglich zu vermehren und durch wiederholte Ermahnungen und Aufforderungen zur Thätigkeit gegen den Laster dessen Wohlthum, Kraft und Macht zu sichern, wirkten zugleich auf den Fortgang und das Gelingen des Glaubenswerkes in Preussen hin; und dies Alles nicht ohne den glücklichsten Erfolg.

Es war gelungen, in Deutschland die Sache des Glaubens in Preussen nicht nur im Volke, sondern auch unter den Vornehmen und selbst bei den Fürsten frisch wieder anzuregen. Als daher im August des Jahres 1233 der Kaiser Hermann von Salza mit Kaiser Friedrich auf den Reichstage zu Mainz erschien, erklärte sich der edle Markgraf Heinrich von Meissen in Betreffung mit ihm sogleich zu einer neuen Kreuzfahrt nach Preussen bereit und mehrere der dort versammelten Edlen schlossen sich zur Theilnahme an. Auch des Hochmeisters eifrige Thätigkeit und dringende Ermahnungen wirkten, wo er erschien, den Eifer und das Interesse für die Sache des Kreuzes von neuem an. Kaum heimgekehrt, begann allbald der Markgraf von Meissen die thätigste Rüstung, und schon im Frühling des Jahres 1236 erschien er mit Hunderten geheimthum Ritters und



einer zahlreichen Pilgerhose an den Ufern der Weichsel. Es galt Sile, damit das heidnische Volk sich nicht zu Hauf versammelte. Mit den Ordensrittern vertrat nachher das Kreuzthor schnell von Süd und Nord zugleich in die Landschaft Pommern ein. Sechs befestigte Landeshungen machten ihre bedeutende Gegenwart gewonnen, zum Theil zerstört, zum Theil zu fernerer Vertheidigung für den Orden eingerichtet. Nur in einigen, wo die Mannschaft Widerstand leistete, war Leib oder Besatzungsfest der Land. Niemandes stürzten die Pommern, in ihrem dicken Wäldungen verbergen, sich zum Kampfe entgegen und da sie ihre Landschaft bald völlig überwältigt sahen, kamen sie in Scharen sammt den Erben des Landes herbei, ergaben sich in Gehorsam, empfingen die Taufe und erhielten unter der Bedingung fernerer Treue und Ergebenheit die Zusicherung gewisser Rechte und Freiheiten in ihrem ländlichen Besitze.

Mit dem Geminus Pommernens aber war zugleich auch der wichtige Befestigung auf der Weichsel in das feste Hoff und in die offene See gewonnen. Die nächste Forderung galt nun die angrenzende Landschaft Pommern. Dazu war vor allem wichtig, Herr des damals in weit größerem Umlaufe sich befindlichen Draußen-Land zu werden, und auch dazu wußte der künige Markgraf heilsamen Rath. Drei Kriegsschiffe, noch unter seiner Leitung erbauf, bevor er das Land wieder verließ, trugen bald einem Theil seines großgefaßten Kriegszweckes und das nöthige, vorbereitete Material zur Errichtung einer Fung den Draußen hinab bis an die Gegend, wo er sich in den Elbing nützte. Dort begann alsdenn der Landmeister nach gewohnten Plane, an der Landeshänge unter einem festen Punkt zu gewinnen, auf einem durch Gesäße umschützten Berge den Aufbau einer Wehrung. Noch im Verlaufe des Jahres 1237 vollendet, ward sie nach des Russen Namen Elbing genannt. Von da aus begann sofort der Landmeister den Kampf zur Ueberwältigung der Landschaft. Es mag viel und schwer gekämpft werden sein um des Landes Freiheit und um den Glauben der alten Gläuter. Die Geschiche hat jedoch das Einzelne dieser Kämpfe nicht aufgezeichnet. Keine der nachbarlichen Landschaften fand den Pommern zu Hilfe und als sie sahen, daß auch die alten Gläuter sie nicht retten konnten vor der Macht des

Kreuzes, erhielt auch ihnen Hoffnung und Muth zu fernern Widerstand. In ihrer Rettung verzweifeln unterworfen sie sich dem Tode, empfangen die Taufe, stellten Geiseln für ihre Treue und erhielten dieselben Rechte und Freiheiten, wie die Vornehmen. Kaum aber war der Kriegszustand vorüber, so setzten sich auch hier unter dem Schutze der neubauten Ritterburg gewerbschätige Einzelglinge an. Zurückgebliebene Kreuzfahrer des Hochstieffens von Meissen, vornehmlich aber eine Anzahl handelsblüthige Bürger aus Lützen waren es, die noch im Verlaufe des Jahres 1227 der Stadt Eibitz ihre Entstehung gaben, denn der alte Handelsort Truso hatte, wie wir früher hörten, längst die nordischen Handelsstädte mit dieser für Handel und Wandel so sehr geeigneten Gegend in Verbindung und näher Bekanntschaft gebracht. Von Lützen erbatem sich darauf auch Eibitz's junge Bürger das Lützen'sche Recht zur Grundlage ihrer städtischen Verfassung.

Was aber in den zwei gewonnenen Landtheilen die Macht des Ritterschwertes übermächtig und gedenksüchtig, das sollte nun die Milde und Menschlichkeit des christlichen Kreuzes verdrängen und zu treuem Glauben gewinnen. Nicht über Grenzen von Rechten und Willen wollte der Orden in Preussen gebieten; das war nicht in Hermann's Will, der eben Landbesitzer, Geistliche, Mühsige und arbeitsleißige Menschen sollten auch fortan das Land bewohnen, aber als treue Katholiken des Lebens, als Christen beharrlich in ihrem Glauben, als Landbesitzer frei auf ihrem Grund und Boden, soweit es Gesetz und Sitte der Zeit war. Es wollte daher in der Behandlung und in den Verhältnissen der Neubesessenen überall Schonung und Milde vor. Sittlich und Gesetz aber messen und Raiser und Paps hatten es befohlen, daß der Orden Herr und Schlichter alles gewonnenen Landes sey, über welches er unbeschränkt verfügen durfte. Er überließ den Landbesessenen ihr altes Landgebräuch unter denselben Bedingungen und Verpflichtungen und mit denselben Rechten und Freiheiten, unter denen auch die Deutschen Einzelglinge sich im Lande ansiedelten. Denn wie diese erhielten es als Lehnbesitz gegen Zinsleistung, Kriegspflichtigkeit und Beihilfe zum Burgenbau. Nicht bloß Deutsche, auch besonders verdiente Preussen wurden ihnen mit ausgezeichneten Rechten belohnt.

Auch den Menschen vergaß der Ordensritter im Uebermüthigen nicht. Man pflegte kranke Preussen in des Ordens Hospitälern, versorgte Witwen und Waisen, sandte talentvolle Preussische Jünglinge in Deutsche Schulen und sorgte durch eingesammelte Geldspenden für ihren vorläufigen Unterhalt und Unterricht. Demals war es, als der nachmal so ausgezeichnete Ode Helmrich Wente in der Klosterschule zu Mogelburg gebildet wurde. Nicht minder war man um die Verbreitung des Glaubens in dem neu gewonnenen Lande eifrigst bemüht. Was Religion hieß, fand man freilich damals mehr in der Form, als im Geiste. Die Taufe allein schon galt überall als Annahme und Bekundniß des Christenthums. Was dieß Irrthum, und ist nicht Irrthum eine Schuld, so ist er Schuld der Zeit und nicht allein des Ordens bei seinem Welteroberungswerke in Preussen. Doch ward auch christliche Belehrung von ihm und seinen Gehälfen in diesem Werke nicht ganz verabsäumt. Wohin seine Herrschaft vordrang, wurden in den neuen Städten, wie zu Thorn, Kulm und Elbing, und selbst auf dem Lande hier und da immer sogleich auch Kirchen erbaut und christlicher Gottesdienst eingerichtet. So hatte es der Papst geboten und der Orden im Kulmischen Privilegium zugesagt. Darob waren auch Jahre lang der freundliche Bischof von Rodina, der päpstliche Legat und mit ihm die aus Mosowien herbeigerufenen Dominikaner mit großem Eifer bemüht, durch christliche Belehrung auf die Ueberzeugung des Volkes zu wirken. Unter mancher Speise ihres äußerlichen kirchlichen Aktes warfen sie gewiß doch auch manches fruchtbringende Korn aus. Auch Bischof Christian ließ es fort und fort nicht an thätigen Eifer fehlen, um das angezündete Licht des Glaubens an das Kreuz durch christliche Belehrung zu erhalten und zu nähren, obgleich die zwischen ihm und dem Orden noch immer fortwährende Zwietracht das gütliche Austreten manches Samenkorns in der Pflanzung des Evangeliums verhinderte.

Diese Pflanzung aber war noch keineswegs gegen alle Stürme gesichert. Es brach ein solcher über sie schon im Jahre 1237 herein. Eine gefahrige Seuche, das gewaltthätige Geknirs des Krieges, des Hungers und Elends, damals wahrscheinlich mit durch die heftigste Witterung erzeugt, wüthete ein ganzes Jahr hindurch, besonders unter den Landvolke, mit so größtem

Verhörungen, daß der Herrschaft des Ordens jetzt wieder gänzlicher Untergang drohte. Bedurfte es an sich schon kaum einer so Hundstotellen Landeshohe, um die wankenden Gemüther in ihrem Glauben an den neuen Gott zu erschüttern und zur Ablegung der alten Götter zu beschützen, so verschloß auch die baltischen Priester nicht, aus ihrer Vortögeheit wieder hervorzutreten, das schwere Unglück des Landes dem Volke als Strafe und Jara der verlassenen Götter vorzustellen und es zum Aufstand und Aufstand gegen die Herrschaft des Ordens aufzureizen. Durch Jammer und Elend niedergebengt, ließ es sich leicht gewinnen und in großer Zahl führten die Knechtsteden zu ihren heiligen Hainen und vor die heilige Eiche zurück. Der Aufstand des Volkes ward dadurch noch bekräftigt, daß Hermann Wall, der Landmeister, damals im Lande nicht anwesend war. Schon früher nach Livland eilend, um, wie wir bald hören werden, die Vereinigung des Livländischen Schwertbrüder-Ordens mit dem Deutschen Orden einzuladen, hatte er die Landeshohe dem selbstvertrauenden Landmeister Hermann von Altenburg übertragen, einen crassen und streng frommen, aber deshalb auch mit tiefem Haß gegen alles Heidenische erfüllten Manne, der alles Unchristliche mit unerbittlicher Strenge bestrafte. So handelte er jetzt auch an den abtrünnigen Preussen. Überall ließ er dem abgötterischen Dienste der Knechtsteden nachspüren und er scheute es nicht, ein ganzes Dorf, wo den alten Göttern geopfert worden war, sammt allen Einwohnern und heidnischen Priestern mit Feuer vertilgen zu lassen. Da rückten die Pogoden der Pomoranen zum Aufstand die Hand; man suchte Rache an den verhassten Ordensherren; nirgends waren die Deutschen Einzlinge mehr sicher; Elbing, so wohl es aufgebaut war, wurde wieder zerstört. Die Deutschen zirkelten sich kaum noch in den wenigen Burgen, und so schien in kurzen alles wieder verloren, was seit zehn Jahren errungen und erkämpft worden war.

Ueberdies erlitt der Orden fast um dieselbe Zeit noch einen andern schmerzlichen Verlust. Noch vor dem Ausbruche des Aufstandes in den beiden Landeshöfen magte der selbstvertrauende Landmeister, im Auftrage Hermann Walls, den Versuch, nun auch die nächste Landeshöhe Wenden über Ermland der Herrschaft des Ordens zu unterwerfen. Um nach gesehener Weise

ward an der Spitze des Landes im Kusse einer Weiburg einen sichern Haltpunkt zu gewinnen, segelte eine Anzahl Ordensritter mit einer Krügerflotte auf jenem kleinen Schiffe, welche der Markgraf von Meißen auf dem Draufse erbaute, mit allem, was zum Ausbau der Weiburg nötig, im Fröhe-Haff hinauf. In Warmiens Riste landend, fanden sie die heilige Burg Balga im Gebiet Henta so stark bemant und besetzt, daß ihrer Eroberung unmöglich schien. Während aber das Ordensschiff sich zu Raub und Plünderung fertig zu machen, sammelte sich das Landvolk zu einem starken Heerhaufen, ebenfalls die Plünderer und erschlug sie sammt allen Ordensrittern bis auf die wenigen, welchen die Besatzung des Schiffe verhaunt war. Sie kehrten ruhlos nach Elbing zurück.

Noch größere Gefahr drohte dem Orden um dieselbe Zeit von der feindlichen Ferkung der benachbarten Fürsten. Herzog Quantipole hatte bis zum Jahre 1237 die Ordensritter in ihren Eroberungen mit seinen Heerschaaren erst unterstügt; die Sicherung des eignen Landes hatte ihm selbst geboten. Als er jedoch nun sah, wie der Orden seine Waffen auch schon bis an die Grängen Warmiens trug, daß die eingeleitete Verblindung des Landes in Ferkland mit dem in Preussen bei fortwährendem Waffenglück die völlige Eroberung des ganzen Landes, den Aufbaue eines großen, mächtigen Rittersstaates herbeiführen könnte und daß durch die Menge neuer Deutscher Bewohner in Preussen die Eigenthümlichkeit des alten Stammvolkes mehr und mehr erlosche werden müsse; als er demnach zu fürchten anfing, daß die bisher vereinigt bestehenden Landesherrschaften Preussens wohl bald durch die Ritters-Herrschaft zu Einem Ganzen verbunden werden könnten, erschreckt er, besorgt für seines eignen Landes Sicherheit, Wohlfahrt und Freiheit. Das hatte er mit seiner Heiligkeit für den Orden nicht gewollt. Er mußte jetzt wünschen, daß die bedrohenden Eroberungen desselben an Warmiens Grängen ihr Ziel fanden und trat senach noch im Verlaufe des Jahres 1237 mit den zunächst gefährdeten Preussischen Landesherrschaften in Verbindung, jedoch vorerst noch nicht zum offenen Kampfe. Auf verstocktem Wege dem Orden seine aus Deutschland zuströmenden Kräfte selbst zu entziehen, beweg er seinen Eifer, den Herzog Blabib von Groß-Polen, den durch sein Gebiet nach Preussen ge-

bunden Kreuzfahrer den Durchzug durch Rothe Hölle und Abgehen möglichst zu erschweren und überhaupt die Püßerzüge nach Pommern zu hemmen. Endlich schloß sich auch Herzog Kasimir von Rußland, Konrad von Masarien Erbe, dem geheimen Bunde gegen den Orden an, denn auch für sein Land war die nahe empfindende Ritterherrschaft immer gefährlicher. Da stand der Orden rings von feindlich gestimmten Fürsten und Völkern bedroht da, denn wenn er auch bald darauf durch nachtheilliche Verhandlungen des Herzog von Groß-Polen bezog, die Verschärfung und Veräufung der Kreuzfahrer in seinem Gebiete wieder aufzuheben, so drohten doch immer noch Samogitien's und Kasimir's Waffen, sobald der Orden seine Eroberungen in Preussen wieder ausdehnen werde.

So gefährlich hatten sich hier für den Orden die Verhältnisse gestaltet, während Hermann Voß, der Landmeister, in Livland verweilte. Fast fünfzig Jahre lang hatte dort der Schwertbrüder-Orden in fortwährenden schweren Kämpfen sich abgemühet, theils bei Ueberwältigung der Litauer und Letten, theils zur Beseitigung der Esthen, wie auch zur Abwehr der fort und fort in seine Gebiete mit Raub und Verheerung einbrechenden Russen und Lithauer, und endlich auch in wiederholten kriegerischen Kämpfen mit dem Dänischen Könige Waldemar II., der als Hülfsgenosse zur Beseitigung Estlands herbeigerufen, bald als Herr und Schlichter des kriegungenen Landes auftrat und so des Ordens Feinden sich anschloß. Und diese Kämpfe waren auch bis zum Jahre 1220 noch nicht beendet und schienen kaum je beendigt werden zu können, denn war der eine der Feinde zur Ruhe gebracht, so erhob der andere seine neu geschärfen Waffen gegen den immer mehr entkräfteten Orden, also daß sein Bestehen auf eine längere Dauer zuletzt fast unmöglich schien. Man sah voraus, daß schon Rußlands und Lithauens unaussprechliche Kriegsmacht allein hinreichen werde, die Herrschaft des Ordens in Livland bis zur völligen Vernichtung zu erheben. Und nicht minder unerfreulich und tröstlos war der Blick in Livlands innere Verhältnisse. Neben dem Orden stand eine übermächtige, herrschsüchtige Geißlichkeit und an ihrer Spitze der Bischof von Riga, der, sich bündend mit dem Patriarchen der Stiftung des Ordens, in dem Kitten auch nichts weiter sah, als seine Be-

schöpfte, als Werkzeuge zu seinen hiérarchischen Plänen. Es war ihm auch gelungen, den Orden in ein streng abhängiges, ständliches Verhältniß zu seinem Bisthofsstuhle zu setzen, dem sich dieser jedoch auf jede Weise wider zu erwehren suchte; daher zwischen beiden seit Jahren fortwährender Zwiespalt und Streit, denn der Bischof ließ nicht ab, die Ketten, womit er den Orden umstrickt, wo möglich ihm immer schwerer über den Hals zu legen.

Da erkrankte, als Bischof Albert von Riga im Jahre 1229 starb, in dem Ordensmeister Wolquin zuerst der Gedanke, seinen Orden durch eine Vereinigung mit dem Deutschen Orden aus jenem abhängigen Verhältnisse und zugleich auch von den unwürthbar bestehenden Befahren zu befreien. Eine Gesandtschaft trug seinen Lebensritter legten seinen Vorschlag dem Hochmeister Hermann von Salza in Italien vor. Damals indeß stellten sich Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten entgegen, die zu beistimmen nicht in des Meisters Macht stand. Wolquin aber erneuerte seinen Antrag im Jahre 1233 durch eine neue Gesandtschaft an den Hochmeister, der zu der Zeit in Deutschland verweilt. Die Verhältnisse hatten sich seitdem wie in Preussen, so in Estland zu Gunsten des Ordens vielfach verändert. Hermann von Salza ging daher auch mehr auf den Plan der Vereinigung beider Orden ein. Demnach konnte es auf dem deshalb zu Marburg veranstalteten großen Ordens-Kapitel noch zu keiner festen Entscheidung kommen. Sie erfolgte erst, als bei einem neuen furchtbar verheerenden Einfälle der Einbauer der Ordensmeister Wolquin im Kampfe gegen sie gefallen, eine große Zahl seiner Ordensritter mit ihm erschlagen und es nur überhaupt in Frage gestellt war, ob noch ferner eine christliche Kirche in Estland bestehen solle. Da willigten der Papst und der Hochmeister im März oder April des Jahres 1237 in die Vereinigung beider Orden ein. Ersterer bestätigte sie im Mai des Jahres 1237, setzte dabei aber ausdrücklich fest, daß die Deutschen Ordensritter in Estland, bei dem päpstlichen Stuhle erhaltenen Befreiungsbriefes ungeachtet, auch fortan unter der Herrschaftbarkeit der Bischöfe und Fürsten des Landes stehen und daß zwar auch alle Güter und Besitzungen der ehemaligen Estländischen Ordensritter an den Deutschen Orden übergehen, diese jedoch nicht ermächtigt

sein solle, das Land, als ein Eigenthum des Heiligen Stuhls, legenden einem andern Oberherren zuzuwenden oder zu unterwerfen. Was sonst noch zur nähern Verbindung beider Orden in der Regel und Lebensweise der Ordensritter anzuwenden war, ward in einem neuen Ordens-Kapitel zu Marburg in des Hochmeisters Landeschaft beraten. Dort wurde von ihm auch der aprobeite und rechte Landmeister Hermann Balf zum Landmeister in Livland ernannt und zugleich beauftragt, sich sofort, jedoch mit Beibehaltung der Verwaltung Preussens, zur weitem Anordnung der neuen Verhältnisse nach Livland zu begeben.

Dort war Hermann Balf auch noch im Jahre 1238 in diesen Verhältnissen beschäftigt. Es war ihm gelungen, die Streitigkeit mit dem Könige Waldemar von Dänemark wegen Schlände friedlich auszugleichen; er hatte so eben auch die mit neuen Einfällen von Osten her drohenden Russen bis zur Eroberung Pleskows in einem klugen Kampfe überwältigt, als die gefährlichen Verhältnisse Preussens, der Aufstand der Raubeshuten, das Unglück der Ordensritter bei der Burg Walspa und die feindselige Stellung der Herzoge von Pommern und Polen ihn allgütigst herüber juchdrücken. Und kaum zurückgekehrt, gelang es seiner Milde und Schonung gegen die Raubeshuten, die empörten Gemeinder wider zu beschwichtigen und in den Landesherrschaften Pommern und Pommern die Ruhe wider herzustellen. In das durch die Pestheute sehr entvölkerte Land zogen neue Ansiedler aus Polen, besonders aus dem vornehmen Stande herbei, vom Landmeister in ihren neuen Besitzungen mit mancherlei Rechten und Freiheiten erfreut. Auch Herzog Swantepolk, mittlerweile mit des Herzogen von Polen von neuem in Feindschaft gerathen und zudem auch vom Erzbischof von Gnesen als Begünstigter der abtrünnigen Preussen mit dem Banne bedacht, ließ sich leicht wider zu einer warm auch nicht feindseligen, jedoch vorerst wenigstens friedlichen Gesinnung gegen den Orden gewinnen. Er versproch diesem in einem Vertrage Treue und Schutz, Gerechtigkeit für die Unterthanen desselben in seinem Lande, rechtliche Ausgleichung streitender Geklungnisse und gelobte, mit den Heiden in Samland, Warmien und Kulangen ohne den Orden niemals Waffenruhe oder Frieden zu schließen. Er unterwarf sich freiwillig, wenn er diesem Gelübde nicht nachkomme, dem



pöplischen Wahn, mit Bezicht auf jegliche Besserung, bis er dem Ordensrittern in Wien Gerechtigkeit gescheh. Einen gleichen Vertrag schloß bald darauf der Orden auch mit Herzog Kasimir von Rußland und schenkte sich somit auch gegen diesen, um nachzusehen in der Eroberung Preussens weiter vorzuschießen, damit alle Widersacher warm somit durch des Landmeisters Wäpung und Klugheit besänftigt.

Da rief sich der Hochmeister im Sommer des Jahres 1288 zu einer wichtigen Veranlassung nach Deutschland, wo er damals selbst verweilte. Hermann Ball erbatte zwar an, daß wälderwisse in der Stelle des Vice-Landmeisters Hermann von Altenburg, den er mit nach Deutschland nahm, der Ordensritter Friedrich von Hochberg als Stellvertreter die Landverwaltung führen solle. Er fand aber, wie es scheint, den Hochmeister nicht mehr in Deutschland. Erstarrt hatte dieser seine Adresse nach Italien beschleunigt; indeß auch die Kerge in Salern, wo er darnieder lag, konnten sich leben nicht länger lassen. Schon am 20. März 1289 ging seine alte, große Seele in das Jenseits hinüber. Er ist einer von den Göttern am geschäftlichen Himmel, die man selten in solcher Größe, zugleich in solcher Reinheit des Lichtes glänzen sehe. Nach Hermann Ball sah Preussen nicht wieder; auch ihr Besit in Deutschland eine schwere Krankheit, die ihn schon am 5. März 1289, also nur wenige Wochen vor dem Hochmeister, plötzlich hinriss. In Preussen starb in demselben Jahre auch der ständetrennde Landmeister Friedrich von Hochberg, während er es versuchte, das Ordensjoch auch wieder nach Barmien hinauszutragen.

Es fand der Orden ohne Haupt und Führer da, die junge Pflanzung in Preussen aber eher die pflegerische und kräftig thätige Hand, deren sie noch so sehr bedurfte. Da trafen die Ordensgenossen, an ihrer Spitze der Deutschmeister Heinrich von Hohenlohe, im Ordens-Kapitel zu Marburg zur Wahl eines neuen Meisters zusammen; sie fiel auf den Landgrafen Konrad von Thüringen, der erst fünf Jahre zuvor mit ständenbeladener Seele im Abzuge schweren Fußstapfen in den Orden eingetreten war. Dem Landmeister in Preussen ward ebenfalls der Ordensritter Heinrich von Wita erwählt, denn man fand für gut, die Landverwaltungs- über Preussen und Barmien nicht fernher zu veranlassen.

Dietrich von Berningen führte demnach von denen die Verwaltung in dem letzten Punkte allein. In Preussen geht es jetzt auch einen Kampf, der des Landmarschalls ganze Thätigkeit in Anspruch nahm.

## Sechstes Kapitel.

Kampf um Wolga. Eroberung Ostpreußen, Halungens und Osterland's. Burgemeister Herzog Suantrpelt von Pommern. Bitterabfall der Landschaften. Kämpfe mit Herzog Suantrpelt. Waffentruhe. Tod des Bischofs Heinrich. Einrichtung der Bisthümer in Preussen. Kreuterkampf mit Suantrpelt. Streitfrage mit Kaiser Friedrich. Bittung. Sieg. Christburg. Friede mit Suantrpelt. Bittergewinn der abtrünnigen Landschaften. Friedensschluß mit den Preussen. — 1238 — 1249.

Bei seiner Ankunft in Preussen fand der neue Landmarschall alles in voller Anlegethätigkeit. Friedrichs von Buchberg Nachfolger, der Vice-Landmarschall Werner und der tapfere Ordens-Marschall Dietrich von Bernheim, hatten bereits im Jahre 1238 die Eroberung Ostpreußen begonnen. Das Landwirth, das in seine Wälder geflüchtet, ließere keinen Widerstand. Nur die Hauptfest der Gegend, Hencha, die Burg Wolga, mit starker Mannschaft besetzt, ward von deren Anführer, dem alten Koderne, mit dem entschlossensten Muth vertheidigt; es galt muthigen blutigen Kampf. „da gar mancher seine Huth hat.“ Da glückte es zwar endlich dem Ordensmarschall, den Hauptmann Koderne zur Ergabung zu gewinnen; doch als es dieser wagte, die Thoren zur Uebergabe der Burg zu überreden, riefen sie ihn mit ihrem Keulen darnieder. Und doch war jetzt seine Rettung noch möglich. Hunger und Anordnung und Ermüdung im täglichen Kampfe erschöpften je mehr und mehr der Kämpfenden Kraft und Muth, bis ihre Burg erschürft und die gesamte Besatzung theils erschlagen theils gefangen hinweggeführt ward. Wolga wurde jetzt, mit ritterlicher Mannschaft stark besetzt, zur Behausung eines bedeutenden Kommandos als Bisthums eingeweiht.

Froh meinten jetzt die Ordensritter sich durch Bolga das Thor in die nordöstlichen Landschaften eröffnen zu haben, und es war allerdings schon Viel, aber bei weitem nicht Alles gewonnen. Bolga's Verlaß verbreitete Schrecken und Bangigkeit durch ganze Land. Alles, was wehrfähig, strömte zu einem mächtigen Heere zusammen, an dessen Spitze Wernim's Heils Pfaffe trat und es vor Bolga's Mauern führte, sie den Rittern wieder zu entreißen. Das Geschick eines Ordensritters aber stand ihm barscher und aus Schrecken gerührte sich alsbald das Belagerungsheer. Zwar gerannen die Ordensritter miteinander, die Burg aus möglichst noch mehr zu besitzigen; das kampfsüchtige und muthvolle Gesinde gen Lahn bin schloß sie schon von selbst und machte von daher den Zugang fast unmöglich, zumal in milder Jahreszeit. Sie beschränkt auch noch die wenigen Jünglinge, so viel sie nur vermochten. Das Streithier der Wernimer aber erschien bald wieder, an seiner Spitze jetzt das edle und reiche Geschlecht der Glessiner, von kesslem Haß gegen den Orden erfüllt, um Land und Freiheit, Güter und Priester gegen die Ueberwältiger zu vertheidigen. Die Burg ward rings umlagert; zu Lande geschritten halt aufgeworfne Wälschungen und andere Befestigungen den Belagerten sichere Rückhalte; zu Wasser auf dem Rührchen Haß ward die Verbindung mit den westlichen Landschaften völlig gesperrt und unterbrochen. Ein Aufstoß der Ordensritter und ein Kampf im offenen Felde konnte ihnen bei des Heeres Uebermacht nur Leib und Verdrucken bringen. Aber auch ohne Kampf, in die kahlen Klüfte ihrer Burg eingeschlossen, sahen sie nur der Stunde des Hungertodes und der Bergensflucht entgegen. Haß alles war schon aufgezehrt; man sann bereits auf Kasperße: die Burg durch Feuer zu vernichten und jeden sein Heil suchen zu lassen, wie er es finden könnte.

Da kam unerwartete Rettung. Jüngendliche Thatkraft, frommer Glaubensifer und Durst nach Ruhm im Heidenkampfe hatten den ritterlichen Herzog Otto von Braunschweig, das Kind genannt, mit einem starken Heerhaufen und einer großen Schaar von Kägern im Winter des Jahres 1239 an die Ufer der Weichsel geführt. Dort fand er den Herzog Konrad von Masowien mit dem Orden abermals im Eintritte, jetzt über den Besitz des Gebiets von Elbau, welches jetzt in Posen sich nahm. Der Orden

indess blieb Herr des Rathes, weil der Herzog auf einen vom päpstlichen Legaten angetroffenen Verhandlungslage, wo er sein Vorschlag annehmen sollte, nicht erschien. Herzog Otto die jagt, den Belagerern auf Balga zu Hilfe zu kommen. Es gelang ihm, sie zuvor noch auf heimlichem Wege von seinem Herannahen zu unterrichten; es ward der Plan zu einem plötzlichen Ueberfalle der Preussen zwischen ihnen verabredet. Ein vorachener Heertheil auf der Burg, der zum Schutze des Besatzes befehligt wurde, ließ sich als Verführer gebrauchen, um seine Landsleute über die Lage der Dinge zu täuschen. Der Herzog nahm zur Nothzeit Partei, sein Kriegsvolk ins dichte Gebüsch unter der Burg zu verschieben. Als aber am Morgen die Belagerten durch einen Ueberfall den verabredeten Kampf begannen, brach er plötzlich aus seinen Hinterhalte auf das stehende Heer der Preussen im Rücken ein; es ward ein furchtbares Gemetzel. Die Preussen kämpften in Verzweiflung; allein im Schwerte war bald gegen den doppelten Feind keine Rettung mehr und die Nacht machte das verzweifelte Schicksal ringsherum unmöglich. So ward in wenigen Stunden das ganze Belagerungsheer vor Balga völlig aufgerieben, denn was dem Schwerte entfallen war, fiel dem dardurch liegenden Saule. Die nahe Wahrschei Schwanenburg und die Burg Partegol wurden nun leicht erobert und verplündert.

Der blutige Tag vor Balga aber brachte durch alle nahe Bantchaften Schrecken und Entsetzen. Alles verzweifelte vor der Tapferkeit der geharnischten Krieger; keiner vertraute mehr auf Rettung. Als daher Herzog Otto mit des Ordens Kriegsvolk vereint seine Waffen weiter nach Barmen hinst, dann auch nach Ratzen und bis ins Hinterland trug, fand er nirgend bedeutenden Widerstand, denn die tapfersten Krieger dieser Lande, vielleicht auch die Meiste waren im Kampfe vor Balga gefallen. Also ergab sich das Volk in sein Schicksal, gelobte Gehorsam und Annahme der Taufe, stellte Geiseln für seine Treue und erhielt vom Herzog das Versprechen, daß es auch seinen in Freiheit in seinem Lande verbleiben, jedoch dem Orden davon einen jährlichen Zins entrichten solle.

Jetzt galt es die Sorge, das Ererbte gegen die Gefahr des Verlustes zu sichern. Das einzige Mittel solcher Sicherheit waren damals feste Burgen mit starker Kriegsmacht bemant,

die das unbewohnte Volk in Jucht und Gehorham halten konnten. Zudem machte solche, als geräumige und sichere Wohnsitz für die Ritter, des Lebens eigene Lebensweise und Bestimmung schon von selbst notwendig. Sie und da dienten schon alle Preussische Befestigungen bei ihrem Aufbau zur ersten Grundlage aber wiesen wenigstens auf die locale Zweckmäßigkeit ihres Aufbaues hin. Also erhub sich in Einland am Ufer der Passarge, unfern vom Sitze des Hirschen Hofes, welches die Verbindung mit Elbing vermittelte, die Burg Braunsberg. Dieser im Innern Wankens, am Ufer der Aa, wo die Natur, wie selten in Preussen, mit ihren Reizen in Thälern und Berghöhen das Auge erfreut, vielleicht an einem Wohnorte des Landes-Herzogs aber des Landes-Graven, ward Hülberg aufgerichtet. Im Vorterland stieg auf einer Höhe die Burg Kessel empor; was ihr die Natur des Landes an äußerer Sicherheit versagte, mußten hier kräftige Mauernwerke und starke Wälle mit diesen Gräben ersetzen. Nächst bei einer andern Berghöhe derselben Landschaft, welche die Aa von drei Seiten umspült und gegen feindliche Macht von selbst schon schützt; auf ihr ward Bartenstein erbaut. Über Hülberg Befestigung gab ihr die Natur. Dergleichen wider im Osten derselben Landschaft, wo die Aa und die stöcklich herbeiströmende Sauer die unalten Heiden-Burgen Haffste-Pil und Haldrona ankreifen; dort stieg aus beiden, von den Lebenskräften starker befestigt und zu ihren Zwecken umgewandelt, die Schifenburg oder Schippenesh (auch Haldenburg oder Wisenburg nimmer genannt) empor, um den alten Sitz des Landes-Graven und des Landes-Herzogs Wohnburg für ewige Zeit zu vernichten und des dortigen heiligen Wald, den Besitz aller Götter, für menschlichen Gebrauch zu eröffnen. Seitdem verdrängte die Masse auf die Künzburg den uralten Götterplatz im nahen heiligen Hain. Auch im westlichen Rauten, wo sich die einst bedeutendere Kasse mit dem Palmar-Flusse verbindet, erhub sich bald eine Burg auf einer mäßigen Berghöhe, vielleicht auf den Trümmern einer alten heiden-Feste. Sie wurde die Kreuzburg genannt, rings von einer Natur umgeben, die durch ihr Liebliches und Freundliches ergötzt, wie durch ihr Wildes und Schauerliches schreckt.

Immerhin ist die Burg von der Natur so sehr geschützt, dass sie

So standen sechs Burgen in den drei genannten Landschaften da, alle hinreichend bemant, meist mit den Pilgrimen und Eingelungen, welche Herzog Lutz, als er nach Jöhndemarsch heimkehrte, in Preussen zurückließ. Kaum aber waren diese Burgen vollendet, so drohte auch für Preussen in der Nähe eine schwere Gefahr. Das wilde Völkergeschlecht der Mongolen wälzte sich wie ein reißender Strom aus den kühlen Rusland herbei in unermesslichen Schaaeren in die Ebenen Polens; nirgends war Vieh und Gränge für seine gewöhnlichen Vorkommungen. Wie im südlichen Polen alles der Verwüstung erlag, Krasen zum Steinhausen ward, so hatte der graue Feind auch die nördlichen Gebiete weit und breit überzogen; man sah ihn schon in Masowien, wo er auch die Gegend Preussens bedrohte. Nun befreite zwar die große Mongolen-Schlacht auf der Ebene von Wahlstadt bei Wagnitz, ohne daß der Deutsche Orden am Kampfe Theil nahm, Preussen von der Gefahr eines Einfalles des reihen Volkes; allein die erwähnten Ereignisse hatten doch auch für dieses Land die bedeutendsten Folgen.

Seit seiner Ueberwindung nämlich war es ein Geiß des Unglücks und der Erbitterung, der sich durchs ganze Volk verbreitete. Es beschuldigte seinen in seinem Vorurtheil, wenn er die Kreuzfahrten auch fortan bei Besitze ihres Eigenthums oder Einflusses von ihnen auch begünstigt und beschützt sah; es verachtete seinen, wenn er bemerkte, daß die Ordensritter die Eiden des Landes in jeder Weise an sich zogen und zu gewinnen suchten. Jeder fühlte ein Joch, welches ihm durch die Bindung und andere ungewohnte Forderungen auf den Nacken gelegt war, und die harten Lasten und schweren Arbeiten beim Burgenbau, zu denen die Unterthanen mit Sorge und Haste getrieben wurden, machten es jedem mit jedem Tage höher und unerträglich. Und was waren diese Burgen, die sie selbst errichten mußten, für sie anders als Zwangsburgen zur Aufrechterhaltung ihrer Knechtschaft, Geleits-Lüge für die Herren, die sie im Jügel und Joch halten wollten. Der Haß gegen die Deutschen, Ritter und Eingelungen, wuchs mit jedem Tage tiefer in die Seele und brach sich schon in Mord und Tödtschlag aus. Je größer aber bei solcher Stimmung des Volkes beim Ordensritter die Strenge, um so größer beim Unterthanen die Erbitterung. Durchs ganze

Koß ging der Wunsch nach blutiger Rache, die Schmach nach dem Witten zur Erlösung von dem unglückseligen Leibe.

Außer der Reichsstadt aber soß ein Fürst, der diese Stimmung des Nachbarnvolkes schon lange beobachtet und auskundschaftet. Längst erkrankt in seiner ersten Jugend um Leben, hatte Herzog Euankele von Pommern den Vertrag vom Jahre 1298 bis jetzt zwar pünktlich erfüllt; aber jeder glückliche Fortschritt der Ritter in ihrer Eroberung des Nachbarlandes steigerte bei ihm Argwohn und Mißtrauen, und als er jetzt in drei neuverworbenen Pankshofen die Pflichten zum Aufbau der gefährlichen Ritter-Herrschaft aufstellte, sah auch deren Schwert aus schon vom Reichsfeind. Erreichte bis zum Prezel hin und weit nach Osten hinein Alles in Furcht und Schrecken hielt, mußten die Befestigungen um seines Landes Sicherheit und Freiheit von Tage zu Tage mehr. Nur in der zornestragenden Stimmung der überpöhligen Preußen gegen ihre Zwangsbarren fand er für sich Hoffnung und Trost, und fürstliche Klugheit gab ihm, als Schutzherr den belauchtesten Nachbarn die Hand zu reichen oder die ihm dorgebotene Hürde willig anzunehmen. Mag die Hülfsleistung von ihm durch ihnen ausgehen oder von ihm erhalten sein: er war entschlossen, sie den Preußen zu gewähren. Der der christlichen Welt schien er gundelstigt, denn der Papst hatte ausdrücklich verordnet: die Heidenkehrer solle man nicht mit dem Leibe der Anstalt belassen, sondern mit Schonung und Milde behandeln. In beschränkter Mäßigkeit trat er auch als Vermittler auf. Da er beim Landmeister kein Gehör fand, ließ er die Preußen ihre Klage vor den heiligen Stuhl tragen. Dort aber fanden sie Hemmungen und Hindernisse ohne Zahl. Der Hochmeister Konrad von Thüringen, zum Theil auch in dieser Angelegenheit in Rom anwesend, stand denselben am 21. Juli des Jahres 1241. Wenige Wochen später raffte der Tod auch den Papst Gregorius IX. dahin. Das Kardinal-Collegium, in sich selbst in bitterster Uneinigkeit, kümmerte sich nicht weiter um die Streitsache im entfernten Norden. Also kehrte die Gesandtschaft ohne Erfolg nach Preußen heim. Schier bedrängte wiederholten zum mehr die Heidenkehrer mehrmals ihr Gesuch um Schutz und Hülfe. Herzog Euankele jedoch, in Unterhandlungen mit dem Landmeister und dem päpstlichen Legaten Wilhelm von

Roberto, hielt vorerst noch an sich; einiger Zeit befehlsam theils zur kühnen Befestigung seiner neuen Burgen am Weichsel-Strom; Schwarz und Antonow, theils zur Rüstung zum Kriege. Als er dann kampf fertig da stand, gab er durch das Geheiß des Ordens Strassschiffe auf der Weichsel aufzugreifen und ausplündern, den Preussen das Zeichen zur Aufsehung gegen das untrügliche Joch. In Warschau und Katangen griff Alas zu den Waffen; es galt für Alle Freiheit und Erlösung aus der Knechtschaft; Alle sahen ihr Heil und ihre Rettung nur im Mute und im Werde der Deutschen Ueberwältiger. Alas, was Deutsch oder christlich hieß, erlag der Rache der Verurtheilten. Die neu erbauten Burgen bis auf Elbing und das feste Balga wurden vom ergrimnten Volke eckert, gebrochen, die Ordenskrieger und Eingekerkerte, die in ihnen Schutz gesucht, jämmerlich ermordet. Bis nach Pommern und ins Kulmerland hatten die Preussen schon ihre Waffen getragen; da trat der päpstliche Legat dem Pommernherzog mit dem Fluche der Kirche gegenüber, wenn er es fortan wage, die Empörung der Abtrünnigen mit seiner Hülfe zu fördern. „Es ist nicht meine Sache, entgegen der Furcht, sondern der Preussen Freiheit, um die man nach Rom ging und fruchtlos dort sich bemüht; es hat auch nicht gekonnt, daß ich vor den Ordenskriegen für die Freiheit der Bedrängten geräthe; jetzt kommt die Zeit der Rache.“ Alas brach der Herzog mit seiner Streitmacht über die Weichsel, sich mit den Preussen vereinigend. Die Burgen zu Stuhm, Marienwerder, Braunsberg und andere wurden im Sturme gebrochen; über vier tausend Deutsche Eingekerkerte erlagen den Kesseln der Preussen; nur in den Burgen zu Thorn, Kulm und Rieben fanden die Ordenskrieger noch Schutz. Sonst schien Alas für den Orden verloren.

Herzog Szwantepole aber hielt treu und saß mit den Preussen zusammen; es sprach er nicht, als der päpstliche Legat durch Briefe und Mächte in den neuen Landen gegen ihn und die Abtrünnigen das Kreuz predigen ließ. Er glaubte nicht eher stille stehen zu dürfen, als bis auch die letzten Trümmer der Ordensherrschaft zertrümmert seyen. Nur fünf Burgen durften noch gewonnen und gekrochen werden, und es schien das Ziel damit erreicht. Um so notwendiger war es für die Ordenskrieger, sich vor allem dieses Feindes zu entledigen; die Waffen des Herzogs von denen der Preussen zu trennen.



Es geschah, daß der kühne, unter den Waffen ergrauete Ordensmarschall Dietrich von Bernheim, „ein Vögell im Geßte, ein Feltor in Tausendstär“, damals auf Kalen eingeschlossen, in der Winternacht des 3. December 1242 mit wenigen Mittern und einem dünnen Kriegshaufen über die Weichsel setzte und durch Ueberfall sich der herzoglichen Hauptburg Zartowik, die durch ihre Naturbesitzung fast unanwendbar schien und deshalb nur schwach bemant war, bemächtigte. Beträchtliche dort niedergelegte Schätze des Herzogs, vornehmlich aber das theure Heiligtum des Hauptes der heiligen Barbara, in silberner Büchse verwahrt, waren der Siegespreis nach hartnäckigen Kampfe mit der Besatzung. Ergötzt über den schweren Verlust eilte Suantepole noch vor Ende des Jahres 1242 mit starker Heeremacht seinem bedrohten Lande zu. Mehrere Wochen lang ward Zartowik von ihm belagert, immer ohne Erfolg. Da zog er den weiten mit dem größten Theile seines Heeres über den gefrorenen Strom im Februar 1243 zur Plünderung ins Kulmerland zurück, erlitt aber bald von einem Kriegshaufen Dietrichs von Bernheim, verstärkt durch eine Hülfsheer der Herzoge Konrad von Masowien und Kasimir von Kujawien, der alten Vögte Suantepols, eine so bedeutende Niederlage, daß seine Kraft von deman auf lange Zeit gedroschen war. Neunhundert seiner Kriegskente erlagen im Kampfe. Er eilte adernals in sein Land zurück, um wo möglich Zartowik wieder zu gewinnen. Als ihn jedoch Dietrich von Bernheim auch dorthin nachzog, gab er unthörl sein Lager vor der Burg von Heide Perde; es ward von diesen aufgebrannt und die Burg noch stärker bemant. Minderwille aber warre durch die vom päpstlichen Legaten eifrigst beförderten Kreuzpredigten die Herzoge von Groß-Polen, längst entrüstet, daß ihnen Suantepole, ihr Leben, ihre Burg Radel voranthalten, zu den Waffen getrieben und gegen die Gdingburg an der Neke gezogen. Sie wurde gewonnen, desgleichen auch die Burg Wisiegnod und nur unterlag im weitem Fortgange des Kriegsturnes ganz Pommern der schrecklichsten Plünderung und Verwüstung zu Strafe des Abfalls seines Oberherrn von der christlichen Sache. Selbst das frommliche Kloster Lüba fand keine Schonung. Auch die Bunde verheerlicher Krenze waren bereit zu raffen. Die Herzoge Sander und Kasimir, Suantepols Brüder, längt himliche Segnit des

Senier ihres Hauses, längst auch wegen der Habsucht desselben für ihre Eitelkeit besetzt, fanden jetzt in der Bedrängniß des übermächtigen Deuters die geeignete Zeit, ihn als offene Feinde gegenüber zu treten. Die Schuld der brüderlichen Invidie tracht mochten beide Theile tragen und beiderseitiges Mißtrauen steigerte sie auch auf beiden Seiten. Schon als Freunde des Lebens galten die Beiden dem Herzog Suantepole als seine Feinde und als Verräther der Sache seines Landes. Sie traten am 20. August 1243 zu Breslau mit dem Landmeister Heinrich von Wda und dem Herzog Kasimir von Kujawien gegen den Deuter ins Blutniß. Edlich getrennter Hand gelobend, bis der ganksame Feind vertrieben und von Verklüßten Genugthuung geleistet sey, wosfür ihnen die Zusicherung wort, daß ihnen, sobald sie offen die Waffen gegen den Bruder ergriffen, die Burgen Zantowitz und Wissegrub mit ihren Gebieten für die Dauer des Krieges eingebracht werden sollten.

Auch von Rom aus häuften sich noch der bößere Sturm, denn kaum hatte Innocenz IV., ein alter Sinner des Lebens, den päpstlichen Stuhl bestiegen, als auf seine dringenden Befehle die Prediger-Mönche von neuem in Deutschland und allen nördlichen Ländern zu einem Hierezuge nach gerufen und Verlaub auf ertheilte das Kreuz predigten. Also brachte bald der Anzug eines neuen Kreuzheers. Zudem erklärte der neue Papp das vom Orden ererbte Land in Preussen ebenfalls für des Apostels Eigenthum, nahm es unter seines Stuhles Schutz und Schirm und schrieb es dem Orden als ewiges Besitztum zu. Solchen Eifer und Erafte des heiligen Stuhls durfte Herzog Suantepole keinem Trost entgegenstellen. Der Sturm war zu mächtig über seinem Haupte; er beugte seinen Muth unter dem ersten Gebote der Zeit. Also kam es unter des päpstlichen Legaten Vermittlung gegen Ende des Jahres 1243 zu einem Friedensschluß, kraft dessen Suantepole sein vom Leben gewonnenes Land zurück erhielt, jedoch zur Versicherung des Friedens die Burg Zantowitz nebst seinem ältesten Sohne Wüßwein und mehreren Beamten des Landes als Unterpfand und Geiseln in die Hand des Ordens gab und auf das Evangelium schwur, daß er fortan den Leben in seinem Kampfe gegen die Ungläubigen, so oft es die Noth ersochere, treu unterstützen und nie den Feinden des Glaubens wieder beistehen wolle.

Es war nun die vom päpstlichen Legaten Angst erhaltene Ruhe ein. Er bemühte sie theils zur Bekräftigung des geistlichen von Bisthofs Christian und dem Orden bisher immer noch abwechselnd zwischensetzend, theils zu einer vortheilhaften Einrichtung und Anordnung der kirchlichen Verhältnisse im genannten Lande. Der Bischof nämlich, stets auf die Verhältnisse der Bischöfe in Deutschland, Preussen und Polen zu den dortigen Landesherren blickend, dann auch die Stellung der Bischöfe von Bistha und Eßland gegen des Königslichen Orden beachtend, die er auch als die seinige gegen den Orden in Preussen zu begründen wünschte, endlich auch in seinem Charakter nicht frei von jenen damals den geistlichen Stand überall beherrschenden hierarchischen Geistes des Eigennutzes, der Selbstsucht und Herrschaft, hatte bisher sich immer gehalten, sich auf die engeren Gränzen seiner bischöflichen Gewalt beschränken zu lassen, welche für ihn aus den ausgetheilten, vom Papste dem Orden zugewiesenen Rechten und Freiheiten hervorgingen. Dies hatte dem Zwist und Hader zwischen ihm und dem Orden immer neuen Stoff untergelegt und selbst im Jahre 1243 erhob er gegen den letztern neue Ansprüche, die dessen Rechten widersprachen. Da gebot ihm der Papst endlich in strengem Geiste Ruhe, wies ihn mit Nachdruck auf die Pflichten seines Berufs hin und gab ihm die Weisung, „sich fortan in allen Hinsichten so zu verhalten, wie es die Priesterwürde und geistliche Ehrsbarkeit fordert.“ Zugleich ward, um allen fernern Zwist zu beseitigen, vom Papste auch bestimmt: Preussen solle weiterhin in vier Bisthümer getheilt und jedes derselben in drei Theile getheilt werden, wovon zwei Theile mit allem daraus fließenden Einkommen dem Orden, der dritte Theil mit aller Gerichtsbarkeit und allen übrigen landesherrlichen Rechten dem Bischofe zugesetzt sollten, also daß dieser in den Ordens-Theilen nur die bischöflichen Rechte seines Amtes fortan wahrzunehmen habe. Dem Bischofe Christian ward vom Papste die Wahl eines dieser Bisthümer frei gestellt, doch ihm auch geboten: sofern er das Bisthum Rügen für sich wählen werde, sich mit dem Gebiete zu begnügen, welches in einem durch den Legaten zwischen ihm und dem Orden vermittelten Bündnisse bereits genau bestimmt sey.

Bischof Christian aber, welcher stets nicht ohne Bedacht sich „der Bischof von Preussen“ nannte, ertrug die Verabreichung und

des Ritters nicht lange, womit die letzte und gekrönte Sprache des Papstes, die Forderung vor dem ganzen Orden, die Zurechtstellung seiner Ansprüche, die Verfeinerung seiner Bestrebungen seine Seite beladen. „Er ist in Mühen gefallen, heißt es, und hat nach diesen Begehrnissen gestrebt.“ Er hatte allerdings besser begonnen, als er gendigt. Das Ziel, welches er sich in seinen Bestrebungen gesteckt hatte, war nicht erreicht. Sein Tod indeß erleichterte jetzt die neue Anordnung und Verfassung des Kirchenwesens, womit der Papst seinen Begaben in Preußen beauftragt hatte. Sie war ihm bereits durch eine päpstliche Bulle vom 4. Juli 1243 nach seiner eignen Bestimmung vorgezeichnet. Hiernach waren die vier Bistümer in ihrem Umfange sehr verschieden. Das Kulmische, das stiegte im Umfange, umschloß die Weichsel, die Drenow, und die Ossa, mit Inbegriff der Gauen von Köben und Sassen. Zum Bisthume dieser Diöcese ward nach Christians Tode dessen treuer Rathgeber bei der ersten Anpflanzung des Glaubens, der unverlethene, rastlose eifrige Prediger-Mönch Hedenreich ernannt, der direkt länger als zehn Jahre hindurch für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden unermüdet thätig gewesen. Das zweite Bisthum Pomesanien umfaßte außer dieser Landschaft noch Pogesanien und das sogenannte Hoberland, begrenzt durch die Ossa, die Weichsel und die Passarge. Zum ersten Bisthume desselben ward Hedenreichs Freund und Rathgeber, der Prediger-Mönch Ernst aus Bergau erwählt, der gleichfalls schon viele Jahre sich als einer der würdigsten Gelehrten des Landes betheiliget. Das dritte Bisthum Ermland, eins der bedeutendsten in seinem Umfange, erstlich begrenzt vom Heilschen Gass, nördlich vom Pregel, südlich von der Passarge und dem Dnester, begreift somit einen Theil Pogesanien's, Ratangen, das Dactelant, einen Theil Radraun's und Galindien in sich und dehnte sich ferner bis an die Gellayen Hünhauers aus. Zum ersten Bisthume dieser Diöcese ward ein gewisser Heinrich erhoben. Die Geschichte hat von ihm nichts mehr als diesen seinen Namen erhalten. Das vierte Bisthum sollte die noch zu erwerbenden Landschöpfen Samland, Schlawen und den größeren Theil Radraun's umfassen. Bisher ward für dasselbe noch kein Bischof ernannt. Die Theilung dieser bischöflichen Sprengel in drei Landestheile sollte, — so bestimmte es der Papst —, in jeglichem nach gegen-

stetigen Einmischnisse und in fremdlicher Ausgleichung zwischen dem Bisthofs und den Ordensrittern geschähen und bei ohnwillkürlicher Stelle ein Schiedsrichter entscheiden. Wollte ein Bischof aber nicht frei unter den Theilen wählen, so sollte für ihn das Loos die Entscheidung geben. Das war die erste Grundlage der kirchlichen Verfassung in Preussen, wie sie am 10. April des Jahres 1244 in einer Versammlung vieler Prälaten und Ordensritter zu Thorn beschlossen und festgesetzt wurde.

Bereits indeß waren die Zeiten der weitem Entmischung dieser und ähnlicher inneren Verhältnisse wenig günstig; die kirchliche Inrechnung konnte überhaupt vorterr noch nicht einmal ins Leben treten, denn der Kriegssturm brach bald wieder mit seiner ganzen verheerenden Macht herein. Herzog Swantepole, obgleich er seinen Sohn als Geisels in der Ordensritter Händen sah, konnte keine Ruhe finden, so lange ihm der Orden mit steigender Macht als Nachbar zur Seite stand; auch kränkte es ihn tief, daß man aus Mißtrauen gegen ihn seine feste Burg Jartensky, statt sie ihm einzuräumen, in die Gewalt seines gehassten Bruders Sambor gab. Er wollte wieder Krieg, und fand leicht Gelegenheit, ihn zu erwecken. Bereits im eignen Bündnisse mit seinen Vetteren, dem Herzoge Wartislaw und Barnim von Vorder-Preussen, auch mit Jaromar, Fürsten von Rügen, seinen Schwiegersöhne, vernahm er laun, daß die Preussen, die antzshigen Bewegungen in Masowien wegen der Rückkehr des von Herzog Konrad vertriebenen Herzogs Boleslaw (des Schamhaften) brühend, neue Raubzünfte in dieses Land gewagt hatten, als er nicht nur diese Raubzüge auf jegliche Weise strömte, um die den Orden befreundeten Herzoge von Masowien und Lufowien in ihrem Landen zu beschäftigen, sondern er brach auch bald selbst mit einem mächtigen Heere von neuem ins Kulmerland ein und verödete es mit so grausamer und wilder Verheerung, daß nur die drei Burgen zu Thorn, Kletten und Kulm den schützigen Besatzungen noch Schutz gegen Feuer und Schwert genährten. Kaum hatten sie die heillosen Preussen das Land mit so roher und ungezügelter Wuth heimgesucht. Da zog der Herzog auch vor Kulm; allein sein Plan, die Ritter und die Bürgerchaft durch Hedecks zum Kampfe ins offene Feld zu locken, scheiterte an ihrer beharrlichen Tapferkeit, womit sie ihr Massm vertheidigten. Unnützlich

brach er auf, sein ermüdetes Kriegsgewöl zur Erholung auf einem Wäldesgrund am See Ressen lagend, dort seinen Unfall vom gelanglichen Feinde beschreibend. Dietrich von Bembeln aber, der als Ordensmarschall, und mit ihm Berlewin, sein Nachfolger im Amte, durch Landeshofster vom Zuge des Feindes benachrichtigt, waren ihm nachgefolgt. Wegen Dietrichs Rath, der durch Berlewins größern Einfluß sich im Kriegsrathe überwiegen sah, beschloß man noch vor der Ankunft der aus Rhoen herbeigekommenen Beihilfe den Angriff des Feindes, und er glückte; ein Theil des feindlichen Heeres ward in die Flucht getrieben und muß vernichtet. Kaum aber der Sieges erfreut, sahen sich plötzlich die Ordenskrieger vom Feinde, der sich eiligst gerettet, von neuem zum Kampfe gezwungen und erlagen der feindlichen Uebermacht, so daß von der gesammten Schaar nur zehn durch die Flucht sich retteten. Auch die beiden Ordensmarschälle wurden unter den Erschlagenen betrachtet. Aus half es nicht, daß das Heilswort aus Rhoen herangezog; es wurde vom Sieger geworfen und zum größten Theile vernichtet.

Jetzt glaubte der Pommeranerzog sich nahe am Ziele. Die Herrschaft des Ordens schien gestürzt, sobald es gelangte sich auch der Hauptsatz des Landes zu bemächtigen. Siegelstein zog er daher, die Befürzung des Landes benachbend, eiligst wieder vor Rastin, wo sein Sohn und die übrigen Weiseln in Verwahrung gehalten wurden. Er glaubte sie wehrlos und ohne Beschützer, und sie war es. Allen die Frauen der Stadt, in kräftigerer Rüstung, schätzten ihre Mäurer mit so männlichem Heldenmuth, daß der Herzog bald an der Eroberung der Stadt verzweifelte. Auch sein Geheim mit dem Schultheiß der Stadt angesponnenen Plan, seinen gefangenen Sohn durch dessen Beihilfe zu befreien, schützte an der Treue eines alten Bürgers und an des Rathhubs Besicht und Besonnenheit, der in der Nothzeit den gefangenen Prinzen heimlich in die Burg Barrenitz bringen ließ und dem dortigen Hauptmann zu sicherem Verwahrung anvertraute. Also getäuscht in seinen Hoffnungen warf sich der Herzog ebenfalls ins Kulmerland und dann auch nach Reizen, wo alles seiner Rache und der Raubgier seiner Krieger unterlag. Rastin hatte je die Wuth der Heiden sich in so schauerhaften Grünseln und Grausamkeiten gestürzt. Das ganze Kulmerland

gleich einer Wüste, überall entvölkerte Städte, verödete Feste, verödete Dörfer, zerstörte Kirchen, überall nur Bilder des Elends und des Jammers.

So fand auch der Herzog dort endlich nicht mehr, was zur Beute und zum Unterhalt seiner Kriegsschaar diente und wollte eben heimkehrend unweit Kaln über die Weichsel nach Pommern zurückziehen, als das Volk im Kulmerlande sich ermannte und mit den Ordensrittern an seiner Spitze am rechten Ufer des Stromes die herzogliche Schaar unerwartet überfiel und in die Flucht warf, so daß es dem Herzog kaum noch geglückte, auf einem Rahm mit einigen wenigen sich über den Strom zu retten. Das von seiner Mannschaft nicht das feindliche Schwert erreichen, fand seinen Tod in dem rissigen Ufer der Weichsel.

Witterwelle aber waren im Verlaufe der Jahre wichtige Veränderungen im Orden erfolgt, die jetzt den Vertheilung von Preußen, Heinrich von Bida, nach Deutschland ziehen. Nach dem Tode des Hochmeisters Konrad von Thüringen nämlich hatte seit dem Ende des Jahres 1241 Gerhard von Malberg als Meister an der Spitze des Ordens gestanden, in hoher Gunst bei dem Kaiser; jedoch Jahre lang während seines Aufenthaltes in Italien um die Verhältnisse des Ordens in Preussen wenig bekümmert. Nicht minder ersuchte er sich der Genehmigung des Papstes, der auf seinen Betrieb auch mehr alte und schwer zu erfüllende Gesetze und Regeln des Ordens veränderte. Nur im Orden selbst genoss Gerhard Belustigung die ungetheilte Liebe und Verehrung seiner Vorgänger im Meisterrathe. Verhältnisse, die uns unbekannt sind, bewegen ihn im Jahre 1244 zu einer Reise ins Morgenland. Dort aber ließ er sich von neuen Bergungen zu Schulden kommen, durch welche, da sie selbst des Ordens Ehre und guten Ruf verletzten, die Ordensgebeten bewegt wurden, ihn der Meisterrüde zu entsagen, ein Schritt, den selbst der Papst nach vorläufiger Untersuchung billigte, indem er zugleich Gerhard's Erlaubte, in den Tempelorden überzutreten. Also stand nun die Wahl eines neuen Hochmeisters bevor, zu welcher sich der Vizekanzler Heinrich von Bida nach Malberg zu dem dortigen ausgetriebenen Wahlkapitel begab. Es war im Sommer des Jahres 1244, als dort der bisherige Deutschmeister, Graf Heinrich von Jöhrenste, zu des Ordens oberstem Meiste ernannt wurde, denn

hochachtet im ganzen Orden und zudem auch mit dem Kaiserhause verwandt, hatte er bereits sich vielfache Verdienste in den Ordensverhältnissen in Deutschland erworben.

Außerdem hatte der Landmeister von Preussen wahrscheinlich auch ein Streich, der zwischen ihm und Lützel abgemacht, zur Kasse nach Deutschland zu tragen. Bereits in jener Zeit, als Herzog Samantepols, mit den Preussen in geheimer Verbindung, dem Orden drohend gegenüber stand, hatten die beiden Mäxter von Preussen und Livland dem Plan gefaßt, die feindliche Kriegsmacht der Preussen in den nördlichen Landtheilen so möglich durch einen Versuch zur Eroberung Samantepols zu beschäftigen und sie dorthin abzuholen. Aber zu schwach in ihrer Wappmacht, traten sie mit Lützel in Verbindung, die bestrebte Handelsstadt durch das Versprechen lösend, ihr für ihr Theil des dritten Theil Samantepols und einige andere Gebiete zum Ausfluß einer freien Handelsstadt und zur Ansiedlung einer Colonie abtreten zu wollen. Lützel, dessen nach Besitz in dem widersprechenden Bemühenlande, nahm das Anerbieten gerne an und sandte dem Orden eine Anzahl kriegslustiger Streiter zu Hilfe. Der Kampf wurde unternommen, jedoch keineswegs mit gewünschtem Glücke, denn bei der Schwäche der Hülfsarmee war es nur eine kleine Zahl vornehmer Gefolgsmänner, die man als Beute der Unternehmung mit nach Lützel führte, um ihnen dort die Laute ertheilen zu lassen. Man hoffte, daß sie in ihr Vaterland heimgeführt vielleicht das ganze Volk Samantepols für den Glauben gewinnen würden. Allein auch dieses brachte keinen Erfolg. Dennoch forderte nun Lützel bald die Erfüllung der gegebenen Versprechungen; der Landmeister glaubte sie bei der Erfolglosigkeit der Hülfsleistung verweigern zu dürfen und erklärte den Vertrag für nichtig und aufgelöst.

Dies war der Streich, dessen Entschaltung Heimrich von Bilde, wie es scheint, vor das Ordenshaupt zu Marburg brachte. Da ward in diesem für rathsam gehalten, ihn seines Meisterrandes zu entheben und an seine Stelle den kriegserfahrenen Ordensritter Pappo von Oßerna, aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Wertheim, als Landmeister nach Preussen zu senden; und schon aus früherer Zeit mit des Landes Verhältnissen bekannt, brachte er den Waffen des Ordens auch bald neues Glück entgegen. Kaum war er an der Spitze eines starken Kriegshauses



in Bunde erschienen, als Herzog Szwabek, seinem Blute angetraut, von neuen Feinde auf die früheren Bedingungen erbet, sich aber alsbald mit Herzmacht in das Gebiet des Herzogs Kossmit von Kujawien, des Verbündeten des Ordens, warf und auf des Landrathes Warnung und Ermahnung zum Frieden trotzig entgegnete, daß weder Papst noch Kaiser ihn abhalten solle, seine Feinde zu verfolgen und daß nur Feinde von ihm zu erwarten sey, sofern man ihn seiner Sohn frei gebe. Und dem drohenden Worte folgte auch bald wieder die feindliche That. Um die Verbindung zu unterbrechen, welche bisher die Bricksel zwischen dem weltlichen Gebiet des Ordens und den vereinzelten östlichen Burgen, besonders Elbing und Balga vermittelte, und um zur Erschwerung der Zufuhr in diese Burgen des Stroms zu beherrschen, baute der Herzog auf der Insel Janie, da wo die Weichsel und Regal sich vereinigen, eine feste Burg auf, Janie genannt, verstärkte auch zugleich unsere von Kulm hart am Weichsel-Strome seine alte Burg Schwarz zu dem nämlichen Zwecke. Berdus hatte er im Anfang des Jahres 1245 gegen den Orden auch von neuem das Schwert in der Hand, als der Papst Innocenz IV., klagt über ihn schwer ergrast, um 1. Oktober eine herabgesehnte, drohende Bulle an ihn, „den Verbündeten der gottlosen Heiden, den Aufwiegler des abtrünnigen Volkes in Preussen, den Verderber des christlichen Glaubenswerkes, den Verächter kirchlicher Strafen“, ergihen ließ, mit der nachdrücklichen Ermahnung, sofort von hinun vorannehmungswürdigen Unternehmungen abzulassen. Der Erzbischof von Gnesen und dessen Suffragane wurden beauftragt, gegen „den Feind Gottes und Befolger des Glaubens“, wenn er nicht binnen vierzehn Tagen von seinem gottlosen Werke abstehe, in der feindlichsten Weise den Warnschuß auszusprechen und sofern der Herzog dessen nicht achten werde, die Macht des weltlichen Schwertes gegen ihn aufzurufen; die Herzoge von Polen wurden vom Papste ermahnt, mit der Hülfe des weltlichen Armes dem Orden gegen die abtrünnigen Preussen und ihren Bundesgenossen beizustehen. Von offenem Kampfe hielt diese Drohung des Papstes den Herzog vorerst zwar zurück, allein er fuhr fort, seine Burg Schwarz immer mehr zu befestigen, die Brickselschiffahrt durch feindliche Angriffe zu hindern und in feindlicher Weise den Orden, wo er vermochte, zu bekümmern.

Willemeile aber noch in Deutschland und in den nahe  
 Slavländern zur Eröfnerung des Kampfes in Preussen mit  
 allem Eifer das Kreuz gepredigt. Der Papst bot alle Mittel  
 seines apostolischen Amtes auf, um von neuem eine bedeutende  
 Streitmacht gegen die Feinde der Kirche in Bewegung zu setzen,  
 zumal nachdem er durch seinen Legaten, den Abt von Mayana,  
 vernommen, daß Herzog Swantepolt in seinen Feindseligkeiten  
 beharre. Zwar jedoch diese Weisheit, die nur langsam sich sam-  
 melte, herankam, wagte der Landmeister Peppe von Olserna den  
 Versuch, mit seiner Kriegsmacht aus den Burgen des Kulmer-  
 landes und einer Hülfsschaar des Herzogs von Angouien die  
 Burg Schwes durch einen raschen Angriff zu gewinnen. Swan-  
 tepolt's Gegenwart aber in der Burg, ihre starke Besetzung  
 und die Tapferkeit ihrer Besatzung vereitelten das Unternehmen  
 nicht ohne bedeutende Verluste. Da glaubte der Herzog, dem  
 Feinde zumiß wieder zum Kampfe gezwungen, ihm offen mit dem  
 Schwerte begegnen zu dürfen. Während er daher den Land-  
 meister eifrig mit der stärksten Besetzung Kulm gegen die  
 immer gefährlicher bestehende Burg Schwes beschäftigt sah, über-  
 sieht er plötzlich mit einer Heerschaar die Weichsel. Es sollte  
 die Erstürmung und Vernichtung Elbing und Balga's gelten,  
 denn beide Burgen unterlagen längst durch die Sperrung des  
 Weichsel-Stromes der drückendsten Noth und Gefahr. Zwar miß-  
 lang der Plan auf Elbing's Gewinn, denn statt der zur Stillung  
 des Hungers angezogenen Bürger vertheiligten auch hier, wie  
 früher die Heldinnen von Kulm, die Frauen der Stadt in kriege-  
 rischer Kleidung ihre Mäuren mit männlicher Tapferkeit. Allein  
 ein anderer glückte, denn es gelang dem Herzog, sich südwärts  
 von Elbing der auf dem Berge Gernese früher errichteten Burg  
 zu bemächtigen, die er flacker besetzte und hinreichend bemannete,  
 um von da aus die Elbinger bei jedem Auszuge zu überfallen oder  
 die Stadt durch neue Angriffe zu langziehen. So hätte Elbing  
 unfehlbar der Hungersnoth bald erliegen müssen, wäre es dem  
 Landmeister nicht gelungen, ihn auf der Weichsel mehrere Strom-  
 schenke mit Lebensmitteln zu besetzen, freilich nicht ohne blutige  
 Kämpfe mit der aufstehenden Besatzung aus Schwes und Bantir.  
 Da schien es dem Landmeister notwendig, den Herzog so viel  
 als möglich in seinem eigenen Lande zu beschäftigen, und mit einer

Hülfschaar des Herzogs von Rußland brach er alsbald ins feindliche Gebiet ein, warf sich zuerst vor die Burg Wissegrod, dann auch vor Scherz, wo er durch raschen Angriff dem Herzog einen empfindlichen Verlust beibrachte.

Dies wandte das Kriegsglück sich eben immer mehr den Waffen des Ordens zu, als im Frühling des Jahres 1246 der Hochmeister Heinrich von Hohenlohe selbst an der Spitze eines mächtigen Kreuzheers, dessen größter Theil über der alte Herzog Friedrich der Streithare von Österreich zugesandt hatte, in Preussen einlief, der erste Ordensmeister, welcher das neueroömmerte Lebensland besuchte. Obwohl warf sich der Landmeister mit der gesammten Streitmacht von münch ins feindliche Land. Neun Tage lang ward Pommern von einem Ende zum andern und selbst auch das ehrenwürdige Kloster Elken mit Brand, Raub und Verwüstung heimgesucht. Auf der Rückkehr aber folgte der Herzog mit seiner Kriegsschaar dem Ordensheere nach, um mit Rache die grausame Verheerung zu vergelten. Und als er es erzieht, annahmte er, zur Schlacht entschlossen, seine Anhänger mit der überwältigenden Versicherung: „am morgenden Tage werde man es erlangen, daß Pommern und Preussen auf immer von Joche der Deutschen gelöst sein würden.“ Im Beglance des Kampfes wendet sich das Glück auch entschieden zu des Herzogs Waffen, der seine schwere Reitere in Fußstall anwendend, den Feind fast bis zur Flucht gedrängte. Als jedoch der edle Oesterreichische Ritter Heinrich von Eichenstein, „der tapfere Degen,“ sich auf die preussische Stürmschaar warf und die bald Rettung in der Nacht suchte, wankte die Schlacht, und sie entschied sich für den Orden, als mitten im Schlachtgeräusch ein Deutscher Ritter den Herzog im Zweikampfe vom Roß warf und schwer verwundete. Da brach das Schreckensgeheul, der Herzog sey erschlagen, die Seinen allzumal in Flucht, als daß kaum noch der Verwundete in eine nahe Hutz gerettet werden konnte. Hundtsehundert seiner tüchtigsten Krieger waren erschlagen, sein überiges Kriegsheer zerstreut, seine ganze Macht zu sehr geschwächt, als daß er hoffen konnte, gegen den übermächtigen Feind bald wieder bestehen zu können. Er bot von neuem um Waffenruhe. Sein Bruder Lambert und der Bischof Wilhelm von Ramin traten zur Vermittlung ein. Allein man haute des Herzogs Wundstres

chungen, selbst seinen eidlischen Versicherungen nicht. Erst nach langen Unterhandlungen brachte der päpstliche Legat Duzze, Abt von Messana, der mit dem Kreuzhaare gekommen war, unter Beihilfe der erachteten Vermittler einen neuen Friedensschlag zu Stande, nach welchem auch fortan nach des Herzogs Sohn Wittwin und die Burg Zartowig in der Gewalt des Ordens blieben, Szwantepole aber von neuem eidlisch gelobte, mit den heidnischen Preussen jede Gemeinschaft aufzugeben; und auf dieses Gelübde ward er vom Legaten des Banasflusses entbunden und in den Schoos der Kirche wieder aufgenommen.

Es trat vorerst wieder Waffen-Ruhe ein und der Hochmeister wandte seine Thätigkeit friedlicheren Verhältnissen zu. Auch der bereits erwähnte Streit mit Lübeck hatte ihn nach Preussen geführt; er sollte jetzt zur Entscheidung kommen, denn es waren von der mächtigen Hansestadt zu diesem Zweck Bevollmächtigte gesandt. Allein die erwähnten Schiedsrichter konnten es zu keiner Eühne bringen, bis endlich ihr ehrenr. Schwamm, der Bischof Hadenreich von Aahn, im Gebrauch seines Rechtes, die Entscheidung sprach: es sollte von den Ordensrittern an Ausflusse des Pregele eine neue Handelsstadt mit Unterstüßung Lübecks erbaut werden, diesem dagegen der halbe Theil Samlands und einige Gebietsstücke von Warmien und Ratangen mit Aelmischem Rechte, jedoch gegen gewöhnliche Bindelung an den Orden als Besitztum zufallen. Die Bürger der neuen Stadt sollten mit diesem ländlichen Eigenthum belehnt, aber dem Orden dafür zum Kriegsdienste verpflichtet seyn. Während Lübeck dabei den wichtigsten Vortheil ins Auge faßte, an Samlands reicher Bernsteinsüße durch die Begründung einer neuen Handelscolonie das kostbare Naturerzeugniß und die übrigen Gegenstände des nordischen Handels zumiß in seine Hände zu bringen, eröffnete sich für den Orden die Aussicht, auf diese Weise nun auch in einer der nördlichsten Landsposten dem Deutschen Volkthum eine feste Heimath zu begründen, um es von da weiter ins heidnische Volk hinein zu verbreiten. Umstände jedoch, deren nähere Kenntnis uns versagt ist, hinderten den entwerfenden Plan. Um so bedauerlicher hab sich von nun an Elbing theils durch euzige Thätigkeit und regsamem Handelsbetrieb seiner aufgeweckten Bürgerchaft, theils durch die Gunst der Obersten des Ordens anpor, denn der

Hochmeister begünstigte schon im Jahre 1246 die Stadt mit aus-  
gezeichneten Rechten und Freiheiten, wie mit einem sehr ansehn-  
lichen Stadtgebiet von mehreren Meilen im Umfange; auch be-  
wieserte er sie mit kaiserlichen Ritters. Keiner der Ältern  
Schwester-Städte, weder Thurn noch Kulm, war wie Elbing vom  
Leben so reichlich mit Freiheiten und Begünstigungen beglückt  
wie betracht.

Noch aber konnte das Deutsche Leben weder hier noch dort  
freien Aufschwung in seiner geistigen Entwicklung gewinnen. Im  
Westen gab an der Gränze des Ordenslandes Herzog Swantepole  
dem Kampfe der Preussen für ihr altes nationales Leben immer  
noch festen Halt und sichere Richtung, und im Osten trat eben  
jetzt der weitere Verbreitung des Deutschen Volkthums der  
Großfürst Mindow von Lithauen, als Haupt und Führer der  
abtrünnigen Kuren, ein Schutzherr und Vertheidiger des alten  
Lebens und Glaubens entgegen. Und beide Fürsten, so verschieden  
sank in ihrer Eigenthümlichkeit, waren doch einsig in dem Ge-  
danken, alle Kraft daran zu setzen, um das neue Deutsche Leben,  
die christlich-deutsche Schöpfung des verhassten Ordens in der  
Nähe ihrer Lande bis auf die Wurzel wieder zu vernichten. So  
bildeten sie Beide für die Entwicklung Deutscher Eigenthüm-  
lichkeit mächtige Hemmnisse; sie fanden Beide mit ihren Ver-  
sicherungsplänen, mit ihrem Dichten und Trachten in selbstthätigen  
Zwecken als bedeutsame Gegensätze da, um den Aufbruch der  
Segnungen des Deutschen Geistes wieder zu erdrücken und zu  
erstickten. Wenn an der Aufhebung dieser Gegensätze sollte denn  
der Deutsche Geist sich kräftigen und bilden. Im Laufe des  
Bildungsanges der Menschheit fanden andere Bestimmungen  
für die Völker dieser Länder aufgeschreiben, als jene Fürsten sie  
wollten. Sie sollten aufgenommen werden in den Glauben der  
christlichen Liebe und Erlösung, eingeweiht in Deutsche Bildung,  
durchdrungen vom Geiste Deutscher Eigenthümlichkeit. Darum  
konnten die Bestrebungen der beiden feindlichen Fürsten in keiner  
Weise gelingen. Sie mochten den Bau des alten Lebens in  
seinem Zuge noch einige Zeit zusammenhalten; aber seine Grund-  
feste war schon zu mächtig erschüttert, als daß er nicht bald hätte  
zusammenbrechen müssen. Das Bildungsgesetz will, es soll sich  
nicht Neues aus dem Alten gestalten.

Noch also hielt sich der alte Bau des heidnischen Lehens für einige Zeit aufrecht, im Osten durch Windower's mächtige Hand, im Westen durch Herzog Suantepok in seinen Stügen angeschlossen. Dieß führte, wie es scheint, den Hochmeister zu dem Gedanken, die westlichen und östlichen Lande des Ordens dadurch mehr zu Einem Ganzen zu vereinen, daß er Livland und Preussen Einer Verwaltung und einer gemeinsamen Herrschaft untergebe. Der schon seit Jahren mit des Landes Art und Beschaffenheit genau bekannte Landmeister von Livland Dietrich von Grünigen, in der Landesverwaltung nicht minder wie in der Kriegsführung erprobt, ward nun auch zum Landmeister von Preussen ernannt (1246). Poppo von Osterna aber geleitete den Hochmeister nach Deutschland zurück, um dort neues Kriegsgelde zur Erhaltung des Kampfes in Preussen aufzubringen.

Nach aber war das Jahr 1246 nicht vorüber, als Herzog Suantepok wieder neue Pläne zu Krieg und Gehe verrieth. Der alte Streik ließ ihm keine Ruhe, so lange er noch Hoffnung setzen konnte, die Ritter-Herrschaft in seiner Nähe zu erdrücken, und sein Sohn noch fortan als Geißel in händlicher Haft war. Dennoch jedoch griff er noch nicht zum Schwerte; er thatete mit dem Orden über Gelagen auf der Wehling und im Kulmerlande, stritt mit ihm über die Bälle auf der Weichsel; es kam selbst zu einzelnen Fehden, in denen man gegenseitig Gefangene machte. Als indeß die Nachricht erscholl, daß durch des Hochmeisters und Poppo's von Osterna Bemühungen aus Deutschland her ein neuer Heerhaufe im Anzuge sey, ließ sich der Herzog süßem im Oktober des Jahres 1247 einen schiedsrichterlichen Urtheilsspruch des Erzbischofs Fulco von Bücken und des Bischofs Heidenreich von Kulm über die ebenstehenden Streitigkeiten gefallen. Die Gelagerrungen wurden verglichen; die Weichsel sollte fortan beider Länder Gelagrscheide bilden; es ward auch bestimmt, wie es mit dem Fischfang und der Jagd auf der Wehling, mit dem Ball auf der Weichsel zu halten sey, und endlich der Orden auch aufgefordert, dem Herzog seinen Sohn sobald als möglich zurückzugeben. So schien im Aeußern jedes Bedürfnis befriedigt.

Allen der Friede auf dem Pergament war für den Herzog kein Friede in der Seele. Der Haß des Volks und Missethuns war in ihm nicht verlegt; er quoll in kurzen wieder mit ganzer

Nacht hervor. Es war im Spätherbst des Jahres 1247, als jener Heinrich von Bida, dessen wir schon früher als Landmeister von Preussen gedachte, als neuer Landesverwalter des in Deutsch-land gesammelten Kriegshauses von Kreuzherren beauftragt; in ihm glänzte eine Schaar von fünfzig der ausgezeichnetsten und tapfersten Kriegsmänner, die sich schon viel auch in andern Ländern mit Ruhm im Kampfe versucht. Auch der ritterliche Heinrich von Vichtenstein war wieder in ihrer Zahl. Es galt vor allem, Elbing von den Dröckungen zu befreien, in welche es oft durch die Anführer der Mannschafft aus der nahe Greifburg geriet; und es glückte einem Henthausen, zur Nachtzeit die sichere Besatzung so plötzlich zu überfallen, daß die Burg ohne Schwertstreich gewonnen und die gesammelte Mannschafft gefangen genommen ward. Von da wollte man sofort weiter zur Unterwerfung der abtrünnigen Landesherrschaften schreiten, als Herzog Suantepole mit schweren Wagen auftrat, daß man ihm den Sohn, abgesehen er bisher des Friedens bewahrt und streng nach Pflicht und Gehorsam gehandelt, immer noch vorerhalte. Statt aber Gehör zu finden in der gerechten Forderung, sah er sich durch Heinrich von Vichtenstein, der mit ihm verhandelte, mit allerlei Vorwänden überhäuft, womit dieser das Sohnes Gefangenenschaft zu entschuldigen suchte. Auch eine persönliche Zusammenkunft des Herzogs mit den Landmeistern selbst führte zu keiner Ausdehnung. Also sah nun jener zu seines Sohnes Befreiung keine andere Hoffnung, als die ihm das Schwert gab. Er konnte und er wollte sie jetzt als ein Recht erkämpfen, welches der schlichtsächsischen Ausspruch als Bedingung des Friedens ihm zugesprochen.

Also begannen bald wieder furchtbare Kederzeiten, in denen noch aller Hülfe die Lebenskräfte und die vereinzeltes Kriegsgewalt beraubt, überlistet oder fast besiegt wurden. Zum ersten Kampfe rüstete der Herzog selbst ein starkes Heer im Innern des Landes, während auch die Ritter, mit Herzog Kasimir von Rußland ihr Bündniß erneuernd und von Suantepoles Bruder Cornhor auch jetzt wieder unterstützt, sich zum Ausbruche des bevorstehenden Krieges vorbereiteten. Wenn hätten sie ihn bis zur Ankunft neuer Kriegshülfe, welche der Landmeister Dietrich von Velsungen mittlerweile in Deutschland gesammelt, vermieden; aber der Pommerherzog, kaum fertig zum Kampfe gerüstet, ge-

gerie nicht länger, überschreit plötzlich bei Ebnen die Bucht, überhol erwartet einen Horthausen des Ordens bei Golub, durchläuft dann mit Harn und Schwert Lujabien und erschien mit gleicher Eile bald auch in Pomesanien, um das von den Litauern besetzte Uelstburg wieder zu gewinnen. Allein es galt, abgesehen eine Schaar von Preussen des Herzogs Macht noch verstärkte, einen härteren Kampf von mehrem Tagen, bis endlich die Mannschaft der Burg, ermüdet und überlistet, der Uebermacht erlag und bis zum letzten Mann dem feindlichen Schwerte geopfert ward. Es war zu spät, als der Landmeister mit seinem Horthausen, sie zu retten, herankam. Auch der Versuch, die Burg wieder zu erlösen, war fruchtlos.

Um so mehr schien jetzt nothwendig, vor allem Abzug von der von neuem drohenden Gefahr zu retten, die durch den bald gestörte Verbindung zwischen ihm und den Litauern im Kulmerlande wiederherzustellen und zur Besetzung des abtrünnigen Volkes in Pomesanien und Pogesanien einen festen Punkt zu gewinnen, von welchem aus der Kampf, täglich erneuert, Befestigung und Mithing erhalten konnte, denn es waren zudem unter der Führung eines Fürsten von Tuholt in einer ansehnlichen Schaar von Kreuzfahrern neue Streichkräfte herangekommen, die zur Unterwerfung der abgefallenen Lande vermocht werden sollten. Dieß alles erwägend, beschloß der Landmeister Heinrich von Wida, an geeigneter Orte in Pomesanien eine neue Burg anzuordnen. Sie entstieg schnell auf jener unbegrenzlichen Wäldche, welche am Ufer der Sirgunt, vom Flusse gleichsam umarmt, schon von Natur zu einem sehr Haltpunkte bestimmt war. Sie ward, unter dem Schutze des Kreuzherres im Frühling des Jahres 1249 vollendet, Neu-Greifburg genannt und alsbald zahlreich mit Kriegsvolk besetzt. Allein sie erregte nicht minder dem Herzog Suanipole als in den nahe gelegenen Landchaften neue große Besorgnisse. Man beschloß, sie zu zerstören und wieder zu brechen. Schnell trat ein starkes Heer von Preussen zusammen und eiligt sandten die Hartsüken, den Zug des Herzogs aus Pommern erwartend, eine Kriegsschaar als Vorhut mit Waffen und Lebensmitteln voraus. Sie ward aber vom Landmeister überfallen, bis auf den letzten Mann aufgerieben und Schrecken und Furcht vertheilten sofort auch das ganze übrige Heer in



wilden Zerstreuung in die Heimat zurück. Gleiches Geschick traf Suantepole's Herrhausen, welcher, jener Niederlage seiner Verbündeten unkundig, von der Weichsel heranzog und einen Vorstoß zur Landbesetzung voraussetzte. Als einen Hinterhalte vom Landweiser plötzlich überfallen, warf er sich in verzweifelter Flucht auf Hauptzier, setzte alles in Angst und Schrecken, also daß des Herzogs ganze Macht im wilden Getümmel sich auflöste, zerstreute, zum Theil erschlagen, zum Theil in die Wellen des Stromes getrieben und der Herzog selbst kaum noch auf einem Stromschiffe gerettet ward; die schwerste Demüthigung, die er jemals erlitten. Sie ward ihm noch schmerzlicher, als der Landweiser selbst einsel, mit Raub und Brand es so furchtbar durchzuführen, daß es noch nie so schrecklich verheüßet, noch nie von solchem Jammer und Elend heimgesucht worden war.

Das beugte endlich Suantepole's starken Geist; das brach ihm den festen Rath, mit dem er bisher die Einzelheftung immer noch aufrecht erhalten. Da erweget er, wie arm und verheüßet in dem wilden Wassensturm sein Land geworden, ohne Erfolg der Bestrebungen, die er zehn Jahre mit dem Schwerte zu erlangen gesucht, und wie fern er bei allen den Blutopfern, die er im eigenen Volke dargebracht, von dem geheßten Ziele noch ferne; da erkannte er, daß er auf das einmüthige, an seiner Rettung verzweifelte Volk in Preussen keine Rechnung mehr stellen könne; da sah er hin auf die durch das Heranziehen der Kreuzfahrer kommt von neuen anwachsenden Kriegskräfte des Ordens, die in ihrem Quell, in dem Glauben an das heilbringende Verdienst des Ritterdienstes für die Kirche und in der Kampflust gegen die Heiden, den Bestand und die Herrschaft des Ordens noch völlig sicher zu stellen schienen; und endlich war eben auch ein neuer päpstlicher Legat Jacob Pamalton, Archidiaconus von Lüttich, an der Weichsel angelangt, mit der Vollmacht zu neuen geschärften Strafen der Kirche. Dieß alles erwägend, rückte jetzt Herzog Suantepole aufrichtig die Hand zum Frieden. In einer durch den päpstlichen Legaten vermittelten Zusammenkunft des Landweisers und des Herzogs auf der Schmaldeinsel im östlichen Weichselarm am 12. September 1248 geschah es, daß man sich über die vom Erzbischofe von Gnesen und dem Bischofe von Kulm im vorigen Jahre ratwerften, auch damals schon angenommene

Ungleichung als feste Grundlage des Friedens vereinigte. Der Herzog schwor auf das Evangelium, diesen Vertrag stets und unverbrüchlich zu halten, sobald ihm sein Sohn frei gegeben sey; dem Orden gelobte er Friede und aufrichtige Freundschaft. Der Landmeister dagegen erklärte, daß, wenn der Herzog des Ordens Verbindenden, den Herzogen von Kujavien und Großpolen oder ihrem Bruder Sambor durch Richterpruch oder freundliche Ausgleichung nicht Recht widerfahren lassen werde, dem Orden es, unbeschadet des Eides, erlaubt seyn solle, jense im Kriege gegen ihn zu unterstützen. Um den Frieden zu sichern, überlieferte alsbald der Landmeister dem Herzog seinen Sohn Wlislain. Der freundliche Friedensschluß aber ward erst in den letzten Tagen des November besiegelt und darin zugleich die einzelnen Friedenspunkte näher bestimmt. Der wichtigste war, daß der Herzog sich und seine Erben verpflichtete, hinfort mit den neubesetzten Preussen oder mit den Heiden sich nie wieder gegen den Orden oder andere Christen zu verbinden oder die Neubesetzten durch Gunst oder Beihilfe zum Abfalle von der Herrschaft des Ordens zu bewegen. Beide Theile, der Herzog und der Landmeister, beschworen im Begegnort des Begaten und der Bischöfe von Kulm und Kujavien den Frieden auf heilige Reliquien, im Falle der Verletzung sich einer Buße von zweitausend Mark Silber für den, welcher den Frieden getreu beobachtet, unterwerfend; und so war der blutige Kampf nun beendet, der über beide Nachbarlande Jahre lang unbeschreibliches Elend und Verdurben gebracht hatte.

Während nun aber der päpstliche Legat und mit ihm der Landmeister mit vielfachen Versuchen beschäftigt waren, den Herzog Suantepole mit seinen Brüdern Sambor und Ratibor zu versöhnen und ihnen auch ihre von jenem in Westph. genommenen Erbtheile des Herzogthums wieder zu verschaffen, wozu nur ein neuer Bannfluch endlich den Herzog bewegen konnte, bereitete der Orden den Kampf zur Unterwerfung der abgefallenen Landtheile in Preussen vor. Noch im Herbst des Jahres 1248 brach eine ansehnliche Kriegsschaar, durch die Ritter aus Elbing verstärkt, in Warmien ein und drang ohne Widerstand bis nach Wolga hinauf. Wen da durchstürmte sie Kataklysmen, weit und breit alles mit Feuer und Raub verwüsthend, denn nirgendes traf ihr ein Hind entgegen. Allein die Strafe der mangelnden Ver-

sche folgte. Das erditterte Volk hatte sich mächtig im Rücken gesammelt, schnitt jetzt der Ritterschaar die Rückkehr nach Balga ab, umzingelte und überfiel sie im Dorfe Krusen, südwärts von Kreuzburg und rief sie fast gänzlich auf; mehr als fünfzig Ritter erlagen den feindlichen Anoden, und doch am glücklichsten schienen die Erschlagenen, denn an den Gefangenen kühlten die Preussen in unermesslicher Genufsucht ihre wilde Rachlust. Schwer war für den Augenblick der Verlust zu ersehen. Berücht aber fand ein neuer, wohlgerüsteter Kreuzfahrerkönig von Deutschland her in Anzuge, an seiner Spitze der fromme Markgraf Otto von Brandenburg, Graf Heinrich von Schwarzburg, die Bischöfe von Bredlau und Merseburg und in ihrem Gefolge eine ansehnliche, tapfere Ritterschaar. Im Beginn des Jahres 1249 in Preussen angelangt und der Führung des Landmarschalls sich anvertrauend, durchzog die Heerschaar, mit den Ordensrittern vereinigt, in wenigen Wochen ganz Warmien, Ratungau und einen Theil des Marklandes, und Feuer und Schwert erschreckten das Volk überall in dem Maße, daß sich alles ohne Widerstand dem Tode zu Gehorsam ergab und durch Hölzer Leue und Sicherheit verbürgte. Es schien fast ein Wunder, wie ein Volk, welches seit Jahren seiner Freiheit und seinem Glorien unzählige Opfer an Gut und Blut dargebracht, nun in kaum zwei Monaten so einmüthig, ermartet und erobert, so tröst- und hilflos sich dem Joche des Gehorsams fügte. Und wohl mochten die gestrengen Ordensherren geneigt seyn, ein schweres Joch des Gehorsams dem Uebermüthigen auf den Nacken zu legen. Da trat aber der päpstliche Legat als Abwender Vermittler des Friedens ein. Von hatte der Papst ausdrücklich zu dem Zwecke nach Preussen gesandt, um die Unstimmigkeit zwischen dem Orden, den abgefallenen Rukbiketen und dem Herzog Suantepole an Ort und Stelle nach den wirklich obwaltenden Verhältnissen genau zu untersuchen und mit Umsicht auszugleichen, denn immer war auch dort von den Vogtwallern der Heubeketen die Klage erhoben worden, daß ihnen die von den Päpsten, selbst auch noch von Innocenz IV. verheißene Freiheit, nach welcher sie als „nengiborene Söhne Gottes“ im Hertzgenusse ihres freien Lebens, nur unter dem Gehorsam der Römischen Kirche, verblieben sollten, keineswegs zu

Abgelassen worden sey, widrigen die Ordensritter im Widerstande mit jener Verheißung die Verbotenen stets mit harter Knochenschaft beladen hätten. Ueber das aber gerade, was die Raubthier Freiheit und Knochenschaft nannten und was bezogen die Ordensritter in ihren Begriffen vom Lebensstrome und Lebensbänne unter Diensthut und Verpflegung verstanden, waren so viele Widersprüche und Mißverständnisse eingetreten, daß es nothwendig schien, einen klugen, gewissen und mild- und maßiggehumten Mann als Vermittler zwischen die Parteien treten zu lassen. Und als solcher mußte jetzt der Legat, Jacob Archidjacent von Västich, mit dem so viel Milde und Schonung die Anforderungen der Ordensritter zu mildern und zu beschwächen, als mit Klugheit und Umsicht das Mißtrauen und die alte Erbitterung der Preussen zu beschmiegeln und überhaupt den ergrauten Gemüthern Hoffnung und Vertrauen einzulösen. So überwand er auch bald alle außerordentlichen Schwierigkeiten und Hindernisse des Fekdenswerks, und es gelang ihm, am 7. Februar des Jahres 1249 einen festen Fekdensvertrag zu Stande zu bringen.

Es geschah an diesem Tage auf der Burg Schönburg, daß man sich in Anwesenheit des päpstlichen Legaten, des Bischofs Heidenreich von Aalen, des Landmeisters Heinrich von Wida, des Ordensmarschalls Heinrich Bedel und einer Anzahl der angesehensten und achtbarsten Männer aus den unterworfenen Landschaften im Beschlusse über folgende Fekdensbestimmungen vereinigte: Jeder, der sich zum Christenthume bekenne, solle hienun persönliche Freiheit genießen und auf jede rechtliche Weise sich Eigenthum erwerben und besitzen dürfen. Unbewegliches Eigenthum solle nur in gerader Linie oder in Vermählung von Söhnen und Töchtern in der Seitenlinie bis auf männliche Weichnie stinkender vererben und fallen auch dies, an dem Orden als Landesherrn zuzufallen. Der Verkauf und jede andere Veräußerung desselben solle jedem frei stehen, jedoch nur insofern, als der Verkäufer dem Orden eine angemessene Bürgschaft stelle, daß er nach dem Verkaufe nicht zu den Feinden oder des Ordens Feinden übergehen werde. Ueber das bewegliche Vermögen solle jeder frei verfügen; geschähe solches nicht, so solle es an den Orden fallen. Vermächtnisse an beweglichem oder unbeweglichem

Eigenthum an Kirchen oder geistliche Personen sollten nur unter der Bedingung gestattet seyn, daß unbewegliches Gut binnen Jahresfrist wieder verkauft werde und nur der Verkaufspreis den Kirchen oder geistlichen Personen zukommen solle, widrigen Falls verblieb dem Orden das Recht, den Grundbesitz einzuziehen. Auch behielt sich der Orden bei solchen Verkäufen das Recht des Vorkaufes um gleichen Preis vor (eine der weisesten Maßregeln des Ordens, weil er dadurch verhüte, daß nicht eine so große Masse ländlichen Besitztums, wie andernwärts, in die totte Hand der Kirche und der Geistlichkeit übergehen konnte). In Rechtsverhältnissen solle jeder seine Mann, so lange er dem Glauben getreu bleibe, das geschliche Recht vor geistlichen und weltlichen Richtern genessen und die Raubbesetzten eines Stammes mit dem Ehrengürtel des rechtschaffnen Kriegers geschmückt werden dürfen. In weltlicher Gerichtsbarkeit solle für die Raubbesetzten nach eigener Wahl die Gerichtsbarkeit der Polen, mit Ausnahme der Freie des glükenden Eisens und einiger andern Bestimmungen, gehandhabt werden. Die Gebrauche des Heidenthums, insbesondere die heidnische Sitte der Verbrennung oder Verbrennung der Lebten mit ihrem Gesinde, ihren Pferden u. s. w., ferner auch die Bräutungsfeiern, dergleichen die jährliche Widensfeier des Landes sollten nicht mehr Statt finden, sondern es allen die Vorschriften und Sitten der christlichen Kirche genau beobachtet, demnach auch Ehen nur mit einer Frau und zwar nur in den von der Kirche erlaubten Gradeu erlaubt, dagegen jeder sonst heidnische Gebrauch der Verschulung nicht mehr gestattet werden. Die Kinder der Raubbesetzten sollten Grummlich zu einer bestimmten Zeit durch die Taufe in die christliche Gemeindschaft aufgenommen werden. Die Pomoranier, Warmier und Ratanger verpflichteten sich, bis zu einer gewissen Frist in ihren Landschaften eine bestimmte Anzahl Kirchen zu erbauen und nach christlichem Gebrauche mit allem Nothwendigen zum Gottesdienst einzurichten; der Orden versprach, diese Kirchen und ihre Geistlichen mit dem nöthigen Unterhalte zu versorgen. Die Raubbesetzten gelobten endlich dem Orden Treue und Gehorsam, versprachen ihm den Zehnten jährlich bereitwillig in seine Schenzen zu liefern und verließen ihm darobkommene Beihilfe auf seinen Hatzfahrten in gegenseitiger Hülfung nach Verhältnis ihres Vermögens.

Die Bestimmung der einzelnen Leistungen hiebzu befiel sich der Orden jeder Zeit in seinen besondern Gütervertheilungen vor. Befestigt wurde dieser Friedensschluß auf der Ordensburg Balga, wo der Landmeister in seinem und aller Ordensbrüder Namen sein ritterliches Wort einlegte, daß alles, was man von Seiten des Landes verheißen, fest und unverbrüchlich gehalten werden sollte, und die Bevollmächtigten der Heubefehlten eidlisch gelebten, daß auch sie treu und unswankelbar jeglicher Aufsatz Folge leisten würden.

## Siebentes Kapitel.

Der Erzbischof Albert von Bussan. Neuer Föder mit Quas-  
topelt von Pommern und Kasimir von Kasanien. Herz  
Wladimir in Litthauen. Versuch zu Samlands Erober-  
ung. Der Hochmeister Poppo von Oßerna. Aufbau  
der Memelburg. Krönung des Königs Ottokar von  
Böhmen. Samlands Eroberung. Die Burg Königstutz.  
Eroberung Dobruken. Empörung des Samländers.  
Der Landmeister Gerhard von Hiezberg. Bittere Stim-  
mung der Heubefehlten. Gefahr vor den Tataren. Der  
Landmeister Herimut von Gramsch. Neuer Burgensbau.  
Drohender Abfall der Heubefehlten. Schlacht an der  
Dorke in Hieland. — 1260 — 1261.

Zwanzig Jahre hatte der Orden unter Opfern und Mühen um den Gersinn gerungen, den ihm der Friedensschluß nun sicherte. Ueber sechs bedeutende Landstrecken stand er bereits als Oberherr da, als Vorkühnerr eines Gebietes, welches vom Weichsel-Strömte bis an Samlands Grängen sich zwanzig bis dreißig Meilen weit ausdehnte, und hier trennte nur noch ein einziges Zwischenglied jenes weßliche Länderband von dem nordöstlichen in Kurland und Litland. Und nicht bloß das Land war gewonnen, sondern der Friedensschluß, eine feste Scheidewand zwischen dem alten niedergetretenen Heidenthum und dem in seiner Entwicklung neubegründeten christlichen Leben, bildete auch schon den ersten sichern Grundbau zur Aufrichtung eines christlichen Staates und einer christlichen Kirche; in denen sollte nur,

so stand es im Nothe der Weltordnung, christlich-deutsche Bildung zu geistlicher Entwicklung von neuem Raum und Primat finden.

Noch aber durfte das Schwert des Ordens nicht in der Scheide ruhen, denn noch war das letzte Ziel nicht errungen. Es rieth, vom langen Kampfe ermüdet, zuerst nur für einige Jahre, weil die Verhältnisse der Zeit noch nicht gestatteten, es auch zur Ueberrückung Sarnlands in Bewegung zu setzen. Zuerst waltete ein mehrjähriger Sturz ob mit dem Erzbischofe Albert von Preussen, welcher, ein hochgefordelter Günstling des Papstes, nicht ohne Stolz und Anmaßung zugleich mit der Würde eines päpstlichen Legaten betrauet, beauftragt war, das kirchliche Wesen in Preussen zu ordnen. Allein die Gränzen seiner Macht und richterlichen Gewalt waren so unbestimmt und schrankenlos, seine Stellung dem Orden gegenüber eine so eigenthümliche und ungetrübliche, dabei seine Verhältnisse als die eines Erzbischofs ohne ein eigentliches Erzbisthum gegen die Landesbischöfe so ganz außer der Ordnung, und selbst in seiner doppelten amtlichen Machtstellung lagen so viel Anlaß zu Irrungen und Freisigkeiten, so viel Anreiz zu hierarchischer Anmaßung, daß es, zumal bei Alberts schätlichem Streben, seine unbegrenzte Gewalt überall, auch selbst gegen des Ordens Privilegien und Freiheiten in Anwendung und Geltung zu bringen, nothwendig zu vielfachem Hader und Streit kommen mußte. Man hatte daher schon seit dem Jahre 1248 in gereizter Stimmung hin und wieder gestritten, und Jahre lang konnte es weder den Vermittlungsversuchen der Preussischen Landesbischöfe und des im Lande anwesenden Markgrafen Otto von Brandenburg, noch des Landmeisters Dietrich von Grünberg andern Vermählungen irgend gelingen, den Sturz auf die Dauer zu beschleunigen, denn Anlaß zum Zwiste fand sich immer von neuem. Da griff endlich der Papst Innocenz der Vierte auf des Landmeisters Klage über die verheerlichen Folgen des langen Haders für das Glaubens- und Seelheilswort in Preussen mit entscheidender Macht ein, lud den Erzbischof vor seinen Richterstuhl, warnte ihn mit allem apostolischen Ernste vor fernerer feindseltiger und nachtheiliger Verletzung der Rechte des Ordens, entband ihn sogleich auch seiner Legaten-Vollmacht und gab ihm die gemessene Weisung, sofort in Preussen und Pörland sich in die Einsetzung der Landesbischöfe nicht mehr zu

nischen, sondern als Erzbischof die einst vom päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena im Kirchenthum getroffenen Anordnungen genau zu beachten und in Ordnung zu erhalten. Dabei erging zugleich auch an den Orden die erste Mahnung zu geübender Achtung gegen die dem Erzbischofe zustehenden Rechte, Begünstigungen und Vorrechte, wie zu schuldiger Ehrerbietung gegen seine ansehnliche Würde, und damit das Glanzbildwerk in Preussen auch seiner geistlichen Fortgang gewann, erhielten Beide die Befehlung, die Ungläubigen eines Landes, die sich zum Glauben bekehren wollten, jeder Zeit mit freundlicher Güte unter erträglichen und ehrenvollen Bedingungen in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen. So war der Streit im Februar des Jahres 1251 vor dem päpstlichen Stuhle geschlichtet. Und doch ward zu gleicher Zeit auch wieder Sarrre zu neuen vierjährigen Briefen ausgeschrieben, denn um der erzbischöflichen Würde in den päpstlichen Vätern höhere Stüge und Haltung zu geben, ward damals schon bestimmt, daß die böhmische Kirche zu Boga nach dem Tode oder der Versetzung des jetzigen Bischofs zu einer erzbischöflichen erhoben und als solche dem Erzbischofe Allett verliehen, Boga somit sein erzbischöflicher Sitz werden solle, jedoch also daß er auch fortan seine erzbischöfliche Aufsicht und Gewalt über die Bisthümer Preussens behalte.

So war nun auch in Preussen nach vierjähriger Störung die für sichere Bestimmung des Kirchenthums erforderliche Ruhe ein. Im Bisthume Kalin war es der so strenge als gewandte Bischof Hedemrich, der mit eben so thätigem Eifer die kirchliche Ordnung im Bereiche seines Amtes umsichtig vervollständigte und sehr gesehnt, als er mit Klugheit und tapferlichem Ernste zugleich das im Lufte des Hetzogs Chancapale immer noch fortglühende Kriegsf Feuer, vom Papste zur strengsten Bannstrafe gegen des Landes Feinde befohlen, Jahr lang niederhielt. In Pomesanien konnte erst Jahr, im Jahre 1250, der Bischof Ernst die schon früher angeordnete Landesteilung mit dem Landes unternehmen. Aus den drei gleichen Landestheilen wählte er zuerst denjenigen für sich aus, in welchem Marienwerder lag, vertauschte ihn aber bald mit dem andern, wo Ehrfürstung stand, gab jedoch diesen, als noch zu sehr des Ansehens der östlichen heidnischen Preussen ausgesetzt, nach einigen Jahren gegen den



zum gewählten wieder zurück, indem er von Marienwerder zu seiner bischöflichen Behausung und zur Erhaltung eines Rathesbrats bestimmte. Im Bisthum Ermland war der erste Bischof Heinrich bereits im Jahre 1249 oder im Anfange des Jahres 1250 gestorben. Sein Nachfolger, der Preidiger-Mönch Anselm, unter Preussens Bischöfen der erste, der als Bruder des Deutschen Ordens, in welchen er eingetreten war, zum bischöflichen Amte gelangte, blieb sich ebenfalls schon im Jahre 1251, wenigstens vorläufig im Allgemeinen mit dem Orden über seinen Landestheil aus, bis dann später im Jahre 1255 eine genauere Landvertheilung erfolgt, wobei er den nützlichern, gegen die Angriffe kühner und räuberischer Feinde am meisten gesicherten Theil, in welchem Braunsberg lag, als den seinigen wählte, zugleich beschließend, in dieser durch Befestigung schon ziemlich stark verwahrten Stadt seinen bischöflichen Sitz zu nehmen. Es ist sehr schönster Nutzen, daß er mit rastlosem Eifer auch um das geistige Heil der Raubeckerten bemüht war, denn nicht sich bloß auf die äußerlichen Formen des kirchlichen Wesens beschränkend, ließ er die Erziehung der Jugend in vorwiegendsten Schulen, gründlichen und eindringliche Belehrung der Erwachsenen in neuerrichteten Kirchen, Beschaffung der nöthigen Lehrmittel und was irgend noch sonst im Volke geistliche Verfassung erwecken, christliches Leben fördern konnte, seine tägliche Sorge seyn, trotz der großen Hindernisse, die er dabei zu beseitigen hatte, denn das alte Aikraut des Heidenthums wucherte im Schatten der heiligen Haine und heiligen Bäume bis noch da im Stillen noch fort und in mancher Brust lebten immer noch Heiden und die alten Götter zugleich. Darum soll Anselm auch mit eigener Hand eine uralte heilige Stätte in der Gegend von Heiligenbeil geklärt haben, um dort dem alten Götzenkult ein Ende zu machen.

Nach manche Veränderungen im Orden mochten vorerst noch das Fortschreiten der Waffen in Preussen verhindern. Der Hochmeister Heinrich von Hohenlohe war bereits am 16. Juli 1249 gestorben. Die damalige Spaltung aber, welche im Deutschen Ruche in der sturmbelegten Zeit alles in kaiserlich-hohenzollernsche und päpstliche Parteien schied, drang jetzt auch in das Wabstapitel des Ordens ein und mochte sich mit verberlichem Einflusse bei der Kur des neuen Meisters geltend. Auch im Orden wal-

ten Parteilung ab. Also ward Günther von Schwarzburg von der kaiserlichen, Ludwig von Lütken dagegen, dessen wir früher schon als ersten Pfleger der Burg Lütken in Pommernien gedachten, von der päpstlichen Partei zum Meister erkoren, und dieses Persönlichkeits im Orden dauerte fort, bis endlich Günther an der Spitze der gewichtsvollen und zahlreichen Partei den Beschluß bewirkte, den bisherigen Landmeister Heinrich von Wida aus Preussen zurückzurufen und die Verwaltung des Landes seinem Gegner Ludwig von Lütken zu übertragen. So kam dieser, wie es scheint, noch im Verlaufe des Jahres 1250 von neuem nach Preussen, jedoch nur als Stellvertreter Dietrich's von Grünungen, der, obwohl fast immer am päpstlichen Hofe verweilend, noch fortwährend den Titel eines Landmeisters von Preussen führte. Ludwig von Lütken aber erwarb sich um die Anordnung der innern Landesverhältnisse manche rühmliche Verdienste. Mild und freundlich in der Behandlung der alten Landesbewohner, unterstützte er zugleich auch mit hälfreicher Hand die Bischöfe in der Gründung der Schulen, bei der Anstellung tauglicher Lehrer, beim Aufbau neuer Kirchen und wie er sonst konnte. Auch er erkannte, daß in der geistigen Bildung, in christlicher Belehrung des Volkes die höchste Würdigkeit des Ordens liege.

Unter seiner Leitung geschah es auch, daß im Herbst des Jahres 1251 der damalige Deutschmeister Eberhard von Sagn, als Stellvertreter des Hochmeisters zur Anordnung verschiedener Verhältnisse sowohl des Ordens als des Landes nach Preussen kam. Zunächst erneuerte er den Eridtes Ruf und Ehren theilhaftig, durch Brand verloren gegangenes Privilegium mit manchen zweckmäßigen Veränderungen und truf dann auch in der Landesverwaltung verschiedene einflussreiche Einrichtungen. Vornehmlich unterwarf er auch die häusliche Ordnung, sittliche Zucht und Lebensweise der Ordensritter einer genauen Prüfung. Es ward sodann verordnet: Es solle jettan Ebing als das Haupthaus des Ordens in Preussen gelten, dort jegliches Jahr ein Kreuzerhöhungstage ein General-Kapitel gehalten und in ihm über alle wichtigen Verhältnisse des Ordens und des Landes verhandelt werden. Zur ordnungsmäßigen Landesverwaltung sollte der Landmeister das Land nie verlassen dürfen ohne des

Ordens-Sommers Zustimmung. Jegliches Jahr aber sollte über den Zustand des Landes und über die innere Lebensordnung der Hinterländer nach Allen, wo zur Zeit noch des Ordens Herrschaft war, Bericht erstattet werden.

So hatte auf einige Jahre im Lande geblühende Ruhe gewaltet. Da erhob sich im Anfange des Jahres 1352 der Kriegsturm von neuem; er zog ohnemals von Pommern herüber. In Herzog Swantepol's Seele war der alte Haß gegen den Orden, bisher durch die Drohung des Bischofs von Kulm mit dem Bannfluche der Kirche niedergehalten, noch nicht erloschen und beschwichtigt. Also konnte er es auch jetzt, noch voll brennendem Grolle im Busen, nicht ertragen, daß Herzog Sander, sein Bruder, stets von ihm geholt, rücksichtslos um das Bestehen und die Sicherheit seines herzoglichen Stuhles, in beschämender Freundschaft zum Orden diesen vor kurzen die Insel Rügen samt der Burg am Beltsfel-Strome um gelagerten Preis in die Hände gegeben hatte, eine Verleihung, die in Swantepol's Augen als neuer Verrath am Vaterlande galt. Es brannte schnell in wenigen Wochen das Kriegesfeuer wieder so gewaltig empor, daß noch im Januar des Jahres 1352 die Herrschaft des Ordens Pommern weit und breit verheerend überzog, das Herzogthum Hinterpommern im Ansehn vernichtete und selbst das Kloster Elbin mit schwerer Plünderung heimgesucht ward. Herzog Sander fand zur noch Rettung gegen des Bruders Rache in der Beistand der freibaren Bürger von Thorn und Kulm, denen er sie nachmals mit der völligen Befreiung von Zöllen in seinem Lande vergalt. Auch gegen den Orden rührte Swantepol's Schwert noch nicht; er trug es noch Pommerns unter schwerer Bedröhung. Allein dem Landmeister schien nicht rathsam, den Kampf jetzt weiter zu verfolgen, denn leicht konnte der alte, unerschöpfliche Feind sich mit einem andern Gegner des Ordens verbinden, der ihm eben tödtend gegenüber stand.

Unpäßlichkeiten in Handelsverhältnissen hatten nämlich eben damals auch den Frieden zwischen dem Orden und Herzog Kasimir von Rußland gestört, indem jener die Bedingungen eines für den Herzog günstigen Handelsvertrags, den er ihn früher, um seine Freundschaft zu gewinnen, zugesprochen, bald nach jenem Frieden mit Swantepol, sich gegen diesen Feind selber

glaubte, für sein Land zu reichend gefunden und vielfach ver-  
 teilt hatte. Zwei Jahre lang hatten darauf strenge Handelsver-  
 bote allen Verkehr zwischen beiden Ländern unterbrochen. Man  
 war zwar beiden das Verderbliche solcher Hemmung bald fühl-  
 bar genug; allein erst der neuentbrannte Krieg mit Quantipok  
 machte dem Orden die Spannung mit Herzog Kasimir um so  
 bedenklicher, je mehr dieser bereit in jeglicher Weise den Verkehr  
 zwischen Litauen und Preussen zu erleichtern suchte. Also bei  
 der Landweiser warf die Hand zur Versöhnung. Nach Ausbo-  
 rung aller bisherigen Beschwerden und Verbote im Verkehr  
 wurden beiderseits die Handelsverhältnisse, Zölle, Handelsgerichte  
 und was sonst die friedliche Gemeinschaft beider Länder fördern  
 konnte, besser geordnet und somit die alte Freundschaft zwischen  
 dem Herzog und dem Orden wieder sicher besetzt.

Um so leichter gelang nun auch die völlige Einnahme mit dem  
 Herzog von Pommern. Zudem wirkte jetzt auf den Hochzeits-  
 tag die erste Dichtung des Papstes mit herzlichem Wunsche und  
 dessen strenges Gebot zur Beobachtung des Friedens mächtiger  
 als je, denn wohl erkannte der gealterte Held jetzt am späten  
 Abend seines Lebens, daß alles Anstreben, den nachbärtlichen stor-  
 ren Ordensbau wieder niederzulegen, eitel und fruchtlos sey  
 und nur leicht dem Vorwurf, seines eigenen herzoglichen Stuhles  
 herbeiführen könnte. Als daher im Sommer des Jahres 1253  
 ein Abgesandter des päpstlichen Legaten, der Preitiger-Mönch  
 Gerhard als Friedensvermittler in Preussen erschien, gelang es  
 ihm bald, den Herzog zu einem Verbandsungstage auf der  
 Schmedtinsel zu gewinnen. Dort erfolgte die völlige Versöhnung.  
 Der Orden ließ dem Herzog die durch den Friedensbruch ver-  
 urtheilte Straffsumme, indem dieser sich verpflichtete, bei erneuter  
 Feindschaft oder im Falle eines Bündnisses mit Heiden oder  
 Christen gegen den Orden, nicht nur die erwähnte Summe von  
 zweitausend Mark zu entrichten, sondern auch die Burg und das  
 Gebiet von Dargis mit allen seinen Rechten an den Orden ab-  
 zutreten. Ihrer Untertanen gegenseitige Ansiedelungen sollten  
 auf gerichtlichem Wege zu völliger Gütigkeit verglichen werden,  
 und als so alles Haber geschlichtet war, beschloß man Quantipok  
 und sein Sohn Mismein den Frieden mit einem feierlichen Eide.  
 Und der Herzog brach ihn seitdem nie wieder; vielmehr um seine

aufrehtige Geliebtenliebe zu bezeugen, überließ er jetzt den Bürgern von Kulm, mit denen er Jahre lang gehandelt, einen ihrer Stadt gegenüber liegenden Wader, wie denn auch jetzt sehr Wader Sander dem Orden zum Bergst seiner zahlreichen Wohlthaten die Insel Bann, Jantir gegenüber, abtrat.

So waren zwei nachbarliche Gegner des Ordens, die Herzoge von Kajasien und Permann, veröhnt. Auch den dritten mächtigen Feind der Ordensritter hatte ihr Schwert zum Feinden gezwungen. Seit dem Jahre 1248 lag der Orden in Pilsand mit den kriegerischen Fürsten Mindowe, dem Haupte der Lithauer, von neuem im blutigsten Kampfe, denn auch dieser Feind stand fest in dem Entschlusse da, die nachbarliche Ritterschaft und mit ihr zugleich das verhasste Christenthum mit der Gewalt des Schwertes nieder zu verhängen. Mit mächtigen Heerschaaren von Litthauen, Samaiten und Sengallen ging er dem Ziele entgegen. Aber auch hier siegte der Geist über die ungeordnete Masse. Eine einzige Schlacht, vom „darmreichen“ Landmeister von Pilsand, Andreas von Stadlark, an der Spitze seiner zahlreichen Streitmacht geleitet, richtete endlich hin, nicht bloß Mindowe's ordnungslose Kriegerhaaren völlig auseinander zu werfen, sondern dem Ordensheere auch den Weg nach Samaiten, Sengallen und Litthauen, selbst bis an des Fürsten Behaburg zu eröffnen; alles, was sich nicht in die Tiefe der Wälder und Sümpfe geflüchtet, oder dem Fortzuge der Ordensritter sich entgegen stellte, trat dem Schwerte oder stand im Gefangenenthum harneggeführt. Nichts fand im heidnischen Lande Schonung vor Feuer und Verheerung. Da beschloß, durch Rath und Geld geblähet, „der listige Heide“, bei den Ordensrittern Frieden zu suchen. Der Landmeister aber entgegnete: „es greiere dem christlichen Ritter nicht, sich mit dem Heiden zu versöhnen, die zu bekämpfen ihn sein Eid verpflichte; nur wenn Litthauens Fürst sich zum Christenthum bekenne, sollten die Waffen ruhen; dann werde er nach des Fürsten Wunsche beim Papste auch bewirken, daß Mindowe mit der Königskrone geschmückt und sein Land zum Königthum erhoben werde.“ Die Ordensritter laßte die geschlossene Verheißung einer bedeutenden Ländervergrößerung, dem eillen Fürsten der Königskrone; die Laute galt ihm als Bann, als bloßes Friedenszeichen. Er nahm sie an,

und bald darauf durch ein kühnvolles Scheitlen des Papstes erfreut, empfing er im Herbst des Jahres 1252 auf der Ebene bei Rongvedel in Anwesenheit des Bischofs von Riga, des Deutschmeisters Oberhard von Sagen, der Landmeister von Livland und Preussen, einer großen Ritterschaar und unter dem Zulaufe einer unzählbaren Menschenmenge vom Bischofe feierlich von Raim die Königskrone aufs Haupt; fortan hiess Windowe ein heisslicher König und sein Beispiel lockte auch viele seiner vornehmen Unterthanen zum Empfang der Krone.

So hatten Beide erreicht, was sie gewünscht; Windowe eine Krone, die seinem Ehrgeiz genügte; der Orden, außer einer ansehnlichen Völkermasse, auch Feste und Besetzung von einem alten kstigen Feinde, dem man nun einen Ordensbrüder Christian als ersten Bischof von Esthonen zugesellte, um ihn mit sein Volk mit den Lehren des Christenthums bekannt zu machen. Jetzt aber schien auch die Zeit geeignet, die Eroberung Samlands zu versuchen. Am Weichsel-Strame war man jetzt völlig gesichert; die Strungen mit den Herzogen von Polen hatte man ausgeglichen und seit vier Jahren waren auch die innern Verhältnisse der unterworfenen Lande so weit geordnet und in ihrer Ordnung schon so fest begründet, daß es nicht zu wagen schien, die Waffen nun weiter zu tragen. Auch hielt man Samlands Unterwerfung für kein allzu schweres Werk, denn wie mächtig und tapfer das Volk der Samen auch geküht ward, so meinte man doch, das Schicksal der Nachbarn werde es leicht und das Vertrauen auf seine Waffen und seine Rettung geschwächt haben. Der Komthur von Cheissburg, Heinrich Stange, ein so beherzter als vorsichtiger Kriegsheld, trat auf des Meisters Befehl als Führer an die Spitze einer ansehnlichen Heerschaar, die im Winter des Jahres 1253 über das gefrorene Haff hinüber, an der Stätte vorüberziehend, wo einst der heilige Malbert erschlagen worden war, bis gegen das Dorf Gemau vordrang, ohne einem Feinde zu begegnen. Dort aber an der Mündung des heiligen Malbet, der das Heiligthum Rantow, den Wohnsitz des Landesherren, die Heimat der unwiderlichen Götter umschloß, stürzte plötzlich ein zahlreiches Samländisches Heer der Ritter-Schaar zum blutigsten Kampfe entgegen. Langer Widerstand gegen die wüthe Kampfreuth der Samländer war unmöglich, nur im Rück-

junge erschien nach Rettung. Also schreiet das christliche Heer zurück, um eine sichere Stellung zu gewinnen, während der Komthar „wie ein erschrockener Löwe“, der die Seinen vertheidigt, in der Nothhut mit dem verfolgenden Feinde fort und fort kämpft und die Lähmten danktderwirft, bis eine selbstliche Schaar ihn plötzlich umringt. Von seinem herbeieilenden Bruder Hermann und einem kleinen Streithaufen umschützt, hält er auch ferner den Feind im Kampfe zurück, bis sich die Seinen durch die Flucht gerettet. Dann unterliegen sie beide, die ritterlichen Brüder, ermattet und tödtlich verwundet den Anstößen der Feinde. Der edelmüthigste Tod krönte ihre That; sie hatten geglaubt, wie Helden sterben!

Aber es war die Erleuchtung gewonnen, daß Samland's Eroberung kein so leichtes Werk sey, wie man gemeint, und daß es zu diesem Ziele stärkerer Kriegskräfte bedürfte. Dafür sorgte von neuem der Papst. Durch alle Gauen Deutschlands erscholl auf sein Geheiß abermalt der Ruf zum Kreuze und zur Vertheidigung der christlichen Kirche in Polen und Preussen. Es galt aber dieser Aufruf nicht bloß den heidnischen Völkern in Preussen und Litthauen, sondern zugleich auch einem großen Schwarm wilder Tataren, der, wie man vernahm, im Zuge war, um durch Polen hindurch die Abendwelt wieder zu durchstreifen. Auch an die Herzoge von Polen erließ der Papst ermunternde Schreiben, um sie mit neuem Eifer für die Erweiterung der Kirche in den heidnischen Landen zu befeuern. Wo ward überall das Kreuz mit einem Eifer gepredigt und in Deutschland, Böhmen, Mähren und andern Ländern des Nordens wurden Kriegskräfte in Bewegung gesetzt, wie seit Jahren nicht geschehen war. Da trat auch ein Mann an die Spitze des Ordens, der dem neuvermehrten Interesse für den Orden zu seinem Gedenken die nöthige Richtung gab. Der so tapfere als umsichtige und widerstandene Ordensleiter Pappe von Oßuna, der schon seit youngig Jahren in die wichtigsten Verhältnisse des Ordens eingegriffen, ward nach dem Tode des Hochmeisters Günther, dessen Leben thöranlos und leer und darum in der Geschichte fast ganz vergessen war, zum Oberhaupt des Ordens erhoben (1233), er leitete noch der Eingabe von denen, die mit ihm vor zwei Jahrzehenden Preussen zuerst gesehen hatten. Er kannte das Land;

er hatte als Landmeister erfahren, was es im Kampfe mit den heidnischen Völkern galt. In der That war auch länger eifriger thätig, den neuen Kreuzzug nach Preussen so bald als möglich in Bewegung zu setzen, als er, denn er wollte selbst an der Hofsahrt Theil nehmen. Während er aber ein ansehnliches Kriegsvolk aus Franken und den Rheinlanden aufbrachte, sammelten sich andere zahlreiche Schaaren aus Sachsen und den naheliegenden Landen unter den Fahnen des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Thüringen und Meissen, und schon gegen Ende des Jahres 1253 erschien der Hochmeister in Begleitung dieses Häuptes, des Landmeisters von Preussen, Dietrichs von Berningen und einer Anzahl anderer Ordensritter an der Spitze eines bedeutenden Kreuzheeres in Preussen. Die Unterwerfung der baltischen Vorken und Galindien, beide schon früher vom Orden bezwungen, seit ihrem Abfalle aber noch nicht wieder zum Gehorsam zurückgeführt, schien ihm das Wichtigste, denn dort streckten eben auch die Herzoge von Polen, namentlich der von Kujawien, nach der vor kurzem erst erfolgten Bezwingung der Polieraner ihre Kränze zu erweitern, um eine festere Vermauerung gegen Lithauen und Rußland zu gewinnen. Galindien südlichster Theil war auch bereits im Besitze des Herzogs von Kujawien. Der Wiedergewinn beider Landschaften erfolgte mit unerwarteter Schnelle; fast ohne allen Kampf bezugte sich das Volk unter des Ordens Herrschaft, nahm die Kaufe und stellte Gesellen für seine Kreuze; und eben so eilte der Orden, die neu gewonnenen Lande unter den Schutz und Schirm des apostolischen Stuhles gestellt zu sehen. Der Papst aber gebot den drei Bischöfen Preussens, die Ritter im Besitze der erworbenen Gebiete auf alle Weise zu schützen, selbst mit dem Bannfluche gegen den Verfallstehigen.

Nun sollte Samlands Eroberung begonnen werden. Der able Lebensritter Bernhard von Hornhausen, „ein Kämpfer tugendlicher Art“, wie ihn die Chronik rühmt, ward bereits im Frühling des Jahres 1254 zum künftigen Komthur des Landes ernannt; auch war man schon bemüht, umschiff verstreut die Ufer der Landschaft durch lebante Befestigungen für den Orden zu gewinnen, um durch ihren Einfluß auf des Volkes Stimmung zu wirken. Da erschien der Bischof von Cambrü. Graf



Bruno von Schaumburg, ein Abgesandter des Königes Ottokar von Böhmen, in Preussen, den Hochmeister zu benachrichtigen, daß der König, sein Herr, zu einer Heerfahrt nach Preussen das Kreuz genommen und beschloßen habe, sein Heiliges im nächsten Winter zu erfüllen und mit einer Heerschaar im Lande zu erscheinen. Bevor jedoch der König dem Volk das Schwert zeigen wollte, ertheilte er ihm das Wort des Friedens. „Wir führen aus und berufen, hieß es in seinem Sendschreiben an Samlands Volk, auch allgemein zur Theilnahme am Reizne christlicher Erlösung aufzufordern und zu ermuntern, auf daß in euch der Eifer erwache, auch die Lehren des Christenthums anzunehmen und die heilige Taufe im Namen Jesu Christi des Erlders zu empfangen. Um das Heil eurer Seelen zu gewinnen, sind wir entschlossen, im künftigen Winter in euer Land zu kommen und für euer Heil zu sorgen. Darnach senden wir den ehrenwürdigen Vater, den Bischof Bruno, zu euch voraus, in dessen Willen ihr auch süßen könnt, insoviel wir ihn mit der Ausföhrung alles dessen beauftragt haben, was eurer Wohlfahrt frommt. Er hat auch Vollmacht, auch, wenn ihr Gemüths über euer Versprechen gegeben, mit den geachteten und in Christo geliebten Brüdern des Deutschen Hauses gütlich zu verhandeln, was zur Eintracht führt.“ So des Königes freudliches Erbieten; allein wir vernahmen nicht, daß ihm das Volk Gehör gegeben.

Der Hochmeister beschloß jedoch, Samlands Eroberung bis zu des Königes Ankaufte aufzuschieben. Mittlerweile aber warb alles, was zum ersten Kampfe nöthig und nothwendig schien, mit Umsicht vorbereitet. Vor allem galt es, um die Uebrigung der noch heidnischen Lantchaften zu erleichtern, die Aufgabe, die Verbindung zwischen dem Oden in Preussen und dem in Litaland in solcher Weise zu vermitteln, daß jenem in seinem Kampfe mit den heidnischen Nachbarn auch von Litaland aus leicht Beistülfe geleistet werden könne; es galt ferner die Aufgabe, die Verbindung Samlands mit den nördlichen heidnischen Gebieten möglichst zu verhindern und zugleich alle Handelsgemeinschaft mit den Feinden, die Zufuhr von Wasser und Lebensmitteln abzuschneiden. Kein Volk aber konnte die Verbindung zwischen Preussen und Litaland leichter hemmen, und keins stand jetzt bei dem Unternehmen zur Eroberung Samlands gefährlicher da,

als die den Samojeden befreundeten und stammesverwandten Samojeden, zumal da auch sie von bitterem Haß gegen alle Christliche erfüllt waren und es nicht ohne Besorgniß sahen, daß das Joch der Deutschen Herrschaft schon einem Nachbarvolke nach dem andern auf den Rücken geworfen ward. Um die Gemeinschaft der Samojeden mit ihnen und den Litthauern zu hindern, war bereits einige Jahre zuvor da, wo damals die Memel und die Dange zusammenströmten und sich in die See ergossen, die Memelburg erbaut worden, zugleich zur Beherrschung des Memel-Strromes, um den Handel mit den östlichen heidnischen Völkern, namentlich mit den Samojeden zu hindern. Allein die Erfahrung hatte belehrt, daß sie in ihrer ersten Anlage ihrem Zweck wenig oder nicht erfüllte. Die ganze Wichtigkeit aller dieser Verhältnisse erkennend hatte daher der Hochmeister Poppo von Oßerna schon im Jahre 1251 seinen nach Preussen gesandten Statthalter, dem Deutschmeister Eberhard von Sagen, den Auftrag ertheilt, sich mit dem Bisthofs von Kurland, zu dessen Sprengel damals jene Gegend gehörte, über den Aufbau einer neuen, zweckmäßiger gelegenen Burg und zugleich auch über die Gründung einer Stadt unter ihren Mauern zu verständigen. Eberhard fand bereits im Frühling des Jahres 1253 fast ganz vollendet da und um dieselbe Zeit begann auch der Aufbau der Stadt, welche man ursprünglich Neu-Dortmund benennen wollte, nachher aber Memelburg nannte und mit baltischen Rechten besetzte. Der Papst aber, vom Zwecke der neuen Wehrburg benachrichtigt und um ihre Sicherheit und Erhaltung besorgt, geht bald darauf durch eine Bulle, daß fortan niemand mehr auf dem Memel-Ströme den Heiden Waffen, Salz, Kleider oder irgend welche Lebensmittel zuführen und verkaufen, dagegen solchen Kriegsknechten, die sich um die Bewachung und Vertheidigung der Memelburg gegen die Heiden Verdienste erwerben würden, dieselbe Gnadenverleihung wie den zur Bekehrung Preussens und Litlands herbeieilenden Kreuzfahrern zu Theil werden solle. So bildete nun die Memelburg den festen Stützpunkt, wo außer ihren übrigen nützlichen Zwecken, sobald die Landschaft Samland zum Besetze gebracht war, die Ordensritter aus Preussen und Litland sich gegenseitig die Hand reichen konnten.

Sachsen aber sollte bald gehören. Raus hatte König Ottokar von Böhmen mit Bela, dem Könige von Ungern, im Jahre 1254 Friede geschlossen, als er mit feurigem Eifer die Rüstung zur Hertschaft nach Preussen beschleunigte, denn sie erfüllte jetzt seine ganze jugendliche Seele; sie war eins seiner ersten Gelüste, welche er unter der Königskrone abgelegt. Und als die Kunde durch die Länder gieng, daß der ritterliche König sich selbst an die Spitze des Kreuzheeres stelle, stürzten Ritter und Edle aus weiten Landen, Böhmen, Mähren und Oesterreicher in großen Scharen herbei. Unter den Vornehmen glänzte vor allem der ritterliche Graf Radolf von Habsburg, der nachmals selbst auch die königliche Krone trug, nicht ahnend, daß er einst selbst noch vom Königthrone herab über Preussen mit gebieten werde. Auf dem Festtage, zu Breslau, verdünnte auch der Markgraf Otto von Brandenburg, Ottokars Schwager, seinen Heerhaufen mit des Königs Scharen, von diesen zum Kriegsmarschall während des Kreuzzuges ernannt und beauftragt, auf dem Marsche den Zug des Heeres in Ordnung zu halten. Also langte das kühnliche Heer im Anfange des Jahres 1255 am Weichsel-Strome an, von Hochmeister und dem Markgrafen Helmrich von Meissen im Geleite der vornehmsten Bedienten glänzend empfangen und in einer Zahl, wie es noch nie in Preussen gesehen worden, denn mit der Streitmacht des Hochmeisters vereinigt zählte es über 60,000 Krieger.

An der Spitze dieser furchtbaren Macht brach Ottokar, der erste christliche König, der Preussens Boden betrat, gegen Balga hin auf und nachden er dort von dem alten Samländer Bedienten tröpfende Rathschaft über des Landes Beschaffenheit erhalten, erkannte er einen Theil seiner Voreilmacht über das gefrorene Haff ins stilles Gebiet von Samland voraus. Er selbst als Führer der übrigen Scharen folgte bald nach. Dort sah auch er in eifriger Erinnerung die Stätte, wo der heilige Malbert, seines eigenen Volke entsprossen, vor dreihundert Jahren um den Glauben die Märtyrerkrone erworben. Es war jetzt die Zeit der rächenden Vergeltung gekommen. Das christliche Heer drang in den heiligen Wald, bis in das innerste Heiligthum Nemow, stürzte die heilige Eiche mit den Wänerhildern nieder und vernichtete alles mit Feuer und Schwert, was nur irgend

an den heidnischen Götzen erinnerte. Darauf beschloß es die Götze von Mebenan, am Galsgarben hinaus bis nach Rudau und nirgends fand es Widerstand. Nur einmal in dem letzten Gebiete stellte sich ein heidnischer Heldenmuth zum Kampfe entgegen; jedoch ohne Erfolg, denn Ottokar's tapfere Krieger warfen ihn mit blutigem Verlusse in die Flucht und die Häupter und Vornehmsten, in eine nahe bei Rudau gelegene Burg gesüchtet, ergaben sich nach kurzer Gegenwehr zum Gehorsam, stellten Gesandte für ihre Leue, baten um Schonung für ihr Volk und empfingen alsbald selbst vom Kaiser Beune von Lüneburg die Taufe. Ottokar ward der erste gekaufte Samlandische Erbe genannt, denn der König selbst sollte sich bei der Taufe als Zeuge, ihm seinen Namen ertheilend; dergleichen that der Markgraf von Brandenburg, der den zweiten gekauften Erben seinen Namen Otto übertrug; und das Beispiel wirkte mit großem Erfolge, denn schon in den nächsten Tagen strömte auch das Volk in Haufen zur Taufe herbei. Die Kunde von der milden und freundlichen Behandlung der Heidenkehrten durchlief schnell das ganze Land. Die Edlen und Vornehmten, vom König und dem Hochmeister mit Klugheit durch Versprechungen und Geschenke geleitet, gingen voran und das Volk, seiner Hülftler und Häupter beraubt, folgte ihnen nach. Also geschah es auch im waldbreichen Gebiete von Luchetax, wo sich der reiche Landesherr Erlede mit zahlreicher Verwandtschaft und den gesammten Vornehmern der Umgegend der Taufe und dem Gehorsam des Landes zuwandte; und als nun schon die ganze westliche Theil Samlands sich der christlichen Wassennacht unterwerfen, wagten auch die Götze von Waldau, Geymm und Lapien keinen Widerstand, selbst auch nicht, als im östlichen Samland im heiligen Walde am Fergel-Strome ein heidnischer Götzenst, wie im westlichen, durch das heilige Schwert vernichtet, auch hier die heilige Erde verbrannt und alles heidnische zerstört ward. In solcher Weise fanden in wenigen Wochen noch tausendjährigem Daseyn die alten Götter sammt ihrem heiligen Ehem ihren Untergang; so gewaltig hatten Angst und Schrecken vor den heiligen Waffen die Gemüther der Menschen erschüttert.

Da wandte das christliche Heer sich westwärts am Strome gerad bis zu einer Bergeshöhe, die damals der Wald Drangste

bedenke. Dort, wo der anstehende felsige Fels anfließende Pregele die Einbildung mit den weissen Burgen selbst bis zum Weichselstrom hin sehr erleichterte und ein nahe gelegener See natürlichen Schutz darbot, schien die Berghöhe dem Könige zum Aufbau einer Burg trefflich geeignet, denn einer solchen bedurfte es jeden Falls, um die schnell eroberte Landschaft fortan im Scherfensitz zu erhalten; auch konnte man zur Treue und willigen Ergebung der Samländer noch sehr festes Vertrauen fassen, da nur die schreckhafte Wassermacht sie unter das Joch gezwängt. Nachdem aber der König selbst den Ort für die neue Burg bezeichet, dem Orden zu ihrem Aufbau reichliche Geschenke gesendet und die Samländischen Bischofe den Rittersn überliefert, trat er noch im Januar des Jahres 1253 die Heimkehr an. Für den Ruhm seines ritterlichen Namens, für die Erfüllung seines Gelübdes in der Sache der Kirche und des Glaubens, für den Glanz eines königlichen Siegers im heidnischen Lande schien es ihm zu genügen, als er sich rühmen konnte, das gesammte Volk Samlands der christlichen Lehre zugeführt zu haben; und wie wir hören, sprach er es gerne von sich aus, daß er Wäthens Reich bis in den entferntesten Noorden erweitert und durch dessen angedeutete Grenzen das Adriatische Meer mit dem Baltischen Verknüpfen verbunden habe. Dieser edle Thron hat sein Antelken die neue Burg vererbt, die jetzt auf sein Geheiß an Aufgebirge des Pregeles in eiligem Aufbau emporstieg und aus Dankbarkeit gegen den ritterlichen König fortan Königsberg genannt wurde. In einiger Entfernung an Dietrichs Herrschaft erhielt sie mit der bald unter ihrem Schutze neu gegründeten Stadt das Zeichen eines geharnischten und gekrönten Ritters zum Wapen. Und als sie fest und stark bestand, ward ihr der tapfere Ordensritter Burhard von Harenhausen, hieher schon Kenntur von Samland genannt und seit kurzem auch Vollmachtender Verwalter des Landmeisters Amtes, mit hinreichender Befugung zum ersten Kenntur gegeben, denn er ohne Zweifel hatte den Burghau geleitet und unter ihm stand nun auch die ganze Verwaltung des neuerobernten Landes.

Aber es war eine höchst schwierige Aufgabe, die der neue Landesherrschalter zu lösen hatte. Er sollte von neuem Ordnung schaffen in einem Lande, wo der Sturm des Krieges alle Ver-

nung zerstückt und zerworfen; er sollte das Gesicht des Scherenschnitts unter einer Wolke befestigen, in welchem alle Gesetze, die Banden des bürgerlichen Lebens aufgehoben und zerissen waren; er sollte Treue und Vertrauen unter Menschen erwerben, denen man schon das Heiligste und Edelste im Glauben und im Leben wie aus der Seele gerissen, vernichtet und zerstört hatte; er sollte unter Unterthanen Liebe gewinnen, denen man schon erst mit der Gewalt des Siegerschwertes das Joch der Knieschaft auf den Nacken geworfen. Und doch, so schwer die Aufgabe auch war, er erreichte nichts durch Milde und Schamung, durch Mäßigung und freundliche Behandlung. Er war vor allem bemüht, den edlen Herrenstand des Landes, den wir früher unter dem Namen der alten Samländischen Bischöfe kennen gelernt, für den Leben zu gewinnen; und er gewann diese Erben vornehmlich dadurch, daß er ihnen den Besitz ihrer bisherigen Güter nicht bloß auch ferner als festes Eigenthum zusicherte, sondern häufig auch ansehnlich vergrößerte durch Zureisung einer Anzahl von Familien des geringeren Volkes, die ihnen als Hörige unterthan worden und an sie Zins und Zehnten entrichteten. Dafür leisteten sie selbst, vom Zehnten und allen Abgaben frei, dem Orden nur Kriegsdienst, Beihilfe zur Landbesiedelung und beim Wurzengbau oder sonstigen Beschäftigungen. So knüpfte der Landmeister das Interesse dieses vernachlässigten Herrenstandes für die Erhaltung seines Wohlthums und für die Behauptung seiner Rechte eng mit dem Interesse des Ordens zusammen und in ihnen, die durch alle Gebiete Samlands zerstreut wohnten, gewann er zugleich auch die wirksamste Stütze, um von neuem Ordnung, Gesetz und Verfassung in das aufgelöste Leben wieder einzuführen.

Für das geistige Heil der Neubeherrschten sollte der kurz zuvor schon erwähnte erste Bischof von Samland, der Ordensbruder Heinrich von Strittberg sorgen, der bisher als Domherr zu Drümen mit seinem hohen Stöcker, dem Könige Lützelar, ins Land gekommen war. Wiß indeß in Thora verweilend, ohne einen Wohnsitz in seinem Bisthum, nur vorerst spärlich mit Einkünften versehen, kümmerte er sich auch wenig um die seiner Obhut anvertraute neue Gemeinde, begab sich bald darauf nach Deutschland und ließ somit das Volk seines Bisthums Jahre lang ohne Hirten und Führer, ohne alle Belehrung über Glaube und Christenthum, ohne Licht für den Geist.

ohne Wärme für Herz und Gemüth; also auch kein Wunder, daß da bald wieder Unkraut aufwuchs, wo kein Weizen gesät war. Von dem, was man Heilenthum nannte, kannten die Unterwerfenen vorerst nichts weiter als die Kunst und diese war ihnen nichts als eine bloße Form ohne innere Bedeutung. Sie konnten ihnen kein Ersatz seyn für ihre verüblichen Götter, ihre uralten Heiligtümer, ihre heiligen Feste, die sie unter Schrecken und Angst hatten aufgeben müssen.

Auch vom Hochmeister selbst geschah nichts für die geistige Umbildung des unterworfenen Volkes. Ihn beschäftigten, so lange er in Preussen noch verweilte, meist nur äußere Landesverhältnisse, theils Streitigkeiten mit dem Herzog Kasimir von Masowien über den Besitz der vom Papste diesem zugewiesenen Länder Polerien und Galindien, sowie eines Theils des Litauer Landes, welches dieser in Anspruch nahm und gegen Vergeltung auf die Gebiete von Polerien und Galindien vom Orden auch erhielt, theils die Ausgleichung der Landesbesteuungen mit den Bischöfen von Ermland und Pomersanien im Verlaufe des Jahres 1266. So fand man aller Seits Jahre lang da sorglos und unbekümmert um das Aufkeimen und Wachsen der neuen geistigen Saat, die auf dem Grunde des Heidenthums aufwachsen und Frucht bringen sollte. Was aber im westlichen Ostendgebiet in den neu gegründeten Städten, wie in Elbing und Thura, aber auf dem Grunde im Deutschen Dörfern gedehlich emporsproß, erhielt seine Triebkraft mehr in der innern Natur, im ernsten Fleiße und in der ständigen Thätigkeit seiner Deutschen Bewohner; nur die und da stredeten es äußere Begünstigungen.

Aber der Kriegsturn ruhte im Norden des Landes nicht lange. Kaum hatte das Kreutzer Samland verlassen, als die Nachbervölker in Ratzen, Schalau und Culm, eilend über Samlands willfährige Ergebung und besorgt, daß nun das Joch des Beherrschers auch auf sie geworfen werden könnte, sich zu einem starken Heere sammelten und mit Raub und Brand Samland überfielen, denn das Heilenthum, dem die Samländer gehuldigt, hatte für sie die Bande der Verwandtschaft zerissen und die nachbarliche Liebe erlöschet. Die ritterliche Mannschafft auf der Burg Königsberg trotzte zwar in tapferer Gegenwehr dem feindlichen Ansturm; sonst aber unterlag das ganze

Land einer schrecklichen Verheerung. Darauf in ihr Land zurückgekehrt, erbauden oder befestigten mit stärkern Wehren die Rabrauer unsern von Samlands östlicher Gränze am Einflusse der Alle in den Pregel eine Wechburg Wehlan, um dem Feinde das Eindringen nach Rabraun zu erschweren, jedoch zu ihrem eignen Verderben, denn lauter hatten die Henschken sich in ihre Lande gestreut, als der Rabrauische Landesherr Wirske mit sein Sohn Kaybele, denen die Gut und Vertheidigung der Burg vertraut war, sey es verlockt durch des Landmeisters Geschenke und glänzende Verheißungen, aber gewonnenes durch das Wort eines berechneten und begünstigten heidnischen Priesters (wie der Chronist sagt), sich sammt der Burg dem Orden ergaben und allbald auch des Kaufs ergriffen, dem Landmeister für den Verrath mit freigelegter Land belehnt. Schnell brach darauf dieser, die Befestigung des Belles über den Verlaß benutzend, unter Wirske's Leitung in Rabraun ein und erlöschte im Schilde von Wehlan das feste Burg Kapesire, das ganze übrige Gebiet mit Raub und Brand verheerend, und so erlagen bald in nächstestem Herdbrägen auch alle andern Wechburgen der Landschaft, Licholitten, Anstropitz, Gumbow und Angetzien; und offen blieben die Landeshöfen zur Raube und verheerten durch Wälsche ihre Arme.

Also brach der marische Rau des alten heidnischen Erdens auch im nördlichen Preussien lauter mehr zusammen. In jeder Burg sank ihm eine Stütze und mit jeder gesunkenen Wehre ging er hinum Untergange näher. Auch im Geiste der Völker fand er keinen Halt mehr. Man war zwar bis und da bemüht, ihn wo möglich noch zu retten und zu vertheidigen, und manches große Opfer ward hierfür dargebracht; allein es fehlte immer und überall an Plan und Einheit in That und Gesinnung, an fester Vereinkung der Volkskraft. Pomoranien und Pomezanien waren unterworfen worden, ohne daß das nachbarliche bedröhte Warmien oder Warterland sich rührte und regte; dann war auch der Sturm über Warmien und Ratangen ergegangen, ohne daß Samland oder Rabraun zur Rettung der bedrängten Nachbarn aufstand, und endlich war auch Samland übermüdet worden, ohne daß eine der östlichen Landschaften in der Zeit der Noth Hülfe zusandte. Nun aber, da Rabraun unter die Waffen des Ordens fiel, standen auch Schlawen und Subaun wieder theilnahmslos da. So er-



inhierten sie selbst durch ihre Vereingelung dem Orden ihre Unterjochung. Die Ritter dagegen, Meister im Kriegswerke damaliger Zeit, wußten stets nützige Kräfte mit Besonnenheit und Umsicht zu schonen, vermehrte immer mit Gewandtheit zu verwenden. Sie wagten es daher nicht, als im Winter 1236 der Markgraf von Brandenburg, Otto des Frommen Bruder, mit einem Heerhaufen in Preussen ankam, bei der Wille der Witterung ihre Kriegsschaar mit der feindigen zu verbinden, weil vorausgesehen war, daß ein Einfall in die kumpfigen und morassigen Gebiete der nördlichen Landschaften ihnen nicht bloß auslos, sondern selbst sehr verheerlich werden müsse. Sie ließen den Markgrafen lieber ohne weiteren Widerstand ziehen. Es schienen ebenfalls auch dem Orden von Jahr zu Jahr immer neue Kriegskräfte zu, zumal seit in Alexander IV. ein Stürmer auf dem päpstlichen Stuhle saß, der an Eifer und Thätigkeit zur Förderung des Glaubenskampfes in Preussen und zur gänzlichen Vernichtung des Heidenthums seine Vorgänger noch weit übertraf. Das Kreuz ward von neuem in allen Theilen Deutschlands, selbst auch in Polen, Böhmen, Schweden und Norwegen zur Vertilgung der letzten Spuren heidnischen Unglaubens in Preussen gepredigt; es trat nun zwar kein Fürst auf, der die einzelnen Heufen sammelnd zu einer großen Kreuzfahrt veranlaßte; allein es zogen doch fort und fort einzelne Schaaften bekämpfter Krieger und Ritter gegen Preussen herbei und ersahen und vermehrten hier immer des Ordens Kriegskräfte. Selbst solche, die wegen Brandstiftung oder Mißhandlung von Geistlichen im Banne waren, erwarben sich noch des Papstes Verheißung Erlaß ihrer Strafe, sobald sie das Kreuz für das Heil der Kirche in Preussen annahmen.

Es kam aber bald die Zeit, wo der Orden in Preussen des Besesses neuer Kriegskräfte mehr als je bedurfte; denn als in Sankland die Tage der Angst und des Schreckens verüber und muß vergessen waren, als man je mehr und mehr fühlte, wie leer und trostlos, wie unerträglich das Leben ohne Götter und ohne Glauben, ohne Heilighümer und ohne Heile gewesen war, da zeigte es sich, wie wenig es der Orden erreicht hatte, durch sein Joch den Haß der Sankländer zu erdrücken. Als der Konvent zu Königsberg als Zeichen des Gehorsams mit fröhen Ersta die Entrichtung der Abgaben verlangte, zerbrach man die

Geistes der Knechtschaft, wo man nur konnte und fast erhob sich im ganzen Lande Aufruhr und Empörung. Während ein Theil des Volkes unter den Waffen zur Vertheidigung des Landes in der Heimat zurückblieb, führte eine große Hordschaar auf der Rheing gegen die Memelburg hinauf, um dort durch die Vernichtung dieser Festburg wieder eine Verbindung mit den nächsten Nachbavölkern, besonders den Samaiten zu gewinnen. So wüth der Anführer des Feindes, so tapfer vertheidigten die Ritter ihre Feste; der Kampf war äußerst blutig; umsonst jedoch schlug die Samländer die theuersten Opfer ein; sie mußten ohne Erfolg der Heimat wieder zugehen. Der Meister von Livland aber, Hans von Sangerhausen, eilte, vereint mit der Mannschaft der Memelburg, an der Spitze einer starken Streitmacht ihnen nach, durchbrach den starken Vorbau, den die Samländer auf der Rheing von der See bis zum Ufer des Haffs zum Schutze ihres Landes geschlagen, und durchzog nun fast ganz Samland von einem Ende zum andern mit Brand, Raub und Verheerung. Es ward ihm jedoch schwer vergolten; denn auf der Rückkehr fand er den starken Hagen auf der Rheing von einem zahlreichen Samländischen Heerhaufen besetzt; es erhob sich ein furchtbarer Kampf, denn es blieb für den Meister, im Rücken und von vorne vom Grunde und auf beiden Seiten vom Gerölle der See und des Haffs umschlossen, keine andere Wahl, als unter jedem Opfer sich durch die feindliche Schaar durchzuschlagen. Es geschah unter großem Verlusse; mancher Lebenskrieger lag im blutigen Streite; auch die ganze Beute fiel den Samländern in die Hände. Aber das Schwert des Lebens hatte das Volk von neuem geschreckt; um so leichter gelang es dem Landmeister von Preussen auch wieder, durch Beihilfe der gewesenen Landes-Edlen, besonders der Wüthinge, das abtrünnige Volk in des Ordens Gehorsam zurückzuführen.

Aber auch dieses Ereigniß brachte über das, was Rath that, keine Belehrung weder für die Ritter, noch für den Bischof von Samland, denn dieser, immer noch im Auslande verweilend und um das geistige Heil seiner Untergebenen nicht weiter bekümmert, stiftet von dorther mit dem Ordens-Kommune zu Königsberg nur um den Gewinn von Geld und Gut, den er aus seinem Bisthum zu ziehen sich berechtigt glaubte; die Ordensritter aber, ihre Macht

über die Menschen nur nach der Kraft ihres Schwertes urtheilend, vermochten als Kriegerleute kaum den Gedanken zu fassen, daß das, was aus dem Geiste aufsteigen, emporsteigen und gedeihliche Frucht bringen sollte, zuvor in den Geist eingesät werden müsse. Also blieb das unterwerfene Volk auch fortan ohne alle geistliche Belehrung; nicht von einer einzigen Kirche in Emden hat sich eine Spur ihres Aufbaues in dieser Zeit gefunden. Man kam zwar im Frühling des Jahres 1257, als der bisherige Landmeister Burchard von Gerhausen zum Meißter von Friesland ernannt ward, in dem bisherigen Rath der Gemeinde, dem Bischof Gerhard von Hildesheim, ein Mann an die Verwaltung in Friesland, der in seiner milden und menschenfreundlichen Gesinnung, in seiner Rücksicht und Schonung gegen die Kundscheiten, in seiner Frömmigkeit und seinen aufrichtigen Wesen wie im Denken so im Handeln wohl mehr als viele andere geeignet war, die noch ohnmächtige Erbitterung zu dämpfen, den aufgeregten Groll zu beschwichtigen und die nun erweckte Bitterkeit, wo sie sich zeigte, zu erlösen. Allein seine Thätigkeit war meist nur auf Erhaltung und Herstellung des äußern Friedens gerichtet. An Beschädigung der geistigen, religiösen Bedürfnisse der Kundscheiten, an eine Veranlagung der empörten Gemüther durch Belehrung und Ueberzeugung im christlichen Glauben dachte auch er so wenig als seine Vorgänger. Auch er erkannte es nicht, wie ungesund und schmerzhaft für eine Herrschaft über Menschen besteht, die hat in ihrem Geiste, trostlos im Herzen, geworben in ihrem Gewissen nur in der Macht des Ueberwältigers für sich auf eine Zeit lang das Zwangsgebot des Schreckens finden.

Zuerst beschäftigte den neuen Landmeister die Schlichtung eines neuen Streites mit Herzog Kasimir von Rußland wiederum über den Besitz einiger Landgebiete, bis endlich nach vielen Verhandlungen, die selbst bis nach Rom an den päpstlichen Stuhl gingen, der Herzog auf einem Verhandlungstage im August des Jahres 1257 die Zusage gab, daß er fortan auf sein Landgebiet des Lebens, welches dieser zur Zeit besitze oder ins künftige erlangen oder auf andern geeigneten Wege erwerben werde, irgend welchen Ansprüche erheben, vielmehr den Lebensunterhalt in allem, was zu des Friedens Erhaltung diene, sich sehr mit Eifer förderlich bewiesen werde. Für die Bezugsleistung auf das Gebiet

von Zossen, auf welches der Herzog Besondere behauptete, trat ihn der Lehen nicht blos das früher ihm durch Konrad von Masowien zugesicherte Dorf Lelau bei Neu-Bellau ab, sondern sicherte ihm auch von neuem den Besitz einer Hälfte des Böhmer Landes zu, welches jedoch der Herzog bald darauf als fromme Schenkung der Kirche zu Kulmsie zur Förderung des Seelenheils seiner verstorbenen Gemahlin und Kinder überließ. Darauf glich sich der Landmeister auch über mancherlei Unbilligkeiten mit dem Bischofe Andreas von Ploetz aus, mit welchen schon lange ein Streit über den Zehnten, einzelne Besitzungen mit Ansichte, über die weltliche Gerichtsbarkeit und manche andere Anforderungen in den früher vom Bischofe Günther von Ploetz dem Orden geschenkten bischöflichen Schietzen im Kulmerlande abgefallen. Der Bischof leistete Verzicht auf die Zehntenurhebung, alle Anforderungen und Ansichte, die er bisher gegen den Orden erheben zu können geglaubt, und ward dafür durch ein Erbgut in der Nähe von Kulmsie und eine Wessung im Böhmer Lande entschädigt, welche er nach Belieben auswählen durfte. Endlich schlichtete der Landmeister Gerhard von Hirzberg auch die schon lange schwebenden Streichhabel über die bischöflichen Verhältnisse in Samland. Der Bischof Heinsich war mittlerweile nach Preussen zurückgekehrt, aber auch jetzt noch wenig um das geistige Heil der Neubekehrten seines Bisthums besümmert, sondern vielmehr nur um sich sein weltliches Besitzthum zu sichern. Daher waren es auch blos der Erwerb der alten Ritzburg zu Königsberg, wo er nunmehr schon ein Sie nahm, die Ermittlung und Bestimmung der nöthigen bischöflichen Einkünfte aus einigen nahe gelegenen Schietzen, die Eintheilung und Verwaltung seines bischöflichen Landbesitzes und andere ähnliche Streichfragen über Geld und Gut, welche den Bischof in seinen Verhandlungen mit dem Landmeister Wenate dadurch beschäftigten, bis endlich im Mai des Jahres 1268 die Theilung Samlands erfolgte. Von den drei Theilen, in welche Samland mit aller Sorgfalt ausgemessen war, wählte der Bischof mit Klugheit den süd- und nordwestlichen, weil dieser gegen die Anfälle der sächsischen Feudumwölke am besten gesichert lag; dabei verbieth er zwar seine Wessung für alle in seinem Theile vom Orden an vertheilte Samländer bisher gescheneht

Bücherrückstellungen, jedoch mit dem Vorbehalte, daß der Orden sich verpflichte, für das an diesen Büchern dem Bisthofs zukommende Recht nöthigen Falls einzusehen. Und nun, als der Bischof sein Landgebiet sich gesichert und an Einkünften und irdischem Besitz gesättigt und befriedigt war, trat er jetzt als Vermittler zwischen das schredende Kriegsschwert und den unschuldigen christlichen Muth, um die gewaltige Kluft zwischen dem Einsitz und dem Joch in den verwerflichen Gemüthern der Raubexalteten in Vergessenheit zu bringen? Blühte er nun in den seinem geistlichen Hirtenamt Anverwandten das heilige Licht christlicher Erkenntniß an, da ihnen das alte Feuer der heiligen Kirche erloschen war? Von solcher Thätigkeit in seinem bischöflichen Amte weiß die Geschichte auch um diese Zeit keine Spur zu finden.

Aber es konnte nicht fehlen, man erkannte je mehr und mehr, wie ansehnlich und mächtig der Orden sey, auf dem die Ordensherrschschaft aufgebaut bestand. Uebermaß man die Ausdehnung der unterworfenen Landschaften und die Masse der Menschenkraft ihrer Verrichter gegen die geringe Zahl der in ihnen aufgerichteten Wehrburgen und gegen die unersäglichmässigen Kriegskräfte des Ordens; betrachtete man, wie wenig immer auf die aus streubem Landen herzukommenden Pilgerhaufen zu rechnen sey, wie langsam und von Jahr zu Jahr spärlicher sie anlangten; erwoz man dabei die Einnahme und Befestigung der nur durch Angst und Schrecken Unterworfenen, wie sie sich öfter in einzelnen Erscheinungen und hauptsächlich in der Empörung Samlands kund geben, so konnte man sich die schieren Gefahren nicht verhehlen, die der ganzen Herrschaft des Ordens drohen, sobald es vielleicht irgend einem Landesfürsten oder sonst gewichtigen Manne gelang, in den unterworfenen Landschaften das Pandel der Freiheit zu erheben, die Unterjochten durch den Ruf zu Befreiung und Rettung zu erwecken und die zerstreuten Kräfte der einzelnen Lande zu einer Gesamtmacht zu vereinigen. Man konnte es sich nicht verhehlen, daß gegen einen solchen, leicht möglichen gewaltigen Volksthum die stinliche Kraft des Ordens, wie er in Preussen jetzt bestand, bei weitem nicht ausreichen und sich nicht werde halten können. Je mehr man solches aber erkannte und fürchtete, um so dringender nothwendiger fand man, die Wehr- und Einheitsmacht des Ordens auf jegliche Weise so

hart und so schnell wie möglich zu vernichten. Mit dem Papst Alexander IV., der hohe Stütze des Ordens, bot zu jeglichem Mittel, welches nur irgend zu solchem Ziele führte, stets bereitwillig die Hand. Auf sein Geheiß ward von neuem in Deutschland mit frischem Eifer des Krieg für den Orden in Preussen geführt. Es erschienen Bullen auf Bullen, um die Zahl der Ordensritter aus dem möglichste zu verkleinern; der Eintritt in den Orden wurde erschwert; die bisherige Trübsal ward für freie Menschen nicht mehr für unbedingt nothwendig erachtet; wer einmal in den Ordensbann eingetreten war, durfte ihn nie wieder verlassen oder zu einem andern übergehen ohne Strafe des Kirchenbannes; alle Anhänger des Hohenstauffischen Kaiserhauses, die wegen treuer Ergebenheit zu diesem oder aus sonst andern Ursachen mit Auszeichnung, Intabulirung oder Bann bestraft worden, konnten durch den Eintritt in den Orden sich von solcher Strafe befreien. Allen als neue Brüder in den Orden eingetretenen Ritters ward, so lange sie sich dem Heerbedienste gegen die Ungläubigen in Preussen widmeten, derselbe Ablass wie den Kreuzfahrern ins heilige Land ertheilt. Jede thätliche Vertheidigung und unehrenhafte Behandlung eines Ordensritters verpöbte der Papst mit der Excommunication. Kein Ordensritter konnte von einem Geistlichen mit dem Banne bestraft werden; nur dem Papste allein stand solche Bestrafung zu. Und wie durch solche und ähnliche Mittel die Zahl der Ordensglieder selbst, so wurden auf mancherlei Weise auch die Einkünfte und Unterhaltungsmittel des Ordens und die Kräfte zur Erreichung seiner Zwecke vermehrt. Dazu dienten theils Befähigungen früherer Freiheiten, theils Verleihungen neuer Gerechtsame, Befreiung von Zöllen und Abgaben, die Erlaubniß, in allen Orten und Ländern durch Mitglieder des Ordens Handel und Wandel zu treiben, die Berechtigung, die einzelnen Ordensmitglieder erblich zugesessene älterliche Güter in Empfang zu nehmen, u. s. w.

Diese hohe Kunst des heiligen Mannes aber, der durch seine Bullen und durch die Kriegstheiligen vertheidigte Ruhm und Preis der Verdienste des Ordens um die Kirche und seine rastlos eifrigem Bemühen um des Ordens Erhebung, Wohlfahrt und Gedeihen wirkten auch mächtig zu dem erwünschten Erfolge. Die Zahl der Ordensritter nahm in kurzer Zeit außerordentlich

zu; kaum je zuvor hatte man in Deutschland solchen Aufbruch junger Ritter zum Deutschen Ordensmann gesehen. Auch die Deutschen Fürsten theilten dazu das Ihrige; die Hofsahnen mehrerer derselben hatten ehedem seit einigen Jahren den Blick des Deutschen Adels mehr als sonst auf Preussen und auf des Ordens ritterliche Kämpfe für den Glauben hingelenkt und selbst auch im Volk regte sich jetzt, theils durch die Kreuzprediger, theils durch wohlgestimmte hohe Geistliche gewedt, ein neuer lebendiger Eifer für den Glaubenskampf im Norden. Es sammelten sich daher auch im Verlaufe des Jahres 1257 wieder bedeutende Scharen unter der Fahne des Kreuzes, um als Kämpfer für die Sache der Kirche nach Preussen zu eilen.

Vorher aber das neue Kreuzheer hier ankam, trat der unter vielfachen Mühen und Beschwerden ergrante Hochmeister Poppo von Eßerna aus dem Gewirre des Lebens zurück, als ob er den gewaltigen Sturm, der je mehr und mehr gegen den Orden heranzog, er fühle sich nicht mehr im Stande, drohender Gefahr mit männlicher Festigkeit entgegen zu gehen. Krankheit und die Wunden des Geisteswandels hatten seine Kräfte gebrochen und also entsagte er im Sommer des Jahres 1257 seinem hohen Amte, um in der Stille des Lebens seine letzten Tage hinzuklingen. Dem Papste seiner Meisternurtheil entbunden, sahen ihn die obersten Würdiger des Ordens ungern aus ihrem Kreise scheiden. Sein Wunsch aber, für die Frist seiner letzten Tage zu seiner Unterhaltung die Verwaltung eines Ordenshauses, einer Balllei oder die Einkünfte einiger Ordensgüter zu übernehmen, konnte ihm nach überwundenem Gesetze jetzt weder vom Papste noch vom Orden erfüllt werden. Nachdem er noch einige Zeit in Preussen verweilt, ging er nach Schlesien; dort starb er nach einigen Jahren (am 6. November 1263) in Breslau. Er war unter den Hochmeistern des Ordens der Erste, der die weisse Jacke seines Meisterramtes in Preussen verlebte und hier immer selbst mit Eifer und unerschütterlicher Thätigkeit einflutend in die Verhältnisse mit eingriff. Sein Nachfolger im hohen Amte, Hans von Sangerhausen, der blühende Landmeister von Böhmen, wo er sich großen Kriegserfolg im Felde gegen die neuen Horden erworben, hielt sich seit seiner Wahl und auch fortan meist immer in Deutschland auf, weit weniger als sein Vorgänger um die Verhältnisse Preussens bekümmert.

Hier hielt noch Gerhard von Hirschberg des katholischsteige Amt, als im Frühling des Jahres 1258 die in Deutschland gesammelten Hordhaufen von Kreuzfahrern anlangten, vom Papste durch eine Bulle voll apostolischen Eifers zum Kampf gegen die Feinde des Glaubens ermuntert. Allein man durfte es noch nicht wagen, die Preussen aus der Ruhe aufzubrechen, denn es drohte in den benachbarten Landen eine Gefahr, die, wenn sie über Preussen hereinbrach, leicht auch der ganzen Ordensherrschaft Verderben und Untergang bringen konnte. Während des Kreuzheer noch im Lande lag, erhielt die schreckende Nachricht, daß die Tataarischen Horden, welche seit zwanzig Jahren unter Batu's Führung die Gebiete Rußlands weit und breit überzogen und dort eine mächtige Herrschaft aufgerichtet, weiter gegen Abend vordrängten, Litthauen bereits von ihnen überwältigt, auch das Land der Jagwingen schon verheert und Polen und Preussen in höchster Gefahr seien, vom wilden Feinde überflutet zu werden. Für den Orden drohte solcher Sturm um so schrecklicher, wenn er auf die Stimmung und Gesinnung der jüngst erst unterworfenen Völker sah und dabei erwog, wie wenig seine Kriegsmacht hinreichen würde, in seiner bedenklichen Stellung im Innern seines Landes auch nur den mindesten Widerstand eines solchen Heeres von außen her widerstehen zu können. Zwar half auch jetzt wieder der Papst, so viel er vermochte; er bot nicht nur alle Gnadennittel der Kirche auf, um durch Kreuzpredigten in Deutschland, Böhmen und andern nahen Landen zum Schwerte gegen die der Welt Christi drohenden Heiden aufzurufen, sondern er bedachte auch die äußerst geschwolle Lage seiner „geliebten Söhne“, der Ordensritter in Preussen, indem er den Prioren des Preiliger-Ordens gebot, daß sie die Kreuzpredigt für Preussen und Litland auf keine Weise unter dem Vorwande der Kreuzpredigt gegen die Tataren durch ihre Predigerbrüder verhindern, vielmehr mit gleichem Eifer und Feuer auch jenseitlich betreiben lassen sollten. Allein der Trost auf solche Hülfen lag für die Stunde der Gefahr viel zu fern, war schwankend und unsicher, und diese Gefahr war selbst noch gegen Ende des Jahres 1258 für Preussen nicht nur nicht verdrückt, sondern fand ihn schon so nahe, daß selbst der Papst das Leben aufs dringendste aufforderte, sich eiligst zu seiner und seines Landes Rettung mit



den nachbarlichen Herzogen und Fürsten, die ihm Schutz und Hilfe anboten, zu verbieten, um dem Stürme mit aller Kraft beizugehen zu können, sobald er herribräche.

Er brach nun zwar nicht hervor; allein sein Jahre langes Treiben an den Grängen hatte doch für die nächsten Ereignisse bedeutend wichtige Folgen. Man hatte überall eiligst mit Macht und doppelter Anstrengung die ältlichen Burgen stärker besetzt, ihre Zahl durch neuebauten vermehrt, vielfach auch die Grängen durch Befestigungen und starke Besätze sichern müssen. Durch alls dies waren die Anseerungen an die Hülfsdienste der Landesangehörigen bedeutend gehindert und Tag für Tag ihre Kraft zur Bauarbeit und ihre Habe und Eigenthum zur Bekleidung des Burgenbaus in Anspruch genommen worden. Hatte sie immer schon das Joch der Leidenherrschafft schwer und drückend gefunden, so schien es von jetzt an kaum mehr erträglich. So fiel auch mit jedem Tage Groll und Ingrimm, Haß und Erbitterung im beschworenen Volke; und je mehr man es zurechtenden und Einnigen Verweisung oder Veranschuldigung der Zwangs- und Frohnarbeit mit Strafe bestraft, um so mehr schme man sich bald im ganzen Volke nach der Stunde der Rache. Da warfen, sagt der Chronist, die Pfaffen wieder einen Stein, Klappe genannt, unter sich auf, ihren alten Göttern von neuem zu opfern und ihre Hülfe zu ersuchen, und als einß dieser Steine die Götter befragte: ob der Herren Hochmuth und Ungerechtigkeit nicht bald merke bestraft werden? gaben sie die Antwort: sie werden bestraft werden und mehr denn genug!

Gerhard von Hirschberg, der edle, weise Meister, erkannte allertingß die ganze Schwere der Gefahr, die in den täglichem Zeichen der Erbitterung, des Jornes und der Verweisung des Volkes der Ordensherrschafft drohte. Er ermahnte die Ordensgehüthiger zur Nachsicht, Milde und Schonung gegen die Reueblenden; er suchte diese selbst durch gütige Behandlung, Wohlthaten und Geschenke zu gewinnen und zu begütigen; er ließ häufig die Elden des Landes zu Gastgelagen und Schmancken. Allein das allß fruchtete nicht, das nach Befreiung aus seiner Knechtschafft sich sehrende Volk zu befriedigen; es fruchtete nicht, ihm das Joch zu erleichtern, welches der herrliche Geist, und der wilde Uebermuth besonders der neuaufgenommenen

Lebensleiter immer schwerer auf den Boden der Heuschrecken auftrudte. Da legte Berthold von Gleibitz, den unermüdlichen Ausbeuter des Sturmes voraussehend und nicht mehr im Stande, ihn mit Kraft zu begegnen, sein Landmeister-Amte im Frühling des Jahres 1259 nieder und begab sich nach Deutschland: ein neues Unglück für das niederzuebengte Volk, denn sein Nachfolger im Amte, der bisherige Konthar von Christburg, Hartnack von Grundach, „ein harter, langer und gestrenger Herr“, ließ selbst seine Lebensbrüder die Raubbau- und Hartzergierigkeit seines Wehns oft schwer fühlen; gegen die Heuschrecken konnte er, um sie durch Furcht und Angst aus Beherschen zu geröthnen, kein Maß in seiner Härte, kein Ziel in seiner Strenge; und die nach den päpstlichen Verfügungen in den Orden aufgenommenen jungen Ritter, um eben die Zeit vom Hochmeister nach Preussen gesandt, fanden ihn in der schonungslossten Behandlung, in ungemeinlicher Uebermacht ganz dienstbar bei, denn auch sie sahen die Heuschrecken als Sklaven an, deren Kraft und Muth man durch tägliche fruchtlose Arbeit verzehren und niederstücken müsse, um jeden Gehanten eines fremden Lebens in ihnen zu erlösen. So wuchs die Schlitzen im Volke von Tag zu Tag mehr und der Ausbruch des Jammers wurde wohl schon im ersten Verwaltungsjahre des neuen Landmeisters erfolgt sein, wären nicht um eben diese Zeit wieder bedauernde Schaares von Kreuzfahrern im Lande angekommen, die vorerst noch die ergrimmten Gemüther in Furcht setzten.

Obwohl aber der Orden durch die Ankunft dieser neuen Wehlsche seine Heeresmacht wieder bedeutend verstärkt sah, hielt man für rathsam, die neuen Kräfte zum Aufbau neuer Festungen zu benutzen. Wer allem schon es notwendig und für die Befestigung der Herrschaft des Ordens heilsam, die Verbindung zwischen Preussen und Litauen noch mehr zu sichern. Man beschloß zu solchen Zwecken den Aufbau einer neuen Burg am südlichen Uferlande des Kurischen Haffs, denn nachdem nun die Burg Königsberg die Einfahrt in das Westbassin des Preussischen Haffs und somit die Verbindung mit den südwestlichen Ordensburgen sicher stellte, die Burgen zu Tapiau und Wehlau auch die Fahrt auf dem Pregele-Strame bis in die nächsten litauischen Gränzlande schützten und die Dnieu die wichtige Verbin-

burg zwischen diesem Strom und dem Kurischen Hoff vermittelte, schien es unumgänglich nothwendig, durch eine neue Burg die Einfahrt in dieses letztere dem Orden stets offen zu erhalten, zumal nachdem der Kaffian in Samland gezeigt hatte, daß die Gemeinschaft mit der Rannsburg am nördlichen Küstenlande des Kurischen Hoffs auf der Nehsing leicht gehindert und unterbrochen werden könnte. Also ward zunächst an der südlichen Spitze des Hoffs die Burg Tobias unter dem Schutze des Fürstenthums erbaut. Der Aufbau dieser und einiger andern Burgen war es vorzüglich, wozu man die durch die Kreuzfahrer vermehrten Kriegskräfte benutzte, denn an der weitem Befestigung der heidnischen Preussen im Osten hinderte immer noch die im Rücken dieser Völker drohende Gefahr vor dem Tatarischen Heerden. Schon im Laufe des Jahres 1269 hatten einige Haufen dieses Volkes, mit Preussen und Lithauern verbunden, einen Theil Polens mit schrecklichen Gräueln heimgesucht, und ein gleiches Unglück konnte leicht auch das Ordensland treffen, zumal da der neue Burgenbau und die rastlosen Frostarbeiten bei der Befestigung der Ordenshäuser und an den Weheshanzen, besonders in den nördlichen Landtheilen den Geist des Ungehorsams und der Widersässigkeit schon so geseigert hatten, daß nur der äußerste Zwang und die härteste Strafe noch zur Arbeit trieben. Zur Vertheidigung des Landes für den Orden hätte keiner das Schwert ergriffen. Dieß sich doch jetzt selbst der Papst Alexander geneigt finden, eine ältere Verordnung des ehemaligen päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena zu erneuern, nach welcher die Ordensritter ermächtigt wurden, denseligen Rebellen, die sich unfeigsam, widersässig und lässig in der Theilnahme an den Kriegszügen gegen die Glaubensfeinde aber beim Burgenbau und der Besetzung des Landes weisens würden, ihre Kinder als Unterpfänder wegznehmen und so lange einsperren zu dürfen, bis die geforderten Leistungen erfüllt waren. Und wenn selbst bald auch an die Bischöfe des Landes der päpstliche Befehl erging, auch in ihren Besitzthellen ihrer widersässigen Lehensleute und Unterthanen durch dasselbe strenge Zwangsmittel zur Gehorsamkeit und Unterstützung des Ordens in seinen Kriegszügen und beim Aufbau und der Befestigung seiner Burgen mit allem Nachdrucke anzuwirken, wie viel mehr mochten sich die Ordensritter geneigt

haben, von dem wirksamen Mittel, so oft es ihnen nöthig und dienlich schien, Gebrauch zu machen.

So mußte jetzt der unermessene Preusse unter Hunger und Kummer mit eigenen Händen die Zwingsburgen mit aufbauen und beschaffen helfen, von welchen für ihn aller Trost und die Hülfe seines Unglücks aufhief, auf welche die theuersten Pfänder seines Hauses als Geiseln geschleppt wurden, sobald er den schreckhaften Geboten der Leibesherren nicht nachkam. Und diese Zwingsherrschafft hatte jetzt durch das machtvolle Oberhaupt der Kirche, welches der christliche Priester ihm als heiligen Vater nannte, geistliche Kraft und neue Befähigung erhalten; der Ordensritter handelte jetzt ganz im Einklange mit dem Willen und nach der Berechnung des Papstes, wenn er seine Anforderungen an die Kreuzkehrten mit aller Strenge und Gewalt erpreßte. So empfand es das unglückliche Volk immer tiefer, welch furchtbares Loos ihm gefallen war. Freilich hören wir keine seiner schweren Klagen über sein Elend, selbst seiner Worte der Verzweiflung; die Geschichte ist stumm über die Plünder der Dörfer, über die Thaten der Mütter; aber die Thaten sprechen, wo die Worte verhallen und die Schwestern der Unglücklichen verjammert sind.

Die Zeit der Rache indes rückte schon immer näher. Vorerst hielten nur noch der neue Einfall der Tataren in Polen, ihrer dortigen Grausamkeiten und Gräueln, die zum Schutze des Landes stark gerüsteten Hohenhausen des Ordens und die auf des Papstes Ruf und die Kreuzpredigten von neuem aus den nahen Landen herbeiströmenden Scharen von Kreuzfahrern die Waffen in Preussen in Ruhe, denn Alexander setzte alles in Bewegung, um Preussen vor allem vor der Gefahr eines Einfalles der Tatarischen Herden zu schützen. Unter großer Lebenserhebungen über des Landmeisters und des Ordens hohe Verdienste um die Kirche und zum Beweise seines Vertrauens und seiner besondern Bewogenheit erhob er den ersten zum Feldhauptmann und obersten Führer aller Kreuzfahrer, die sich in Preussen zum Kampfe gegen die Tataren sammeln würden, und auf die päpstlichen Aufforderungen und eifrigen Verdrängen der Minoriten-Mönche zogen auch im Jahre 1260 abermals bedeutende Hohenhausen aus Deutschland und andern nahen Ländern nach Preussen

herbei. Zwar mußte diese neue Kriegsmacht nicht zur Bewachung und Sicherung der Landesgränzen gegen den Feind in Polen verwendet werden; aber auch im Innern des Landes bedurfte es schon anflüchtiger Bewachung des Volkes, denn nicht selten brach bereits sein Horn und Stimm in wilde Bewegungen aus und in mehreren Gegenden hatten die alten Landesbewohner nicht bloß dem Scherfsm gegen den Orden, sondern selbst auch dem christlichen Glauben schon entsagt, um in ihren heiligen Hainen die Hülfe ihrer alten Götter zu ersuchen.

Da trat der Orden, voll bangter Besorgniß über die gefahrdrohenden Erscheinungen und Ereignisse von Außen und im Innern seines Landes, mit dem benachbarten Herzog Sconow von Masowien in ein Bündniß gegenseitiger Vertheidigung, wozum der Papst ihn längst gemahnt. Der Herzog versprach, dem Orden gegen die neubelebte Wirtung einer Theile des Jahwinger Bundes mit seiner ganzen Kriegsmacht, wenn nicht ein Feind in seinem eignen Lande sie beschädigte, zu jeglichem Kriegszuge gegen den Markknecht zu Hülfe zu stehen, bis er zur Wiedererreichung des Markknechts gekommen sey. Sollte es sich ferner auch erweisen, daß ein Land der Markknechte, dem Glauben entsagend, zum Heidenthume zurückkehrte oder sich gegen den Orden empörte, so verpflichtete sich der Herzog, den Ordenstern gegen solche Unthätige mit seiner Kriegsmacht unermüßlich behaupten. So sprach es der Orden schon selbst aus, wie wenig er sich der Kunst der Markknechte verfehrt hielt. Die Besorgnisse aber vermehrten sich noch, als der Papst im Sommer des Jahres 1360 gebot, der Orden solle sich fortan nicht bloß auf die Bewachung seiner Gränzen beschränken, sondern seiner Pflicht eingedenk, das rauhe Volk der Tataren, sobald es von neuem in Polen einklinge, in offenem Kampfe vom Angriffe auf die christliche Kirche abzuwehren und den Herzogen von Polen festhin thätige Hülfe leisten. Der Landknecht sah voraus, daß dieses Gebot der Herrschaft des Ordens den unermesslichen Untergang bringen müsse und ersuchte den Papst in klagenvollen Berichten über die äußerst bedenklichen Verhältnisse des Landes um möglichste Vermehrung der Streitmacht des Ordens durch den Aufruf neuer Kreuzkrieger. Der Papst kamte auch nicht; es ergingen eiligt neue furzige Ermahnungen und

Aufforderungen an die hohe Geistlichkeit und an die Prioren der Mönchsorden zur eifrigsten Predigt des Kreuzes für Preussen und Litauen; alles, was aufzubieten war, bot man von Rom aus an, um in der schwerbedrängten Zeit des Ordens in Preussen in seiner Macht aufrecht zu halten, und dennoch ohne bedeutenden Erfolg, denn seit dreißig Jahren hatte man den Versuch zum Kreuze für den Glauben in Preussen bereits so oft unternommen, daß es schon immer scheitern mußte, ihn neuen Anflang in den Gemüthern zu verschaffen, und es zeigte sich auch jetzt immer mehr, daß das gealterte und abgenutzte Mittel der Kreuzzüge keine großen Erfolge mehr bringen könne. Es kam hinzu, daß eben jetzt, als für den Orden alles auf dem Spiele stand, die Arglist und Mißgunst seiner Feinde, besonders im Staate der Geistlichkeit in Deutschland und mehreren andern Ländern, von neuem erwachten. Wie einige Jahre zuvor schon durch feindselige Ankläger aus dem hohen Kreuze der Versuch gemacht war, den Orden durch eine Menge schwerer Beschuldigungen wegen pflichtwidriger Verletzung seiner Regeln und Gebräuche, seiner ungenügenden pöpstlichen Verordnungen, vernachlässigter Befestigung der Burg, des Ehrrechts und anderer Dasei, wegen gewissenloser Verhinderung religiöser Bekehrung und der heiligen Sacramente, wegen herrischer Vernechtung und Unterdrückung der Reichsfürsten u. s. w. dem Römischen Stuhle zu verächtlichen und seiner Würde zu berauben, so fanden sich auch jetzt wieder Feinde und Mißgünner des Ordens, befohlen, ein ganzes aufgerichtetes Regiment in Litauen und Preussen als verächtlich und erfolglos darzustellen, das Verdienstliche seines Unternehmens in Zweifel zu setzen, Pilgrimen die Heeresfahrt nach Preussen zur Weisheit des Ordens zu überreden und die dahingeheenden Kreuzfahrer selbst durch Bann und Interdict von ihrem Entschlusse abzuerschrecken. Woher der Papst auch immerhin solchen feindseligen Angriffen auf den Orden entgegenwirkte, der List und Schlaue der Lebensfeinde fanden immer neue Wege zu ihrem Ziele offen.

Aber auch ohne dieß konnten solche Mittel, wie der Papst sie bithen in Bewegung gesetzt und der Orden angewandt hatte, den Sturz, der den Einsturz der Ordensherrschaft brachte, in seinem Laufe nicht aufhalten; der Bau dieser Herrschaft, von

Anfang an nur auf Furcht und Ueberrückung, auf Schrecken und Angst ausgerichtet, war schon zu tief erschüttert, schon zu sehr aus seinen Fugen gewichen, als daß Schwert und Kreuz ihn hätten stützen und festhalten können. Auch Mittel der Güte und Milde fruchteten schon wenig oder nicht, denn wenn auch der Landmeister und mit ihm die Bischöfe von Ermland und Samland nicht unterliegen, durch zahlreiche Güterverlustungen, Vergabungen an Lehensbesitzungen, Ertheilung neuer Freiheiten und Vorrechte unter den Vornehmsten und Einflußreichen der Neubesetzten sich größeres Anhang zu verschaffen, so blieben diese Einzelheiten ohne Wirkung und Einfluß auf die Stimmung im Volke, denn in diesem nahm der Abfall vom Christenthum und folglich auch vom Orden von Tag zu Tag in dem Maße zu, daß der Bischof von Samland schon zu Ende des Jahres 1260 fürchtete, es werde in kurzem sein ganzer bischöflicher Sprengel zum heidnischen Glauben zurückkehren.

So brach das verhängnißvolle Jahr 1261 unter Angst und Besorgniß an und wie und da ließ sich schon der Jagdunn und die Erbitterung des Volkes in gewaltthätiger Raube und in blutigen Thaten, in denen selbst Ordensritter auf die grausamste Weise von abtrünnigen Preussen ermordet wurden. Für den Orden zeigte sich keine Hoffnung auf Hilfe durch ein neues Kreuz hor, und selbst das Gebot des Papstes, daß die gegen die Herden der Tataren aus Deutschland ausgezogenen Kreuzfahrer, sofern die Befehle von diesem Punkte wecheln sey, den Ordensrittern in Preussen in ihrer Betätigung zußen und mährlichen Beistand leisten sollten, brachte keinen Trost. Da kam, das Unglück des Ordens zu vollenden und ihn an den Rand des Unterganges zu führen, noch ein neues unheilvolles Ereigniß hinzu; es kam von einem Platten, von welchem der Orden bisher am wenigsten Arglist und Feindschaft gehet.

Der neue König Wladimir von Lithauen, ein Rauschreiter, wie es Tausende in Preussen gab, am More ein Christ, im heiligen Götterthum noch ein Heide und tief noch in rother Seele und mit ganzer Hingebung in die Religion seiner Väter, hatte bisher, seitdem er den Königtitel trug, sein Jahr wechergehen lassen, in dem er dem Orden durch zahlreiche Beschenkungen an Land und Volk nicht neue Beweise seiner Gunst und Zuneig-

geben. Bedeutende Schätze in Samogiten-  
Land, die Landtschaft Schaulen und andre ansehnliche Bisthümer  
waren von ihm dem Orden überwiesen und soeben erst noch im  
Jahre 1260 hatte er den Ordensrittern in Livland, sohn er  
kinderlos sterbe, sein ganzes Königreich als Erbschaft vermacht.  
Aber welche Lüstung dabei auch abgewaltet haben mag: es  
standen alle diese Geschenke für den Orden nur auf dem Perga-  
mente und die Sprache der Pergamente war bei Minderen nicht  
die Sprache seiner Thaten, denn diese mußte nicht von der Dank-  
barkeit und der Hülfe der Liebe und Verehrung zum Orden,  
meton die Schenkungsbriefe voll waren in Worten und Formeln.  
Vielleicht eine Zeit lang ein dankender Freund des Ordens, vielleicht  
auch im Innern ihm immer abhold und feindselig und die Rolle  
der Freundschaft nur tragend, so lange er es that und nöthig  
sah, trat er noch in demselben Jahre 1260 offen als Gegner  
des Ordens hervor, überfiel ihn auf einem Heerzuge durch Polen  
und Masowien auch einer Theil Preussens und es bedurfte jetzt  
nur eines geringen Anlasses, der Veranlassung eines seiner nahen  
Verwandten im Ordensgebiete, um das Kampfschwert gegen die  
Ordensritter zu ziehen. Also kam es zwischen ihm und dem  
Orden in Livland zum offenen Kampfe, zu dessen Hülfe auch  
die Heerfahrt des Ordens in Preussen mit einer ansehnlichen  
Schaar von Ordensrittern, Lehenspflichtigen und andern staats-  
baren Völke jenseit unter der Führung des alten, unter dem Schwerte  
ergrauten Ordensmarschalls Heinrich Baitel. Der Kaiser von  
Livland, Burchard von Hornhausen, hatte mächtig gerüstet und  
zog der ins Ordensgebiet einbrechenden Heerschaar von Litauern  
und Samaiten mit Muth und sicheren Vertrauen auf Sieg ent-  
gegen. Aber die blutige Schlacht am der Dube, am 13. Juli  
1261, am Tage der hül. Margaretha geschlagen, gab eine Ent-  
scheidung, wie sie keiner im Orden erwartete; denn nachdem der  
Angriff der Litauern und Samaiten kaum begonnen, brachte der  
Höflichkeit der erblühten Kurländer von der Seite des Ordens dessen  
Streitthronen in gänzlichem Verderben. Im doppelten Kampfe,  
im Rücken durch die Kurländer, von vorne durch die Litauern  
und Samaiten überrollt, ward das ganze Heer des Ordens theils  
aufgerieben, theils zerstreut und in die Flucht  
geworfen. Hundert und fünfzig tapfere Ordensritter, unter ihnen



auch der Meister Barthold von Homburg und der Ordensmarschall Heinrich Wost lagen unter zahllosen Kriegsgesellen auf dem blutigen Kampfplatze erschlagen. Das schwerste Geschick traf vierzehn in feindliche Hände gefallene Ritter, denn acht von ihnen wurden den Mächten zu Ehren vom Feinde lebendig verbrannt, die übrigen an Armen und Beinen verstümmelt mit thierischer Wuth zerissen. Es waren die unheilvollsten Stunden, seit der Orden in Preussen und Livland herrschte, und da auch in Folge des unglücklichen Kampfes die Ordensburgen in Russland und Livland zahlreich in feindliche Gewalt fielen, so schien dort alles an dem einen Tage für den Orden verloren; und eben nur war auch für die Ritterschaft in Preussen der Schicksal des Unglücks gesewen.

## Achtes Kapitel.

Aufstand und Abfall der Preussen. Schlacht bei Velawien. Belagerung der Rittersburgen. Kampf um Königsberg. Wiltbergwirth Samland. Kämpfe im Osterland mit Katenen. Schlacht bei Elben. Verlaß der Ordensburgen. Neue Bewegung nach Preussen. Aufstand Brandenburg. Herzog Nikola von Pommern wider den Orden. Belagerung Stralsburg. Des Böhmern Königs Otfakar Herrschaft nach Preussen. Kriegswirren im Ostmarklande. Verhängnisvoller Ausgang der Ordensherrschaft — 1361 — 1370.

Der Kriegszorn brach allenthal auch nach Preussen herein; der fiesgeßelte, raubgierige Hund wagte sich bis in die Gauen Samlands vor, alles im Lande verwüstend und verheerend. Die anlagende Burg Königsberg vertheidigte ihre Besatzung zwar mit unermüdetem Muthe und der feindliche Hordenhauf trieb bald aus dem Lande wieder zurück. Allein es ging fester durch die Landtheften Preussens eine allgemeine wilde Bewegung. Lebendiger und heftiger als je zuvor erweckte jetzt der Gedanke des schweren Verlustes des Ordens den Gehaß der Befreiung vom lastenden Joch. Da brachte in denselbigen Tagen folgendes Ereigniß die Bewegung zum Ausbruche der Empörung. Wie mehrmals schon

in den andern Landschaften die vornehmen Landbesitzgeborenen die Obrigkeitlichkeit um Milderung und Nachsicht bei der Festung der Feste und des Blases für das verarmte Volk ersucht, muß jedoch ohne Erfolg, so erschienen jetzt auch bei dem Erbprinzen Walrad Alisabill, der auf der Burg Lenzberg am höchsten Hof hauste, die Edlen aus Ratzen und Emilsand mit der Bitte um Erlass des Pfugkorns, weil die schweren Frohnen und Schaarwerke ihnen eine sorgsame Bedienung des Acker unmöglich gemacht. Der Vogt, streng Befehle seiner Obern vorzüglich, ließ die Versammelten zu Gast. Während des Mahles aber verloschten plötzlich im Gemache die Lichter, es entstand wider Erwartung unter den Gästen und als die Burghierren auf des Vogts Ruf die Kerzen wieder anzulieten, fand man sein Gewand von Schwerdtstichen durchbohrt und zerissen; sein Fingerring hatte ihn jedoch vor Verwundung geschützt. „Welche Strafe, rief der ergrimmt Vogt, hat der Frevler unter euch verdient, der also getödtet auf seines Herrn Wodt gekommen?“ Den Feuertod! antworteten alle. Walrad aber entließ alsdenn die Gäste mit dem Bescheid, noch wenigen Tagen wieder zu kommen, um Antwort auf ihre Bitte wegen des Pfugkorns zu empfangen. Sie kamen und wurden übermalt zu einem Mahle geladen. Plötzlich aber verloscht jetzt der Vogt das Gemach, dessen Thüre er jetzt verriegelt und verschloß. Die Burg wird schnell von den Burghierren in Flammen gesetzt; vergebens suchen die Edlen einen Ausweg aus der verschlossenen Burg; alle verzehrt das aufstrebende Feuer. Der Vogt selbst stürzte aus dem Lande, um sich beim Hochmeister der Duse zu unterwerfen.

Die Flammen auf Lenzberg aber leuchteten als Feuerzeichen zum Aufbruch im ganzen Lande. Man schien die längst ersehnte Stunde der Befreiung gekommen. Noch nie war die Zeit zur Empörung gegen das lastende Skavenjoch so günstig, so geeignet. Kreuzherren waren eben nicht im Lande; das Erbprinzen eigene Kriegsmacht, die Zahl seiner Ritter theil schon in frühern Kämpfen, theil vorzüglich in der Schlacht an der Duse wie in Preußen bedeutend geschwächt und verringert, aus den Nachbarkanten keine feindliche Beistände für den Krieg zu führen, denn die Herzoge von Pommern kümmerten sich für Nahem kaum noch um die Sache des Landes, Polen beherrschten noch immer die Heiden der Kanten und auch

der Herzog von Mascon, obgleich mit dem Leben im Einklang, schien nicht besonders gefährlich. Holland aber war von allen Seiten her bedrängt, theils von den abtrünnigen Flandern, die zu ihrem Schutze von unsem Vinthouische Herzkäufen in ihr Land gerufen, theils vom Könige Mintoire, der ebenfalls den alten Göttern wieder zugewandt und darum schon der Preussen Feind, immer kampfessüchtig gegen den Orden bestand. Das Wichtigste aber und zugleich das Gefährlichste für den Orden war, daß allenthalb Männer aus dem Volke austraten, die mit Muth und Geist die Kraft der Einzelnen sammelten, ihr festes Heil und sichere Richtung gaben, als Ketter und Führer des unterjochten Volkes erschienen. Es waren zum Theil jene Preussischen Jünglinge, welche, früher von den Ordensrittern auf Deutsche Schulen gesandt und dort ausgebildet, jetzt zu kräftigen Männern herangewachsen, in Deutsches Wesen eingeweicht, mit Deutschen Woffengebrauche und mit der Kriegskunst der Ritter bekannt, tief von Liebe zu ihrem Volke und vom Gehaß seiner Rettung erfüllt, an die Spitze ihrer betrachteten Landesgenossen traten, um das große Werk der Befreiung ihres Vaterlandes durchzuführen. Sie stammten Alle aus dem Lande eines Geschlechtes; Manche von der aus Samland, dem edlen Stamme der Wäkinge entsprossen, aus dem Gebiete von Kinnau, wo er in der That den Namen Richard erhalten. Aus Natangen erschien der tapfere Monte, in der That Heinrich genannt, aus Warmin der in Allen fest entschlossene Biappe, aus dem Pommerlande der kühne Divane, genannt Gieske, aus Pogesanken der edle Tuctane, Alle noch Jüngere der eifrigsten freien Tage, dem Blute freier Väter entsprossen, Alle eilig in dem Gehaß der Feinde, in der Sehnsucht nach Errettung, in einer geheimen Zusammenkunft fest zu dem Plane verbunden, als Befreier an die Spitze ihres Volkes zu treten. Und die Landesherrn nahmen sie freudig zu Führern ihrer Kriegsschaaren und wählten sie zu Häuptern ihrer Exercitäre. Alles ward heimlich und im Stillen in eifrigem Eile vorbereitet. Der Tag der Befreiung war bestimmt. Keiner ahnte im Orden die nahe und schmerzliche Gefahr.

Da schliefen plötzlich am 20. September des Jahres 1261, am Vorabend des St. Mathäus-Tages, in allen Landesherrn die Zeichen des Aufstandes; aus den Wäldern schallten überall

versammelte Kriegshäufen hervor, an ihrer Spitze die emporragten Führer und Befreier. Mit ihnen aber durchzog auch das ganze Land die schrecklichste Verwüstung und Vernichtung alles dessen, was christlich und Deutsch hieß; die Kirchen wurden niedergehauen und verbrannt, die Priester aufs grausamste ermordet, überhaupt alle Deutschen, die nicht Rettung in einer Ordensburg fanden, jämmerlich ermüdet, erschlagen oder in Sklaverei hinweggeführt. Weder Alter noch Geschlecht fand Schonung und Erbarmen. Am fürchterlichsten thatigte sich die Rachlust des erbitterten Volkes an den Ordensrittern und Ordenspriestern, welche das Schicksal den wütenden Volkshaufen in die Hände führte. Wie ein Strom, der lange gehämmert seine Wehnen durchdringt und in wilder Gewalt mit unerbittlicher Macht alles, was menschlicher Fleiß geschaffen und erbaut, durchflüsst, mit sich fortreißt und vernichtet, so war in wenigen Tagen das ganze Land mit mächtigen Kriegshäufen und kleineren Raubherden überzogen, die überall die Ordensburgen umlagerten, so daß kein Ordensritter es mehr wagte, die Mauern zu verlassen, theils die Besatzungen und Wohnungen der Deutschen auf dem Lande plünderten und vernichteten. Der Gawan Balgais war vor allem das Ziel der Einländer und Notzuger; fast täglich erfolgten stürmende Angriffe auf die Mauern der Burg; aber immer warf sie citterliche Tapferkeit der Besatzung den Feind wieder zurück. Jedoch nicht überall zeigte sich solch handfester Mut; manche unter den Ordensrittern vergaßen unter den Stimmen des Unglücks. So traten selbst zwei von ihnen in Eilung mit den Preussen in verächtliche Verbindung, entschlossen, zu gelegener Stunde ihnen die theilige Burg zu überliefen. Jedoch noch zeitig genug in ihrem verbrecherischen Plane entdeckt, wurden sie vom Landmeister Hartnuth von Grumbach zum Quartale verurtheilt und zu Ebing zum schrecklichen Beispiele öffentlich verbrannt. So dauerten die Kämpfe vor den Ordensburgen Wochen und Monate lang und hätte es in den Kräften der Preussen gelegen, sie zu erstürmen und niederzulegen, so war es um die Ordensherrschaft geschehen, denn nie fand sie so gefährlich auf dem Spiele.

Schack ließ die Nachricht des Aufstandes in Preussen nach Deutschland und von da auch nach Rom. Der Hochmeister

Kuno von Sangerhausen entließ alsdann den Landmeister seines Landes, ihn wegen des unerwarteten Erfolges in Elbing mit der Jahrbüße bestrafend. Die Verwaltung in Preussen führte vollständig stellvertretend der Ordensmarschall und Komthur von Königsberg Dietrich. Sollte aber je noch von einer Herrschaft des Ordens im Lande die Rede seyn, so war allge und mächtige Hilfe nothwendig. Der Hochmeister bot auch alsdann bei Fürsten und Edlen alle Mittel auf, den bedrängten Brüdern in Preussen so schnell als möglich neue Streikkräfte zuzufenden und noch im Verlaufe des Jahres 1261 sammelten sich hier und da ansehnliche Horden auf. Auf dem Römischen Stuhle saß damals als Papst Urban IV., derselbe, welcher im Jahre 1249 unter dem Namen Jacob Pantaloon als päpstlicher Legat den Frieden zwischen den Preussen und dem Orden vermittelt. Schon darum legte er an den Verhältnissen in Preussen stets die lebendigste Theilnahme und schon deshalb hatte er auf die Nachricht von der unglücklichen Schlacht an der Dürbe an den Bischof Anselm von Ermland die erste Mahnung erlassen, auf's schnellste die Kreuzfahrer, welche zur Bekämpfung der Tataren in Preussens Nachbarkanten bereits angelangt seyen, durch jegliches Mittel zur Beförderung des Ordens zu bewegen, da die Gefahr in Preussen gegen die Feinde jetzt ungleich dringender sey, als gegen das Volk der Tataren; und als jetzt die trauervolle Kunde vom Absalle der Preussen vom Glauben und von ihrem Aufstande gegen den Orden nach Rom gelangte und es nun fast gewiß war, daß das Volk der Kirche in jenen nordischen Landen gänzlich wider verächtet werden müsse, wenn nicht schnellst Beistand komme, ließ eiligst der Papst an den Prebiter-Orden in Deutschland, Dänemark, Böhmen und Polen ein Wort der Ermahnung und Ermunterung zur Bekämpfung des Kreuzes, wie es mit solcher ergreifenden Wärme und mit so glühendem Eifer für die Sache des Ordens fast noch nie vom Römischen Stuhle ausgesprochen werden war. Und er sprach es nicht ohne Wirkung, denn schon im Anfange des Jahres 1262 eilte ein neues Kreuzheer nach Preussen, an seiner Spitze der neue Landmeister Hermann von Neuenburg und mit ihm auch eine ansehnliche Zahl neuer Ordensritter. Im Weichsel-Thale glücklich angelangt, durchzog das Heer Kulmbach und Pommern in Ruhe, denn

diese Hark von Deutschen Eingeflingem bewohnte Landschaften waren dem Orden treu geblieben; auch in Pommern und Samland fand es keinen Widerstand, weil das Volk auf die Nachricht von der Ankunft des Kreuzherres sich tief in die Wälder geflüchtet. In die Gegend der Landschaft Ratangen vorrückend, wo nachmals Brantenburg erbaut ward, schlug man dort ein Lager, um einen Theil des Heeres ins innere Land zu Ruck und Vönderung auszusenden. Da brach plötzlich eine starke Streitschaar von Ratangern, angeführt von ihrem tapfern Häuptling Heinrich Monte, aus der nahen Wäldung hervor, beim Lute Polornen nahe am feindlichen Lager sich den Kreuzherren entgegenstellend. Es begann die Schlacht, ein so heftiger Kampf, wie er kaum je auf dem Boden Preussens gekämpft worden, hier für den Ruhm des Kreuzes, dort für den Sieg und Besitz der Freiheit. Stundenlang hielten die tapfern Deutschen Ritter ihn aus, glänzend vor allen durch wunderbaren Muth der erste Ritter Stengel von Bentheim aus Westphalen, der durch die Macht des Glaubens getrieben, wie ein Winkfried der Helvetier, sich in die feindlichen Reihen häng und durch die dichtesten Scharen sich Bahn brach, indem sein Schlachtschwert alles um ihn her niederstieß. In so blutigen Gemüth in den Wäldern des Feindes gelangt, stürmt er vor neuem in die feindlichen Haufen, rings um ihn häufen sich Leichen; da erliegt endlich der Held der Ermattung und des zahlreichen Bundes. Aber sein Heldemuth durchglühte das ganze christliche Heer; noch fürchterlicher wurde die Schlacht. Dennoch überwand zuletzt das Feindes stärkere Macht der Deutschen Muth und Kriegeskunst, und als endlich auch der erste Deutsche Ritter von Neipper mit seiner Streitschaar gefallen war, warf Heinrich Monte's Heerhaupt das übrige Heer in die Flucht und gewann den Ratangern den Triumph des Sieges. So fand jener zur Ruck ausgesandte Streithaube bei seiner Rückkehr alles in Verwirrung, seine Kampfgenossen theils auf der Flucht, theils erschlagen und rettete sich kaum noch in die Wägen und Seldes der westlichen Landeshöfen. Die Ratanger aber bereiteten ein Freudenopfer für den erlangten Sieg; so geschah es Keligion und Kriegsbrauch. Zum Dankopfer für die Götter ward ihm die Gefangenen nach alter Sinn das Loos geworfen. Es fiel diesem auf einen edlen

Ritter, Hirschbald genannt, einen Burggepfen von Magdeburg, der einst den Ratongischen Kriegshäuptling, als dieser zu Magdeburg zum Unterricht berufen, als Wirthschafter gastfreundlich bei sich aufgenommen. Heinrich Monte gedachte jetzt dankbar der früheren Wohlthaten und wagte es, die Seinen beruhend, das furchtbare Unglück von dem Freunde abzuwenden und ihn von der Angst des Todes zu befreien. Das Loos zum zweitenmal geworfen, traf den Ritter auch diesmal wieder und nochmals erfüllte der Häuptling, um das Leben des Gastes freundschaftlich zu retten, das Loos für ungültig. Als aber der dritte Wurf abermals auf Hirschbald fiel und Monte jetzt entschlossen war, das Kräfteste für des Freundes Leben zu wagen, hielt ihn dieser zurück, ich nun selbst zum Tode bereitend. „Du hast gethan, was du konntest, rief er ihm entgegen, Gott selbst rufe mich zum Tode für den Glauben; ich will ihn freudig erdulden; nimm meinen Dank für Deine Liebe und Treue!“ Auf sein Kopf gehoben und rings von einem Scheiterhaufen umschichtet, ward er darauf den Göttern zum Danke verbrannt. „Die Götter mögen Die lohnen!“ rief Monte den Freunde zu, als die Flammen über ihn aufstiegen. Nur daß es der Götterwille also gehei, tröstete den beschlachtenen heidnischen Helden.

Wald darauf zog ein neuer Heerhaufe von Kreuzfahrern, geführt von einem Grafen von Barby und verstärkt durch Ordensritter und die aus der Schlacht bei Polowen Beretteten, durch Preussen hindurch mit Feuer und Raub. Samlands Eroberung war sein Ziel; er brach ins Land ein. Mein schon nach wenigen Tagen stürmte ein Samländisches Streithaar gegen ihn an und warf ihn mit schwerem Verluste nach Königsberg zurück, denn abermals siegten die heidnischen Waffen und eine große Zahl der Kreuzfahrer erlagen im Kampfe. Wichtigere aber noch als dieser zweimalige Sieg waren die Wirkungen auf die Gemüther des Volkes; das Vertrauen auf die eigene Kraft, zweimal im Kampfe erprobt und bewährt, mußte noch mit dem steigenden Stolz. Zweimal hatten die alten Götter dem Volke für ihren Glauben und für die Freiheit des Volkes Hülfe und Rettung versprochen und ihre Barmherzigkeit durch den Opfertod der christlichen Gefangenen für immer wieder versichert. Für sie aber und für die Freiheit durfte das Schwert noch nicht ruhen und

mit muthiger Zueversicht auf Glück und Sieg ward es fortgesetzt, denn man war noch lange nicht am Ziele.

Unter der Führung Tactum's des Vogtsamers und des Hünplings der Ermländer machten sich bald die Hünplinger dreier Landesherrschaften mit ihrem Belagerungszeug auf, von Heilsberg, die Burg des Bischofs von Ermland, zu erstürmen. Obgleich plötzlich überrascht und zum Kampfe nicht vorbereitet, auch im Sturme des Aufstandes nicht mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt, widerstand sie lange den schließlichen Angriffen, bis endlich, nachdem Alles, selbst auch die Hoffe verzehret waren, der Hunger den Muth der Besatzung beugte und diese heimlich nach Elbing entfliehend die leere Burg dem Feinde überließ. Dafür wurden mit grausamer Rache zwölf Weiseln der Preussen, die man mit nach Elbing geführt, dort gekübelnd und so den Thiergeiz zurückgeschickt. Darauf warf sich das Streichen vor Braunsberg und beschränkte die Burg und Stadt einen ganzen Tag unter rastlosen Angriffen; allein die mannhafte Bürgerschaft, an ihrer Spitze der Bischof Husein selbst Alle mit Muth und Vertrauen erfüllend, trieb den Feind stets mit Glück zurück. Seine Kräfte schonend und dem Hunger erwehrend, warb den Waffen nicht gelungen war, legte sich dieser in den nahen Wald, um von da aus der Stadt alle Zufuhr und Verbindung abzuschneiden. Und dieß glückte, denn in kurzen Kämpfen die Bürgerschaft mit einem Feinde, der nicht zu bezwingen war; Hunger und Noth brachten auch hier allen Muth, also daß selbst der ehrenwürdige Bischof verzagend den Rath gab, die trammige Stadt zu verlassen und Schutz und Zuflucht in Elbing zu suchen. So eilten durch das Dunkel der Nacht geschützt die Bewohner der Stadt, jeder mit dem, was er zu reiten vermochte, auf Elbing zu, durch einen Kriechhaufen, den eben von dorthier der Kammhur sandte, auf dem Wege geleitet. Und ihnen nach lauchten die Flammen der verlassenen Stadt, denn fünf entschlossene Bürger, die zurückgeblieben, setzten allabend Häuser und Burg in Brand und flüchteten dann ebenfalls nach Elbing hinüber.

So war es auch der Wunsch der Preussen; sie selbst hatten Braunsberg vernichten wollen, denn Hunger und Noth gaben ihnen als Zwangssehen, gezwungen zu ihrer Knutschschaft. Das Glück aber hatte ihre Waffe und die Waffe ihrer Einnichtrast man



schon so bedeutend vermehrt, daß jetzt zu gleicher Zeit drei Burgen, Königsberg, Kreuzburg und Bartenstein von ihnen umlagert werden konnten. Die Erfahrung hatte jedoch gelehrt, daß stürmende Angriffe auf die starken Burgmauern, oft ohne Erfolg, nur schmerzliche Opfer kosteten und Hunger der siegreichste Kampfgewinn war. Also warf man vor den Burgen jetzt nur starke Burgrachten oder Bergfriede auf, so zahlreich mit wohlgeübten und kriegsmuthigen Streithäufen bemannend, um den Besatzungen jeden Aus- und Eingang in die Burgen zu versperren. Man rechnete um so sicherer auf den baldigen Gewinn der umlagerten Zwingsfesten, da man wußte, daß auch viele trugeltöbende Preußen aus dem Lande sich in ihre Mauern geflüchtet und von dem oft nur müßigen Rath an Lebensmittel unumhoben werden mußten. Bald brach auch überall der schrecklichste Hunger ein. Thierhäute und anderes kaum Genießbare wurden zur Erhaltung des Lebens verzehrt. Auf der Burg Rüssel verzogte in solcher Noth die Besatzung, brannte die Burg auf und plünderte durch Waldungen in andere Lebenshäuser. Doch in den meisten Burgen hielten die Lebensbrüder fest am Vertrauen auf sich selbst, stark in der Zuversicht, heidnische Waffengewalt könne die Macht des Kreuzes nicht überwinden; das gab ihnen Kraft in den rastlosen Kämpfen mit dem Hünne, Gedult und Muth unter den täglichen Leiden des Mangels und der Noth. Sahen die rüthlichen Beispiele vieler Raubheerden, der Hadenmuth Troppa's, die Tapferkeit des Edlen Agnunt und mehrer andern auf der Burg Königsberg wirkten erfrischend mit Muth auf ermunterte und verzagte Gemüther. Aber je länger, je mehr stiegen täglich Noth und Hunger und Kummer, und noch mehr Hülfe und Rettung aus der schweren Bedrängniß? Fast nirgends leuchtete eine tröstende Hoffnung. Den Meisten von Pöland beschäftigten immer noch die abtheilungen Lathländer. Der Herzog Semowit von Masowien, obgleich zum Beistande für den Orden verpflichtet, wagte es, selbst von Gefahren bedroht, nicht seine Streichkräfte aus seinem Lande zu ziehen. Die übrigen Hirschen Pöland hielten noch fort und fort unter einander. Im Osten drohten noch immer hier die Lithauer, dort die Mongolen. Im Deutschen Reiche war eben Alles in heilloser Verwirrung und Zwietracht, die Fürsten in Zersplitterung und Parteilung, an

ihrer Spitze dem Namen nach zwei Könige von Deutschland, die Deutschland kaum einmal sahen: es war die frohliche Zeit des Interregnums. Woher da Hülfe für die bedrängten Ordensritter in Preussen? Der Gedanke eines Kreuzzuges nach Preussen wider die Heiden zum Heil der bedrohten Kirche schien kaum in den Gemüthern noch Anklang zu finden in der Verwilderung der Zeit. Die Kreuzpredigt verlor immer mehr ihren Zauber und ihre Kraft, auch war das Mittel veraltet und verbraucht. Und doch war es das einzige, von dem noch einige Hülfe für die Schwermbedrängten erwartet werden konnte. Der Papst schickte es jedoch auch von neuem in Bewegung, und nicht ohne Erfolg, denn es sammelten sich bald unter den Fahnen der Grafen Wilhelm V. von Jülich und Engelbert von der Mark eine ansehnliche Schaar von Kreuzfahrern, die vom Hochmeister Lutz von Sangerhausen und einer Anzahl Ordensritter begleitet, im Winter des Jahres 1263 in Preussen anlangte. Es galt zunächst, Königsberg vom Feinde zu befreien. Ohne Widerstand durch Ermland und Halangen fortwährend, stand das Kreuzheer am 21. Januar ankera von den Böhmschanen, in welchen die Congregation die Burg belagert hatten. Wider Erwarten fand man sie vom Feinde verlassen, denn dieser hatte sich in nächstlicher Weile in den Hinterhalt gelegt, um das christliche Heer im Rücken anzugreifen und ihm die Rückflucht abzuschneiden. In seiner listigen Stellung aber vor einem getrauten Samländer Aufge-  
 kundschaftet, wurde er untermuthet von den beiden Großen überfallen. Der hitzige Kampf brachte den Samländern, so muthig und entschlossen sie ihn auch bestanden, außerordentliche Verluste; sie ergriffen die Flucht. Da warf sich ein Theil der Irigen in das Dorf Kelgen, wo sich der Streit wild und blutig erneuerte und der Sieg unter der stürmenden Kampfthat der Samländer Standenlang schwankte, bis endlich die aus der Burg Königsberg herbeigerufenen Ordensritter die Entscheidung brachten. Neben von der Samländischen Schaar mochte den Tag des Kampfes für die Freiheit überleben; sie kämpften bis auf den letzten Mann. Ueber Dreihundert waren in dem doppelten Streite gefallen; aber auch das Kreuzheer und die Ordensritter betrauer-  
 ten bedeutende Verluste.

So war Königsberg vom Belage wieder frei; allein für den Birgermeinn Samland brachte dies keinen Erfolg. Vielmehr schienen jetzt die Samländer, ermuntert und erfrischt durch das Beispiel der Irligen, die sich so heldenmüthig für die Freiheit geopfert, nicht als je fest entschlossen, das freie Land auch fortan mit mannhaftem Muthe gegen die drohende Zwangsherrschaft zu verteidigen. Es glückte zwar hier und da der List und Klugheit der Ordensgeheimen und des Bischofs, manche der Angesehenen und Weichenhaften aus dem Lande durch Verheirathungen und Verleibungen zu verleiten und an sich zu ziehen, um so das Volk seiner Häupter und Führer zu berauben. Viele aber wichen die schlauesten Vertheilung zurück; es galt ihnen als Schmach und Schande, ihr solchen Versinn unter des Ordens Joch die alte Freiheit zu cedere. Also dachte auch der Edel Kallbe, der Sohn des tapfern Celato aus dem Gelierte von Lutzenau; denn obgleich schon alle seine Väter sich dem Orden wieder zugewandt, er mochte seinen Namen nicht mit dem Schimpfe des erkauften Gehersams befehlen. Seines Bruders Margale, des Ordensfeindes, Warnung und Verlockung betrachtend, gab er gern, das alte Wahn seiner Seele, die Freiheit, zu retten, Gabe und Gut der Verheirathung Feds und entließ ins Gebiet von Schafen, dort alles, was gleichgefunnt, um sich versammelnd.

Die Ritter auf Königsberg aber erkannten die Gefahr; es schen ihnen rathsam, sich zeitig gegen sie zu schützen. Es standen nun dort damals noch zwei Burgen unfern von einander, eine neuverleibete, welche dem Orden zugehörte und jene ältere, welche nach einem frühern Vertrage der Bischof heimlich erhalten. Ihm gehörte auch ihre Erhaltung und Vertheidigung. Um so lieber überließ er sie jetzt auf des Hochmeisters Ersuchen dem Orden mit allen umliegenden, ihm zugehörigen Besitzungen theils gegen hinreichenden Ersh an anderweitigen Einkünften im Kulmerlande, theils gegen das Versprechen einer thätigen Hilfe beim künftigen Ausban einer neuen Wohnung an einem passenden Orte Samlands. So kam auch die alte Burg Königsberg wieder in des Ordens Besiz, von tiefen nun stärker mit Kriegerleuten bemant, für deren Erhaltung vorerst noch der Bischof die Kosten aus seinen Einkünften bestritt.

Während die Kälte, der bittere Lebensschmerz, durch Sammlende Gebiete alles, was mehrheitlich zur Errettung der Freiheit aufgerufen und unter seiner Führung gesammelt. Der Soldat und die Vernichtung der Zwangsburgen Königsberg war jetzt für Alle das Lebenswort, denn von dort drohte wieder mehr als je für das ganze Land das Joch der Knechtschaft. Man beschloß, sie zu gleicher Zeit zu Wasser und Land zu überdrängen, die Zufuhr der Lebensmittel von allen Seiten her abzuschneiden und die Besatzung durch rastlosen Sturm und Kampf zu ermüden und zur Ergebung zu zwingen. Der Sieg schien gewiß, denn das Kriegshauptquartier hatte das Land bereits wieder verlassen. Als jedoch Plünderer an der Spitze schwerer zahlreicher Schwärme plötzlich vor Königsberg erschien, die umgebenen Stadt unter den Mauern der Burgen mit Raub und Verheerung überfallend, kam es zum unentschiedenen Kampfe mit den Rittern und Bürgern. An sieben tausend Sammler erlagen dem Schwerte und das ganze Heer wurde zerstreut. Währenddessen hatte der Kriegshauptling Mante, um die Zufuhr zu Wasser von Elbing her abzuschneiden, das Heer und die Einfahrt in den Preigel mit einer Menge bewaffneter Fahrzeuge besetzt. Die Zeit war bald neue Hungersnoth in Königsberg. Zwar glückte es einem geschickten Schwimmer, einem Bootsmann aus Lübeck, mit Beihilfe einiger Begleiter heimlich zur Nocturne sich den feindlichen Fahrzeugen zu nähern und untertauchend durch eingebohrene Oeffnungen die meisten zu versenken; allein die Preussen erkannten bald ein anderes Mittel zu ihrem Zwecke. Sie legten über den Strom eine Brücke, an beiden Enden mit zwei festen Wehthürmen versehen und besetzten diese mit so starker Mannschafft, daß dadurch die Zufuhr noch mehr als vorher durch die Schiffe gehindert war. Da hing in Kürze die Noth in Königsberg bis zur Verzweiflung, denn da alles, was irgend genießbar, verzehrt war, drohte allen in wenigen Tagen der Hungertod. Aber es zeigte sich die Ritter, daß wahrhaft stählerner Geist sie besaß. Entschlossen, lieber im ehrenhaften Kampfe mit dem Tode zu fallen, als dem schmachvollen Tode des Hungers zu erliegen, warfen sie sich mit geringer Mannschafft in einige Fahrzeuge und stürzten in Eile gegen die Brücke hinab. Unter einem heftigen Sturme wurde sie erfliegen; es begann der wilde

Kampf auf der Brücke und um die Wehthürnen. Konau war je mit so ungleichen Kräfteu, mit so härmenden Tapferkeit, mit so verpreiselter Wuth gekochten worden, denn es galt für die Lebendigkeit Sieg oder Tod; und so siegten im ritterlichen Kampfe, denn als Maude, der Kriegsfürst, im Streite gefallen war und die Samländer nun wider Führung noch Haltung mehr hatten, warf sich alles auf die Flucht. Der Feind ward weit ins Land hinein von der Ritterschaar verfolgt, also daß nicht weniger als fünftausend Samländer an diesem Tage erlagen. Preussburg war von seiner Noth befreit, denn als man die Brücke und die Wehthürnen zerstört, brachten nachfolgende Heerzüge aus Eibing hinreichende Zufuhr.

Doch die allernöthigste Noth blieb nicht ohne Lehen und Warnung für die Zukunft. Man beschloß alldah, unsern von dem Orte, an welchem damals die Ein- und Ausfahrt der Schiffe ins Frische Haff am leichtesten gehoben werden konnte, den Ausfluß einer festen Burg, deren Besetzung die Schifffahrt aus der See ins Haff und in den Pregel immer sicher und frei erhalten konnte. Bereitwillig trat der Bischof von Samland die ihm zugehörige Gegend, wo die neue Burg errichtet ward, damals Wiltlands-Ort oder Wiltlands-Gränze genannt, gegen verheißene Vergütung an den Orden ab. So entstand am Ufergohnte des Frischen Haffs im Jahre 1264 die Burg Hochbantz, nach eines Samländers Namen, der dort seinen Wohnsitz gehabt, also benannt. Dadurch aber war noch kein Weges für die Ritter auf Königsberg Ruhe gewonnen, denn Tag für Tag noch führten bald neue bedeutende Streithaufen aus Samland, bald der tapfere Hünptling Heinrich Menze mit starken Kriegsschaaren aus Haltungen heren, um sich der Burg und Stadt zu bemächtigen. Zwar glückte dem Feinde hinter seiner Angriffe; aber jeder kostete neue Opfer, jedes schwächte die Kräfte der Ritter; und da sie immer mehr erkannten, daß aus allen diesen Kämpfen weder Gewinn für die Gegenwart, noch Heil und Rettung für die Zukunft erfolgen könne, so beschloß der Ordensmarschall Dietrich, zugleich Konthar von Königsberg, seine Waffen nicht mehr bloß zur Vertheidigung seiner Bergmauern, sondern mehr zum offenen Angriff auf den Feind in dessen Heimat selbst zu verwenden. Unvermuthet wurden die nächsten Gegend von Lundenau, Walsau

und Bergen überfallen und das Volk überall ohne Widerstand übermüthigt. Darauf trug der Marschall seine Wappen mit gleichem Glücke auch in die Gebiete von Pöbbitzen und Schöden bis ans Runitze Hoff; auch hier ergaben sich die wenigen Vöden des Volkes zu Pflicht und Gehorsam; selbst der tapfere Kalube, unser Vöden, die mit ihm für die Freiheit gekämpft, jetzt noch allein bestehend, verlor nunmehr die Hoffnung zur Errettung der freien Heimat und mit ihr Muth und Kraft; auch er beugte sich nun unter das Geheiß des Heerführers. Und da man also die Häupter und Führer allenthalben wanden sah, verschwand auch im Volke alle Zuversicht und Haltung und wo der alte Muth und freie Geist in Einzelnen noch erwachte und des Ordens Geheiß widerstand, brachten ihn Schwert und Gefangenenschaft. Da soll auch, wie die Sage will, Samlands letzter Heime, an allem Heile verzweifelnd, die Seinigen verlassend, nach Königsberg geflüchtet und durch den Empfang der Taufe dem Volke alle Zuversicht auf ferneres Glück aufzunehmen werden seyn.

Dieses Glück der Lebendmassen im offenen Angriff stärkte den Muth. Von Rand des westliche Samland, wo der heilige Wald und in ihm der alte Göttersitz Komers von neuem seine Anhänger und Verehrer gefunden, noch untergeungen da. Dort trachtete vor allem das tapferste Männergeschlecht Samlands im Gebiete von Betthen, die Vorwacht des heiligen Waldes, so zahlreich, daß aus jeglichem Dorfe, so sagt es die Chronik, fünfhundert streiche Männer sich stellten. Der Lebendmarschall mochte deshalb den Kampf nicht allein, rief den Landmeister von Preußen im Befehl an und als der verabredete Tag herankam, brach die gesamte Ritterschaft aus Königsberg mit Raub und Verheerung ins Gebiet ein. Schnell scharte sich das männliche Volk von Dorf zu Dorf zu einem Streithaare zusammen. Es erfolgte ein so blutiger Kampf, wie er noch nie auf Samlands Boden gekämpft worden war. Sechs Stunden bestanden ihn die Ritter gegen die gewaltige Uebermacht des Feindes, und schon ermüdete ihre Kraft und ihr Muth wankte. Da gab die Herankunft einer starken Schaar bischöflicher Reiter die Entscheidung; sie besetzte die Schlacht mit heiserer Kraft erneuernd, den Ordens-Waffen Zug. Wer keiner der letzten freien Männer Samlands mochte den Tag der Knachtschaft wieder erleben und alle fielen sie im

Kampfe bis auf den letzten Mann. Der ganze Gebiet ward zerstört, alles durchbrandt und niedergebrannt und am jede Spur des alten Geschlechtes zu vertilgen, wurden selbst Brüder und Kinder in andere weit entfernte Gegenden verlegt. Es war Samlands letzter freier Tag; denn seit die tapferen Männer von Werben hatten erliegen müssen, trugte es keiner mehr das Schwert zu ergreifen. Die Erben des Landes ergaben sich alle zu Weichsel und Pilsch und verflüchteten ihrer Leute durch Geiseln.

Aber nicht bloß Königsberg besaß im Laufe des Jahres 1263 so harte Tage der Noth und Bedrängniß; es gab fast keine einzige Burg in den abgefallenen Landtschaften, die nicht Feindschaft zu erdulden hatte. Ueberall drohte der entschlossene, kriegsmuthige Geist des altmännigen Volkes dem Orden den Untergang und während tiefer im Innern des Landes fast Tag für Tag am sein Daseyn rang, stiegen auch von außen her für ihn neue Gefahren auf. Herzog Kasimir von Rußland, früher mit dem Orden verbündet, stand schon lange gegen ihn in feindseliger Spannung da, denn er maß es ihm vorzüglich als Schuld zu, daß mehrmals sein Land theils von den andern Polnischen Herzogen, theils selbst von Heerhaufen aus Preussen feindlich überfallen und durchplündert worden war. Seine Feindschaft gegen die Ordensritter trieb ihn bereits zu einem feindseligen Verständnisse mit ihren Feinden, gewiß zu großem Nachtheile des Ordens, wenn nicht der Hefenhäuser Anno von Sangerhausen gerüth hätte, die Mißverständnisse mit dem Herzog so freundlich wie möglich wieder auszugleichen, denn bald zog sich der wilde Kriegsharn in Preussen auch bis in die Nähe von Masovien und Rußland hinaus. Borerß rohte er noch am verderblichsten im Vortrlande, wo der Kriegshauptling Dünau mit seiner Streitmacht alles Christliche zu vernichten suchte. Es galt dort vor allem, sich der beiden Burgen Weßte-Pil und Walkemna oder Weßenburg wieder zu bemächtigen, denn an sie knüpfen sich, wie wir wissen, große und heilig wichtige Erinnerungen des alten Glaubens und Lebens. Fast drei Jahre lang wurden die Ritter dort von feindlichen Scharen hart belagert, oft schwer belämpt und im Kampfe überlistet. Da erschöpfte sich endlich ihre Kraft. Als daher einst ein doppelt starker Heerhaufe gegen Weßte-Pil heranzog und die Burg Tage lang belagerte, leistete zwar die Besatzung keinen

widrigen Widerstand und warf den Feind nochmals zurück, stieß festest aber die Burg in Brand und entwich auf verborgenen Wegen. Auch die andere Burg Bollmuna hielt sich nicht mehr lange. Schon schwer erkrankt durch den täglichen Kampf mit den Belagerten, ward die Mannschaft durch einen verheerlichen offenen Streit am Flusse Angerapp, wegz ein von Diwane gewonnenem verrätherischer Preusse aus der Zahl der Burghüter sie verlor, so geschwächt und vernichtet, daß die wenigen, welche die Ordensburg wieder erreichten, mühsam und durch Hungernoth bedrängt, sie bald heimlich verließen, um sich nach Marien zu retten. Aber auch das glückte nicht allen; Diwane erreichte sie auf ihrer Flucht und erschlug sie zum Theil; er hätte sie alle vernichtet, wenn er nicht selbst schwer verwundet den Kampf hätte aufgeben müssen. So waren in kurzen nahe an fünftausendmanzig Bedenktritter im Vaterlande unter dem Schwerte der Preussen gefallen und die einst heiligen Orte wieder befreit.

Auch die starke Kreuzburg in Ratangen war mittlerweile gefallen. Jahre lang hatte die tapfere Besatzung dem Kriegshauptling Heinrich Monte, der sie mit drei Bekehrungen umzingelt, in zahllosen Stürmen und Kämpfen widerstanden, bis auch hier die unbeywähliche Feind, eine schreckliche Hungernoth, die Bedenktritter zur nöthlichen Flucht zwang. Von einem feindlichen Haufen jedoch erlist, erlagen sie sammtlich bis auf zwei dem Schwerte des Feindes.

Kruemuthigt durch dieses Glück brach jetzt Heinrich Monte an der Spitze der Ratanger auf, um auch die südlichen Lande zu befreien. Von Ort zu Ort machten sich seine Scharen und die furchtbare Verwüstung beglänzte sie, wo sie erschienen. Alles, was heillos lag, wurde mit Feuer und Schwert vernichtet oder als Raub und Beute hinweggeschleppt. So ging der wilde Kriegsturm bis ins Kurland hinauf. Dort traten im Schutze von Lübau der Landmeister Helmrich von Rethenberg und der Lebnmarschall Dietrich mit der kurlischen Kriegsmacht dem Feinde zur Schlacht entgegen. Der Kriegshauptling nahm sie eingeschlossenen Rathes auf, denn seine Preussen in günstiger Stellung schlugen zudem noch starke Verhaue, und bald zeigte sich der Sieg auch ihnen zu. Da ermunthigt der Landmeister die Sinesen von neuem: „Die ihr zu besiegen habt, sind



nicht anstre, es sind der gebenedeiten Jungfrau Feinde! Nicht irdischer Lohn ist's, den ihr im Kampfe jetzt erlangt; es ist der Lohn des ewigen Lebens, der euren Sieg krönen wird." So sprach er; und alsdenn stürmten die christlichen Scharen von neuem in den Feind, warfen ihn in die Flucht und verbräugten ihn in ein nahes Gehölz. Der Kampf aber hatte die Harnschaar des Ordens allzusehr getheilt und zerstreut. Als das heinrich Wante von einer Höhe erspähte, sammelte er schnell die Seinen wieder, eilte auf den Kampfplatz zurück und die Schlacht begann von neuem mit doppelter Erbitterung. Stundenlang schwankte der Sieg. Da fiel der Bandenmeister unter dem feindlichen Geschosse; im Schreden verlor das Ordensheil alle Haltung und Richtung; um so muthiger drang der Feind auf die wankenden Harnen ein und erzwang sich den Sieg. Vierzig von des Ordensrittern trafen erschlagen und fast das ganze übrige Streithorn bedeckte den Kampfplatz als Beute. So endete der unglückliche Schlachttag bei Böben; er hatte die ganze Blüthe der Ritterschaft vernichtet; seit dem Kampfe an der Durbe war keiner für den Orden so unheilvoll, so schmerzlich in seinen Opfern, denn wider den gefallenen Rittern betrauerte man auch viele der ausgezeichnetsten Gebieter, die bisher durch Weisheit in der Verwaltung und durch Erfahrung und Aufsicht im Kriegswesen das Daseyn des Ordens vor allen Anfechtungen erhalten. Mehr als je sah dieser jetzt dem Ende seiner Herrschaft entgegen, zumal wenn man erwog, welchen mächtigen Einfluß die bisherigen Kämpfe und vor allem der neue Sieg auf den Muth und das Vertrauen der Preussen haben mußten.

In dieser trostlosen Zeit trat als Bandenmeister Ludwig von Waldeckheim aus den Rheinlanden an die Verwaltung; er fand nach seiner Ankunft aus Böhmen in Preussen schwere und unheilvolle Lege, den Orden in äußerster Noth und Bedrängniß, unter den Ordensrittern nur noch den kriegserfahrenen Ordensmarschall Dietrich, der ihm mit Rath zur Hand stehen konnte. Aber auch diesen raffte bald das traurige Geschick hin. Er leitete die Vertheidigung der Burg Wartstein, um die jetzt der Kampf am wildesten tobte, denn nur mit vierhundert Mann besetzt, ward sie von dreihundertstündigen Preussen in drei Wochen belagert und alle Kraft aufgebracht, die Burg zu erstickern und

die schwache Besatzung durch tägliche Kämpfe aufzureiben. Es gelang zwar auch der vortheilhaften Einnahme der Besatzung, den tapfern und muthigkühnen Helden Königste aus Samland, lange Zeit, wo er kämpfend erschien, ein Schrecken des Feindes, durch Uebermacht aus verborgenem Hinterhalte zu überwältigen und die Belagerer glaubten sich schon fast am Ziele; allein es kostete für den Erstbesatzmann nicht nur dreißig Waiseln der Preussen am Walgen vor dem Thor der Burg, sondern es glückte auch bald den Rittern, durch einen plötzlichen Ausfall nach einem heissen Kampfe den Feind aus seinen Weberschanzen zu vertreiben. Die Siegesfreude trübte jedoch der Tod des Ordensmarschalls Dietrich; er war der einzige Besatzmann. Zur Erweiterung der Burg indeß half der Sieg nicht, denn in kurzen umlagerte sie der Feind in noch weit stärkerer Zahl und der Kampf erneuerte sich mit um so größerer Erbitterung. Da verzweifelten endlich die Ritter an ihrem Heile, zumal da überdies Hungersnoth ihrem Muth und ihre Kraft brach. Nachdem sie daher den Feind noch drei Tage abwechselnd durch schändbare Raube und wiederholte Kämpfe getäuscht, verließen sie trostlos in aller Stille die Burg, bei nächstlicher Wille theils nach Euburg, theils nach Königsberg entweichend. Also fiel im Verlaufe des Jahres 1264 auch Wartenstien in die Hände der Preussen, von ihnen fast mit Mannschaft besetzt.

So verlor der an sich schon so schwache Bau der Ordensherrschaft eine Stütze nach der andern, mit jeder verlorenen Burg sank einer ihrer Pfeiler darnieder. Die Wirkung dieses Unheils aber, welches den Orden bisher fast Tag für Tag getroffen, zeigte sich bald auch wieder in Samland, denn auf die Nachricht von des Ordens Verlassen im Wartenland trat das Volk im Gebiete von Minau um den Balgarden von neuem in Empörung zusammen, um das Ufergebiet des frischen Haffs hinabstürmend, um dort die eben erbaute Wohnburg des Bischofs von Samland, Schönswik, wieder zu vernichten. Es gelang dies zwar nicht; der Komthur von Königsberg, erzürnt über den kühnen Gewalt, brach eiligst ins Gebiet von Minau ein, alles, was massenmäßig, trug seinem Schwerte und Trauen und Muth entgegen, ließ die Heimat verlassen, weh entfernt in wüste Gegenden versetzt. Ramm aber war hier der Gefahr gewillt, als eine furchtbare Heerschaar von Preussen, Sudauern und Litauern mit Raub und Verwüstung ins Glücke

Samland einfiel und sich vor die Ordensburg Behlen warf. Ihr Loge lang unabhängig mit Belagerungsmaschinen bestürzt und endlich auch von einem gewaltigen aufgeschauften Feuerbrande an ihren Mauern betroffen, würde sie der Macht des Feindes schwerlich widerstanden haben, wäre es nicht ihrem geschickten Schützenmeister Heinrich Kautzel geglückt, das Kriegshaupt der Litzbauer durch einen Schützenwurf niederzufinden und die Hand eines feindlichen Büchsenmachers durch einen geschickten Pfeilschuß an eine Wurfmuschel festzunageln, denn aus Schrecken ob des Wandels gab das Heer die Belagerung der Burg auf. Die Aufnahme in den Orden bedeutete des Schützenmeisters Verdienst. Um aber Samland gegen solche Raubzüge von Osten her fortan mehr zu sichern, ward allmählig im Uferwinkel der Düine am des Preuß.-Stromes der Aufbau einer neuen Befestigung, Tapiau, begonnen und im Jahre 1365 vollendet.

Einen solchen Kampf aber auf Leben und Tod, wie ihn der Orden nun schon Jahre hindurch geführt, konnte er bei immer mehr hinstreichenden Kräften schwerlich lange mehr bestanden und mühselig mit einigen Wunden beendigen, denn auch die rechtlichen tren geschlossenen Landschaften waren nicht mehr vernünftig, die aufgeriebenen Stämme des Lebens zu erheben. Das erkannte auch der Hochmeister Anna von Sangerhausen; er eilte nach Deutschland, an die Höfe der Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg und des Landgrafen Albrecht von Thüringen, ward um Hilfe für den Orden und erhielt die ersehnte Zusage eines heiligen Herrenguges nach Preußen. Auch dem Papste, dem er das schwere Unglück seines Ordens und das Verdraben der christlichen Kirche in Preußen schilderte, fand seine Bitte um Beistand gütliches Gehör. Neben erließ nicht nur an die Präbiter- und Minoriten-Orden und mehr Bischöfe dringende Aufforderungen zur eifrigsten Erneuerung der Kreuzpredigt für die Seelen des Heils in den nordischen Landen, sondern wandte sich auch an den König Ottokar von Böhmen mit sehrlicher Bitte, eiligt das Schwert zu umgürten zum Kampfe gegen die heidnischen Heiden, zugleich jedoch auch mit der lebhaften Zusage, daß alle Landgebiete, die er durch Waffennacht überwältigt zum Glauben führen werde, sofern nicht die Landesritter oder andere christliche Herrn ein Recht darauf besäßen, als Eigenthum seines Reiches

gelten sollten, und der König erstente auch allbeide dem Papst durch das Schicksal einer neuen Herrschaft; indes verzögerten beengende Verhältnisse seines Reiches noch einige Jahre seine Erfüllung.

Aus Deutschland aber brachen schon im Sommer des Jahres 1363 auf des Hochmeisters eifrige Bemühungen Herzog Albert von Braunschweig und der Landgraf Albert von Thüringen an der Spitze einer ziemlich ansehnlichen Pölgerschaar nach Preussen hin auf und in Persesien angelangt, galt es ihnen als die wichtigste Aufgabe, die nothgedrängten Ritter auf Königsberg so eilig wie möglich auf einigen Schiffen mit Lebensmitteln zu versorgen, was ihnen auch glückte. Zu wichtigeren Unternehmungen ermunterten sie, die geringes Kriegsthum scheuend, die Zukunft des Hochmeisters und des Markgrafen Otto von Brandenburg, die ihnen bald nachzuziehen versprochen. Die erfolgte zwar auch im Anfange des Jahres 1366 und die Macht des Kreuzherres in Preussen war jetzt zu einem ersten Kampfe bedeutend genug. Allein als wollte ein Unglück über des Ordens Geschick: die weiche und faule Witterung des Winters erlaubte keine Unternehmung von Bedeutung, denn nur bei harter Winterkälte, wenn die damals noch so schlechten Seen und Sümpfe und die selten noch mit Weiden besetzten Flüsse und Ströme durch Frost überall gangbar waren, ward es möglich den Feind bis in seine Schlupfwinkel und Verstecke zu verfolgen. Also lag das Kreuzherren Monarche lang meist unthätig im Lande; jedoch ward unter seinem Schutze auf Anrath des Hochmeisters vom Markgrafen von Brandenburg in der Landschaft Ratangen am östlichen Ufer des Prusischen Haffs, etwa eine Meile von der Ausmündung des Pregels, eine neue Burg erbaut und zu Ehren des erlauchten Fürsten Brandenburg genannt. Ihr Zweck war, inmitten der beiden Burgen Balga und Königsberg die Verbindung derselben zu erleichtern und wie durch die Burg Todtpfort den nordöstlichen, so nun auch den südöstlichen Theil des Haffs und die Einfahrt in den Pregel-Ström nach mehr zu sichern. Und als sie bestand, ward am festlichen Tage unter ihren Mauern der edle Landgraf von Thüringen vom Hochmeister feierlich zum Ritter geschlagen, dem auf dem Nitternamen, vom obersten Meister des Deutschen Ordens erteilt und in Preussen, auf einem Heerzuge im heidnischen Lande erlangt, ruhte schon damals mit spä-

ter ein besonders geachteter Ruhm. Daraus folgten die Könige, mit ihnen auch der Hochmeister, ohne weitem Erfolg nach Deutschland zurück.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß seit dem Tode des Jahres 1265 Clement IV., an Energie und Eifer für den Orden von keinem seiner Vorgänger übertroffen. Baldern über die Erfolglosigkeit des letzten Kreuzzuges nach Preussen, sandte er alsbald nicht blos einen Legaten, den Cardinal Guido, nach Deutschland, Böhmen und andere Lande des Nordens, um überall Fürsten und Völker zum Beistande des Ordens in Preussen zu ermahnen, sondern forderte zugleich auch die geistlichen Brüder des Cistercienser-, Prämonstratenser- und anderer Mönchsordens auf, allenthalben in den nördlichen Ländern das Kreuz zu predigen gegen die Heiden in Preussen, „damit das wiederaufgestandene Unthier des alten Götzendienstes von neuem überwältigt werden könne.“ Es geschah; allein auch jetzt wieder mit keinem sonderlichen Erfolg, denn theils zeigte sich ohnehin, wie viel schon das Meer vom Kreuze von seiner einst so gewaltig bezaubernden Kraft verlieren, theils wirkte immer noch, trotz aller Berechnungen und Warnungen des Papstes, der dem Orden feindselige und mißgünstige Geist der Geistlichkeit der Theilnahme für das Aufkommen und Bedienen des Ordens vielfach hemmend und hinderlich entgegen; auch neue Befehle und Verbote des Papstes fruchteten gegen die hinterlistigen Umtriebe des weltlichen Clerus nicht. Indes zogen doch theils durch die rastlosen Bemühungen des Hochmeisters aus Deutschland, theils durch die Kreuzpredigten in den nächsten Ländern aufgemuntert auch im Verlaufe des Jahres 1266 wenigstens so viele Kreuzfahrer nach Preussen herbei, daß es die Kriegshäuptlinge verurtheilte nicht wagten, ihre Waffen bis an die Weichsel zu tragen; auch schloß es ihnen, wie es scheint, jetzt wieder an Plan, fester Richtung und Einheit ihrer Bestrebungen; sie mochten wohl meinen, das Wichtigste im künftigen Spiele sey gewonnen und der Orden, so gewaltig darniedergestürzt, müsse in seiner Ermattung und von auswärts immer mehr künftel gelassen, nun bald von selbst schon ersterben.

Sie hofften dies wohl auch um so sicherer, da sich um eben dieselbe Zeit im westlichen Nachbarlande eine neue, jetzt doppelt

schwerwiegende Befehle gegen den Orden erhob. Herzog Samsepolc von Pommern, schonm Geblüde des Friedens gegen den Orden auch unter den Wären in Preussen unerschütterlich treu, war am 11. Januar des Jahres 1266 mit traurigem Wille auf die fruchtlosen Mühen seiner Tage gestorben. Noch auf dem Sterbebette hatte er, im Vorgefühl seines Todes und in der Hoffnung, daß sein zerrissenes Vaterrecht nur durch ferneren Frieden mit dem Orden sich seinen Bestand sichern könne, seine beiden Söhne Rishmin und Wartislaw, die Erben seines Landes, unter aufrichtiger Reue über das vielfache, dem Orden zugefügte Unrecht, väterlich ermahnt, mit diesem Frieden zu halten. „Denn, sprach er, Gott ist mit den Wätern und streitet für sie; darum mein väterlicher Rath an euch: sollt auch Wären nie entgegen, sondern ehret sie mit aller Achtung und bewahret den Frieden!“

Also trat Rishmin, der Jüngste dieses Namens, nun an die Regiererschaft des Landes als Herzog von ganz Pommern, obgleich sein Bruder die Herrschaft über die Mark von Danzig erhielt und auch noch Samsepolc's Brüder, Sander und Ratibor, beide dem Orden immer noch geneigt, in ihren Erbscheilen als Herzöge gebieten. Das wahnende Wort des sterbenden Vaters aber hatte in Rishmins Seele die feindselige Gesinnung und den Haß gegen den Orden, der von Jugend auf angelegt, in der langen Gefangenenschaft noch mehr genährt und festgemurzelt war, nicht beschwichtigen können. Auch ihn kümmerte die Herrlichkeit Pommerns, durch die Theilung mit seinen Brüdern noch vermehrt, zumal da er sah, wie die Herzöge Sander und Ratibor ihrer Unabhängigkeit an den Orden durch neue Vergabungen immer eifriger bethätigten. Dem Plane seines Vaters waren die Zeiten jetzt ungünstig günstiger. Ein Kampf gegen den Orden in Verbindung mit den abtrünnigen Preussen schien der Ritterschaft jetzt unfehlbar den Untergang bringen zu müssen; nie war die Hoffnung auf glänzende Siege und Vorteile stärker in der Schwärze und Ernüchterung des Lebens begründet. Also trug Rishmin nicht weiter Bedenken, ungeachtet der Ermahnung seines Vaters, das Kriegsschwert gegen die gehassten Ordensritter von nun an zu führen. Hater über die Wägen von Lantzie, welches Sander, sein Oheim, dem Orden verlaßt hatte, führte zu gegenseitigen harten Gröbungen zwischen ihm und dem

Landmeister. Auch sein niedrigerer Bruder Wartislaw trat gegen den Orden auf, und des Letztes Hund war Wiskow schon entschieden der Preußen Freund. Doch aus Ehen vor der Strafe der Kirche trat er vorerst noch nicht offen mit ihnen ins Bündniß, beförderte jedoch in geheim and verhehlt alle ihre Pläne. Wie hoch nun auch durch ihn gereizt und verlockt ein starker Heerhaufe von Preußen mit Raub und Verheerung ins Kauenland und in Pommern ein, während zugleich der Herzog Beschäftigung auf der Burg Rügenburg des Letztes Gebiet plündernd durchführte und die Frachtschiffe der Ritters auf dem Weichsel-Ströme aufgriff und bekämpfte. Der Landmeister aber rächte den Hohn mit schwerer Vergeltung, schickte mit einem Heerhaufen von Kreuzfahrern und den Kriegspflichtigen seines Landes im Sommer des Jahres 1267 plötzlich über die Weichsel und überzog Wiskows Gebiet weit und breit mit Raub und Brand, wobei auch seines Bruders Herrschaft am Danyg nicht verschont ward. Das brachte Zwiß zwischen die Völker. Erstürmt über den unruhigen Bruder schloß Wartislaw schon am 1. August 1267 Frieden mit dem Orden, worin er sich bei einem etwaigen Einfälle seiner Kriegskräfte in dessen Gebiet zu einer Rasse von zwie tausend Mark verpflichtete.

Nun glaubte zwar Wiskow, wenigleich vom Bruder verlassen, sich dennoch dem Orden vollkommen im Kampfe gewachsen, denn er vertraute nicht bloß auf die sichere Weichsel des Herzogs Barnim von Stettin, des eifrigen Erben seines Landes, sondern auch auf die der Preußen. Jedoch verlor ihm der Landmeister hier vorerst die Achtung, denn des Herzogs Plan wohl durchschaubar, gehet er den Anstalten der Ordensburgen, von der Bartheldigung überall zum Angriffe des Feindes zu schreiten und die Preußen in ihren eigenen Gebieten unablässig durch Kampf zu heischeligen, um ihnen die Möglichkeit einer Vereinigung ihrer Kriegskräfte zu benehmen. Und das Glüd begünstete ihre Waffen; es gelang dem Ordensmarschall Friderich von Halbeslüt, an der Spitze seiner Mannschaft und mit dem Juyge der Deutschen Schallente aus Emden und Ratangen, unter Raub und Brand einen großen Theil dieser Landschaften von nunan zu überwältigen; wer mit den Waffen widerstand, erlag dem Schwerte, und wer sich jenseß dem Webersen nicht

folgte, ward gefangen hinweggeführt. Jedlich ging mittlerweile die neue Burg Brandenburg für den Orden verloren. Der Kriegshauptling der Emmländer, Mappe, von der Schwäche ihrer Besatzung unterrichtet, hatte sie mit leichter Mühe erklümt und durch Feuer völlig vernichtet. In gleicher Weise beschäftigte der Rath von Greiffburg, Dietrich von Rhede, die Vogesanker, indem er deren Schiffe unter Brand und Verhörung mit seiner Ritterschaar durchplünderte; es glückte ihm über den sich ihm entgegenstellenden, weit übermächtigen Feind ein so glänzender Sieg, daß man ihn nur, so erzählt die Sage, durch ein Wunder am Himmel, welches die Preussen schrieen, erlangen zu haben glaubte.

So tobte der Kriegszorn nun noch fort und fort. Zwar hören wir in den nördlichen Landschaften, in Samland, Ratangen und Emmland, welche das Niederland hießen, von keinen erheblichen Kriegsebenem weiter; um so blutiger aber waren die Kämpfe jetzt in den westlichen Landen, denn die Preussen hatten wohl erkannt, daß der Umsturz der Zwingsherrschaft in jenen Gegenden in jeder Hinsicht das Wichtigste sey. Waren die Weichsel-Ufer von der Süd-Gränze des Kulmerlandes bis an die See in ihrem Händen, hatte dort der Orden in keiner Burg mehr Halt und Sicherheit, wurden die herbeikommenden Haufen der Kreuzfahrer an Preussens westlicher Gränze sogleich mit den Schwertern empfangen und aufgerieben oder doch eräubet und beschlagnahmt, so waren die östlichen und nördlichen Lande, sobald man die wenigen dortigen Burgen erklümt und vernichtet hatte, an sich schon gesichert. Und wann schien je dieses Ziel leichter erreichbar, als jetzt, da Herzog Albrecht feindlich dem Orden gegenüber stehend nur den günstigen Augenblick zur Theilnahme am Kampfe zu erwarten schien? Also wandten die Kriegshauptlinge der Preussen nun auch fast ausschließlicly ihre ganze Kraft auf den Krieg im Westen. Bis aus dem Bartenlande zog der Hauptling der Barten Diwan herbei, und brach, mit Tausen dem Hauptling der Vogesanker sich verbindend, mit Verhörung ins Kulmerland ein. Mittlerweile aß der Heerhaufe des Ordens, der sich am Ufer der Vistula, den Feind dort in günstiger Stellung erwartend, sorglos gelagert, durch plötzlichen Anfall eines feindlichen Ritterhaufens, eine so blutige Niederlage, daß nur die allgütige Nacht nach Christiung noch einen Theil desselben rettete. Nun ward Greiff-



burg für die Preussen der wichtigste Punkt des Kampfes. Die Stadt, schlecht verteidigt, war leicht gewonnen; auch die Borsburg wurde im Sturme genommen und in bister, wie in Jauer das wehrhafte Boll theils erschlagen, theils gefangen hinweggeführt. Die Hauptburg allein, so schwach auch ihre wehrhafte Belagerung, hielt sich tapfer gegen den Feind, der sie ringsum belagerte und bloßstellen nur einige Tage verließ, um in den nahegelegenen Wäldern Pommerns und Pommerns sich durch Raub und Plünderung neuen Unterhalt zu verschaffen. Da die zahlreichen Flüchtlinge aus Pommern die vorräthigen Lebensmittel auf der Gollburg bald verzehrt hatten, so steigerten sich Noth und Bedrängnisse nun mit jedem Tage, denn die Mannschaft der Hohenburg auf dem Trausen und der Burg, die es wagten, sich der Burg mit neuen Lebensbedarf zu nähern, ward häufig vom Feinde überfallen und erschlagen. Auch der edle Pommerns Sammler, der mehrmals sein Leben einsetzte, um heimlich die Kinder auf der Burg mit einigen Lebensmitteln zu versorgen, küßte seine Absicht mit schrecklichen Mäthen, welche die Preussen zur Noth an ihn verübten. Da schien endlich für alle auf der Burg um die Wahl zwischen den Leiden der Hitze oder dem Tode durch Hunger noch übrig. Nimmermehr leuchtete ein Hoffnungsstrahl zur Rettung. Doch noch zur glücklichen Stunde kam für die Bedrängten Befreiung. Sie kam ihnen aus Ebing, denn als dort der Rath der Heerführer das traurige Schicksal der Ritterbrüder auf Gollburg vernahm, beschloß er, die belagerte Burg zu entsetzen. Es glückte ihm, bei nächstlicher Waise, vom Feinde unerwartet, das belagernde Heer so plötzlich zu überfallen, daß es vom Schloß aufgeschreckt in Verwirrung und Verwirrung laß gänzlich aufgerieben ward und der Haindling Dronow sich kaum noch durch die Schnelle seines Rosses rettete. So war Gollburg von einem schweren Liden befreit. Aber wie ein unglückliches Würfelspiel wechselten Glück und Unglück, denn bald brach aus den nordöstlichen Landen ein neuer bedeutender Streich aus gegen Marienwerder hervor; es kam dort zwischen ihm und den Ritten zum Kampfe; siegend verfolgten sie ihn den fliehenden Feind, denn so war es beordert, bis plötzlich das im Hinterhalt versteckte Hauptheer die Ritter und ihre Mannschaft überfiel und fast bis auf den letzten Mann auf-

rieh. Da führte der Feind von neuem gegen Marienwerder hinan; die Stadt ward leicht genommen und geplündert durch Feuer verbrannt. Nur die Burg schützte noch die gesuchten Bewohner. Viele aber hatten dem Schwerte erliegen müssen.

Da kam gegen Ende des Jahres 1267 die ersteilige Kunde, König Ottokar von Böhmen ziehe mit starker Heereshmacht gegen Preussen heran. Dringende Ermahnungen des Papstes Clement IV. und die auch von ihm wiederholte Verheißung eines reichen Einkommens in den Gebieten der Ritschauer, Galindier, Jaczwinger und anderer Anglänbigen, die sein Schwert übermächtigen werde, hatten den König endlich nach jahrelangen Zögern zur Heeresfahrt getrieben. Clement hatte ihm die lockende Aussicht gestellt, in seinen Eroberungen im Norden ein von Böhmens Thron abhängiges Königreich zu gründen, ein Gedanke, für dessen Ausföhrung Ottokars hochstrebende Seele kein Opfer zu groß fand. Ein zuvor zu Prag geschlossener Vertrag scharte den Lehen im Eigenthum der schon in seinem Besitze stehenden oder zur Zeit von ihm noch abzuräumen, früher von ihm aber schon besessenen Lande, also daß der König sich keine derselben beanspruchen oder sonst des Lehen's Herrschaft und Rechte irgendwie verletzen und verkürzen sollte. Ihn sollte seine Mühe zur Wiedererobierung der abgefallenen Lande verhieß ihm der Lehen Weisand zur Unterwerfung Galindiens, des Jaczwingerlandes, Ritschenens und anderer heidnischen Gebiete, denn in diesen Landen sollte der neue Königsstern stehen und er ihm sollte die neue christliche Kirche im Norden die mächtig schützende Vormauer finden gegen den Anstrich der Glaubensfeinde im Kapland. So genehmigte es ausdrücklich auch der Papst und in solchen hochfahrenden Hoffnungen zog nun der König, nachdem er sich mit seinem Gegner Herzog Heinrich von Böhmen befreit, gegen Preussen heran. In seiner starken Heereshmacht glänzte eine zahlreiche, auserlesene Ritterschaar und große Erwartungen gingen ihr voran. Doch ersahend aber Herzog Wislaw von Pommern in seiner schwachen Macht, von seinem Bruder verlassen, vom Herzoge von Slavien fast wenig unterstützt, ganz zeigte er sich daher auch durch Ottokars Vermittlung am 3. Januar 1268 zu einem Frieden mit dem Lehen, worin sich beide Theile Freundschaft gelobten und der Herzog, wenn durch seine Schuld der Friede in irgend einer Weise verletzt werde, sich des Königs Richterspruch unterwarf.

Dem Glanze der Hofsahrt aber ungetrübte feinedringte ihr Erfolg. Der wüthte und überaus kalte Winter erlaubte dem Kriegsheere nicht, ins Innere der heidnischen Länder vorzudringen, also daß weder des Lebens Erwartungen, noch des Königs Hoffnungen nur im mindesten in Erfüllung gehen konnten. Man mußte sich begnügen, unter dem Schutze der Waffen des Königs die vernichtete Stadt Marienwerder wieder aufzubauen, während Markgraf Otto von Brandenburg, der den König begleitete, nach Ratangen hinauszog, um die früher von ihm erbaute, von den Preussen aber vor kurzem vernichtete Burg Brandenburg von neuem aufzurichten. Sie ward nach des Landmeisters Rath wieder an dem nämlichen Orte erbaut, wo sie zuvor gestanden.

Also lehrte König Detolar ohne Siegesruhm in sein Reich zurück. War es aber für den Orden gewiß ein Glück, daß des Königs hegeiziger Plan nicht zur Ausführung gelangte, so war es für ihn auch ein Unglück, daß der König in solcher Macht gekommen und also fruchtlos von himmen schied, denn seine und des Markgrafen Knospenheit ohne Kampf und Sieg, die Unthätigkeit ihrer Kriegsmacht und die seit mehreren Jahren wiederkehrende Mitle der Witterung in der kriegerischen Winterzeit hatten auf das Vertrauen der Preussen zur Rettung ihrer Freiheit, auf ihre Jübersicht und den Glauben an die Mithilfe ihrer Götter den mächtigsten Einfluß. Die vom Könige dem Orden zurückgelassene Beihilfe eines Theils seiner Kriegsmacht scheute sie daher auch nicht von seinem Kampfen zurück. Es stürmte bald von neuem eine mächtige Streichschar mit wilder Verheerung ins Kulmerland ein und drang darn, denn auch der blutige Kampf mit dem Huerhaufen des wackern Ordensritters Komrad von Schwaben an der Ossa hielt sie nicht auf, bis Marienwerder hinab; auch diesmal schlugen die Mauern der Stadt nicht, sie ward abermals von Grund aus zerstört. Was sich nicht auf die Burg retten konnte, ward erschlagen oder gefangen.

So ging man dem Ziele, des Lebens Zwangslosigkeit auch in den wüthlichen Landen bis auf die letzten Trümmer zu vernichten, von Schritt zu Schritt immer näher. Um so entschlossener set man auch alle Kraft auf, um den Aufbau einer neuen Zwangsburg, die auf des Hochmeisters Befehl am Ufer der Ossa

als Schutzwort für das Kulmerland ausgerichtet und die Star-  
kenburg genannt werden sollte, zu verhindern. Man erschlug die  
Besatzung eines Tages bis auf den letzten Mann. Sie erstand  
nur dennoch unter dem Schutze einer starken, die Besatzung  
schützenden Mannschaft; allein die immer von neuem ankomen-  
den Feinde ließen nicht eher vom Kampfe, als bis die Festung end-  
lich gewonnen, durch Feuer wider vernichtet und die zahlreiche  
Besatzung erschlagen war. Dann fiel auch die nahe liegende  
Burg Spittenberg am rechten Ufer der Ossa in Pomesanien den  
Preußen in die Hände. So brach dort eine Stütze der Herr-  
schaft des Ordens nach der andern zusammen.

Demnach war jetzt das Kulmerland das Ziel der Raub- und  
Verheerungszüge der östlichen Völker. Es war bisher schon kein  
Jahr verstrichen, in welchem es nicht vom raubgierigen  
Feinde die Länge und Breite durchstürmt und verheert worden;  
es gab keine Stadt mehr, vor deren Mauern man mit dem  
feindlichen Hordaufen nicht gekämpft hatte. Und dieses wilde  
Kriegsgewürm dachte immer noch fort, dem nun verbannten sich,  
um das unglückliche Land völlig in eine Wüste zu verwandeln,  
mit dem Kriegsvolke der mittern Landchaften Hord nicht nur  
die östlichen Sudauer, sondern auch die Litthauer letzte Raub  
und Beute bis an die Ufer der Weichsel. Die Stadt Koenig  
ward in diesem Kriegsgewürme zweimal erobert und alles,  
was sich nicht hatte flüchten können, erobert oder gefangen.  
Zweimal umlagerten die Sudauer die Burg Wartenberg in ei-  
nem See auf einer Felshöhe; sie wurde endlich gewonnen, zer-  
stört und sämtliche Bewohner ermordet. Auch Elben er-  
oberte der Feind und schloß die Stadt und Burg. Selbst Rauten,  
die Hauptstadt des Ordenslandes, erfuhr die feindliche Kriegs-  
wuth, widerstand jedoch dem Sturme durch seiner Mäurer Tap-  
ferkeit. Da brach plötzlich der Litthauische Großfürst Trojmitz,  
der sich eben erst bekehrt nach Wintowet's Ermüdung auf  
dessen Fürstenthum emporgeschwungen, mit einer Horda von  
tessigtausend raubgierigen Kriegern in die nachbarlichen Lande  
ein, seine Horda theils nach Masowien, theils nach Pome-  
sanien entsendend; wo nicht feste Mauern schützten, ward alles  
mit Feuer und Schwert vernichtet. Der Fürst selbst warf sich  
mit seiner Schaar ins Kulmerland; ihm konnte selbst die Burg

Virgilien dort nicht widerstehen; nur in einem festen Thurne setzten die Ritter ihr Leben, tapfer ihrer Weiber vertheidigend. Und kaum hatte dieser rohe Feind, der damals kaum einen Begriff von menschlicher Bildung kannte, seine Raub- und Mordlust gestiegt, als der Kriegshäuptling der Sabaner, Erimante, von neuem mit einer großen Schaar seines Volkes ins Aulmerland einbrach, theils sich vor Thera, theils vor Kalm lagernd, wo er alles verheerte, verbrannte und hinwegschleppte, was die vorigen Raubherren nur noch irgend zurückgelassen. Ihm folgte bald der kühne Häuptling der Warter Diuane mit einer Schaar von achthundert seiner Krieger; er selbst aber lebte nicht wieder in die Heimat zurück. Aber der Burg Schöner gelagert, schwur er bei aller Macht seiner Krieger, die gesammte Burghesatzung vor dem Wurgthore aufzuhängen, wenn sie sich nicht seinen Waffen ergebe. Obgleich nur drei Ordensritter und einige Kriegsknecht die Wehren vertheidigten, so trachteten sie dennoch dem Feinde mit dem entschlossensten Muth. Ein wilder Ansturm auf die Burg sollte sie endlich zur Ergebung zwingen; da traf im Kampfe ein Pfeilschuß des Ordensritters Arnolt von Kropf die Brust des Häuptlings; er fiel und nun ohne Haupt und Führung verließ allbald das Kriegsvolk die belagerte Burg und zog in seine Heimat zurück.

Zast zehn Jahre hatte der wilde Kriegszorn nun schon im Lande geholt und warfen wir einen Blick auf das ganze Bild dieser Zeit, so blickt es, sehr wie nur auf die äußern Erscheinungen hin, nichts weiter dar, als ein wirres und zerrissenes Gewebe der gräßlichsten Raubthaten, eine endlose Reihe von Excessen des Elends, Jammers und Unglücks in allen Gestalten, ein gräßliches Trauerspiel voll Mord und Mordvergessen, voll Verheerung und Verwüstung alles dessen, was menschliche Hände zu Glück und Gedeihen geschaffen. Kaum weiß ein andres Volk in seiner Geschichte von einer solchen Zeit, in welcher der Mensch mit Tod und Verderben, mit Raub und Mord, durch Feuer und Schwert so gräßlich auf der Bühne des Lebens gemüthet, in seiner Eigenschaft der Mensch kaum noch sein menschliches Wesen durchachte. Aber es waltet dennoch in diesen Jammerbildern des Elends und Verderbens ein innerer, höherer Geist, es war kein sinnloses Getriebe ohne Ziel und Zweck.

welches in Preussens Landeshaupten Jahre lang wie ein wilder, ungezügelter Strom hin und her wogte, alles vernichtete, verwüstete und untergrub; es war nicht der Mensch in thierischer Wuth und Blutzier, der in gedankenlosem Wüthen und Würgen alles niederwarf und vernichtete. Vielmehr es drängte in Preussens ergrauten Volke, lange niedergedrückt durch päpstliche Waffengewalt, beladen durch des Ordens drückendes Zwangsgelock, die Sehnsucht nach Freiheit und Erlösung, die es fort und fort zum blutigen Kampfe trieb; es galt dem bedrückten Volke, das freie und unabhängige Leben wieder zu erringen, dessen die Väter auf freier Erde in glücklichen Zeiten genossen und dessen Erinnerung in der Brust der Eltern noch lebte. Da gab es für solchen Gewinn kein Opfer zu groß und zu theuer; da kannte im Druck der Zwangsherrschaft die Seele des Volkes keine Schonung und kein Erbarmen gegen die herrischen fremden Gehirne. Nur im Beseitigen und Verdrängen alles dessen, was die unerträgliche Freiheit erdrückt hatte, war Rettung und Erlösung zu hoffen und nur auf dem Grabe des Ordens konnte das alte freie Leben der Väter wieder emporblühen. Es galt also auch dem bedrückten Volke, auf den Trümmern der Zwangsherrschaft des Ordens einst die Freiheitsfeier der Freiheit von neuem zu feiern. Zu diesem Ziele aber führten keine anderen Mittel als nur Tod und Vernichtung, als Raub und Feuer, und je näher man ihm nun schon mit Feuer und Schwert gekommen war, um so mehr mußten auch die äußersten Opfer von Kraft und Blut daran gesetzt werden, es zu erreichen.

Nie war auch die Zeit der Erlösung so nahe. Dem Orden gekehrten unter Furcht und Zwang nur noch einige Theile des Landes, und auch diese lagen verheert und verwüstet da. Fast überall fehlten die Väter, auf ihrer Burg beschränkt, kaum noch das trostloseste und kummervolle Leben. Ihre Zahl war so bedeutend geschwunden, daß an eine Rettung aus eigener Kraft kaum noch zu denken war. Auch von außen her zeigte sich nirgend eine Hoffnung zur Hülfe und Befreiung aus der Engeklammer. Seit Clement IV. Tod schon (1268) war der päpstliche Stuhl wegen des Brisses der Rardinale unbesetzt; dort kümmerte sich niemand mehr um den Orden in Preussen. Im Deutschen Reiche stand alles zerissen und zerwesen sich schädlich

gegenüber; die Zeit des Interregnums dauerte noch fort und Richard von Cornwall warf wohl nie einen Blick nach Preussen. Von den nachbarlichen Fürsten aus Pommern und Polen war ohnedieß keine Hülfe für den Orden zu erwarten; sie sahen wohl alle am liebsten seinen Untergang herannahen; jedem haberten sie alle unter einander. Auch aus Island eröffnete sich keine Aussicht zu kräftiger Hülfe, denn seit Jahren hatten dort fort und fort Dithauer, Russen, Samaiten und die Anrainer den Boden mit Blute getüncht, bald über die Ordenskrieger siegend, bald von diesen besiegt. So schien für die Herrschaft des Ordens in Preussen auf die Dauer kein Bestand, keine Rettung mehr möglich.

## Neuntes Kapitel.

Neue Vertheilung des Ordens. Entzug des Markgrafen Dietrich von Meißen nach Preussen. Siege in Katangen. Unterwerfung der nördlichen Lande. Untergang des Kelchbühlings. Beendigung des Kampfes in Pogeselen. Der Landmeister Konrad von Thierberg. Aufbau Marienburgs. Unterwerfung Kobernens und Schellens. Kampf in Scharoun. Wangelst von Sternberg. Schwandts Ergebung. Schwandts Unterwerfung. Föderation der Landesherrn und der Städte. — 1271 — 1283.

Da trat der Mann auf, dem es beschieden war, durch Weisheit und Klugheit, durch Festigkeit des Charakters, durch Umsicht und Entschlossenheit im Handeln, durch Tapferkeit und Besonnenheit im Kriege, wie nicht minder auch durch die Umstände der Zeit begünstigt, des Ordens so tief gesunkenes Glück wieder emporzuführen; es war Konrad von Thierberg, bisher Landkomthur von Kulm, seit Anfang des Jahres 1270 aber Stellvertreter des Landmeisters, denn Ludwig von Balderheim hatte verzagten Muthes seinem kummervollen Amt entsagt. Bereit galt es, um den entkräfteten Orden aus seiner Ermattung wieder emporzuheben, neue Stützmittel aus Deutschland herbeizuschaffen. Da nun von Rom aus Hülfe nicht gewährt werden konnte, so zogen die beiden Bischöfe von Samland und

Rufen zu solchen Zwecken bestim. Im übrigen ging das Jahr 1270, wenn auch unter Noth und Bedrängniß für die Ordensritter, doch meist ohne Kampf hin, denn Konrad von Thierberg versiedet es mit Klugheit, so viel er nur konnte, die Preussen zu dem Waffen zu reizen.

Nun kam im Anfange des Jahres 1271 als neuer Landmeister Dietrich von Baternleben nach Preussen, keineswegs ein Mann von hohem, heftigem Wasse, auch nicht ausgezeichnet durch kriegerische Tapferkeit oder sonst hervorstechende Eigenschaften, aber ein Mann, der es ohne Noth ertragen konnte, daß Konrad von Thierberg, der jetzt mit dem Amte des Ordensmeisters beladen ward, durch kriegerische Tugenden den Orden das erwünschte Glück wieder zuführte und mit dem Glücke auch allen Ruhm an seinen Namen knüpfte. Und seit nun diese Männer das Steuer der Verwaltung in die Hand bekamen, veranlagte sich bald alles zur neuen Ermächtigung und Erhebung des Ordens im Lande. Es stand ihnen zunächst eine Reihe von Ordensgeheimen zur Seite, die als Leutnante der Ordensburgen, durch die Schule harter Bedrängniß und Noth gegangen, manche Erfahrung für das Leben gesammelt, ihre Stellung erkannt und in dem verpöbelungsgevollen Kampfe Herz und Geist erkräftigt und gestählt hatten; sie hatten die Noth des Bernes eines erdrückten Volkes erfahren; sie wußten, was es galt, einer solchen unbefangenen Macht gegenüber zu stehen, und da auch das Jahr 1271 ziemlich friedlich und sturmlos vorüberging, so benutzten sie die Zeit dieser Ruhe, ihre Burgen von neuen Stärken zu bewahren und besser zu versorgen, denn auch die tren gebliebenen Gebiete konnten sich nun aus ihrer Verwüstung etwas wieder erholen.

Auch von außen her leuchtete dem Orden wieder ein glücklicherer Stern. Unheilvolle Verhältnisse mit Herzog Boleslaw von Polen wurden durch des Bischofs von Breslau Vermittelung leicht ausgeglichen und das alte freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und dem Orden wieder hergestellt. Mit Herzog Wismar von Pommern dauerte zwar die feindliche Spannung im Stillen noch fort; allein der fortwährende Zwist dieses Fürsten mit seinem Bruder Wartislaw, den im Kampfe zu bezwingen, er die mächtigen Markgrafen von Brandenburg zur Hülfe herbeirief und ihnen die Stadt und Burg Danzig überlies, und als



Bartislav's Tod ihn von dem gefährlichen Feinde befreite, sein Krieg mit dem Brandenburgischen Markgrafen, denen er nun, sein verbleibendes Schutzesuch bedenkend, die reiche Stadt Danzig nicht zu entreißen bemüht war, brachten ihn Thatenlang in so verwickelte Verhältnisse, daß er die Ereignisse jenseits der Weichsel kaum noch beachten konnte, der Orden also von Pommern aus vollkommene Ruhe erwasen durfte, während zugleich auch den Preussen die Aussicht und das Vertrauen auf die Beistände des nachbarlichen Bundesgenossen völlig entnommen ward. Diese Gefährdung der Verhältnisse in Pommern war aber für den Orden in Preussen darum noch um so wichtiger, weil man die Kreuzfahrer aus Deutschland durch die Pommerschen Lande wieder einen freien und ungehemmten Durchzug gewonnen.

Es saß aber seit dem Jahre 1271 noch dreijähriger Erledigung auf dem Römischen Stuhle in Gregorius X. auch wieder ein Papst, der, zur Zeit seiner Wahl in Affen versenkend, schon dort vom lebendigsten Interesse für die Sache des Kreuzes ergriffen war; und voll regen Eifers auch für den Deutschen Orden, hatte er kaum den päpstlichen Stuhl bestiegen, als von neuem auf sein Gebot aller Orten das Kreuz zur Herrschaft nach Preussen gepredigt wurde; und nicht ohne bedeutende Erfolge, denn zugleich waren auch der Hochmeister Jans von Sangerhausen und die beiden Bischöfe aus Preussen, in Thüringen, Franken und am Rhein unter den Völkern und an Fürstenthöfen umherziehend, eifrig bemüht, die Gemüther zu neuer Sehnsucht nach Verdiensten um die Kirche unter dem Kampfe für das Kreuz zu erwecken. Gerne aber richtete eben damals auch der Mensch den Blick auf den wilden und wirren Getrebe des Tages auf ein höheres Ziel hin, denn seit Jahren hatten in Deutschland Hungersnoth, Kriechen, Seuchen und Menschensterben so fürchterlich gemüthet, daß alle weltliche Lust in Noth erstickt und jene Sehnsucht nach Verdiensten erwacht war, welche, wie man hoffend glaubte, der Himmel stets mit reicher Belohnung in seine Rechnung stellte. Gerne verließen daher Viele die traurige, jammervolle Heimat, um durch den Kampf für den Glauben in das ewige freundliche Vaterland im Jenseits königlichem; der heilige Vater im Rom hatte es ja in apostolischer Aufsicht auch schon verheissen.

Da war auch für den bedrängten Orden in Preussen die Zeit der Rettung gekommen. Es nahte das Jahr 1212 eben zu Ende, als ein sehr bedeutendes Kreuzheer, das größte, welches das Land seit Dietrichs Hinfahrt gesehen, zur Hälfte des Ordens bedrängte, an seiner Spitze ein Fürst, Markgraf Dietrich von Meissen, der Weise genannt, jenes Heinrichs des Erlauchten Sohn, dessen Name seit seinem Zuge nach Preussen bei dem Orden hochgefeiert war; erst vor kurzem hatte er sich als Halbbruder den Ordensbrüdern enger verbunden. Unter seiner Herrschaft glänzte vor allem das Ritterspaar der Grafen Dietrich und Ebnicher von Regenstein mit einer außerordentlichen Ritterschaar von fünfhundert Rossen; auch sie trachten als gebildete Halbbrüder dem Orden die Ritterschaft ihres Volkes dar. In frungar Winter, eilte in Pommern anlangt und dort mit dem Streckhausen des Ordens verbunden, theilte sich das Heer. Während eine Heerschaar bei Greifburg ins südliche Pommern einbrach und dort den Pommerner-Häuptling Bindo, der die Gränze schützen wollte, mit dem größten Theile seines Kriegsvolkes im Kampfe erschlug, zog der Markgraf im Gelde des Landweisers und des Lebendmarschalls durch nördliche Pommern und Ermland, ohne daß ein Feind sich zeigte. In Ratangens Gränze aber traf man auf eine starke Wehrburg, erst vor kurzem zur Gut des Landes von den Ratangern erbaut und mit zweitausend Kriegsknechten besetzt. Die Grafen von Regenstein nahmen es auf sich, die Feste zu gewinnen; es erfolgte ein blutiger Kampf, denn drei Tage vertheidigten die Preussen ihre Burg mit dem entschlossenen Muth; erst am vierten, während eines Gefechtes im offenen Felde, ward sie erobert und die Besatzung erschlagen oder gefangen. Vierhundert von der Heerschaar des Markgrafen und des Ordens hatten den Sieg mit dem Leben bezahlt.

Nächsterweil schlug Markgraf Dietrich selbst eine blutige Schlacht gegen den Ratanger-Häuptling Heinrich Wente bei Braunenberg und dann weiter ziehend eine zweite zwischen Brandenburg und Pommern, und überall war er siegreich, jedoch nicht ohne schwere Verluste, denn fast jeden Schritt Landes, den die Preussen dem Feinde räumten, säeten sie mit ihrem und des Feindes Blut. Sie erkannten allgemein, was es im Kampfe heißt, Glauben und Freiheit, Leben und Grunde im freien Vater-

lande. Wie sie kämpften und rangen, um die Freiheit ihrer Heimat zu retten, hat uns freilich das urthümliche Buch der Geschlechter, welche damals keine ihrer Krieger gerne den Tugenden der Helden gönnte, fast ganz verschwiegen; aber die Zahl von mehr als zwölftausend (manche berichten sogar von zwanzigtausend), die sich dem Kampfe für ihres Landes Freiheit opferten, ist der ruhmvolle Zeuge ihrer männlichen Tapferkeit und ihres Heldenmuthes. Wie ihnen nützte sich auch der letzte Tag des alten freien Lebens; dann als nun in drei blutigen Schlachten die Kraft des Volkes gebrochen, der Muth der Beden gedrückt war, drang der Markgraf mit der Heerschaar sofort ins Innere Katangens ein; da war aber nirgends mehr Widerstand, nirgendes Haltang gegen die siegreichen christlichen Waffen. Die Burtenburgen lagen verlassen und ohne Wehr da. Vom christlichen Heere leicht gewonnen, setzten sie theils in Trümmern, theils erstiegen aus ihnen neue Kitterburgen, so Bülgenburg, wo der alte Landesherr Gellens seiner Eig gebalt, so auch Preussischmarck, wo bisher die alte Landesherrschaft Kranspore gestanden. Und als nun das Werk der Ueberwältigung vollendet schien, auch mittlerweile die zum Kriegsgeschäft ungünstige mildere Jahreszeit herangekommen war, trat der Markgraf, nachdem er zuvor noch vierundzwanzig eile Jünglinge seines Gebietes mit der Kitterschaft des Ordens hatte schiedlichen lassen, die Heimkehr in sein Land an.

Schon und verzagt, entkräftet in dem langen, schweren Kampfe, entmuthigt durch die Siege des Kreuzes wagte man fortan das Volk in den Niederlanden auch keinen weiteren Kampf mehr. Samland war, seitdem dort der Hüneppling Starke nicht mehr an der Spitze des Volkes stand, längst beruhigt; auch das tugendete Bartenland, seit es seines kühnen Volkshünepplinge Biele beraubt war, lag durch die Kriegsjahre erschöpft und ermüdet da. Katangen und Emiland hatte das Schwert wieder völlig zum Gehersam des Ordens zurückgeführt und auch ihnen wurden ihre Hünepplinge bald eingenommen. Ueber zehn Jahre hatte Heinrich Monte, der Katanger, sich im wilden Kriegsgestümmel umhergetrieben, immer frisch und frei vom Gedanken der Freiheit seines Volkes erfüllt, bis die Muthige Schlacht bei Braunsberg ihm den Muth gekengt. Niedergerworfen durch die Macht des Kitterschwertes, das Herz voll Schwermuth über das Unglück seines

Wolke, fristete seitdem der führe Held, mit wenigen Gefährten in einer Höhle eines tiefen Waldes verbergen, sein kümmerliches Leben mit Wargeln, Kräutern und erjagtem Wilde, noch in der Hoffnung, der Himmel werde sich für ihn und sein Volk einst wieder erheitem. Als seine Hände hatten seinen Zustand bald erkannt, Hermann von Schimberg, der Komthur von Gersburg, war es, der ihn mit dem Lebnswürdigen Helmrich von Goldbach und einer Anzahl Bewaffneter überfiel und überwandte. In einem Baume aufgeschnitten, durchbohrten sie ihm die freie Brust mit dem Schwerte. Er war eines rühmlicheren Todes würdig und gerne hätte er ihn für die Freiheit seines Volkes im Kampfe gesehen. Um dieselbe Zeit ward auch Grimland seines Häuptlings Slappe beraubt. Er fiel durch Verrath in der Ritters Hände. Ein Preussischer Jüngling Sietow, lange sein Virdling, den er mehrmals aus Todesgefahr gerettet, sah wegen unbekannter Ursachen von hinteran Betrug gegen ihn erfüllt, verlockte in Arglist den tapfern Heldherra zum Versuche, eine Burg Konowitz an Samlands südlicher Küste mit einem geringen Heerhaufen zu erstürmen. Der Komthur von Königsberg aber, vom Verräther hiesem in Kunde gesetzt, hatte, beschönigend, sich in eine Waldung in der Nähe des Heides verhehlt, überfiel bei nächstlicher Weile den feindlichen Haufen, rief ihn bis auf den letzten Mann auf und nahm den Häuptling Slappe gefangen. Mit nach Königsberg geführt ward er auf einer Berganhöhe (lange noch der Slappenberg genannt) den Wolke zum Scherben aufgehängt.

Nun fand von den alten Landeshäuptlingen nur noch Autons an der Spitze der Pogesanier da, denn diese beharrten zum Theil noch im Aufstande. Dort lebte auch die Hoffnung zur Errettung noch einmal zu den Waffen; aber sie wachte, wie das letzte Leben eines Sterbenden, nur noch einmal auf, um für immer dann unterzugehen. Autons rief noch einmal eine Berserkerschar aus den Pogesanien zusammen und stürzte mit ihr, ohne Hinterhalt in einem Walde verbergend, gegen Ebing an. Da zog die bewaffnete Bürgerschaft gegen sie zum Kampfe an, sah sich bald aber durch den Heerhaufen aus dem Hinterhalt vom Rückwege abgeschnitten, alle daß sie nur nach Rettung in einer nahe gelegenen, fast besetzten Wäldung suchen konnte.

Reich der von ihr dem Feinde überlieferten Gefisels aber, für die den Tübinger feiner Wajug gelobt war, wurde die Wille beflimmt, in Brand gefteckt und fo die gefammte dahin geflüchtete Mannfchaft theils durch Feuer theils durch Schwert jämmerlich dem Tode geopfert. Da befohlen der Landmeiſter und der Ordensmarſchall, durch ein fürchterliches Beifpiel der Rache zum Schrecken aller Völker die Gravelthat zu beſtrafen, mit der gefammten Streitmacht des Ordens ins Gebiet der Pogoſanier ein; alles unterlag der Verheerung und Vernichtung; Tag und Nacht war von einer Brünze bis zur andern Feuer und Schwert in Bewegung; das männliche Gefchlecht ward foft gänzlich vernichtet, Frauen und Kinder hinweggeführt, alle daß in wenigen Tagen das ganze Land wie eine Einöde dalag, und fo, — ruft der alte Landeshroniſt am Schluſſe des wilden Volkswandels endlich aus — „fo ruhte ſeitdem Preußen-Land in Ruhe und Frieden“: freilich lange Zeit wie in der Aſche und Aſche des Grabes.

Für den Orden aber ſieg aus der Scene des Wüdes immer höher; es begann für ihn eine Zeit neuer innerer und äußerer Erhebung. Dem Ritten ſelbſt erwuchs neuer Muth, neues Vertrauen auf die Sache ihres Ordens, ſehte Zuverſicht auf das Gelingen der großen Aufgabe, die ihnen geſtellt war. In der Spitze der Chriſtenheit ſtanden jetzt zwei Oberhäupter, welche beide den Orden mit ihrer Huld und Gunft erheben, Adolph von Habsburg auf dem Deutſchen Königsſtrome, ſchon ſeit der Zeit, als er unter Ottobachs Fahnen einſt ſelbſt in den Reihen der Kreuzfahrer für die Sache des Glaubens in Preußen mitgefochten, für den Orden hochbegeißert und nun in königlicher Macht ihn mit der ganzen Hülfe ſeiner Gunft und Zuneigung beglückend; auf dem päpſtlichen Stuhle Gregorius X., dem Orden ſtets mit Eifer und Liebe zugeſehen, ein wachſamer Schutzherr aller ſeiner Rechte und Freiheiten, auch jetzt wieder bemüht, ihm ſeine ererbten Befigungen in Preußen in jeglicher Weiſe ſicher zu ſtellen. Am Steuer der Verwaltung in Preußen ſtand ſeit dem Ende des Jahres 1273, als Dietrich von Bawerſchen ſeinen Poſt entſetzt, als neuer Landmeiſter der Katholiſche Konrad von Thierberg; das Schwert ſeines Marſchall-Amtes übergab er ſeinem Bruder, gleichfalls Konrad von Thierberg genannt, mit dem Beinamen des Jüngern bezeichnet. In die Spitze des

Ordens trat nun auch ein neuer Hochmeister, denn der bisherige Meister Luno von Sangerhausen, welcher bisher hindurch ein mächtiges Haupt des Ordens, war am 8. Juli des Jahres 1374 im hochbetagten Alter zu Leibe gestorben. Im Lebenskapitel zu Marburg erlor man als neuen Meister den vielverdienenden Ordensritter Hartmann von Helldingen aus Thüringen, eines der ältesten Brüder im ganzen Orden, seit vierzig Jahren schon mit dem gerechten Ordensmantel geschmückt, also schon hochbetagt, aber auch hochbetagt mit reicher Erfahrung für das Leben und für die Verhältnisse seines Ordens, denn er hatte noch die großen Zeiten Hermanns von Salza gesehen, aber auch die trübsten und unglücklichen Tage Luno's von Sangerhausen mit durchlebt; dieser Hochmeister warum vor ihm nicht Feind und Tod im Orden verübergegangen. Bald galt er, wo man ihn kannte, als ein Mann von adeliger Gesinnung, sicher und brav in der That, fromm in seinem Wandel, demüthig in seiner Gottesfurcht, dabei hochgeachtet und geliebt wie beim Adel und der Ritterschaft, so an den Fürstenthümern ganz Deutschlands.

So war überall frischer Geist, frischer Eifer, frische Kraft für den Orden thätig, und dieser Eifer und diese Kraft geleitet und gelenkt durch des Meisters Besonnenheit und Erfahrung. Auch in Preussen erkannte man die ganze Wichtigkeit der Aufgabe, die zu lösen den Ordensgenossen jetzt dort oblag. Es galt vor allem, das Land aus seiner Verwüstung und Entförmung zu neuen Bebauungen emporzuheben und also wandte auch der Ordensmarschall Konrad von Thierberg, so lange sein Bruder der neue Meistervogt in Deutschland verweilte, seine ganze Thätigkeit der Ordnung und neuen Gestaltung der innern Verhältnisse des Landes zu, das neue Aufsieher in die entvölkerten Gebiete, gewann die Untenwäsen durch neue Begehungen und Begünstigungen zur stillen und fröhlichen Arbeit des Ackerbaus, förderte Fleiß und Thätigkeit in den Städten, belebte Handel und Wandel und jede Art des bürgerlichen Verkehrs. Mit dem Gesetz und Gehorsam lebte mehr und mehr neuer Wohlstand und mit dem Wohlstand neue Frömmigkeit für das Leben im Land zurück.

Und in dieser Zeit der Wiedererhebung des Landes aus seiner Entförmung unter der Leitung Konrads von Thierberg entstand

aus auch jene hochsprangende Burg, welche nachmals das ganze Land mit sich emporhebt zu seiner hohen Wichtigkeit, zu seiner mittelgeschichtlichen Bedeutung unter den Stützen des Reichthums. Es war das heile Haus Marienburg, das die Königin aller Landeshaupten, die in den Jahren 1274 und 1275 ihr Daseyn erhielt, aufgeführt neben dem Dörslein Altm, auf der Uferhöhe der Regat, da wo der Fluß durch seine Wendung von Westen nach Osten ihr von selbst eine natürliche Schutzwehr darbot. Durch rasches Aufbauen vollendet, ward sie der heiligen Jungfrau geweiht und darum die Sanct Marienburg genannt. Noch selbter dachte damals an ihren prächtigsten Glanz, an ihre einstige so wichtige Bedeutsamkeit für Land und Meer. Wie längst der wichtige Wasserweg des Weichsel-Strromes von Polens Ufern an bis noch Pommerns Herab durch eine Reihe von Burgen geschützt und besetzt war, so sollte sie — das war ihrer nächste Bestimmung — der Regat, wie diese wiederum ihr, zur Schutzwehr dienen, denn auch dieser Fluß vermittelte eine wichtige Verbindung der westlichen Burgen mit Elbing und dann weiter durchs Krüke-Loch mit den östlichen und nördlichen, mit Riga, Memelburg, Königsberg u. a. Als sie vollendet vorlief, ward der Lebendkrieger Helmrich von Wilken ihr zum ersten Komthur gegeben und das Dörslein Altm hob sich bald zur Stadt empor, seinen heilaischen Namen mit dem der Burg vertauschend.

Da erhoben sich neue Kriegsklüme von Osten her. Dort stand das freidbare, freihaltelustige Volk Sudanens noch unbewogen da. Die Eroberung Barten's aber, die Vermauer seines Landes, hatte bereits die Woffen des Ordens bis an seine Gränze getragen. Dazob erkömt und erschreckt, auch beutegierig und raubslüchtig brach jetzt das Sudaner-Volk in großer Schaar in Barten ein, vordringend bis zur Weichsburg Bartenstein; es genügte ihm jedoch noch nicht, sie erkömt und aufgebracht und ihre Mannschafft erschlagen zu haben. Es wagte bald einen zweiten Versuch in noch größtem Haufen, jetzt auch mit Knechten und Scholamern verbunden, diesmal aber nicht mit dem erwarteten Erfolge, denn bis vor die Burg Weichde, den Ort eines Landes-Edlen aus Kettner-Walke vorgekommen, erlitten die Krieger in offenem Kampfe durch die von der edlen Romsche mit Hestemuth erfüllte Besatzung der Burg eine so blutige

Niederlage, daß ihrer über zwanzigtausend den Kampfplatz bedeckten. Die Burg war zerstört und die feste Hartenstein erfiel bald von neuem aus ihrer Asche.

Um so mehr drängte sich jetzt die notwendige Ueberwindung der drei letzten Landschaften, Ratzenau, Schalsen und Sudau, dem Orden von selbst auf; jedoch gebeten auch seine Bestimmung, sein Gesch, seine Pflicht es unerläßlich, das Heidenthum fort und fort zu bekämpfen, den Feind Christi, den Widersacher der Kirche bis auf den letzten Mann zu vernichten. Der Kampf durfte also nicht ruhen, auch wenn der Feind geruht hätte, und er begann von neuem mit dem Volke der Ratzenauer, Samlandt östlichen Hochstern. Da hit Kirsten, des Burgkämptlings von Wehlen, Bekrönung auch mehrer andern angesehenen und reiche Landes-Orten bezieht dem Orden und dem Glauben sich zugewandt, so hat der Landes Wiedergewand den Waffen der Ritter keine große Schwierigkeiten dar, denn durch den Abfall der Bernschmiedn sollte es dem Volke an fester Führung, an innerer Einheit und von auswärts her an Hülfen. Es glückte daher auch dem Samlandtischen Regt, Dietrich von Fiedlau, den der Ordensmarschall mit einer ansehnlichen Harnschwar widerthet hat Land sandte, nach einigen hartnäckigen Kämpfen ziemlich bald sich mehrer Landesburgen zu bemächtigen, und als im Jahre 1273 der Landmeister Konrad von Trierberg selbst, nach seiner Rückkehr aus Deutschland, mit einer aus den unterworfenen Landen gesammelten starken Kriegsmacht in Ratzenau mit Brand und Verheerung einbrach und die Bergfeste Kaminitzelle auf dem Kaminitz-Berge unfern von Jasterburg, wo, wie die Sage erzählt, der Landes-Heilt Ratzenau hause, von ihm erflüht und vernichtet ward, obwohl erst nach einem langen und blutigen Kampfe, da ergab sich endlich auch die ganze Landschaft dem Orden zu Gehorsam. Sie lag freilich zum großen Theil verödet und mit eine Wüste da, denn Raub und Brand hatten allen Besitztum vernichtet, das Schwert eine große Zahl ihrer Bewohner hingerafft, Schaaren von Frauen und Kindern, ihrer Eltern entrisen, waren in andere Gegenden verstreut, viele auch vom blutigen Boden nach Einwohnern geschächt, wo der Großfürst so gerne in seine Städte Elmen und Meden aufzuziehen. Zunächst daher gingen hin, ob sich das Ratzenau-land aus dieser Verödetung wieder erholte.



Während aber Aukrauen vom Schwerte des Ordens übermüdet ward, war auch schon, um eine Verbindung der Nachbarkräfte zu hintern, Schelonen von ihm beängstigt. Untermüthet erschien auch dort der kriegstüchtige Herz von Samland, Dietrich von Dietelen, mit einer tüchtigen Schaar den Rintel-Strom hinauffahrend, vor einer alten, festen Helten-Burg hart am Strom anfan von Ragnit; trotz ihres tapfern Widerstandes ward sie erklümt und die mannhafte Besatzung bis auf den letzten Mann erschlagen; nur Frauen und Kinder verschont das Schwert, um sie dem anglichschen Schicksale der Gefangenenschaft hinzugeben; und nur erlog auch ohne lange Gegenwehr die Burg Ragnit am andern Ufer des Stromes den feindlichen Waffen. Sie wurden keine von Grund aus zerstört. Obwohl aber beinahe vierhundert, von den Stammältesten erkorene, kühne Krieger auf, um mit der Ritter Blut das Blut ihres Volkes am Orden zu rächen. Eiligt bis an die Burg Rabilen am Ufer des Kurischen Haffs herbeestürmend, erliegen sie ihrer Mauer, bevor noch die Besatzung aus dem Schlosse ermochte; die gesammte Mannschafft ward ermordet, die Burg vernichtet und nur noch wachlos gefangen hinweggeführt.

Dort aber galt es den Kampf auf Leben und Tod. Die Kraft des Volkes zusammenzuhalten, trat nun der Landes-Edel Stenegaude, von den Stammältesten zum Kriegshauptling erkoren, an die Spitze einer bedeutenden Streitmacht und er hielt sich so tapfer im Streite, daß der Landmeister auf einer neuen Kriegstreife ins Land im Winter des Jahres 1279 mit ihm keinen offenen Kampf wagte. Bald indes erschien hierer von neuem im feindlichen Lande mit einer Heerenmacht, gegen welche kein Widerstand möglich war, denn hundertsechshundert allein war die Zahl der starkgepanzerten Ritter in seinem zahlreichen Heere. Wie ihm ward die Landesälteste Tessen am Inster-Flusse nach einem schweren Kampfe erklümt und dann das ganze Land von Gönze zu Gönze mit Raub, Brand und Verheerung durchzogen. Da ergaben sich die Landesältesten und Edlen, durch den wilden Kriegszug entmachtigt und gebugt, dem Orden zu Gehorsam und das Volk, so schwer Kriegslüthen beunruhigt, folgte ihnen nach. Viele aber verließen jene die schwerverwüsthete Heimat, um in Samland neue Wohnstätt zu finden, wo sie

nachmals die Ordensgebitiger oft durch die Bitterkeit ihrer Tugend erfrucht.

So gehorchten wieder zwei neue Bisthöflein dem Schutze des Ordens, jedoch nur durch des Schwertes Gewalt zum Gehorsam gezwungen, nur durch Demüthigung und Verzeihung unter das verhasste Joch der Ritterherrschaft gedrängt; nur der entsetzte Jammer des trübseligen Lebens, die täglichen Schrecken des Todes hatten endlich den festen Geist, die starke Kraft, den frischen Muth der Völker gedrohen. Nur auf Anerkennung seines Heilenthums und auf Annahme der Form der Taufe lautete des Ordens strenges und erbitliches Nachgebot, und nur vor seinen Zwangsgesetzen sich fügte, fand als Antichrist und Christ Schonung unter den Schrecken des Schwertes. Wer auch jetzt schon noch hinter zu wissen, warum der blutige Völkerkampf hatte gekämpft werden müssen, noch wer niemand durch die Erfahrungen der Zeit für das Leben belehrt; es dachte keiner daran, das unter Jammer und Elend seufzende übermüdete Volk durch das tröstende Wort christlicher Belehrung auch geistig wieder zu erfrischen, das niedergeschlagene Gemüth der Verzwweifelten durch die Kraft und den Trost der Religion wieder emporzuheben. Die bischöfliche Kirche in Samland, zu welcher auch die beiden nähereroberten Lande gerechnet wurden, stand schon seit einigen Jahren ohne ein geistliches Haupt da, denn Bischof Heinrich war schon im Jahre 1274 gestorben. Zwar erschien nach ihm ein gewisser Hermann von Geln, der sich Bischof von Samland nennend die Verwaltung und Einkünfte der Diocese in Anspruch nahm; aber niemand mußte, treuer er gekommen war und wie er die bischöfliche Würde erhalten; es dauerte fast zwei Jahre, bis der auf des Papstes Anordnung durch den Bischof von Merseburg neuerkorene Bischof Christian von Wilschhausen in seinem Bisthum Samland anlangte, jedoch in den ersten Zeiten fast ausschließlich nur mit dem unter dem Eintrugling verwirkten äußern Verhältnissen seines kirchlichen Sprengels beschäftigt war, um die religiöse Belehrung des trost- und hoffnungslosen Volkes wenig oder nicht bekümmert.

Und wie in Samland, so auch in den übrigen Landschaften. Man verbumte es überall viel zu sehr, durch geschwägigen Unterricht in den Lehren des Heilenthums dem erzwungenen Ge-

berufen und der verlangten Treue des Volkes eine sichere Grundlage und innern festen Halt zu geben; man sah nirgends ein, daß dem seiner Freiheit und seines Glaubens beraubten Volke die kaiserlichen Zeichen und Formen, die man Christenthum nannte, den Verlußt seiner heiligsten Güter nicht ersetzen und daß überhaupt dem Volke nichts genügen könne, was nicht vom Volke bezeugt und durchdrungen ist. Als auch kein Wunder, daß der Haß der strengen Gewaltherrschaft, den man im kaiserlichen Gehorsam eines Volkes ohne Glauben und ohne Halt aufgerichtet zu haben glaubte, bald wieder aus seinen Fugen zu fallen begann.

Es bedurfte auch nur eines geringfügigen Anlasses, um den Jorne und der Erbitterung in den gepörrten Gemüthern wieder Lust zu machen und den Gedanken an das alte freie Leben von neuem erwecken zu lassen. Ein Streik des Lebensmarschalls mit dem als Kammerer des Gebietes von Pöbelen eingesetzten Samländer Rense über dessen Forderung, sich nach alter Gewohnheit mit zwei Frauen verheirathen zu dürfen, reichte hin, bald ganz Samland zum Abfalle gegen den Orden aufzuwiegen; und kaum war hier das vulkanische Feuer zum Ausbruch gekommen, so lief es schnell auch über die Geaden des Landes hinaus, denn überall in Ratangen, Emiland, Pogeslanien und anderswärts fand es in des Volkes Stimmung reichlichen Nährstoff. Zum Glück des Ordens schickte es dem Lande an Häuptern und Führern, ihren Wassen an fester Einheit, Richtung und Plan. In Samland gelang es auch bald dem berühmten jmdlkochanten, allgemein beliebten Ordensvogt Dietrich von Bickelau, die Gemüther der Samländer wieder zu beruhigen; auch die Ratangen und Emiländer kehrten bald wieder zum Gehorsam zurück. Nur in Pogeslanien hatte sich das empörrte Volk den Komthuren von Elbing und Schrifftburg mit den Wassen gegenüber gestellt, denn dort stand ein kühner Krieger aus Warten an seiner Spitze, den es sogar gelang, sich bei einem Ueberralle der beiden Komthuren zu bemächtigen. Unschädlich dem Tode geweiht, rettete sie jedoch ein getreuer Pogeslaner Pomsche durch Lösung ihrer Fesseln. Das Volk aber beharrte im Aufstande, bis endlich im Herbst des Jahres 1277 mit einer starken Heerschaar der Landmeister Konrad von Kheinberg das ganze Land mit Raub und Brand

Herzog, alles was ihm beauftragt entgegentrat, erschlug und alle Menschen, denen man sich handhagen konnte, aufgriff und in entfernte Gegenden versetzte. Kein menschlicher Laut hörte sich, denn die Grabesstille der weißen Einside, denn als solche lag uns Paganien lange Zeit da.

Saum aber war nicht Asruhe im Innern des Landes gekämpft, als der Landmeister nun fast beschloß, auch Preussens letzten Gern, das nachlässige und fröhliche Volk Sudauens dem Gehorsam des Ordens zu unterwerfen. Es war jedoch ein eben so äußerst schwieriges als unter den ohnmächtigen Verhältnissen der Zeit gewagtes Unternehmen. Sehr bedeutend in ihrer Ausdehnung bedeckten damals diese Landesherrschaft noch dichte, undurchdringliche Wälder und Büsche, in deren Dunkel sich nur der fähige Weidmann zur Jagd auf Auerochsen, Bären und Elenthiere wagte; überall war das Land vielfach durch Seen, Sümpfe und Moräste durchbrochen, die es den Bewohnern erleichterten, sich dem Angriffe des feindlichen Schwertes zu entziehen. Seine Nahrung fand der Sudauer, so lange es nothwendig war, in seinen Seen und wüsten Büschen. Ein feindliches Heer dagegen konnte sich unmöglich im Lande lange halten; im Sommer sollte das Land des Nachschabens, im Winter Mangel an Unterhalt ihm unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Zudem stand dort ein mächtiger Staat von Landes-Eliten über dem Volke da, noch unversöhnt und unzugänglich für die gewohnten Besäntnisse und Klänge, der sich sonst der Orden bediente, um der gemessenen Menge ihre Häupter und Führer zu entziehen. Mangel war das Sudauer-Volk als ein äußerst tapferes und kühnkräftiges bekannt und gefürchtet. Jeder Mann war dort auch Krieger und die Jagd von früh auf die Schule seines festen Muthes, Vorübung zu Hetze und Kampf. Gehet der Kriegshauptling zur Waffennahme, so fand in wenigen Tagen eine erlesene Heiterheit von 6000 Mann und eine ansehnliche Masse Fußvolkes zu seinem Befehle bereit. Auch Nachschabens ansehnliche im Volke das Gefühl seiner Kraft und stählte seinen Muth.

So fand das Volk Sudauens da und ihm gegenüber der Orden, den sein jahrelanger Kampf ermattet und geschwächt, der es kaum wagen durfte, in den bereits überwältigten Landesherrschaften die Waffen niederzulegen, denn fast überall, wo er hinsah, hielt

war sein Schwert den erzwungenen Scherben aufrecht, allen Orten stand er wie auf vulkanischem Boden. Der Behülfe von außen war aber bei ihm fast nirgends eine tröstliche Aussicht dar. Sein Vorgänger N. Tod hatten im Verlaufe von zwei Jahren nicht weniger als vier Päpste den Römischen Stuhl bestiegen, keiner um den Orden in Preussen viel bekümmert. Der Kön. König Rudolf begie zwar genügte Besinnungen; allein sein Krieg mit Oesterreich von Böhmen, die Ordnung und Herstellung der inneren Verhältnisse des Reiches und der alten Reichsrechte nahmen damals eben seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Mit dem Nachbarlande stand zwar der Orden noch in ungestörtem Frieden, mit Preussen sogar in sehr freundschaftlichen Verhältnissen; der alte, fast geisteschwache Herzog Sandom behielt ihn jetzt schon dadurch den Weg über die Weichsel, daß er ihm im März des Jahres 1276 „aus Dankbarkeit für die vielen Wohlthaten und zum ewigen Heile seiner Seele“ das ganze Gebiet von Nowe schenkte, welches er früher dem Kloster Oliva versprochen hatte, sicherte zugleich auch dem Orden gegen alle fremde Ansprüche. Desgleichen sah auch Herzog Wlodek seit einigen Jahren fast, sein herzogliches Gebiet wie durch Schenkungen ansehnlicher Güter an die Klöster und Johanniter, so durch Zugabungen an den Deutschen Orden, namentlich über bestimmte Besitzungen in den Gebieten von Schrey, Neuenburg und Dyman fast gedankenlos zu verschleudern, uneingedenk der Pläne seines Vaters, um welche dieser beinahe sein ganzes Leben hindurch gegen den Orden gekämpft hatte.

Nein bei dem allem war auf thätige Behülfe dieser Fürsten zum Kriege in keiner Weise zu rechnen, weder bei dem altersschwachen Herzog Sandom, noch bei dem character- und willenlosen Herzog Wlodek, denn ihnen gebrach es an Kraft, diesen an festen Grundsätzen und eigener innerer Haltung. Auch auf Polen, so freundlich auch sonst die Verhältnisse mit dessen Fürsten waren, gewann der Orden keinen Trost. Das Land stand noch fort und fort in Kriegszustand; die Herzöge von Masowien und Kujawen waren längst gegen das Interesse der Ritterschaft in Preussen schon und bisorgt zurückgezogen; zudem waren eben im Jahr 1277 die nöthlichen Theile Polens von einem schwer verheerenden Raubeinfalle der Litauer heimgesucht worden. Eben so wenig durfte der Orden Gehörs auf Böhmen

ermordet, dem drohende Gefahren von heidnischen Feinden an den Seiten, die auch dort noch fortwährend unsichere Stellung des Ordens gegen die Raubelkenen, sein nie ruhender Streik mit dem Erzbischof von Riga und endlich auch Krankheit und Alter des künftigen Meisters Walther von Roedel hinderten schon seit Jahren alle thätige Theilnahme an den Verhältnissen des Ordens in Preussen.

Wie war dieser in seinem Unternehmen zur Unterwerfung des tapfern Volkes der Sudauer ganz allein auf die Kraft seiner eigenen Kriegsmacht hingewiesen. Und doch konnte die Ueberwältigung dieses Volkes dahin gestellt bleiben? War sie nicht jetzt so nothwendig als unermesslich gemessen? Schon im Jahre 1276 hatte sich eine starke Raubschaar, die entschlossene und muthigkühne Heldenkämpfer Elomant an ihrer Spitze, bis ins Kulmerland hervor gewagt und im Verlaufe des Jahres ihre Raubzüge mehrmals wiederholt, ehe bei den sorgsam und eifrig Landesherrn von Kulm, Barthold von Nordhausen, irgend bedeutenden Widerstand zu finden. Zwar hatte endlich sein Nachfolger Hermann von Schönenberg den kühnen Feind mit kräftigem Nachdruck zurückgetrieben; allein im Herbst des Jahres 1277 war der Heldenkämpfer Elomant mit einer starken Schaar, mit der sich auch Krieger und Sammler verbunden, bis an die nördlichen Grenzen des Kulmerlandes vorgedrungen und nachdem er dort mehr Landesherren edler Lehnsleute theils belagert, theils gewonnen und verbannt, am Keusen- und Mülln-See vorüber gegen die Burg Graudenz und weiter nordwärts bis Marienwerder und Heilsburg unter Raub und Brand fortgezogen. Nur vor der starken Marienburg schenkte sich der Feind; ihre Umgegend blieb verschont. Selbst aber war der Weg, den das Raubvolk betrat, furchtbar mit Verwüstung, Blut und Brand gezeichnet und die Menge der gefangenen Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen unzahlbar. Seit langen Zeiten war über das Kulmerland und über Pommern kein solcher Jammer ergangen.

Seitdem rüstete nun auch der Ordensmarschall Konrad von Würzburg, jetzt wieder in des Landmeisters Stelle des Landes Verwaltung führend, mit aller Kraft zur Ueberwindung des raubgierigen Volkes und noch im Winter des Jahres 1277 brach er mit einer Heerschaar ins kühnliche Land ein. Das Schick

den Rinnenau ward ohne Widerstand gewonnen; ein Haufe von lausens-Befangenen und eine äußerst reiche Beute war bereits in seinen Händen. Da traf er am Walde Wink plötzlich am Sporn bang. Vor dem doppelt starken Feind zum Kampfe aufgestellt. Es erfolgte ein schrecklich blutiger Streit, denn erst nachdem zwelthausend der Eubauer schwer verwundet oder erschlagen den Kampfplatz bedeckten, warfen die Uebrigcn sich auf die Flucht. Auch das Lebensheer hatte den Sieg sehr theuer erlauft.

Nun aber der Kampf auf der Eubauer eignen Boden begangen war, durfte er auch ferner nicht ruhen. Also brach auch der Marschall bald von neuem tief ins Land ein, bis ins wolkenreiche Gebiet von Marmillen drang er mit seiner Reiterchaar siegreich vor, die Woburgcn von achtzehn Landes-Feinden erlösend, die er meistens erschlug; und da die Bekämpfung des Volkes zur Sommerzeit durch starke Heerhaufen wegen des Landes Beschaffenheit fast unmöglich, wenigstens immer höchst schwierig und gefahrvoll war, so richtete der Lebensmarschall eine Anzahl Freibeuter aus, damals Sträter genannt, kleine Kriegskente, meist neubekehrte getraue Preussen, die an der Spitze selbstgesammelter kleiner Kriegshaufen auf schwachen Rossen auch zur Sommerzeit zu Raub und Wente in einzelne Gebiete Eubauens einrückten, sie durchplünderten, die reisenden Eubauer aufbrannten und das Volk fort und fort durch Furchen belästigten, ängstigten und ermüdeten. Am meisten that sich unter ihnen der kleine Kaiser, Martin Gelin, durch festen Muth und schone List hervor. Mit fünfzehn bis zwanzig Gefährten ins Land einrückend, trug er oft bedeutende Beute hinweg, schlich sich, wenn er verfolgt ward, zur Nachtzeit dem schlafenden Feinde nahe, entzogen ihm seine Waffen und erschlug ihn dann bis auf den letzten Mann. So überraschte er einst zehn Eubauer in einem Wale und erlegte sie alle mit eigener Hand; eine That, welche freilich nur damals als eine ruhm- und verdienstvolle gelten konnte. In solcher Weise ging unter dem Raub- und Fehderfügen diese Freibeuter und einem verheerenden Einfalle der Eubauer nach Rationen das Jahr 1278 vorüber, ehe daß der Orden seinen Ziele bedeutend näher kam, denn es gelang ihm nicht nur immer noch an ausdaueriger Weisheit, sondern es reichte auch seine eigene Kriegsmacht zur Ueberwindung des unthätigsten Eubauer-Volkes bei weitem

nicht hin, zumal da er, in den übrigen Landtheilen sich noch nirgends selber fühlend, die Ordensburgen immer fort besetzt halten mußte. Zudem hinderte auch eine lange Krankheit den Landmeister Konrad von Thierberg an aller Thätigkeit; er starb ihr endlich im Frühling des Jahres 1279. Sein Nachfolger aber, Konrad von Heudendorgen, vom Hochmeister zugleich auch zum Landmeister von Holland ernannt, (weil dort der bisherige Meister Ernst von Rakeburg in einer blutigen Schlacht gegen die Friesen mit siebenzig seiner Ordensbrüder erschlagen worden war) verweilte in Preussen kaum ein Jahr; und in dieser Zeit meist nur mit den innern Angelegenheiten des Landes beschäftigt, nicht ohne Verdienste um Vermehrung der Bevölkerung und um die Aufnahme des Ackerbaues, ermüdete und vergrübelte er bald an der nöthigen eigenen Kraft, in seinem Amte in der sturmverwagten Zeit stets seinen Mann stehen zu können, zumal da ein wilder Aufstand der Semgallen ihn auch mit schweren Belagerungen um die Ruhe in Preussen erfüllte. Auf seine Bitte erbat ihn der Hochmeister seines Amtes in Preussen und ersandte ihn als Landmeister nach Holland.

In die Verwaltung Preussens ward jetzt als Landmeister der ritterliche Wangelte von Sternberg gesetzt und keiner war zu solchem Amte so geeignet und so tüchtig wie er. Er trat es im Jahre 1280 an. Schon seit einer Reihe von Jahren Konthut des mächtigen Ordenshauses zu Königsberg und als solcher vornehmlich die Verwaltung Samlands leitend, kannte er die Zeit und ihre Bedürfnisse wie kaum ein anderer. Er setzte sofort auch seine ganze Thätigkeit auf zwei wichtige Ziele gesammelt, auf die Bekämpfung und Ueberwindung des Sudauischen Volkes, und auf die Aufnahme und Erhebung des Landes aus seiner traurigen Erödnung und Verwüstung durch Verbesserung des Ackerbaues, durch Belebung des innern Betriebes und Vermehrung der Bevölkerung. Dies letztere Ziel aber war nur unter Ruhe und Friede zu erreichen; darum ergriff „der erste Kriegermann“ zum ersten Kriegeſchwert.

Der Kampf gegen die Sudauer hatte eine Fäulung geruht; nur einmal unter dem letzten Landmeister war ein raublustiger Haufe in die Gebiete Mariens und Ermlands vorgebrungen, vom Ordensmarschall aber schnell wieder zurückgeworfen und bis



das Sudauische Gebiet Polinnen unter Raub und Brand verfolgt werden. Jetzt stürmt der Feind, nachdrücklich für die Vertheidigung seines Landes durch die Freikantur, von neuem in harter Nacht, mit einer Hülfschaar aus Fürstenthum verbunden, die nach Samland herüber, zehn Tage lang das platte Land verheerend, doch ohne Beute, denn das Landvolk zuvor durch ein Kriegsgeschehn von des Feindes Ankunft schon benachrichtigt, hatte sich meist mit seiner Habe in die Burgen geflüchtet und versteckt. Zwar hatte mittlerweile der beherzte Komthur von Tapiau, Ulrich Baier, den Sudauern diesen Raubzug durch einen Einfall in ihr Land unter Raub und Brand mit Vernichtung einer Anzahl ihrer Landeburgen schwer vergelten; allein der Landmeister erkannte jetzt immer mehr, daß sein Ziel weit eher und sicherer zu erreichen sey, wenn statt der bösserigen einzelnen Raub- und Heubzüge das hartnäckige Volk mit einem starken und geordneten Kriegsheere überzogen und wo möglich seines tapfern Kriegshauptlings Stomand beraubt werde. Der Plan gelang. Noch im Winter des Jahres 1281 brach der Landmeister mit seiner gesammten Kriegsmacht ins feindliche Gebiet Krossen ein, denn dort lag Stomands Wohnung. Sie wurde erobert und aufgetronnt, weit umher alles verheert. Da sah „der weisliche, unersagte Heil“ (denn also nennt ihn der Chronist) an der Spitze eines Heeres zum Kampfe heran; allein so tapfer auch das Sudauische Volk für seine Freiheit steht, es konnte ihn nicht bestehen; die Ordensritter erlang den Sieg, jedoch mit schwerem Verluste, denn unter den Gefallenen war auch der muthbeherzte Komthur von Tapiau, Ulrich Baier.

In diesem Kampfe geschah es, daß der Ordensritter Ludwig von Diebenzell gefangen in Stomands Hände fiel. Der eile Hünge lag aber behandelte bald seinen Feind, durch dessen eile Gefalt, hohe Würde und kühnen Muth für ihn gewonnen, wie seinen Gast und Freund, „denn wenn Verwandtes sich zum Verwandten hatet, da ist kein Widerstand und keine Wehl.“ Des Ritters Mahnungen und eindringliche Zusprache, sich den Geherlam des Ordens und den Lehren des Christenthums zugewenden, wirkten gütlich auf den Hünge ein, zumal da der letzte blutige Kampf seinen Muth schon schwachend gemacht und er sein ganzes Landgebiet und seine wüstenliche Burg verwaist und vernichtet

sah. So starb jedoch das Unglück des letzten Kriegesumwelts seine Seele gebeugt hatte, noch hielt sie fest an der Kraft der Hoffnung, noch beachte es der starke, freie Held nicht über sich, dem Einzigebothe des Lebens sich zu unterwerfen. Dem freien Weiden seiner Heimat verlassend, begab er sich mit all dem Seinen nach Lüttau. Aber auch dort fand er in der Ruhe des Friedens keine Ruhe der Seele; noch immer nicht ganz aus seinem Vaterlande vergessend, suchte er zu neuen Versuchen für seine Rettung zurück; er erneuerte den Kampf. Das Wessingglück indeß war ihm gewichen, je weniger er selbst schon dem Glück vertraute. Die neuen Ordensritter umschloß und belästigte ihn mit Heiden und Befehlen so unablässig, bis ihn die letzte Hoffnung erschwand. Da legte er endlich für immer das Kampfesworb nieder, ergab sich mit all den Seinen dem Schutze des Ordens, empfing die Taufe und ward nachmals vom Landmeister mit einem ländlichen Besitze und dem Dorfe Strepnis unfern von Landsberg belehnt.

Währenddessen aber war der Landes-Edle Wabale als Kriegshauptling an die Spitze des Volkes in Lüttau getreten, um noch einen Versuch für des Landes Freiheit zu wagen. Da brach von neuem der Ordensmarschall Konrad von Thierberg abzug mit einer sehr zahlreichen Heerschaar noch im Winter des Jahres 1283 in das Lüttauische Gebiet Sallen (Sallen) ein, alles in die Asche und Asche mit Feuer veraschend; und als der Hauptling mit einem Heerhaufen sich entgegenstellte, unterlag er im Kampfe und mit ihm die meisten seiner Reiter. Damals geschah, daß der tapfere Ordensritter Ludwig von Tübingen, schwer verwundet, abermals in feindliche Hände fiel. Fast schon mit dem Tode ringend, ward er in gefänglicher Verwahrung dem edlen Kantgerde übergeben, der den edlen Ritter schon früher auf Stenants Burg kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Er widmete ihm auch jetzt die sorgsamste Pflege; als der Ritter aber genesen war, bot er alle Kraft seiner Werksamkeit auf, den edlen Helden durch Lehre und Ermahnung für das Christenthum zu gewinnen; und ließ gelang ihm auch, denn als darauf Konrad von Thierberg mit einer neuen Heerschaar im Lande erschien, untergab sich ihm Kantgerde an der Hand seines Freundes zu Gehorsam und 1600 Lüttau, die sich um ihn versammelt, folgten

kleinen Beispielen. Auf des Landweisers Gehelf führte sie Ludwig von Liebenzell nach Samland, wo ihnen das nordwestliche Küstengebiet, bis weithin fern der heilige Wald von Königsberg gereicht, zu neuem Wohnsitz anzuweisen ward. Seitdem hieß es bis heutigen Tages der Sudauische Winkel oder das Sudauer-Feld. Dort bebauten die Sudauer nunmehr das heilige Feld, an dessen heilige Waldung bisher noch kein Samländer die Axt hatte legen mögen.

Der Hirtengog Konrad von Lierberg galt diesmal dem Gebiete von Königsberg, wo der Landeshauptling Geben, sein umher im Volke hochgeachtet, seine Wohnsitz hatte. Sie ward, nicht ohne den tapfersten Widerstand ihrer Vertheuer unter Geben's Leitung, mit Macht bestimmt und endlich gewonnen. Der Hauptling mit dem Namen ergab sich zu Eberhard. Uebrig Seitensänderer sollten auch ihn mit denen, die sich um ihn versammeln, nach Samland führen. Da aber das Volk von Kienenau jene überfiel und erschlug, entließ er nach Rirhausen, kehrte jedoch von dort nach einigen Jahren zurück und begab sich, da er sein Land nicht mehr breit vertheidigen und vertheidigen fand, mit einer Schaar von mehr als 1500 seines Volkes nach Preussen, wo ihm der Landweiser, nachdem er mit allen den Seinigen die Taufe empfangen, ansehnliche Besitzungen in Samland in der Gegend von Waagen theilte. Auch sein Sohn Euprecht versetzte sich später noch mancher Havelise des Vertrauens und der Zuneigung vom Leben.

Jetzt stand noch ein Landeshauptling Eberhard an der Spitze des Volkes da. Da brach noch im Verlaufe des Jahres 1283 der Ordensritter Friedrich von Hesse aus dem Hause Brandenburg ins Sudauische Gebiet von Kiesen mehr raubend als kämpfend ein; er fiel zwar in einen Gefechte; allein sein vortheilhafter Nachzug hatte dem Volke auch die letzte Hoffnung zur Rettung entnommen. Zahlreich schloß es sich gerne seinem letzten Landeshauptling an und wanderte, nachdem es seinen uralten vaterländischen Boden weit und breit mit Feuer veraselt, in Schaarren ins benachbarte Lirhausen aus, um nie die angestrichelte, verödete Heimat wieder zu sehen. Dort senk so tollreiche Land lag stumm mit der Stille des Grabes großen Theils wie eine wüste Ginde da. Zwar erstanden hier und da durch menschlichen Fleiß wieder Dörfer und rings um sie verloren sich die traurigen Spuren der Verwüstung; allein frühliget Gebieten, frühliget Auf-

leben im menschlichen Verkehr lebte nie im Land zurück. Bald Weisheit mit wildem Gefühl und dunklen Bedenken be-  
deckt, die Tagesklagen wider Thiergeschlechter, hing es fortan die  
große Wägen.

So war nun Preussen mit seiner letzten Antichast von  
Deutschen Leben völlig überwältigt. Drei und fünfzig Jahre  
hatte der Kampf um seine Erhebung gedauert, und über zwanzig  
Jahre wieder hatte man kämpfen müssen, um die früher schon  
unterworfenen Lande und die Schätze Andraus, Schlawens  
und Sudaus zum Schesun zu bringen. Mit Hochmuth  
hatten während dieses Kampfes dem Leben vorgestanden und  
vielleicht Landmeister in ihm das Schwert geführt. Das Ziel,  
welches der Erste derselben, Hermann Ball, dem Ordenswaffen  
eingeliefert hatte, war jetzt erreicht, freilich aber auf einem Wege,  
der mit Tausenden von Leichen bedeckt war.

Während war der Landmeister Mangold von Starnberg,  
so viel als die Stürme des Krieges erlaubten, auch seinen andern  
Licht, der Wiederherstellung des Landes aus seiner Verwüstung und  
der Förderung seines Wohlstandes mit Eifer und Kraft nachge-  
gangen. Zahlreiche Güterverleihungen stützten den Aufbau  
und hoben die Landeskultur. Aus Deutschland zogen zahlreich  
neue Ansiedler heran, die, vom Leben vielfach begünstigt und in  
den ersten Jahren ihrer Anheftung von drückenden Anforde-  
rungen befreit, sich gerne in den unbefruchteten, fruchtbaren Gegenden  
des Landes niederließen. Auch Krieger, die sich durch Tapferkeit  
und Ergebenheit hervorgethan, erkannten sich mancherlei Weise  
der Günst und Erkenntlichkeit des kühnen Landmeisters. Die  
Städte des Landes zogen je mehr und mehr an, unter den  
Rechten und Freiheiten, die ihnen zu Theil wurden, ihr Ge-  
heim und ihren Wohlstand fester zu begründen. Kissenburg, seit  
dem Jahre 1276 durch den gelehrten Bischof Albert von Hohen-  
hausen in seiner ersten Anlage angebauet, sah in seiner Mitte  
schon die bischöfliche Behausung immer schöner emporsteigen; auch  
Weissenburg hob sich unter dem Bischof Heinrich von Gemland  
von neuem aus seiner Asche empor und auch hier neben der  
Stadt eine Burg als bischöflicher Wohnsitz. Erbling erfreute sich  
neuer Begünstigungen zur Aufnahme seines Handels und blühte  
immer herrlicher auf. Unter der prächtigen Marienburg stand

man bereits die neue Stadt in aufstrebendem Gedeihen da und ward nicht der Burg von Mangold von Sternberg nicht nur stärker besetzt, sondern auch durch eine großartige Wasserleitung von sechs Meilen lang mit dem nöthigen Wasser versorgt. Und so bemüht der biedere Landmeister noch in mancherlei Weise, wie sehr ihn des Landes Wohlthat am Herzen liegt. Mit ihm aber theilte sich auch die Bischöfe in vielfachen Bemühungen um die Förderung der Landkultur und des Aufkommens ihrer Landesherrschaft; keiner wies ihm darin den Bischof Heinrich von Ermeland, rastlos thätig, um sein Land aus dem argen Zustande der Verwüstung und Erödung wieder zum Wohlstand und zur Blüthe anzuheben.

Da trotz allem unter diesen schönen Bemühungen um des Landes Gedeihen eine große Verwüsterung in fast allen obersten Schichten, Ämtern des ganzen Landes ein. Burchard kam aus Deutschland die Trauerbotschaft, daß der fromme und tugendhafte Hochmeister Hartmann von Thüringen, in einem Alter von nahe an hundert Jahren, am 10. August 1283 zu Aken gestorben sei. Der Landmeister Mangold von Sternberg kehrte eben aus Holland zurück, wo der dortige Meister Konrad von Bruchwangen sein Amt niedergelegt und es vollvertretend dem Vize-Landmeister Wilhelm von Schauenburg übertragen hatte, als er die Einladung der obersten Ordensbehörden zu einem Ordens-Kapitel wegen der Wahl eines neuen Oberhauptes erhielt. Nachdem er die Landesverwaltung dem Ordensmarschall Konrad von Thürberg anvertraut, trat er die Reise nach Aken an, denn dort sollte der neue Meister erwählt werden. Sie fiel auf den Ordensritter Burchard von Schmenden aus dem Lande Mark, wo er früher seines Besitzthums und seiner Bungen beruht, am und verlassen, in den Johanniter-Orden und nachmals in den Deutschen Orden eingetreten war<sup>\*)</sup>. In demselben Kapitel ward Konrad von Bruchwangen mit der Würde des Deutschmeisters und Wilhelm von Schauenburg mit der des Meisters in Holland beauftragt. Das landmeisterliche Amt in Preussen sollte auch weiterhin Mangold von Sternberg verwalten. Klein

<sup>\*)</sup> Johann von Weller Geschichte der Schreyer Ordensprovinz Bd. I. S. 620—626.



fert und fort an diese rühmliche Pflicht, den schloßten und heil-  
 bringenden Zweck seines Bestand. Zudem trieb an sich schon  
 Ehrfurcht und Kampflust den Ritter immer auch mächtig zum  
 Schwerte hin; nur dem stillstimmigen Ordensbruder konnte das  
 Gebiet der ihm vorgeschriebenen Fromm, dem tapfern Ritterknechte  
 nur Kämpfe und Kriegstreiben wider die Ungläubigen genügen;  
 sie waren für ihn sein Berufswort, denn in ihnen, so war es  
 die Meinung der Zeit, erwand er sich großer Verdienst vor Gott,  
 Verdienst um die göttliche Sache der Kirche. Im Osten des  
 Landes aber stand noch ein mächtiger Feind der Kirche da, die  
 heidnischen Litauer, die schon seit Jahren ihr furchtbares Schwert,  
 bald allein, bald mit den heidnischen Preußen verbunden, so oft  
 in des Landes innerste Gebiete, selbst bis an die entferntesten Ufer  
 der Weichsel mit Raub und Mord getragen hatten. Seit Win-  
 denice's Tod hatte kein Fürst dort an der Herrschaft gekniffen,  
 der nicht dem Orden feindselig begegnet war, theils durch Ver-  
 spottung und Unterstützung seiner Feinde, theils durch Einfälle in  
 seine Gebiete mit Brand und Verheerung. Also war schon seit  
 zweyzig Jahren Preussen und nicht minder auch Pohlen durch  
 die unablässigen Raub- und Verheerungszüge dieses heidnischen  
 Volkes belästigt, gekränkt und verödet worden. Zwar stand  
 um diese Zeit seit dem Jahre 1282, nach völlerlichem Wechsel in  
 der Regentschaft, der friedlicher gestimmte Fürst Kauno über Bi-  
 den, Treiden Sehen, an der Spitze des Volkes; die Geschichte  
 weiß nichts von Raub- und Verheerungszügen in seiner Zeit. Allein  
 sein friedlicher Sinn gab keine Bürgschaft für den Frieden der  
 Zukunft; auch herrschten theils neben, theils unter ihm als Groß-  
 fürsten noch eine Menge anderer kleiner Fürsten im Lande, die  
 in Raub- und Verheerungszügen sich ganz erlustigend mit be-  
 nachbarten Häusern bald hier bald dort in die Nachbarkreise ein-  
 mischten, um Schaaren von Gefangenen, Herden von Vieh und  
 was sich sonst rauben und erbeuten ließ, in die Wälder Litauens  
 undzuführen. Also fand sich der Orden in jeglicher Hinsicht  
 zum Kampfe gegen das heidnische Nachbarvolk aufgefordert und  
 verpflichtet. Und werfen wir endlich noch einen Blick in das  
 große Buch Gottes, wo die göttliche Befehl der Gerechtigkeit  
 menschlicher Bildung und die Ordnung im Weltleben geschrieben  
 steht, so war in solch höherer Beziehung der Kampf mit dem

heidnischen Wolfe zum Untergange der uralten Finsterniß und zum Aufgange eines neuen Lichtes im Geiste des Menschen in jenen Landen nicht minder notwendig, als die Bekämpfung und Abermähtigung der heidnischen Preussen.

Wie aber der blutige und lange Kampf mit Eitharen — er dauerte über ein Jahrhundert hindurch in wechselnder Gestalt — in des Welttheates höheren Ordnung kein bedeutungsloser und flüchtiger, so war das Kriegsspiel, welches zumachte der Orden auf sich nahm, auch ein höchst ernstes und schwieriges. So rauch und wild die Natur des Landes, so roh und ungebildet war auch noch der Mensch; mit keinem hatte ein Kriegsteil, sobald es den hinterlichen Wehen betraf, gleichmäßig schmecken zu können. Finstern und unregelmäßige Wohnungen, die Hufelager wilder Thiere, Meilenweit ausgebreitete Wildnisse, mitten in ihnen zur Abwehr des Feindes starke Berhane von Fagen, oft unerschöpfbare Fabel-Strecken ohne Wasser und ohne Futter, Flüsse und Ströme ohne Brücken und Stege, große Brüche und Moräste, die nicht einmal im Winter immer gangbar wurden, überall noch grübeltes böß Wege, die oft Tage lang den Fortzug eines Heeres unmöglich machten, blausig viele Meilen weit kein bewohnter Ort oder nur menschenleere Dörfer, weil die Bewohner bei des Feindes Ankunft muß mit Habe und Gut in unzugängliche Brüche und tiefe Wälder flüchteten und überließ bei dem laupst karglichen und krummen Leben des Eitharen für ein Kriegstheil nirgends der nöthige Vorrath, die nöthigen Lebensmittel: so waren die Schwachstellen und Gefahren einer Kriegskraft noch Eitharen oft unüberwindlich. Mühen und Beschwerden sahen zu ertragen. Wo aber die Gefahr und Wille am gewaltigsten, da ist der Mensch auch immer am mächtigsten, da regt der Geist, daß er die Masse bündelt.

Den Deutschen Ritter schiedet Eitharens rauhe und wilde Natur vom Kampfe mit nichts gerüst; je dunkelzer für ihn das Werk, je größer der Ged und Welt das Verlaß. Der erste Kriegszug geht von Samau, Eitharens nördlichem Reich herab, durch Klammen, Sprache und Reigen dem Eitharenischen Wolfe so nahe verwandt, daß es sich selbst Eitharen und nicht Samau nannte. Drei Klümpchen aus diesem Wolfe, eines Stammes und der Eitharen am Rande des Großfürsten



Freiden beschuldigt, Felsse, Sturmande und Girdelo, wandten sich, so wird uns berichtet, nachdem sie im Orbenlande die Tausse empfangen, noch im Jahre 1283 an den Landmeister um Hülfe und wußten ihn zu einer Kriegsfahrt gegen ihr eigenes Volk zu bewegen. Noch im Beginn des Winters stellte er sich an die Spitze eines starken Heeres, setzte aber sofort ins feindliche Land einbrechend, ein höheres Ziel ins Auge. Unfern von einer hohen Berg Hüten am Menel-Strome lag zwischen den Flüssen Hanse und Dobeke, jetzt Hnosselcha und Kubissa, eine heilige Insel Komowe, nachmals Komagn-Edurder genannt, Welkenoch von einem heiligen Walte umgeben, durch jene starke Burg beschützt und rings umher durch hochaufragendern Felsen umschert. Dieß war des Heiles heilichichtiges Heilichthum, der Heilichkeit seiner Götter, für den Landmeister aber um so mehr auch seine Erkennung und Vernichtung das nächste Ziel seiner Kriegshohet. Die Weheburg ward auch, jedoch erst nach einem schweren und heftigen Kampfe mit der tapfern Besatzung, gewonnen, durch Feuer vernichtet und ihre Mannschaft nicht erschlagen; das Heilichthum selbst aber angegriffen, scheint der Landmeister, durch bedeutende Verluste vor der Burg sehr geschwächt, nicht gewagt zu haben. Das schwerste Unglück traf ihn auf der Rückkehr, denn das beim Ueberschreiten des Rand-Stromes eintreffende Eis kostete ihm nicht nur seine reiche Beute, sondern auch einen großen Theil seiner Mannschaft.

Mit glücklichem Erfolge führte der Meister schon im Sommer des nächsten Jahres ein neues Streichen in die Gebiete von Garthen (jetzt Gribue), denn von dorther hatten wiederholt schon die Flüchtlinge aus Preussen, mit den Lithauern verbunden, zu Raub und Verheerung die nachbarlichen Lebenslande überschritten, ganz als Wegelöhner oder „Leislager“ den plündernden Haufen sich anschließend. Das Wichtigste bei dieser Kriegstreife aber war, daß auch der wege- und landstättige, ehemalige Häuptling der Sudauer Stomand des Ordenskreuzes folgte. Er kannte die Umgebung der Burg Garthen, wohin er sich einst selbst geflüchtet. Die Erstürmung dieser letztem kostete jedoch einen heftigen Kampf, denn als die Waffen der Belagerten nicht mehr ausreichten, wurden starke Wallen und Thürme auf die Belagerten herabgeschleudert, bis endlich die trostige Feste erlag.

mit Feuer vernichtet und die Besatzung theils erschlagen, theils gefangen war. Stenand durchzog sodann mit einem Streithaufen die ganze Umgegend, das Land, welches ihn einst als Flüchtling aufgenommen, mit Raub und Brand so lange verheerend, bis er seine Fuß nach Weste gestützt.

So hatte der blutige Krieg mit den Lütthauern begonnen. Der Landræisler überließ indeß vorerst seine weitere Föhrung theils jenen Flüchtlingen aus Lütthauen Dicksels und Prälse, theils den früher schon erwähnten Fräbentern, den kühnen Stratern, die soeben auch nicht ruhten und rasteten, das feindliche Land durch ihre Einfälle zu scheuchen und mit ihrem kleinen Raubhaufen immer von neuem zu belästigen, denn Krieg und Heide lebten sie wie ihr Handwerk, Raub zu ihrem Unterhalt, Brand und Verheerung wie ihr Spielwerk und ihre Lust, und die Waldung war ihre Asucht und Wohnung. Beide getrieben, auf schnellen Kosten sah man sie bald in Samairen, bald schreien sie Lütthauen, bald erlaubten sie an Strömern beladene Fahrzeuge, bald suchten sie die Boaten in Brand. Solch leeres und ungezügelter Kriegsgeschäft nannte man damals Streuterle; in Preussien fanden sich solcher Kriegsgesellen viele, die es als Schnapptöhnte Jahre lang als gewohntes Tagewerk trieben. Die Namen mancher von ihnen hat ihrer Kühnheit sogar in der Geschichte verewigt; solche kriegerische Bagdälle waren der schon erwähnte kühne Strater Martin Helm, der Wüthung Konrad Kiesel, der kühnentschlossene Stodemel u. a. Und wie sie, so gingen auch jene Lütthauischen Flüchtlinge oft dem Wüthen, gefährlichen Bagdäl mit lustigem Muth entgegen, moß mit Keilen, unbedeutenden Kriegshausen. So geschähe es einstmal dem kühnen Prälse, während der Hochzeitseier eines Lütthauischen Herren zur Nothzeit mit einer kleinen Schaar seiner Kriegsgesellen die fürstliche Burg plötzlich zu überfallen, wo er die Hauptlinge und Edlen aus der Nachbarschaft theils nach dem Trunkstage, theils schon im Schlafe fand, und da ihnen Zeit blieb, die Waffen zu ergreifen, so erlagen sechszig der Edlen des Landes dem feindlichen Schwerte, unter ihnen auch der Herr der Burg selbst, denn ihn galt die Noth, weil er Prälse aus seinen väterlichen Besitze vertrieben. Krätzigam und Braut, eine Schaar von Baum und Kindern der Erschlagenen sechs hundert Köpfe

mit Schlägen beladen aufgeführt man als Beute nach Königsberg. In solcher Weise ward der Krieg mit den Litauern von diesen Feindesheern mehr Jahre fortgeführt, während er von Seiten des Landes selbst ruhte.

Mittlerweile wandte der Landmeister seine Thätigkeit der inneren Verwaltung des Landes zu. Mehr Soldaten am Landeshauptmann, zahlreiche Dörfer verbannten ihn theils ihrem ersten Anbau, theils ihre stärkste Befestigung, theils eine bessere Bekanntschaft und Festhaltung ihres Gemeinwesens. Am Ufer der Dnepr erhielt Stralsburg, am Dnepr-Sees die Burg und Stadt Vöben noch im Jahre 1285 ihre Begründung, offenbar zur Sicherung der Landbesitzungen gegen Masowien, die letztern zur Abwehr der Einfälle der Litauern in das Gebiet des Letzern. Während erforde sich einer Erneuerung und Erweiterung seiner südlichen Rechte und Freiheiten; Königsberg ward für seine Verdienste in der Befestigung der Gauen mit seinem Hauptprivilegium über seine Gerichtsbarkeit, Freisheiten und südliche Gemeinverfassung belohnt. Elbing, immer schon wie ein Liebling des Landes behandelt, um diese Zeit aber durch einen großen Brand mit schweren Verlusten heimgesucht, erhielt als Ersatz eine Erweiterung seines Stadtbereichs und mehr neue Rechte; sein Handel ging jetzt schon bis Norwegen. Außerdem nahm auch die Erhebung und Befestigung des Kaffersbunds des Meisters Thätigkeit unablässig in Anspruch. Noch heute stehen seine zahlreichen Verordnungen und Vorschriften über städtischen Besitz den Bawen, mit tief er von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß vor allem aus dem Landvolke die wahre Grandskraft des neuen Staates hervortrat und den ganzen Ausbau der Lehnsherrschaft festen Halt und sichern Schutz geben müsse. Und alle diese Handlungen des rastlos thätigen Meisters um das Gelingen der Städte und um den Wohlstand des Landes, mit ihnen um so mehr auch die herrlichsten Erfolge erwarteten, als er mit gleicher Sorgfalt auf die politische Sicherheit in den Städten und auf dem Lande bedacht war, wie sein Vertheilungsverordnung vom Jahre 1286 beweiset. Dazu erlisch die Segnungen des Friedens und der freundlichen Verhältnisse mit den südlichen und westlichen Nachbarländern, die es den Kaufleuten auf Thiers mit Kulm schon erlaubten, ihren Handelsverkehr bis nach

Rußland aufzunehmen, wobei ihnen Herzog Albrecht von Brandenburg und Litauen freundlich entgegenkam.

Es gingen wieder Jahre in gebrüchlichem Frieden vorüber. Da kam im Februar des Jahres 1288 der Hochmeister Burhard von Schwanden nach Preussen, zunächst durch eine schwere Niederlage des Ordens in Livland in einer Schlacht mit den Litauern, in der selbst auch der damalige Landmeister Wilhelm von Schauenburg mit einer bedeutenden Anzahl seiner Ordenskitter gefallen war, zur Reise veranlaßt; aber auch für Preussen war seine Ankunft von Wichtigkeit, denn in einem großen Ordenskapitel zu Elbing ward vor allen auch die innere Landesverwaltung Preussens, wie nicht minder die Sorge für äußern Schutz und die Kriegsführung gegen die benachbarten heidnischen Völker in reifliche Berathung genommen und eine Verabbarung der obersten Behörden für zweckmäßig erkannt. Der Landmeister Konrad von Thierberg, seines bisherigen Amtes entlassen, ward von neuem mit der Würde des Ordensmarschalls bekleidet, denn so viele Verdienste er sich auch in der Landesverwaltung erworben, so schien er von jeher doch mehr für das Kriegswesen geeignet, und die Zeit forderte bald wieder einen tüchtigen, bewährten Kriegermann an der Spitze der Kriegsmacht. An die Führung der Landesverwaltung stellte der Hochmeister mit Zustimmung des Ordenskapitels als Landmeister des bisherigen Komthurs zu Brandenburg Reinhard von Querfurt, „ein aufrichtiger, freundlicher und steter Mann, nach wohl ein ernstes Kriegsheld“, der es auch bald bewährte, wie glücklich des Hochmeisters Wahl und wie segensreich seine Erhebung zum obersten Verwalter des Landes war; denn sobald der Hochmeister, nachdem er theils den Ausbau mehrer starken Wehburgen am Memel-Strome, namentlich der Schloßenburg oder des Hauses Dirsch und der Burg Santebut oder Ragait (wie sie nachmal genannt wurde) angeordnet, theils die wichtigsten Ordensburgen selbst auch besuchte und für ihre Befestigung hinreichend gesorgt, die Rückreise nach Deutschland angetreten hatte, war des Landes Heil und Gedeihen das Erste und Wichtigste, worauf der neue Meister seine ganze Sorgfalt wandte; und schon ein Mann von jenem hohen Alter, vor dem schon ein Leben voll reicher Erfahrungen in den Geschäften der Landesverwaltung lag, und der mit klarem

Einsicht und Besonnenheit die Erfordernisse und Pflichten seines Amtes in ihrer ganzen großen Wichtigkeit erkannte, trat er an die Verwaltung des Landes mit einem wahrhaft schöpferischen Gedanken, einem gespartigen Plane, der ihn ohne Zweifel zu dem Ehrenamte eines Meisters von Preussen mit erhoben hatte, durch den er sich aber selbst auch ein einziges Denkmal gesetzt hat.

Von Elbing an gegen Westen und vom Ordenshause Marienburg nach Norden, Abend und Mitternacht die dehnte sich damals Meilenweit eine wüste Gegend, voll großer Sümpfe und grundloser Moräste aus, die in uralter Zeit den Meereshoden bildete, bisher noch so wenig für menschliche Thätigkeit zugänglich gewesen war, daß in der ganzen weiten Umgebung nur fünf ärmliche Dörfer auf niedrigen Anhöhen hatten erbaut werden können. Entstanden waren die zahlreichen Sümpfe und Moräste vornehmlich durch die fast alljährlich wiederkehrende Ueberschwemmung der Rega und Weichsel, deren flache Strömbetten die erst hochsteigenden Wassermassen nicht fassen konnten, alle das sich diese dann Meilenweit über das niedrige Land hin ergießen mußten. Dieses bisher unzugängliche Land völlig auszutrocknen, für menschlichen Fleiß zugänglich zu machen und gegen die überfluthenden Stromgewässer zu sichern: das war das gewaltige Werk, welches der Landmeister sogleich beim Antritte seiner Verwaltung im Jahre 1288 begann. Sechs Jahre lang, also bis zum Jahre 1294, waren Tag für Tag Tausende von Menschen und Wagen in Arbeit und Bewegung, um das riesenhafte Unternehmen zu vollenden, denn viele Meilen weit mußten wie an der Rega so an der Weichsel starke und hohe Dämme aufgeworfen und so die Gerölle in ihre Gräben getrieben werden. Unter unermüdeten Mühen und Schwierigkeiten mußte man an den Ufern der Rega zwei dieser Wehrdämme über kumpfige Anhöfen und Moräste auführen und den Dammbau aufs möglichste sichern und beschleunigen, um die nun dahingehenden goldenen Tage der Viderungen von Elbing bis Marienburg für Tausende zu gewinnen. Sie sind einzig die Schöpfungen Winhards von Aurfurt; Ein Geistes seines Geistes gab ihnen ihr Dasein. „Er mochte, sagt von ihm der Chronist, eine Sache ins Werk zu setzen, an welcher nur zu denken ein anderer sich scheute.“

Und als das große Unternehmen vollendet und das Land gegen die wilden Völker gesichert war, sorgte auch Meinhard, daß es bevölkert, bebaut und bebaut wurde. Er bewilligte allen, die sich dort niederlassen wollten, eine fünfjährige Freiheit von allen Leistungen und Abgaben. Kaum aber hatte man in Deutschland von dem großen vollendeten Werke vernommen, als von dort her zahlreiche Scharen von rüstigen Kriegern und Anführern herbeizogen, die, wo es nöthig war, durch Verheerung, Verheerung und Schloßzerstörung die noch übrigen Gewässer auffingen und ableiteten, also daß nach wenigen Jahren die vormalige sumpfige und fast ganz menschenleere Wüste zu einer so fruchtbaren Fruchtbarkeit gelangte, wie sie sonst nirgends im Lande zu finden ist. Und auch durch dieses nun geschaffene Leben auf dem neu gewonnenen Lande sicherte Meinhard seinem Namen unsterblichen Ruhm. Also bemüht es sich auch hier, daß es nicht kriegerischer Muth und Schlachtengewinn allein sind, die im geschichtlichen Leben der Menschen Beachtung und Würdigung finden, sondern daß auch die Sorge für den Pflug und neue Schöpfungen im bürgerlichen und häuslichen Leben im Werke der Geschichte verewigen.

Aber auch Preussens übrige Landesherrschaften erhielten vom Landesmeister vielfache Beweise seines rastlosen Eifers in der Förderung des Ackerbaues und der Landeskultur. Zahlreiche urkundliche Verleihungen über ländliches Besitztum an Preussen nicht minder wie an Deutsche bezeugen noch heute, wie thätig er fort und fort um des Landes Bevölkerung und Gedeihen bemüht war. Welche Sorge widmete er der Betriebsamkeit und geordneten Ordnung der Felder. In seiner Zeit, im Jahre 1290 lag am Ufergebiete des Drausen-See's auf einer Berghöhe bei der alten Burg Pagel die Stadt Preussisch-Holland an, ihren Namen von Hülftlingen aus Holland erhaltend, die dort vertrieben oder freiwillig ausgewandert in Preussen sich von neuem ansiedelten und zur Bevölkerung der neuen Stadt den ersten Grund legten. Christburg erhielt nicht bloß alle Gerechtsame und Freiheiten der Kaiser, sondern erlangte sich seit dem Jahre 1290 auch des Magdeburgischen Rechtes, freier Schifffahrt auf dem Drausen und mancher andern ihren Wohlstand stehenden Bewilligungen. So hoben sich Stadt und Land aus ihrer Er-

lung und wilden Verwüsthung wider sich eaper, jenseit da auch die Bischöfe im Eifer für das Gedeihen ihrer Landbestheile, für den Anbau und die Rodung der wüsten und menschenleeren Gegenden mit dem Landmeister mittheilten, vor allen der Bischof Heinrich der Dritte von Ermland, dessen Land in den Kriegsjahren so fürchterlich gelitten hatte, daß hier und da Weidenweide kaum noch eine Spur einer menschlichen Hand zu erkennen war.

Dabei aber ließ es der Landmeister auch nicht an der nöthigen Sorge fehlen, daß im Lande unter seiner Pflage neuwachsende Leben von außenher zu sichern. Er legte das Kriegsschwert nicht aus der Hand; er trug es jenseit an der Spitze seiner gesammten Streitmacht durch die düstere Waldwildniß des Stautes hindurch an den Niemel-Ström, um dort die begrenzten und von feindlichen Anfällen bedrohten Hauwerke der neuen Burgm Ästir und Ragait oder Landeshut und Schaulauer-Burg so lange zu sichern, bis sie in ihren Befestigungen einem Heinde tragen konnten. Dieser Heind stürzte auch bald heran, denn kaum war Meinhard mit seiner Streitmacht ins Land gerückelchelt, um die von Wätern, Pögepunkern und einigen Bewohnern der andern Landschaften angesprochene Vertheidigung zum neuen Abfall vom Orden zu unterbrechen, als der Litthauer Großfürst Böden, wie es scheint, nicht ohne Theilnahme an den Umtrieben der Verschwörer in Preussen, mit einer starken Ritterknecht im Herbst des Jahres 1286 in Samland eintrug, jedoch ohne die erwartete Beute zu haben, denn das Landvoell, zuvor schon genannt, hatte sich überall mit Hobe und Gut in die Landeshuten geflüchtet. So zog der Heind, nachdem er vierzehn Tage lang das Land wech und wech durchstürmt, jenseit sich heimwärts wieder zurück; allein der Landmeister eilte ihm mit einer ansehnlichen Streitmacht nach, überfiel ihn plötzlich beim Uebergange über einen Fluß und erschlug im Kampfe eine solche Schaar, daß kaum die Hälfte der Heinde ihre Heimath wieder sah.

So hatte der Krieg mit den Litthauern von neuem begonnen und die Waffen des Ordens fanden aus Jahre lang keine Ruhe. Da dem Meister von Ermland bereits die Eroberung Samlands gelungen war, so mußte jetzt die Unterwerfung Samlands das nächste Ziel seyn, wenn der alte Plan, Preussen

und Holste's Gebiete als Nachbarlande zu vereinigen, vereinigt werden sollte; und durch den Aufbau von Rügen und Rügen hatte man sich dem Ziele schon beträchtlich genähert, denn in beiden Burgen hatte man bereits feste Stützpunkte gewonnen. Auch über die Theilung des Landes waren die beiden Meißner von Böhmen und Preussen schon einig, da der Kampf mit dem Samakiten mit vereinter Kriegsmacht aus beiden Enden erfolgen sollte. Allein es traten dem Unternehmen vorerst mancherlei Hindernisse entgegen; denn als im Winter des Jahres 1290 der Meißner von Preussen sich zum Kriege rüstete, entsagte der von Böhmen seinem Amte und als dann noch längere Zeit sein Nachfolger, der Landmeister Helt von Hohenbach den Kriegsplan wieder aufnahm und die nöthige Kriegsmacht aufbringen wollte, versagten ihm die Bischöfe, Ritter und Vasallen die Beistände, sich weigernd, ihn mit einem Heere gegen die Samakiten über die Elbe hinaus zu begleiten. Kurz hatte zwar mittlerweile der Meißner von Preussen den böhmischen Heerbefehlshaber fort und fort andernorts beschäftigt, die feste Burg Kalauze, eine der ersten in Rügen am Ufer des Wismar-Stromes, mit einer starken Heeresmacht belagert und unter ihren Mauern einen hartnäckigen Kampf befehden; es war dann dem Komthure von Königsberg Berthold Bräueren auch gelungen, die wichtige Burgfestung zu gewinnen und durch Feuer zu vernichten. Das Kriegsglück war ferner auch in mehreren andern Kriegszügen nach Rügen den Ordensmännern beständig sehr günstig, also daß dem Meißner von Preussen einst an einem Tage drei Siegesbotschaften entgegengebracht wurden; allein für die Unterwerfung Samakits war dadurch wenig oder nichts gewonnen. Es stellten sich ihr immer neue Hemmnisse und Hindernisse entgegen; sie lagen zum Theil in den veränderten Verhältnissen des Nachbarlandes Pommern und Polen, zum Theil auch in Ereignissen im Morgenlande, die nachmals in ihren Folgen auch für die Stellung des Ordens in Preussen von großer Wichtigkeit wurden.

Der Hochmeister Burchard von Schwanden nämlich, aus Preussen nach Deutschland kaum zurückgekehrt, hatte sich schon im Aufange des Jahres 1290 im Auftrage des Röm. Königs Rudolph wegen dessen Kaiserkrönung nach Rom begeben, und es war ihm dort gelungen, daß seit längerer Zeit am Röm. Hofe



ernstete Interesse an den Angelegenheiten des Deutschen Ordens wieder mehr aufzufrischen, auch im Papste Nikolaus IV. die alte Vorliebe und Barmherzigkeit des apostolischen Stuhles gegen die Ritter vom Deutschen Hause von neuem anzuregen. Nun hatten sich aber eben damals die Verhältnisse im Morgenlande so gefährlich gestaltet, daß man den Verlußt alles dessen entgegensehen mußte, was seit Jahrhunderten mit dem Blute vieler Tausende erkauft und errungen worden war. Der wunderbare Bau der christlichen Herrschaft war dort schon fast bis auf seine letzten Stützen mürbe geworden, denn außer Athen, Syon und einigen Enklaven hatte sich der Sultan von Aegypten alle andern christlichen Besitzungen bemächtigt. Der Papst hat abermals alle Kräfte und Mittel auf, um im Abendlande seine Streichhausen zur Rettung der noch übrigen christlichen Lande in Bewegung zu setzen, und es sammelte sich auch bald nicht unbedeutende Scharen, die auf Venetianischen Schiffen nach Athen überkletterten. Unter ihnen war auf des Papstes Betrieb auch der Hochmeister Burchard von Schwenden, begleitet von einer Anzahl auserlesener Ordensritter, denn für den Orden hatte insbesondere Athen immer noch große Wichtigkeit. Dort stand noch das älteste Deutsche Ordenshaus als das ganze Ordens Hauptquartier; von dort ging eigentlich immer noch die oberste Verwaltung aller dem Orden jenseits des Meeres zugehöriger Besitzungen aus; es wohnte dort noch ein besonderer Landmeister, in der Würde eines Statthalters des Hochmeisters, der eigentlich zu Athen als dem Hauptquartier des Ordens seinen Wohnsitz hatte; auch wurden dort nicht selten noch große Ordenskapitel gehalten und in ihnen die Verhältnisse des ganzen Ordens in Beratung genommen.

Raum aber war der Hochmeister im September des Jahres 1290 in Athen angelangt, als er wenige Tage darauf in einem versammeltem Ordenskapitel plötzlich und zu Aller Verwunderung seiner Mitgenossen entsagte und sich durch keine Bitten weder des Patriarchen zu Jerusalem, noch der Großmeister der Templer und Johanniter, noch seiner eignen Ordensbrüder bewegen ließ, dem Lande fernerhin vorzusitzen. Was ihn zu diesem Schritte veranlaßt habe, ist unbekannt, vielleicht war es das Mißlingen seines Planes, die drei Orden in einen einzigen zu vereinigen und zu verschmelzen. Er trat mit Erlaubniß des Papstes in

den Johanniter-Orden, fand aber bald darauf auch fand auf Rhodus sein Grab.

Da traten die Rittersbrüder zu Akkon, an ihrer Spitze der Landmeister oder Großkomthur, als des Ordens im Morgenland oberster Oberrichter, zur neuen Weiskermahl zusammen, und die Stämmen der Walscherren selbst einhellig auf den ehemaligen Landmeister von Preussen Konrad von Huchstungen, einen der geachteten und ehrenwerthen Ritter, der damals als Meister von Deutschland den Hochmeister ins Morgenland begleitet hatte. Weil es waren Tage voll schweren Kummer, als er das Amt übernahm, und es nahete schon immer mehr die Zeit, in der alles im Morgenlande für den Orden verloren gehen sollte. Es war im Frühling des Jahres 1291, als der Sultan von Aegypten in der Plünderung und Ermordung einer Aegyptischen Karawane durch einen Haufen heutzugeliger Kreuzbrüder den erwünschten Anlaß fand, um mit einer außerordentlichen Kriegsmacht vor Akkon zu erscheinen, fest entschlossen, die längst untergrabene christliche Herrschaft jetzt völlig zu stürzen. Es erfolgte eine Belagerung von mehr als vierzig Tagen unter furchtbar blutigen Kämpfen; aber es fruchtete nicht, daß die drei Rittersorden einen Hülfsanruf und eine Tapferkeit beriefen, wie kaum je in früherer Zeit. Am 18. Mai wurde die Stadt mit Sturm erobert, denn gewaltige Warfmaschinen hatten Mauern und Thürme so schrecklich vernichtet, daß es nicht mehr möglich war, den Feind länger abzuwehren. Zwar vertheidigten die Rittersorden sich noch einige Tage in ihren Wohnhäusern, die wie Burgen ummauert und stark besetzt waren, mit äußerster Entschlossenheit; sie waren zuletzt die einzigen, die dem Feinde noch Widerstand leisteten. Allein zur Rettung blieb keine Hoffnung mehr. Da ersuchten die Ritter vom Deutschen Orden ihren Hochmeister mit dringender Bitte, sie noch einmal zum Kampfe zu sehen, um da zu sterben, wo gerade vor hundert Jahren ihrer nützliche Verbrüderung begonnen hatte. Der alte Meister indeß fand es nutzlos, hier Kräfte aufzusparen, die andernorts zum Heil und Gedeihen des Ordens verwendet werden konnten; und als hierauf die feste Wohnung der Deutschen Ritter, wie die der Tempelherren und Johanniter, im Sturme vom Feinde überfallen, die Stadt an vier Enden umgeben und in wenigen Stunden Burgen und

Tempel, Häuser und Mauerwerke in Steinhaufen verwandelt wurden, glückte es den Rittern noch, ihre Rettung durch die Flucht auf dem Meere zu finden. So ging Alles für die Christenheit verloren; so fiel das erste Deutsche Ordenshaus, in welchem der Orden seine ersten Jugendkämpfe verlebte hatte, in Trümmer.

Der Hochmeister segelte mit seiner Ritterschaar nach Benedig, denn dort hatte der Orden, immer schon als Freund des Freistaates betrachtet, bereits längst einen eigenen Konsent mit bedeutenden Einkünften. Jetzt erhub der Kaiser das klostige Ordenshaus zum münchischen Haupthaus des Ordens, wo nun häufig auch die Hochmeister, regelmäßig aber, wie bisher in Aken, das Ordensoberste Schlichter, der Großkomthur, der Ordenskanzler und Episkop ihrem festen Wohnsitz hatten. Dort wurden nunmehr eine Zeitlang auch die wichtigsten Ordenskapitel gehalten.

Also war nur das Band, welches die Ordensritter bisher immer noch noch dem Morgenlande hinübergezogen, für immer gerissen und was einst schon Hermann von Salza mit dem Geiste eines Sehers in die Zukunft gesehen, war jetzt in Erfüllung gegangen: Preussen sollte in den Schicksalen der Welt der Schauplatz werden, auf welchem der Orden sich auflösen, seine Bestimmung erfüllen und seine große Aufgabe in der Geschichte für die Anpflanzung und Verbreitung christlich-deutscher Bildung lösen sollte. Deutschland und Italien, wo er einen großen Theil seiner zahlreichen Besitzungen hatte, boten ihm keine Verhältnisse dar, in denen er seine nächste Bestimmung erfüllen und die wichtigsten seiner Pflichten abzuheben konnte. In Preussen dagegen und in Livland bestanden wegen der Nähe der Feinde nur allein noch Bedrohungen, unter welchen der Orden erste Bestimmung und seine Pflicht im Kampfe gegen die Ungläubigen zum Schutze der Kirche und des Glaubens ausführbar waren. Es galt daher auch schon deshalb die Bekämpfung der heidnischen Einwohner und Samojeden nur um so mehr für das Erste, dem der Orden hier nachzugehen hatte, denn in diesem Kampfe hatte das Schwert der Ordensritter nur den Feind gewechselt, für den es zunächst im Morgenlande bestimmt gewesen war.

Für manche Anordnungen und Gesetze indes mußten jetzt nach Zerstück des heiligen Bundes, weil des Ordens Verfassung ihre Vollführung nun einmal verlangte, neue Verhältnisse geschaffen

werden, um wenigstens der Form zu genügen. So geht unter andern ein Befehl, daß jeder neue Ritter vor seiner Aufnahme in den Orden eine Pilgerreise ins heilige Land, wo möglich an das heilige Grab zu Jerusalem unternehmen solle, und die meisten Ritter mochten höher theils in Wallfahrten nach Aften, theils von Aften nach Jerusalem dem Befehle nachgekommen seyn. Um ihn auch ferner zu genügen, legte man jetzt in Preussen bei den wichtigsten Ordensburgen gewisse Orte an, die man, feierlich eingeweiht, wahrscheinlich mit einer Kapelle und einem Grabe versehen, umlegt und besetzt, Jerusalem nannte; es entstanden solche in der Nähe der Ordensburgen zu Königsberg, Elbing, Marienburg, Graudenz und mehreren andern. Sind sie auch noch-mals kein Vorfall der alten Einn und Luhe des Ordens in der Gemüthsheit des Lehens entartet und hat sich auch späterhin der ernste und heilige Sinn der Gebrüder an diesen Orten völlig verlohren, so ist doch kein Zweifel, daß sie bei ihrer Gründung eine ernste, fromme Bedeutung, eine auf die Geschichte des Ordens im heiligen Lande hingelenkte Beziehung hatten, daß sie nicht bloß das Andenken an das Grab des Herrn und an des Ordens erste Bestimmung im Deutschen Hause zu Jerusalem immer wieder gedenken, sondern auch bei verschiedenen gottesdienstlichen Festen, bei feierlichen Processionen, wie bei der Aufnahme der Ritter in die Ordensbrüderschaft u. dgl. zu bestimmten Zwecken dienen sollten.

In der That aber war es für den Orden ein Glück, daß er seine alte Heimat im Weizenlande aufgeben mußte, denn um so mehr konnte er nun die Kräfte, die er bisher weiß nutzlos nach Aften gerichtet, auf sein näheres Interesse im Abendlande, auf seine reichen Besitzungen in Deutschland und Italien, vor allem aber auf seine neugeschaffene Heimat in Preussen und Litauen verwenden, zumal da hier bald Verhältnisse eintraten, die eine Vermehrung und Vertheilung seiner Kräfte mit jedem Jahre nöthwendiger machten. Zunächst traten bedeutliche Umnutzungen im Nachbarlande Pommern. Dort herrschte noch Herzog Balthasar, aber kinderlos, auch ohne Hoffnung auf männliche Erben. Es war die Aussicht nahe, daß mit ihm der Stamm der Herzoge von Hinterpommern aussterben werde. Es hielten daher und stritten schon jetzt um die Herrschaft seiner Lande theils die Markgrafen von Brandenburg, denen er sie früher selbst als Lehen-

lande zugewiesen, theils sein Vetter Herzog Frymislav von Polen, den er längst zu seinem Nachfolger ernannt, theils auch die Herzöge Bogislaw und Otto von Pommern und sein Schwiegersohn Fürst Bzylas von Kügen, denen er wiederum ebenfalls Ausrichte und Hoffnungen auf die Erbfolge gegeben hatte. Nach die Waisenkönige und Regenten des Landes waren im Parteien getheilt; die mächtigste hatte sich der Herzog von Polen durch Geschenke und lockende Versprechungen gewonnen. Auf ihr dringendes Verlangen ließ sich der mißthätige Herzog Wlßwin bewegen, dem Herzog von Polen die Erbfolge von neuem zuzusprechen; die Städte leisteten ihm die Huldigung und er trat schon förmlich und entschieden als künftiger Landesherr auf. Aber auch die Markgrafen von Brandenburg gaben ihrer Hoffnungen und Ansprüche an Pommern's Besitz noch nicht auf; sie schlossen schon vorläufig auf Wlßwin's Todesfall Bündnisse und Theilungsträge mit benachbarten Fürsten, namentlich mit dem Fürsten Bzylas von Kügen. Also drohten bei Wlßwin's Tod in Pommern unsäglich große Ereignisse, unruhvolle Zeiten. Auch der Orden in Preussen sah auf diese Verhältnisse nicht ohne Besorgniß, denn nach Pommern mit der Herrschaft des Herzogs von Großpolen vereinigt, so trat dieser letztere im Nachbarlande mit einer Machtvergrößerung auf, die im Falle eines Krieges mit Polen für den Orden um so gefährlicher werden mußte, da sein Land nicht bloß auch vom Westen her für den Feind leicht zugänglich ward, sondern zugleich auch seine Verbindung mit Deutschland völlig gesichert werden konnte.

Nach dem andern Nachbarland des Ordens, Polen, stand in voller Verwirrung und von innerer Zersplitterung zerfallen da; fast alle bürgerliche Ordnung war aufgebrochen. Nach des Herzogs Todeß des Schwanen Tod hatte jeder der Polnischen Herzöge sich eines Theils seines Gebietes bemächtigt; jeder griff zu, wo er konnte. Die Herzöge Boleslaw von Masowien, Wladislaw Lesek von Kujawien und Frymislav von Großpolen lagen in häufigen Kämpfen wider einander; die Deutschen in Krakau, Sandomir und einigen andern Städten hatten den Herzog Heinrich IV. von Breslau, und die Herzögin Kristina, Lesek's Witwe, nach dem halapschischen Krieg den König Wenczelas von Böhmen mit ihrem Bufen ins Land gerufen, und der letztere, der sich Kujawien und dann auch Krakau's bemächtigt, nannte sich bereits auch

König von Polen. Aber auch Herzog Pygnislaw von Großpolen strebte schon, nachdem ihm die Erbfolge in Pommern völlig gesichert schien, nach königlichem Namen und Scepter. Dieser unruhige und ordnungslose Infant Polens war aber im Jahre 1291 noch in vollen Stößen, als dem Lande auch von Lithauen aus ein neuer wilder Sturm drohte.

Wo also der Orden in den Nachbarlanden hinküßte, sah er nur sturmbelegten Zeiten, gefahrerregenden Ereignissen entgegen. Der Kampf mit seinen östlichen Feinden, den Litthauern und Samaiten, hatte durchs ganze Jahr 1291 hindurch fast ohne Rast und Ruhe, theils in ständlichen Kriegszügen, theils in einzelnen Raubzügen fortgedauert, denn bald war es der tapfere Komthur von Königsberg Berthold Bröharen, der mit seinem Samaiten die feindlichen Gebiete verheerend überzog, bald kam der kühne Komthur von Balga Heinrich Jachswert bis vor die litthauische Burg Junigede, um reiche Viehherden und Scharen von Gefangenen heimzuführen, bald wagte sich der Landmeister Meinhard selbst mit seiner Reiterknecht in die Gegend Samaitens, wo jenes alte Heiligtum stand, um rings umher alles durch Raub und Brand zu verwüsten. Insofern war keiner dieser Kriegszüge von irgend wichtigen Erfolgen begleitet; man belästigte den Feind, um ihn zu ermüden, zu erschrecken und zu schrecken, und dieser Zweck ward erreicht, denn er wagte schon keine Einfälle mehr ins Gebiet des Ordens; theils schloß es aber auch die beiden Grenzburgen Rognit und Elst, immer fest mit verhasster Feindschaft besetzt, die durch Besatz und Besungen aus andern Landesherrschaften unterhalten wurde, moher die Landesabgabe des Ordensmeisters ihren Ursprung erhielt, theils war vom Landmeister eine feste Grenzwaache, eine Art von Landwehr angeordnet, die an den Grenzen der heidnischen Lande liegend die ersten Anfälle feindlicher Heerhaufen aufhalten und abwehren und die Einfälle kleiner plündernder Streifherden leicht zurückwerfen konnte. Endlich zog er auch an den Grenzen fort und fort l. g. Späher, Wartenute oder Grenzwächter unter, die alles im nahen feindlichen Lande auskundschafteten und dem nächsten Komthur berichteten, so daß man sofort von jeder Gefahr schnelle Kenntniß erhielt. Die im Lande zur Unterhaltung dieser Grenzwaachen erhobene Abgabe nannte man Warngeld.

Es war das Land dort gegen den Feind bemacht und besetzt und so gingen auch mehr Jahre vorüber, in denen zwar einige Kriegszüge in die feindlichen Gebiete unternommen wurden, keiner aber mit bedeutendem Erfolge, denn auch die Erstürmung der festen Befestigung Junigede, gegen welche mehr dieser Kriegszüge gerichtet waren, glückte weder den einzelnen Rönthenern, noch dem Landmeister selbst. Mittlerweile brachen wiederholt litthauische Raubhaufen, die Wären und Perowtschiffe in Polen benutzend, mit schweren Verheerungen in dieses Land ein und da sie meist Masowien, Kujawen und Posen nach gewohnter Art heimsuchten, so war es vorzüglich das Kulmerland, auf dessen Schutz und Sicherheit der Orden durch eine dort aufgestellte Kriegsmacht bedacht sein mußte.

Mit aber im Verlaufe des J. 1294 der Ordensbrüder Ludwig von Liebenzell, „der muthige und kühne Degen“, zum Komthur des Hauses zu Ragnit bestellt ward, gewannen allmählich auch die Kriegszüge nach Lithauen eine ungleich wichtigeren Bedeutung. Wahrmals schon hatten der Landmeister und die Schutznigen ihre Züge in die Gegend von Tregel im östlichen Theile Samaltens gerichtet, weil, wie früher schon erwähnt, nordwärts von diesem Orte in der Landschaft Waskien am Flusse Nemese der heilige Heidenkönig Nemowe lag. Dort war deshalb auch an dem Ortungen der Landschaft zum Schutz und zur Vertheidigung des Heiligtums eine so starke Wehrmacht aufgestellt gewesen, daß es die Ritter, sich muß nur mit der Befestigung der südlichen Gebiete von Posen und Gelsen begnügen, bisher nie gewagt hatten, weiter nordwärts in die Nähe des Heiligtums vorzudringen. Der kühne Komthur von Ragnit, gleich „schnell am Muth und an That“, unternahm jetzt das Wagniß, denn außer der reichen Beute, die es versprach, schien ihm auch die Vernichtung dieses Heiligtums, des Wohnsitzes des Landes-Geistes und einer mächtigen Priesterchaft, der erste und notwendigste Schritt zu des Volkes Unterwerfung. Nachdem er das vorliegende Gebiet von Posen mit Verheerung durchzogen, wo alles, was sich niederlegte, dem Schwerte erlag, brach er nordwärts hinaus ins heilige Gebiet selbst ein und munterbar genug fand er abgelebte Wärenden; keiner schien des Feindes Nähe geahnet zu haben; selbst ohne Schreckschlag war mit einemmale das ganze Heiligtum

in der Mitter Gewalt. Die Priester und des Landes gesammte Bewahner wurden aus dem Heiligthum vertrieben, ein Theil gefangen hinweggeführt, aber mehrer auch dem Schwerte geopfert, weil, wie es scheint, durch ihre Schuld ein Ordensritter bei ihrer Entfernung aus der Stättenwohnung ermordet worden war. Das ganze Heiligthum, mit Allem was darinnen war, ging hierauf in Flammen auf; Alles ward vernichtet und dem Boden gleich gemacht. Damit aber begnügt sich der reißige Rittersmann noch nicht. Die Verwüstung und den Schrecken benutzend, der seit der Vernichtung des Heiligthums das ganze Volk ergriffen, bedrängte und ermüdete er den Feind noch sechs Jahre lang durch sein stets siegreiches Schwert; er trug es fort durch alle Gebirge Samalands, vernichtete endlich durch Ueberfall die ganze in einem Hinterhalte liegende feindliche Kriegsmacht, rief die gesammte Samalandsche Reiterei auf und als er sich dann auch des größten Theils der Landes-Ebden bemächtigt, untergab sich das ganze Land oberhalb des Remei-Stromes und im Osten bis an den Fluß Rorige süßsam seinem Gebote und verhielt dem Orden Tribut. Was aber die Gewalt und der Schrecken seiner Waffen bezwungen, suchte er darauf auch durch freundliche Milde und Güte, die ihn als Menschen gienem, zu willigerem Gehorsam zu gewinnen; und es gelang ihm auch bald, durch die Bercehmen und Edlen des Landes und durch sie dann auch das Volk selbst mit unter seine Fahnen zu sammeln.

Während aber in solcher Weise die Waffen des Ordens noch aufsehnis fort und fort in Thätigkeit waren und den Landbesitzer die innere Verwaltung des Landes beschäftigte, ahnete keiner, welche sturmvolle und gefahrdrohende Lage dem Orden im eigenen Lande bevorstand. Es herrschte noch immer im größten Theile der alten Samalandscher ein mit der Ordensherrschaft unerschütterlicher und ungetriebener Geist. Das Eingehn, was der Orden zur neuen, segensreichen Gestaltung der innern Landesverhältnisse bewies, mochte von Einzelnen trotz auch in seinem Werthe erkannt und gewürdigt werden; im Allgemeinen aber betrachtete die Ordensherrschaft das Fehlen mit einer gewissen Schwere, und sie war schon seit Jahren um so fühlbarer geworden, je mehr der Orden, in seiner Herrschaft sich völlig sicher glaubend, mit seinen Geboten und Anforderungen schärfer und nachdrücklicher auftrat. Im



müssen selbst auf dem Felde und erlittenen zugleich die schmerzlichen Kriegszüge ins Ausland. Die Hethen waren wohl nicht verheerenden Aufzügen zu Herrschaften nach Samarien und Bithynien, da sie doch selten eher nie dem Lande zu Stößen gereichten, vielmehr nur dazu beitragen, die heidnischen Nachbarn zur Rache und Vergeltung durch Raub und Brand immer von neuem aufzureizen. Die Last dieser Kriegszüge aber fühlten gerade die alten Stammesbewohner am allerstärksten, denn während die Deutschen Einzeldinge, nur zur Landwehr verpflichtet und von der Heeresfolge außerhalb der Landesgränzen befreit, immer nur dann aufzogen, wenn ein Feind die Gränzen der Banttschaft bedrohte, mußten jene nach Laut ihrer Kriegspflicht, so oft es der Gebieter oder der Kommandir ihrer Gegend von ihnen verlangte, sich rüsten und Haus und Heimat verlassen, um der Fahne des Ordens zum nutzlos schmerzlichen Kampfe ins rauche Nachbarland zu folgen. Sie mochten wohl auch am wenigsten begreifen, wie es für den Orden Gesetz und Pflicht sey könnte, die Heiden ohne Unterlaß zu bekämpfen, und noch weniger mochten sie einsehen, wie sie selbst verurtheilt seyn könnten, Hebe und Leben in der Bekämpfung eines Volkes zu opfern, welches Krieg führen mußte, weil der Orden ihm keinen Frieden gönnte und welches zu Raub und Plünderung gezwungen ward, weil sehr bald fest und fest durch die Ordensritter durchwacht und durchschauert wurde.

Schon lange hatte man die Last dieser Kriegszüge mit tiefen Unwillen und mit Erbitterung getragen; längst war Ingrimm und Bitterkeit der treuesten und nutzlosen Mißfälle durch alle Banttschaften verbreitet. Noch nie aber war dieser Kriegsdienst härter und beschwerlicher gewesen, als in den letzten Jahren, da man den Feind so oft in seiner fernsten Heimat aufsuchte; und es hatte sich dieser Geist auch schon im J. 1292 kund gegeben, als auf einem Kriegszuge des Ordensmeisters nach Bithynien sich in seinem eignen Kriegsheere eine Anzahl von unzufriedenen Landbesitzern verschworen, das Ordensheer dem Feinde zu verrathen und es bis auf den letzten Mann mit Vernichten zu lassen. Die Verschwörung war damals entdeckt und unterdrückt worden, aber der Geist, der sie erzeugte, nicht erlosch. Da trafen im Frühling des J. 1293 Ereignisse im südlichen Grenzlande Preussens die Erbitterung zu vollem Ausdrucke.

Herzog Boleslaw von Masowien, durch die unpopuläre Macht des Herzogs Fryderyk von Groß-Polen immer mehr mit Beforgnissen erfüllt und bisher durch die Raubzüge der Litauer in seinem Lande immer am schwersten belästigt, hatte sich endlich gegen die wilden Verheerungen dieses Volkes nur durch ein Bündniß mit dem Großfürsten von Lithauen schützen zu können geglaubt. Nun kam aber dem Landmeister bald auch die Nachricht, daß der Herzog, die Einfälle der Litauer ins Ordensgebiet in geheimen begünstigend, eine Burg Wiens am Rarow einigen Lithauischen Raubhaufen förmlich eingeräumt habe, um ihnen von da aus ihre Raubzüge nach Preussen noch mehr zu erleichtern und zugleich auch sein Schwert und seine Muthwilligkeit zu gewähren. Da der Landmeister diese Forderung, die Raubthier aus Wiens zu entfernen, nicht fruchtete, so wandte er mit Heeresmacht gegen die Burg auf; sie ward erobert und vernichtet, bald aber im Frühling des J. 1393 ihr Neubau unter dem Schutze eines aus Lithauen herbeigezogenen Häufthausend von neuem begonnen. Dies zu verhindern, erließ jetzt der Landmeister im ganzen Lande das obermahlte Kriegsgelbte, daß jeder Weichselte sich zur Heerfahrt stellen solle, wenn er erwartete deren Widerstand vom doppeltel Feinde. Da erwartete aber zunächst in Ratungen ob der neuen Drangsale der Geist des Ungewissens und der Erbitterung in seiner ganzen Seele. Einige der entschlossensten und angesehensten Männer aus des Volkes alten Stamme, voll Jura über der Erbitterung litauischen Druud, traten zu geheimen Berathungen zusammen und fassten den Plan, das Land vom Stund der Knechtschaft zu befreien, aus der Masse der Edelmänner ein möglichst starkes Heer zu sammeln und es dem Orden gegenüber zu stellen. Man rechnete auch auf Samlands baldige Theilnahme. Vor allem sollten die wichtigsten Ordensburgen erobert und vernichtet werden. Der Landes-Edle Cabile ward zum Kriegshauptling erhoben und jedem der Häupter der Verschwörung, unter denen Samland, Stante, Trinte und Wisse als die Vornehmsten galten, eine Burg angewiesen, deren Eroberung ihm obliegen sollte. Man entsandte sofort auch einige Theilnehmer nach Samland, um auch dort die Vornehmsten der Volkte für die Sache der Freiheit zu gewinnen.

In Ratangen begann man allbald überall eilige Rüstung. Keiner der Edelmänner ahnte ihren verhänglichen Tag, denn alle meinten, es geschehe zum gebotenen Heereszuge nach Masovien. Da brach plötzlich, noch bevor das Ordensheer sich gesammelt, der Kriegshauptling Stante mit einem Streithaufen gegen die Burg Bartenstein auf und weil man nichts weniger als eines so nahen Feind gedenkt, ward sie leicht erobert und ihr Komthur Rudolf von Bedemer gefangen. Ein anderer Häuptling Miffine warf sich mit seiner Kriegsschaar vor die Burg Königsberg; allein in seiner Hoffnung auf Beute aus Samland gestürzt, mußte er sich nur mit der Beute einer Anzahl Kasse begnügen. Mittenwille lagerten sich andern Horden vor die andern Burgen oder stürzten wild in's Land umher, erschlugen die verhassten Deutschen Einflüsse, beraubten die Kirchen, mißhandelten die Geistlichen und trieben unter allerlei Grausamkeiten von Vieh und gefangene Frauen und Kinder als Beute vor sich her. Da zog eilig auf die Kunde dieser Ereignisse der Komthur von Königsberg, der mit seinem Streithaufen schon bis in die gallische Wildnis vorausgerückt war, in die erpönten Lande zurück, um den Aufbruch zu stillen; wo sein Schwert erschien, geriet in Ratangen Alles in Angst und Schrecken und weil bald kein Führer mehr an der Spitze des Volkes stand, ergab es sich überall in Gehorsam und bat ruhig um Gnade und Verzeihung beim Oberherrn. Unterdeß hatte das Feuer der Empörung auch in Samland Nahrung gefunden. Eine Anzahl verrätherischer Samländer, mit den Berischnoren in Ratangen im Einverständniß, hatten bereits Alles zur Auslieferung des Landes und zur Ermordung der dem Orden treuergebliebenen Landes-Edlen, besonders der Wüthinge, der Ordensritter und überhaupt aller Christen unter sich verabredet und vorbereitet; der Tag des Aufstandes war schon bestimmt, auch der Löhne und kriegerische Raubdiener, der Sohn eines alten Wüthings, bereits zum Kriegshauptling ernannt, als dieser selbst, nur mit Widerwillen in die Empörung gezogen, den Ordensrittern auf Königsberg den Plan der Verrätheren nach zeitig genug entdeckte. Die Urheber der Verrätherie wurden alle an einem Tage aufgefangen, auf einem zahlreich versammelten Landgericht zu Königsberg nach einer leylichen Schuld gerichtet und jämmtlich wie in Ratangen, so in

Samlas mit dem Tode bestraft, der kriegsfinstere Raubknecht aber unter mancherlei Beerohten und Freiheiten mit den aufsehnlichen Befehlen bedacht, die vermals schon sein Vater gehabt, später jedoch verloren hatte.

Damals soll auch, so berichtet die Sage, der kühne Freiknecht im Martin Selin mit vier seiner treuen Gefährten von seiner Wohnburg Genserscht aus, westlich von Königsberg am Ufer des Heffs, zu Raub und Beute hinaus ins Gebiet der Sudauer, der Sudauische Winkel genannt, gezogen sein, weil dort der Aufruhr schon begonnen. Es glückte ihnen auch die Rückkehr bis an eine Wäldung, die kaperaische Heide, wo sie nach ihres Raubes beim Mahle sich erquickten, als plötzlich ein nachfolgender Haufe junger Sudauer sie überfiel und sie alle erschlug; nur Selin entfloh der Gefahr. Dies erschütterte durch den Tod seiner treuen Stachtführer, grad er ihnen an dem Orte, wo sie gefallen waren, ein gemeinsames Grab mit einem schwarzen Kreuze. Bald darauf stieg auch ihn Gram und tiefe Schmerzmuth. Der Meister Meinhard von Marienburg ließ zuerst zum Andenken an die getreuen Ordenskrieger eine hohe Säule mit vier behelmten Hähnern errichtet haben, die oft erneuert unter dem Namen der Wäldüberfäule noch bis heute in der kaperaischen Heide zu sehen ist.

Noch in dem Tagen des Aufstandes kam der Hochmeister Konrad von Jungingen nach Preussen, begleitet vom Ordenskanzler des Haupthauses zu Venedig Konrad von Babenberg und von den Lebensrittern Konrad Sack und Dietrich von Schippen, denen wir nachmals noch als Landmeistern von Preussen begegnen werden. Der nächste Zweck seiner Reise war die Anordnung verschiedener innerer Landesverhältnisse. Als er beßhalb im Frühling des J. 1293 ein großes General-Kapitel aller Ordensgehöriger im Haupthause zu Elbing versammelte, wandte er vor allem seinen Blick nach Samland, denn es war nicht zu verkennen, daß die lange Abwesenheit der beiden Samlandischen Bischöfe Heinrich und Christian in Deutschland und das Schwanken und Wackeln in der einseitigen Verwaltung des Bisthums theils durch den Konthur von Königsberg, sowie der Mangel aller geistlichen Beistehung des Bischofs den Aufruhr im Lande großen Theils mitbewirkt hatten. Zur Förderung dieser letzten

hat jetzt der neue Bischof Siegfried von Regensburg an die Verwaltung der Kirche in Bamberg; um aber vor allem die Betheiligten seines Bischofsstuhls über das künftige ihrer Verhältnisse zu beruhigen, genehmigte und bestätigte er sofort auf des Hochmeisters und des Landmeisters Bitte alle Weichungen, Bestätigungen und Befehlungen, die bisher in der Reichsverwaltung durch die Ordensgehörigen an die Bewohner des bischöflichen Theils geschehen waren, mit Zusage aller der bereits von den Betheiligten ihnen zugewiesenen Rechte, Freiheiten und Verpflichtungen.

Der Hochmeister aber stellte er sich zur Aufgabe, aus dem Stande der Wühlinge und Landes-Edlen vornehmlich diejenigen, welche, schon früher durch ihre Abhängigkeit gegen den Orden benachtheiligt, auch in den letzten sturmvolten Tagen ihnen wieder neue Beweise ihrer Treue und Hingebung gegeben, durch neue Begünstigungen zu bedanken. Es geschah daher auf seinen Rath, daß der neue Bischof und der Landmeister einer Anzahl getreuer Wühlinge ihrer Gebiete das wichtige Verrecht bewilligten, daß im Fall ihres Todes ohne männliche Erben ihr nächster Verwandter männlichen Geschlechtes ihre Hinterlassenschaft und ihr Erbgut in Besitz nehmen dürfe, falls das selbe bisher in solchen Falle dem Bischof oder dem Orden als freiliebiges Gut anheim gefallen waren, eine für die Wühlinge um so wichtigere Begünstigung, weil dadurch der Character des Lehens für diese Güter sich mehr und mehr verlor und bestimmte Abtheilungsverhältnisse immer fester begründet wurden. Zudem ließ der Hochmeister auch die Namen aller der Edlen Landadel, die unter der Ehrenbezeichnung „der alten und neuen Wühlinge“ sich um den Orden durch That und Gesinnung so vielfache Verdienste erworben, aufs genaueste aufzeichnen, und weil wahrscheinlich unter den ständischen Bewegungen des Landes ihr Leben vielfach bedroht gewesen, so beehrte der Meister ihre Verdienste durch die besondere Begünstigung, daß auf irgend geschehene Verletzungen, Verwundung oder den Todesfall eines Wühlings ein Wührgeld von sechzig Mark festgesetzt war. Diese gesammte Rechtsbegünstigung des Standes der Wühlinge hieß damals „das große Recht der Edlen der Samlandischen Kirche.“ Wahrscheinlich ward auf demselben Kapitel zu Elbing diese Bestimmung in Betreff des Wührgeldes für die Wühlinge getroffen, während es nachmals für andere Stände, besonders für die Freileute-

brachte bald nur auf dreißig, bald auch nur auf fünfzehn Mark gestellt war.

Nachdem hierauf im General-Kapitel die Vertheilung und Einrichtung des Samländischen Domkapitels, wozu später noch die Idee kam wird, festgesetzt und vom Hochmeister bestätigt war, wandte dieser seine Thätigkeit den Verhältnissen Polens zu, wo schon seit mehreren Jahren ein bitterer Streit zwischen dem Erzbischof von Riga und dem Orden abwechselte. Herz und Kathsache hatten dort endlich zum offenen Kampfe getrieben, so daß seit achtzehn Monaten kein blutiger Kressen gelaufen werden mochte. Die Leidenschaften der Parteien aber waren in so gewaltiger Aufregung, daß auch dem Hochmeister keine friedliche Ausgleichung gelang. Er begab sich daher, mehr seiner Begleiter, namentlich den Ritter Konrad Sad als Landkomthur von Kulm und Ludwig von Schöppin als Komthur zu Elbing, in Preussen zurücklassend, über Posen nach Böhmen zum Besuche der dortigen Ordensbesitzungen. Schon im hohen Grisenalter erkrankte er zu Prag, wo er in den ersten Monaten des J. 1297 auch starb. Er fand seine Ruhestätte in der Kapelle des nahegelegenen Leidenhauses Drogowitz.

Bald darauf traten die obersten Lebensgeheimen zu einem General-Kapitel im Leiden-Hauptthause zu Bresslau wegen der Wahl eines neuen Hochmeisters zusammen; sie set einmüthig auf den damaligen Deutschmeister Graf Gottfried von Hohenlohe, Sohn des Grafen Graf von Hohenlohe und Bruders-Sohn des frühern Hochmeisters Heinrich von Hohenlohe. Dieser Summe weltgeklärter Name, seine nahe Verwandtschaft mit mehreren kaiserlichen Königen und mit den ersten und reichsten Familien Deutschlands, die schon seit langen Jahren treuherzige Anhänglichkeit und Zuneigung seiner Dynastie zum Deutschen Orden, aber nicht minder auch seine eigene Persönlichkeit, seine hohe Stellung im ganzen Orden und seine Verdienste in mehreren wichtigen Aemtern gesammelte Erfahrung und Gewandtheit in Geschäften wandten ihm alle Stimmen der Wahlberechtigten zu.

Der Landmeister von Preussen Nikolaus von Lunsfurt war diesmal nicht bei der Wahl des neuen Meisters zugegen, denn es beschäftigten ihn im Lande manche wichtige Verhältnisse. Im Osten wie im Westen drohten neue Gefahren. Herzog Böhmen

den Pommeren war bereits im Sommer des J. 1295 in hohem Alter gestorben. Kurz zuvor hatte auch Herzog Przemislaw von Groß-Polen das ihm zugesprochene Herzogthum schon in Besitz genommen und sofort sich zum Könige von ganz Polen und Herzog von Pommern feierlich salben und krönen lassen; auch für den Orden ein Schritt von äußerster Wichtigkeit, denn blieb Pommern auch fortan als Provinz des Königreiches unter polnischer Herrschaft, so war nicht bloß die Stellung des Ordens gegen die vermehrte Macht Polens höchst bedenklich, sondern auch sein ganzes Verhältniß zu Deutschland völlig verändert. Nun genoß zwar Przemislaw die Freude seiner Königskrone nicht lange; er starb schon im Februar des J. 1296 eines gewaltsamen Todes, wahrscheinlich durch einen von den Markgrafen von Brandenburg gegen ihn abgesandten Heerhaufen erschlagen; allein der Adel Groß-Polens erhob alsbald den Herzog Wladislaw Lokietz von Kujawien zum Könige, der sich zugleich auch Herzog von Pommern nannte. Auf dieses Herzogthum aber machte nun auch der junge Herzog Bessel von Kujawien-Beslau und auf Groß-Polen Herzog Heinrich von Glogau Ansprüche und endlich trat auch König Wenczeslaw von Böhmen mit Ansprüchen auf Polen und Pommern auf. So war in diesen Landen alles, was Ordnung und Gesetz hieß, völlig ausgeblüht; die Fürsten hadereten und kämpften um Adel ohne Macht und Geltung; der verarmte Adel raubte und plünderte; das Land erfüllten Gräuel, Armuth und Missethaten aller Art; keiner mußte, wer mit Recht Fürst und Gebieter im Lande heiße. So ordnungslos und jammervoll war die Lage der Dinge in Preussens südlichen und westlichen Nachbarländern.

Auch von Osten her drohten zur Zeit wieder neue Gefahren. Der Kampf mit den Litthauern noch dort seit dem Tode des J. 1296 durch die wiederholten Kriegszüge der Komture von Ragnit und Balga in die Gebiete der Heiden in alter Weise fortgesetzt, reißt nur zu Raub und Plünderung, sonst ohne bedeutende Erfolge, denn man führte den Krieg nur des Krieges wegen, weil, wie erwähnt, des Lebens Pflicht und Gesetz jedem Kampf gegen die Heiden gebieten. Durch diese anaußerordentlichen Raub- und Plünderungszüge der Ritter aber schon von selbst zur Noth aufgedrängt, bedurften die Litthauer kaum noch der Auf-

hebung des Erzbischofs von Köln zum Einfall in des Ordens Gebiet, denn Haß und Rachsucht ließen den hohen Prälaten das Verleste und Verwundungswürdige ganz übersehen, was freilich die Kirche in einem Bündnisse mit den Heiden gegen die Sünder erkannte und bestrafte. Von Reim aus hatte er freilich auch nichts zu fürchten, denn mehrere Jahre stand dort der päpstliche Stuhl unbesetzt und die Päpste, welche ihn hierauf einnahmen, kümmerten sich vorerst wenig oder nicht um die Verhältnisse des Ordens in Holland mit Preussen. Also durfte es der Erzbischof auch unbesorgt wagen, die Waffen der Lüttbauer zum Kampfe gegen die Ordensritter aufzurufen.

Es handelte aber um diese Zeit in Flandern, dem Wohnort des Fürsten Vathor, ein Geschlecht an der Spitze der Lüttbauer, der diesen Hofe ganze Hülfe gab. Er hielt die Waffen des Ordens mehr Jahre lang fernschützend in Thätigkeit. Zwar wurde am häufigsten Holland durch seine wilden Raubheeren mit Brand und Verheerung heimgesucht und dort kam es auch öfter zu den blutigsten Kämpfen, die nicht nur viele Tausende von Lüttbauern, sondern auch eine beträchtliche Zahl von Rittern und andern christlichen Kriegern, selbst auch den vorzigen Ordens-Männer Brann hinstafften; allein auch Preussen erfuhr, was der Feind seit Jahren nicht mehr gewagt hatte, jetzt wiederholt seine Plünderungs- und Vernichtungstheute. Dreimal, zuerst im J. 1296 und dann wieder im J. 1298 brach er sogar bis ins Kulmerland hervor, überfiel in dem letzteren Zuge ganz unvorbereitet die erst jüngst gegründete Stadt Stralsburg, ermordete alle wechthafte Männer, erwürgte einen Priester mit schrecklichen Martern, nahm Frauen und Kinder gefangen und schenkte in seiner Raub- und Mordgier weder Mitleid noch Menschlichkeit. Niemand fand er Widerstand, weil man nirgend seine Nähe geahnet. Erst bei seiner Rückkehr zog ihm der Kulmische Landkomthur Konrad Tod mit einer ansehnlichen Streitschar nach, erreichte ihn noch tief in der Gollubischen Wildnis, nahm ihn im Kampfe als Gefangenen ab und vernichtete den feindlichen Haufen bis auf den letzten Mann.

Der Landmeister Heinrich von Querfurt, schon mit der Würde eines sehr hohen Alters beladen, nahm an diesen Kämpfen nicht untheil. Das Kriegsschwert des eifrigeren Komthurs



die Landes überlassend, widmete er seinen ganze Thätigkeit der friedlichen Verwaltung, dem Gedeihen der Städte, der Förderung ihres Handels und ihrer Gewerbe. Die vor kurzem erst gegründete Stadt Preussisch-Holland, um deren ersten Aufbau sich Melchior besondere Verdienste erworben, erbaute sich im ersten Privilegium schon bedeutender Freiheiten und Begünstigungen und die rührigen und regsamten Holländer, die sie gründeten, erhoben sie bald auch durch eifrige Beamtenthätigkeit zu erheblicher Blüthe. Auch die Stadt Mewe, die unter dem Schutze der längst vorhandenen Burg gleiches Namens am linken Weichsel-Ufer emporstieg, verdankte dem Landmeister ihr Daseyn. Und da wie in den ältern Städten, auch in diesen neuen die größere Zahl der Bürger Deutsche waren, so gewann man auch Deutscher Geist und Deutsches Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Rechten und Gesetzen immer weitere Verbreitung und immer größern Spielraum zur Ausübung und Entwicklung, denn der auch noch im hohen Alter so regsam thätige Landmeister ließ es nicht an Eifer fehlen, den rührigen und betriebsamen Deutschen Geist im Handel, in den holländischen Gewerken und in allen Richtungen menschlicher Thätigkeit zu fördern. So erhielten Aachen, Orléansburg und mehre andere Städte die Freiheit zum Aufbau neuer Kaufhäuser und manche andere Anstalten zur Förderung des holländischen Handels und der Gewerbe. Je mehr aber die Städte sich zu Wohlstand und Blüthe emporhoben, um so vollkommener bildeten sich nun auch schon die einzelnen Handwerkszünfte, Zünfte und Gilden in ihrem eigenenthümlichen Wesen aus; und auch in die Ordnung und Regelung dieser neuen Corporationen griff der Landmeister thätig mit ein. Nicht minder war er auch fort und fort mit rastlosem Eifer um die Aufnahme und Förderung des Ackerbaues bemüht, wozu eine sehr bedeutende Zahl holländischer Verschreibungen und Verleihungen bis diesen Tag noch sprechende Beweise sind; noch keiner seiner Vorgänger hatte ihn hiein übertreffen. Und es konnte nicht fehlen: auch die Bischöfe folgten diesem Beispiele des Kaisers im eifrigsten Eifer für höhere Landeskultur in ihren einzelnen Landestheilen. Vor allen zeichnete sich hiein immer noch der Bischof Heinrich von Ermland aus. In der Gründung von Frauenberg, seit seiner Erhebung im J. 1297 von den Bischöfen Ermlands

stets wie ein Siedling gehalten und gepflegt, gründete sich Heinrich selbst kein ewiges Andenken, zugleich auch durch eine jählich an seinem Todestage wiederkehrende kirchliche Feier. Er hervor-  
ragte die junge Stadt mit väterlichem Rechte und manchen ausgezeichneten Freiheiten.

Da kam im Sommer des J. 1298 der Hochmeister Wolf-  
fried von Hohenstaube nach Preussen. Die Geschichte läßt jedoch  
seine Kurfürstenschaft für das Land fast ganz spurlos vorübergehen,  
denn vornehmlich hatte ihn der Versuch, den fortbauenden Stuhl  
des Ordens in Preussen mit dem Erzbischofe von Riga zu schlicht-  
en, zur Reife in die nordischen Ordensländer veranlaßt. Als er  
aber im folgenden Jahre Preussen wieder verließ, begleitete ihn  
auf seiner Abreise auch der Landmeister Meinhard. Er hatte  
sein Amt bereits niedergelegt, weil Kränklichkeit im hohen Alter  
seine Kräfte allzu sehr schwächte; und er sah Preussen, wo er so  
lange und so unendlich segensreich gewirkt, nie wieder, denn er  
starb bald darauf in Deutschland. Wenn aber ein alter Ordens-  
brüder von ihm einfach sang:

Wie sichtbarlich er hat verstan

Das Wort in seinen Tagen,

Das sollen auch wohl sagen

Die Welt, die er begangen hat,

so hat er diese Worte wie mit einem Seherblick in die fernste  
Zukunft gesungen, denn stürmische sagen es heute noch seine groß-  
artigen, riesenhafte Werke, durch die er durch die Stromgewässer der  
Weichsel und Nogat jähnte und begraub, wie wahrhaft meiste-  
lich er sein hehres Amt verwaltete. Durch sie rief er dort, wie  
wir sehen, eine völlig neue Schöpfung hervor und durch diese  
verherrlichte er selbst mit unvergänglichem Ruhme seinen Namen  
im Buche der Geschichte.

Zu Meinhard's Nachfolger ernannte der Hochmeister den  
obersten Ordens-Trupier im Hospitale zu Wenig-Kornau von  
Babenberg noch im Juli des J. 1299. Er hatte einige Jahre  
zuvor, wie erwähnt, in des Hochmeisters Begleitung Preussen  
gesehen, kam aber als Landmeister nie ins Land, denn er ver-  
waltete sein neues Amt nur wenige Monate. In seine Stelle  
erfolgte schon im September der Hochmeister den Ordensritter Lud-  
wig von Schippen aus Franken zum Landmeister von Preussen;

er hatte die Verhältnisse des Landes schon in seinen früheren Reutern als Komthur zu Brandenburg und Ebing näher kennen gelernt; allein der Landmeisterwürde stand auch er nur sehr kurze Zeit vor. Es hatte sich nämlich im Winter des J. 1299 eine neue Raubschaar in Litthauen gesammelt, um ins hülfe Ratangen einzubrechen. Kane indeß, der Komthur von Brandenburg, von der Befehle zeitig benachrichtigt, war mit eiliger gesammelter Wehmannschaft bis an die Gänge vorgedrückt, dort dem Feinde den Einfall zu wehren, jedoch nach mehreren Tagen, da er von jenem nichts vernahm, wieder zurückgezogen. Kaum aber hatte er sein Kriegsvolk entlassen, als plötzlich der verheerete Feind in Ratangen einfallend weit und breit alles durch Raub und Brand verwüstete und mehrer Hunderte friedlicher Bauern theils eruebete, theils in Fesseln gefangen hinwegschleppte. Da brach der Landmeister selbst mit seiner Streitmacht auf, kam mit dem Feinde in Kampf, ward aber so schwer verwundet, daß er nach einigen Wochen starb.

Der schnelle Abgang dieser beiden Landmeister aber blieb nicht ohne bedeutenden Einfluß auf einen wichtigen Plan, den der Hochmeister offenbar schon um diese Zeit mit Eifer verfolgte. Das Ordenshaus zu Breditz war ohne Zweifel nur in der Hoffnung zum Haupthaus des Ordens und einwohigen Behausung des Hochmeisters und der obersten Ordensbeamten erhoben worden, daß einst noch von da aus eine erfolgreiche Unternehmung nach Osten in Bewegung kommen und der Orden, von der mächtigen Republik begünstigt und unterstützt, um so leichter wieder in seinen einstigen Besitz im Morgenlande zurückkehren könne. Allein seit einem Jahrhundert hatte sich alles, was diese Hoffnung Anfangs erweckt und genährt, merklich verändert. Der damalige Papst Bonifacius der Achte hing zwar ebenfalls dem Gedanken noch nach, das heilige Land für die Christen einst wieder zu gewinnen, und selbst noch im J. 1299 sprach er von diesem seinem schönsten Wunsche mit dem lebendigsten Interesse. Aber indeß auf die wilden Kriegspläne hindrückte, welche damals fast in allen Reichen Europa's die Könige und ihre Völker in Bewegung setzten und beschäftigen, wer die schicksalige Stellung brachten, in welche der Papst mit den mächtigsten Königen und Fürsten des Westlandes seit Jahren gekommen war, und wer endlich

auf den hitzigen Streit hinst, den der König von Extern mit den Ritter-Orden der Tempier und Johanniter, auf die man lange so viele Hoffnungen gebaut, um weltliche Interessen führen, den mußte wohl jede Aussicht zum einseitigen Wiedergewinn der verlorenen Besitzungen im Weizenlande verschwinden.

Beschwunden war bereits auch das Vertrauen und die Hoffnung, welche früher der Deutsche Orden immer noch auf päpstliche Beihilfe gesetzt. Sein einseitiges freundschaftliches Verhältniß zur Republik war durch ihr argwöhnisches Regirungs-System längst geküht, vielleicht nicht ganz ohne des Hochmeisters Schuld. Schon seine und des Ordens Stellung zum Papste und zum Kaiser wider dem Interesse der kaufmännischen Republik wenig entsprechen; es trug davon schon die Nachricht, daß bereits zur Zeit Albrecht von Nassau die Deutschen Ordensritter zu Venedig von Seiten des Rathes beschuldigt worden seyen, als hätten sie dem Kaiserlichen Könige manchenlei geheime Verhandlungen und Pläne der Republik verrathen, und es soll deshalb schon gegen den Hochmeister Konrad von Bruchmann ein argwöhnische und mißtrauliche Gesinnung in den Senatoren geherrscht haben. Die totale Abhängigkeit aber und die freundschaftlichen Verhältnisse des jetzigen Hochmeisters zum neuen Kaiserlichen Könige Albrecht mußten nothwendig das erwachte Mißtrauen nur noch mehr steigern. Erzog nun Gottfried von Hohenlohe alle diese Umstände, sah er auf die jüngsten Ereignisse in den Ordensbesitzungen im Norden hin, auf die Größe und Ausdehnung der dort dem Orden zugehörigen Lande, auf die Nothwendigkeit einer geschickteren, vom Oberhaupt des Ordens selbst geleiteten Verwaltung derselben, beschloß er, wie oft in den letzten Zeiten die Verhältnisse und Ereignisse in den nordischen Ordenslanden des Hochmeisters Anwesenheit dort nothwendig gemacht, und wie sehr der schnelle Abgang der beiden letzten Landmeister die Ordnung und den geregelten Gang der Landesverwaltung in Preussen unterbrechen hatte, so mußte in ihm der Gedanke erwachen, wo möglich seinen hochmeisterlichen Wohnsitz und das Hauptquartier des Ordens in irgend eine Ordensburg Preussens zu verlegen. Es gingen jedoch noch weiter Bahnen vorüber, ehe dieser für Preussens Schicksal so unendlich wichtige Gedanke zur Ausführung gelangte.

## Elftes Kapitel.

Der Landmeister Helmig von Goltsch. Gottfried von Hebrant's Entfegung des Weiskramers. Der Hochmeister Siegfried von Ruchowen. Spaltung im Orden. Der Landmeister Konrad Wad. Kriegerzüge nach Litthauen. Sicherung des litthauischen Lebens mit der Landesflucht. Erwerb des Wilnauer-Landes. Erweiterung des Ordensgebietes in Pommernellen. Der Landmeister Helmig von Pleske. Eroberung Pommerns durch die Brandenburger. Danks im Heile des Ordens. Eroberung Dirschau's und der Burg Schwib. Vertrag mit Brandenburg wegen Danks, Dirschau und Schwib. Eintritt des Ordens mit dem Erzbischofe von Riga. Des Ordens Forderung an pßl. Feind. Plan zur Vertreibung des Ordens aus Preussen und Litthau. Verlegung des Hochmeister-Sitzes nach Marienburg. Des Hauptstauses Bedeutung und Wichtigkeit. — 1300 — 1309.

Als neuer Landmeister kam im Sommer des J. 1300 Helmig von Goltsch aus Thüringen nach Preussen, wo er früher schon als Vogt von Kulangen, dann mehrere Jahre als Ordensmarschall und zweimal als Komthur von Elchsburg die Landesverhältnisse hinlänglich kennen gelernt; darum eben war ihm vom Hochmeister jetzt auch die oberste Verwaltung des Landes anvertraut worden; und er hat sie, wenn auch nur einige Jahre, doch mit Ruhm und Verdiensten geführt. So friedlich gesinnt er jedoch sein Amt übernahm, so war seine erste Zeit doch voll kriegerischer Eilrnen. Die verheerenden Raubzüge der Litthauer dauerten noch fort bald durch größere, bald durch Heineren ins Land einfallende Heerhaufen; selbst einzelne Raubvögel von nur siebenzig bis achtzig Mann setzten nicht selten die nächsten Gelandsgebiete in Angst und Schrecken; aber es wagten sich nihter solche kühne Streifherden auch weit ins Gebiet von Samland hinein, plünderten und brannten Dörfer nieder, moordeten oder schleppten die Einwohner als Gefangene mit sich hinweg, und eht der nahe gefessene Komthur ihnen mit seiner Kriegerhaare beegnen konnte, waren sie raubgeschäftigt wieder an der Grenze. Die Lebensbedingungen und häufig auch einzelne Ritter versäumten gar nicht, auf ihren Streifzügen ins feindliche Land durch Raub, Brand

und Gefangennehmen Gleiches mit Gleichem zu vergelten; allein es waren alles eben nur hin und her wiederholte Raub- und Verheerungszüge; es kam nie zu einem wichtigen, entscheidenden Kampfe.

Größere Gefahr als in diesen einzelnen Streifzügen bedrohte den Lande im Winter des J. 1300; denn als eben der zum Könige von Polen erkorene Böhmishe König Wenceslas der Vierte mit Richsa, der Tochter Pyzemsclars und Erbin des Polnischen Throns, zu Posen sein Vermählungsfest feierte und die Polnischen Großen fast in'sgesammt zu Gast und Freude sich um ihn versammelt, brach plötzlich eine Streitschaar von sechstaufend Litthauern in das Dobruener Gebiet ein, weil man auskundschaftet, daß dorthin die Begier des neuen Herrn ihre Kopfscheiben und übrigen Schätze gesichert hatten. Aber nicht zufrieden mit der dort gemachten außerordentlichen Beute und einer großen Zahl von Gefangenen, überschritt eine Raubhorde vermögner Krieger auch die Drewenz, stürmte ins Kulmerland ein und plünderte mehre Dörfer aus. Sie würde noch weiter vorgedrungen seyn, wenn nicht die Kriegsmannschaft vom Kulmerlande sie zurückgeschickt, auf der Rückkehr erreicht und lebendig Mann aus dem Raubhaufen erschlagen hätte. Die Flüchtlinge aber rissen sofort auch das ganze übrige Litthauische Herz in wilder Flucht mit sich fort bis zum Narew, in dessen Wellen eine große Zahl ihren Tod fand. Der Raub aus dem Kulmer- und Dobruener-Lande fiel dem verfolgenden Ordenskittum größten Theils in die Hände.

Selbsten herrscher während Heinrich von Goldbach Verwaltungzeit überall Ruhe gegen diesen Feind, und es fielen nun nichts mehr die üblichen Bemühungen, welche der milde und friedlich gesinnte Landmeister, der Vater der Armen, — denn diesen Namen erwarb ihm seine Mildthätigkeit —, zwei Jahre hindurch auf des Landes innere Wohlfahrt und Gedeihen verwandte. Unter den Städten hob sich jetzt auch Königsberg immer mehr hervor und erreichte seinen Anfang; kurz vor dem Antritte seiner Verwaltung war neben der Altstadt für die vermehrte Einwohnerzahl die Neustadt, die nachmals sogenannte Stadt Löbenicht, vom ritterlichen Rathher Berthold Bräuhaven gegründet und mit manchen Freiheiten und Vorrechten begabt worden. Auf dem platten Lande, wo die Verheerungszüge der Litthauer den

Landmann hinweggerafft oder wenigstens verschauet hatten, lief der Landwieser neue Bewässer und Arbeiter herbei, mit seine zahlreichen Verleihungen als Zeugen seines Eifers bemessen. Und wie er in den Geheimen des Erbraz, so die Bischöfe in ihren Bisthümern, vor allem Bischof Heinrich in Emsland und Bischof Siegfried in Samland. Während jeder darauf bedacht war, theils durch zahlreiche Begünstigungen die in seinem Bisthums theils wohnenden alten Stammeskräften zu Armut, Gehorsam und beharrlicher Festigkeit im Glauben zu gerathen, theils durch Verpflanzung Deutscher Ansiedler in den Theilen seines Bisthums, in welchen das alte Heidenthum noch nicht ganz erloschen war, auch die letzten Spuren des alten Glaubens völlig zu vernichten, wandte Siegfried in Samland seine ganze Sorgfalt auf Mittel und Wege, wie das unter den vorigen Bischöfen in religiöser Beziehung so sehr vernachlässigte Samländische Volk gründlicher im Glauben belehrt und überhaupt eine festere religiöse Bildung unter den Reuekehrten verbreitet werden könne, und auch in dieser Hinsicht wirkte ihm zu Telle das neugegründete Samländische Domkapitel mit erheblichem Erfolge, wozu ihm der Bischof durch Zuweisung bedeutender weltlicher Besizungen auch bereitwillig die nöthigen Mittel an die Hand gab.

Da kam im Sommer des J. 1303 der Hochmeister Heinrich von Hohenste nach Preussen. Er hatte sich längst aus Böhme, wo er sich drängt und bekrängt fühlte, entfernt und höher weiß in Deutschland, bald in Würzburg, bald in Regensburg aufgehalten. Aber auch hier hatten die stürmischen Ereignisse in Deutschland unter Abtracht des Ersten Herrschaft, die diese Demüthigung der göttlichen Fürsten unter diesem Könige, das ordnungslöse Drängen und Treiben im ganzen Reiche und der ganze mißliche Zustand der Verhältnisse im Vaterlande ihn keine Ruhe finden lassen, vielmehr in seinem Geiste eine Besorglichkeit und Bangigkeit erzeugt, die ihn je mehr und mehr auch mit sich selbst in Zwiespalt und Zerrwürfnis brachte, so daß er erst Tage lang in die tiefste Schwermuth versel; es kamen Zeiten, in denen er sich wie durch eine unabwiderstehliche Sündenschuld in seinem Gewissen gequält und geknagelt fühlte; und in dieser unglücklichen Stimmung sah er überall die Welt nur voll Sünde und Verbrechen. Da kam der Hochmeister auch nach Preussen.

Dem nächsten Anlaß zur Reise gab ihm eine päpstliche Bulle über die sträflichen Verhältnisse zwischen dem Orden und dem Erzbischof in Bistum. Er begab sich daher auch unmittelbar nach Riga und es glückte ihm, den Friede mit dem damaligen Erzbischof Platen, einem milden und gemäßigten Manne, so weit auszugleichen, daß der Friede nicht weiter gefährdet ward. Ruh hatten aber die Unruhen und wüthen Verhältnisse, wie er sie seit einigen Jahren in Deutschland gesehen, nicht wenig dazu beizutragen, in ihm den schon früher gefaßten Entschluß, den hochmeisterlichen Wohnsitz nach Preussen als in die Hauptbestimmung des Lebens zu verlegen, noch mehr zu befestigen. Er wollte daher jetzt versuchen, ob die Gehörigen sich für die Ausführung dieses Planes gewinnen lassen würden. Vornehmlich wohl zu diesem Zwecke hatte er bei seiner Rückkehr aus Bistum ein Lebenskapitel in der Burg zu Memel versammelt, dem auch die beiden Landmeister von Preussen und Bistum beizuwohnten. Fand er hier aber schon in seinen Reden die Sittenverderbniß mancher Rittersbrüder, in seinem Vorschlage zur Schärfung des Lebensgesetzes und zur Anordnung strengerer Strafen und überhaupt in seiner Vorsehung über die noch weitigen Ritters zu einer strengeren Lebensordnung und Disciplin im ganzen Orden lebhaften Widerspruch; so traten die versammelten Gehörigen dem ihm mitgetheilten Plane zur Befestigung des hochmeisterlichen Sitzes nach Preussen noch entscheidender und kräftiger entgegen. Man fand in Allen, was der Meister vorkam, nur einen Wunsch, daß er seine Gewalt als Oberhaupt des Ordens übermäßig und gegen alle Ordnung auszubehnen strebe. Da entgegnete der Meister dem Widerspruch der Gehörigen mit den Worten: „Ich, der ich zum Meister, muß auch verstehen, wie ich es muß vor Gott am jüngsten Tage werde verantworten sollen. Da ihr mir jedoch nicht folgen wollt, so überlasse ich gern mein Amt einem andern und lege es Allen freiwillig in die Hände der beiden Meister von Bistum und Preussen nieder. Schon vor zwei Jahren war ich Willens dieses Schritt zu thun; seitdem ihr mir auch von einem zu euerem Meister erheben wollen, so weißt, daß mein Verstand es nie gestatten wird, das Amt je wieder zu übernehmen.“

So unerwartet dieser Schritt des Meisters den Gehörigen auch war, so nahen man seine Erklärung doch als eine sehr einfache



Entsagung des hochmeisterlichen Amtes und beräumte alldahin ein anderes Ordenskapitel theils zur näheren Verhandlung der hochwichtigen Sache, theils auch zur Wahl eines neuen Hochmeisters an. Mithinwirkte aber legte auch der Landmeister Ludwig von Salsbach, wahrscheinlich in Folge dieser Ereignisse, sein Amt gegen Ende des Jahres 1302 nieder und begab sich nach Deutschland. Als sein Nachfolger wurde der damalige Komthur von Thier Konrad Esch ernannt; auch er hatte bereits in mehreren Aemtern des Ordens manche Erfahrungen über des Landes Verwaltung gesammelt.

Da traten die obersten Gehilfen des Ordens, die drei Landmeister von Preussen, Deutschland und Böhmen, der Grosskomthur und der Ordenskanzler aus Venedig, sämtliche Komthure des Landes, außerdem auch die Landesbischöfe und eine große Zahl angesehenen Ordensritter im Sommer des Jahres 1303 zu Elbing zu einem General-Kapitel zusammen, in welchem auch der alte Hochmeister Gottfried von Hohenlohe erschien. Da über seine Amtentstehung noch Zweifel obwalteten, so erklärte er sie nochmals als völlig unangezogen und freiwillig, abermals hinzusetzend, daß er die Meisterräte unter keiner Bedingung je wieder annehmen werde. Also schritt man sofort zur Wahl eines neuen Oberhauptes des Ordens; sie fiel auf den damaligen Komthur des Ordenshauses zu Wien Siegfried von Frechtwangen, aus Franken, einen nahen Verwandten des frühern Hochmeisters Konrad von Frechtwangen; er hatte schon als Deutschmeister seine Thätigkeit zu dem neuen Amte bezeugt und war der erste Hochmeister, der in Preussen gewählt zu dieser höchsten Würde im Orden gelangte. Er begab sich bald darauf nach Deutschland und von da nach Venedig, denn das dortige Haupthaus galt immer noch als der eigentliche Wohnsitz des Hochmeisters.

Unter den Ordensrittern in Deutschland aber, wo Siegfried von Frechtwangen früher als Deutschmeister sich, wie es scheint, nicht überall Freunde erworben, trat bald eine bedeutende Gegenpartei wider ihn auf, an ihrer Spitze die Ordensritter Konrad von Wida und Eberhard von Staufen. Die Unzufriedenheiten gewannen auch den alten Hochmeister Gottfried von Hohenlohe, der nie mit sich und der Welt einig und zufrieden, auf ihr

Seite, ihn dahin bestimmend, daß er von nun an Titel eines Hochmeisters annahm und als der Orden's Oberhaupt auftrat. Da es ihm glückte, auch den Römischen König Albrecht und mehrere Fürsten, Bischöfe und Grafen seiner Partei geneigt zu stimmen, so forderte er nun trotz seinen Erklärungen zu Wien und Eking in seiner Macht und Würde als Hochmeister nicht nur die vornehmsten Gehetiger, sondern auch das oberste Ordenskapitel zu Benedig und in ihm den gesammten Orden so ernstlich als dringend zu schultigem Gehorsam gegen ihn auf. Dies sah man den Orden jetzt in einer höchst ärgerlichen Spaltung begriffen, denn beide Parteien beschuldigten sich, wie sie nur konnten, verlehnten sich vor Vornehmen und Reichthum, vor Klugheit und Tugend mit den abschaulichsten Schmähreden, namentlich bot die Partei Gottfried von Hohenstaufen alles auf, um auch die Ordensritter in Preussen bei Fürsten und Bischöfen ins nachtheiligste Licht zu stellen. Siegfried von Heinsberg war indes selbst sehr vollkommen im Rechte. Obwohl an der Spitze der stärksten Partei, in Preussen und Holland auch von allen Ordensmitgliedern ohne Ausnahme als rechtmäßiger Hochmeister anerkannt, ließ er nicht nur durch ein von Angereizten abgefaßtes offenkundiges Zeugniß seines Gegners Entsetzungsgewalt allgemein bekannt machen, sondern bediente zugleich auch alle Intrigue und Intriguen der Gegenpartei wider ihn und seinen Anhang auf. So dauerte nun die Spaltung des Ordens in Deutschland noch mehrere Jahre fort, denn Gottfried hielt sich mit seinem Titel als Hochmeister in seiner Partei immer noch aufrecht; allein auf die Verhältnisse in Preussen hatte dieß keinen wesentlichen Einfluß.

Hier führte der neue Landmeister Konrad Rad, wegen seines freundlichen und herablassenden Wesens allgemein geliebt und geschätzt, die Verwaltung mit ungemeiner Thätigkeit und thätigem Eifer. In den Kämpfen mit den Litthauern nahm er selbst nie Theil, denn die Feldzüge der Ordensritter in die heidnischen Gebiete und ebenso die Raubzüge der Litthauischen Streichhorden nach Preussen dauerten auch in den Jahren 1303 und 1304 ohne Rast und Ruhe fort, ohne daß sich an sie irgend welche wichtige Ereignisse knüpften. Schien es den Mönchen für den Augenblick auch als wichtiger Gewinn, daß sie sich nie Gefahr des verrätherischen Hauptmannes Drage der so oft be-  
 2-2

guten und besten Burg Cularn in Luthanen benützigen, so hatte doch noch keinen weitem Erfolg, als daß dadurch von neuem gewaltige Luthauische Streiter-Horden wiederholt ins Oberrheinische einströmten, bald in den nächsten Rheingebirgen, bald aber auch in den entferntern Gebieten von Striſberg und Luthau ihre Raubjagd und Vernichtungsthaten befruchteten. Den Luthauern galt nicht ein solcher Streifzug ins Oberrheinland wie ein Gang auf die Jagd, auf dem ihren jegliche Art von Beute genügt; den Ordensrittern waren, wie schon erwähnt, die Kämpfe mit den nahen Heiden theils Sache ihres Völkerglaubens, theils auch schon Sache der Herrschaft und eines kühnen Jägertriebes bei dem sonst so einschränkten Leben in ihren Communen. Welch Abenteuer, wie nicht selten geschah, rittenliche Lust nach Abenteueren kühne Kämpfer aus Deutschland herzu, die im Kampfe auf heidnischem Boden sich den Ritterschlag verdienen und von einem Ordensgeistlichen erhalten lassen wollten, was damals in der Ritterwelt als besonders werthvolle Auszeichnung galt, so waren die kriegerischen Komturen stets bereit, sie mit ihnen Streithaufen ins heidnische Land zu führen. So langten unter andern zu solchem Zwecke der Graf Werner von Homburg aus Schwaben, Wolf von Wüthmar, Dietrich von Elber und sein Bruder Arnold nebst mehreren andern Edlen aus dem Rheinlande im Winter des Jahres 1304 in Preussen an. Begleitet standen zwei Streithaufen gerüstet da, um die kühnsten Kämpfer ins heidnische Land zu führen. Angeführt von den Komturen zu Braunsberg und Königsberg Konrad von Löcherhagen und Eberhard von Birachung, trafen sie in die Gebiete von Warthen und Pogreuden ein, und da sich ihnen kein Feind zum Kampfe stellte, war nur Raub und Brand ihr tägliches Kriegsgeschäft. Nachdem man über tausend der dortigen Bauern theils erschlagen, theils gefangen, zog der eine Heerhaufe in die Gegend von Schwinitz, des Fürsten Burg. Ihn gegenüber auf einem Berge ließen die Ritter die Ordensfahne in der Mitte der andern Heerfahnen vom frühen Morgen bis um Mittag aufstecken. Ein Hruel aber rief aus: „wer es wagen wolle, den Edel von Rhein den Rittersnamen stollig zu machen oder wer eine Abse von ihm einen wisse, die dem Ritterthum Schmach bringe, der möge, so lange die Ordensfahne wehe, hervortreten und mit dem

Angeschuldigten den Zweikampf beginnen.“ Und da es Mittag war und keiner erschien, so erklärte man einmüthig die Edlen vom Rhein der Ritterschere würdig und die Lebnensschwüre ertheilten ihnen dann nach üblicher Sitte den Ritterschlag. In ähnlicher Weise ward häufig unter des Ordens Genossen auf heidnischen Boden der Rittersname erwecken.

Während dieser Kriegszüge mit den Birkauern beschäftigten den Landmeister fort und fort die innern Landesverhältnisse, bald Bräutigame, wie der mit dem Bischofe und Kapitel von Kulm wegen der Gebiete von Löbau und Teschen, bald Nöthigkeiten unter den Städten, wie die zwischen der Alt- und Neu- stadt Thorn über die Auslegung und Ausdehnung ihrer Stadtrechte. Ueberhaupt war die Erweiterung und das Gedeihen der Städte, die vollkommene Ausbildung und Entfaltung des innern bürgerlichen Lebens nach seinen verschiedenen Richtungen und in allen Zweigen bürgerlichen Betriebsamkeit auch dieses Landmeisters wichtigste Aufgabe, weshalb auch die meisten Städte des Landes sich so schnell im Verlaufe dieses Jahrhunderts zu so bedeutender Wichtigkeit erhaben. Marienburg erhielt ein erneuertes, vervollständigtes Privilegium; Cheßburg und die Stadt Teschen in Pommern erlangten sich jetzt des Kulmischen Rechtes, die letztere auch eine Erweiterung ihres Gebietes und mehrere Freiheiten und Gerechtsame. Auf die wachsende Blüthe und zunehmende Wohlthat der Städte, auf den kräftigen Aufwuchs eines tüchtigen Bürgerstandes in ihrem Deutschen Bereich rechnete der Orden mit am meisten zu eigener Erhaltung und Sicherstellung seiner Herrschaft im Lande; daher erhoben sich in wenigen Jahrzehnten auch überall neue Städte unter dem Schutze der Ordensburgen, so Mohrungen, Gelau an der Drewenz, Heilsberg, Heiligenbeil, Neumün, Guttstadt und Wehlisch im Samlande, Deutsch-Eilen an der Selawe Pommerns, Fischhausen bei der bischöflichen Burg Schönewitz im Samlande. Mit der Aufnahme der Städte aber und der Vervollkommenung der bürgerlichen Gewerbe hielt der Ackerbau und die Cultur des Landes immer auch gleichen Schritt, denn wie der Landmeister, so ließen es auch die Landbischöfe, vornehmlich der neue Bischof Eberhard von Samland und Bischof von Samland nicht an eigenen Bemühungen fehlen, hier müsse Landstrecken durch

neue Ansiedelungen für menschlichen Fleiß zugänglich zu machen, dort verödete Gegenden durch neue Besiedlungen zu bewohnen oder unfruchtbare Waldstrecken in fruchtbaren Acker umzuwandeln; und während man in den Städten vorzüglich den Deutschen Bürgerstand und in dem Deutschen Acker und Deutschen Betriebssamkeit immer mehr zu sichern suchte, war es auf dem platten Lande jetzt besonders der alte Stammauerbau, den man in möglichster Weise bei neuen Besiedlungen, selbst auch häufig durch völlige Verdrängung in seinen Reizen und Freiheiten mit den Deutschen berücksichtigte. Schon nicht selten wurden Preussen in ihrem künftigen Besitze mit Deutschen Rechte begabt.

Aber auch zum weitern Aufbau der Lehenherrschaft nach außenhin in die nächsten Umgebungen ward unter diesem Landmeister bereits der erste Grundstein gelegt. Die Verhältnisse in Polen und Preussen boten hiezu dem Orden den günstigsten Anlaß. Während König Wencklar von Böhmen das Scepter über Polen führte, herrschten im Herzogthum Anjou drei Söhne des alten Herzogs Bionnelli, Lesko, Pyrmislaw und Kosimir; sie hatten sich in den vaterlichen Besitz also getheilt, daß dem Aeltesten Lesko außer seinem andern Lehenstheile auch das Gebiet von Micheln, südlich an der Trennung zwischen Lothrin und Mosonien zugesallen war. Nun geschah aber, daß dieser Herzog im Kriege zwischen König Wencklar von Böhmen und dem Prinzen Karl Robert von Neapel, wofür letztem er zur Hülfe gerufen war, in feindselige Gefangenschaft gerieth. Nicht im Stande, das für seine Freilassung verlangte hohe Lösegeld aufzubringen, bot er den Orden in Preussen das Gebiet von Micheln für ein Darlehn von 180 Mark Rheiner Pfennige als Pfand an. Der Landmeister nahm es an. Im nächsten Jahre 1304 aber ward die Pfandsumme durch eine zweite Leihe bis zu 300 Mark vermehrt, dabei jedoch waren andern auch die Bedingungen gestellt: der Orden solle das verpfändete Land drei Jahre lang mit unbeschränkter Nutzung im Besitze behalten; werde es können dieser Zeit durch Abtragung der gesammten Pfandsumme vom Herzoge oder dessen Brüdern nicht wieder eingelöst, so solle es in seinem ganzen Umfange dem Orden als Eigenthum verfallen seyn. In gleicher Weise nahm der Herzog noch in demselben Jahre ein neues Darlehn gegen eine Streichung ge-

genüben liegende Landstrecke vom Orden auf. Da nun aber weiter er selbst noch seine Brüder aus Geldarmuth die bestimmten Zahlungsfristen einhalten konnten und auch noch vier noch mehr Jahre ohne Rückzahlung verübergingen, so blieb fortan der Orden im Besiz des ihm verfallenen Landes. Auf spätern, nach Verlauf von zehn bis elf Jahre wiederholte Versuche zur Einlösung der verpfändeten Gebiete ließ sich der Orden, da er sie längst als sein Eigenthum betrachtete, nicht weiter ein, vereinigte sich jedoch mit dem Herzog endlich dahin, daß er ihm zu der frühern Pfandsumme noch preihundert Mark nachzahlte. Dieß geschah aber erst im Jahre 1317. Der Herzog entsagte nunmehr allen nur irgend möglichen Ansprüchen und erklärte auch öffentlich vor seinen Brüdern das Gebiet von Wilschau für freisich und rechtmäßig an den Orden verkauft. Dennoch kam letzterer nachmals durch den Besitz dieses Landes mit den Nachbarkürfürn in Veräbrungen, die den Stoff zu unendlichen Streitigkeiten und blutigen Kriegen in sich trugen.

Noch entschiedener verfolgte der Orden sein Streben zur Erweiterung seines Gebietes in Pommern und auch hier kamen ihm die Verhältnisse des Landes günstig entgegen. Wir höreten bereits, daß er schon im Jahre 1276 durch eine Schenkung des alten Herzogs Sombor zum Besiz des ganzen Gebietes von Wore gelangt und selbst auch das Kloster Pelplin ihm schon zugewiesen war. Der Streit, den er wegen jener Schenkung mit Herzog Wistwin und wegen behaupteter Ansprüche auf das Land mit dem Kloster Elblö mehrer Jahre lang geführt, war im Jahre 1283 zu seinen Gunsten ausgefallen worden; das Kloster hatte gegen eine Vergütung, die ihm der Herzog an anderweitigen Besitzungen gewährte, auf seine Ansprüche Verzicht geleistet und der Orden galt seitdem unbestritten und unbeschränkt als rechtmäßiger Herr des Gebietes von Wore, wo bisher auf der dort errichteten Burg ein Komthur gesessen hatte und unter deren Mauern, wie wir höreten, auch schon eine Stadt entstanden war. Damit hatte der Orden sich bis jetzt begnügt; nun aber führten ihn Glück und Gunst weiter. Seit dem Jahre 1300 war der König von Böhmen, im Besiz der Krone Polens, zugleich auch als Herr von Pommern aufgetreten und die dem mächtigen und einflußreichen Grafen Swerze, Wobowen von

Danzig und dessen Sohn Peter vielfach bewiesene Begünstigung, wie seine Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit und die Klöster des Landes hatten nicht wenig beigetragen, in der Zuneigung und Ergebenheit des Volkes seine Herrschaft zu befestigen. Auch der Orden in Preussen hatte sich ihm mit fernwärtlichen Bewilligungen zugewandt, denn je besorgter ihn die Vereinigung Pommerns mit der Krone Polens für seine künftige Stellung gegen das Nachbarreich gemacht, um so entschiedener scheint er sogleich auf des Böhmisches Königs Seite getreten zu seyn, als man diesem die Herrschaft Polens und Pommerns übertrug, zumal da das Böhmisches Königthum seit alten Zeiten dem Deutschen Orden sehr geneigt war; und er blieb diesem Hause auch noch treu, als nach des Königs Wenzel's Tod im Jahr 1306 dessen Sohn Wenzel seinem Vater wie auf dem Thron Böhmens, so in der Herrschaft über Polen und Pommern folgte. Die Könige aber belohnten diese treue Ergebenheit des Ordens durch eine ansehnliche Gütervergabeung, die für diesen um so wichtiger war, weil sie das Ordensgebiet von Rewa berührend dieselbe noch bedeutend vergrößerte.

Da traten nun aber im Jahr 1306, als der junge König Wenzel seine Thronbesteigung in Böhmen beschloß, die Markgrafen von Brandenburg von neuem zur Schauprang ihrer Ansprüche auf Pommern hervor, und ihr erster Schritt, indem sie sich sofort wieder der Neumark am nächsten liegenden Gebiete bemächtigten, bewies sogleich, daß sie ihre Rechte mit Aufwendung aller Macht geltend zu machen entschlossen seyen. Wenn der junge König, dem schicksal mehr daran gelegen war, sich seinem jugendlichen und ausschweifenden Leben ungehindert hingeben zu können, als unter Kriegsmühen den Besitz Pommerns zu behaupten, benutzte schon das Waffenglück der Brandenburger durch das Anbieten eines Vergleichs, nach welchem er ihnen Pommern gegen Freigebung der ihm von seinen Vater verpfändeten Markgrafschaft Meissen ohne weiteres einzuräumen versprach. Während er hinüber aber bis ins Jahr 1306 mit den Markgrafen unterhandelte, knüpfte er zugleich auch Friedensverhandlungen mit dem Herzog Wladislaw Bolisl von Rußland an, den schon früher der Adel Groß-Polens zur Herrschaft anzu setzen zu haben gesucht hatte. Sie wurden glücklich durch den

Landmeister Konrad Soth eingekletter; durch seine Vermittlung kam auch bald ein Waffenstillstand zwischen dem Herzog und dem Böhmischem Hauptmann Paul von Paulstein zu Stande, während dessen Dauer über einen festen Frieden unterhandelt werden sollte. Die letztere Soth dieser Verhandlungen war der Landmeister, denn er mochte, wie es scheint, die Markgrafen von Brandenburg noch weniger als die Herzoge von Polen als Herren von Pommern auftreten sehen; es lag im Interesse des Ordens, das Herzogthum auch fern der Krone Böhmens zu sichern.

Diese schwankenden Verhältnisse in Pommern trugen abermals dazu bei, das Ordens Besizungen dort zu erweitern. Für niemand nämlich war die Aussicht zum Frieden zwischen Polen und Böhmen unersesslicher, als für den bisher unter der Böhmischem Herrschaft so einflussreichen und vielgestalteten Wohnort von Danzig Graf Swerze und seinen Sohn Peter von Neuenburg, welcher von Wenzelas, dem Vater, für seine Verdienste und aufgewandte Kosten mit der Stadt Neuenburg und einem Landgebiete von sechs Meilen belohnt, bisher das reichste Amt eines Hauptmannes von Pommern verwaltet. Ohne Vertrauen zu dem jungen characterlosen König von Böhmen, der durch sein den Brandenburgern gemachtes Verbiten droheten, daß er auf Pommerns Besiz kein besonderes Gewicht mehr lege, konnten sie auch nicht ohne Besorgniß der Zeit entgegensehen, in welcher nach hergestelltem Frieden Herzog Blasius von Rußland wieder als Herr von Pommern auftreten werde, denn es war sehr zu fürchten, daß dieser ihnen nicht nur die vom Böhmischem Könige erhaltenen Landbeschenkungen und vielfache Begünstigungen wieder entreißen, sondern auch ihre bisherige Pommern und Kreze zum Könige in schwere Forderung bringen werde. Sie hielten daher, um zuvor noch, was irgend möglich, zu thun, dem Orden einen Theil ihrer Erbgiüter zum Verkaufe an, unter dem Vorwande, mit der Verkaufsumme die in ihren Ämtern auf das Land verwandten großen Ausgaben zu decken und sich ihre Armut zu erleichtern. Der Orden aber ergriff gerade die dargebotene Gelegenheit zu neuen Erweiterungen, die ihn in seinem Besiz jetzt wieder tiefer nach Pommern hinein führten. Es war um dieselbe Zeit, als die Schenkung einer



bedeutenden Landstraße vom Herzog Semow von Dobrin, mit sich selber das ewige Heil seiner Seele und die beständige Freundschaft des Landmeisters und des Landkenthers von Kulm Büncher von Schwarzburg erwerben wollte, den Orden die Aussicht stellte, von da aus, in der Nähe des Rikselauer-Landes, auch noch weiter in die benachbarten Pölnischen Gebiete hineinzuweichen.

Plötzlich aber gewannen die Verhältnisse der Nachbarlande eine andere Wendung. Der Böhmishe König Wenzeslas ward im August des Jahres 1306 bei einem Aufstande zu Olmütz ermordet, der letzte Sproßling des Primislawischen Stammes, der sechs Jahrhunderte hindurch über Böhmen geherrscht hatte. Herzog Wladislas, in den Gebieten von Arasau, Sandomir, Si-radka, Langz und Dobrin bereits als Oberherr anerkannt, eilte sofort nach Pommern, um auch hier seine Herrschaft fest zu begründen, bevor noch die in Pommern beschäftigten Kräfte der Brandenburger weiter vorbringen würden, und die Großen des Landes künftigen ihm allgemein als ihrem Herrn. Als ward Pommern mit Polen wieder vereinigt, doch schonte vorerst noch Wladislas die Anhänger des Böhmischen Könighauses; Graf Swenja blieb noch in seinem wichtigen Amte als Beisitzer von Danzig; nur sein Sohn Peter von Rosenberg mußte, wie es scheint, seiner Hauptmannschaft über Pommern entlassen, die von ihm bisher besetzten Burgen dem Herzoge übergeben, der sie den Herzogen Pyemislav und Kasimir von Kujawien überließ.

Für den Orden konnte diese Umstellung der Verhältnisse in Pommern keineswegs erwünscht seyn; allein er mußte geschehen lassen, was ja letzters nicht in seiner Macht stand. Zudem waren schon seit dem Anfange des Jahres 1306 in Preussen Ereignisse eingetreten, die hier seine volle Thätigkeit in Anspruch nahmen. Der Kampf mit den Heiden im Osten beschäftigte seine Kräfte von neuem. Die Eroberung der Hauptburg Garthen war jetzt das Ziel von zwei wiederholten Kriegszügen; es gelang auch dem tapfern Ordensritter Albert von Hagen, mit seiner auserlesenen Schaar, die vollreich besetzte Festung zu erklimmen, zu plündern und von Grund aus zu vernichten; allein die starkbesetzte Hauptburg zu gewinnen, glückte dem Komthur von Königsberg Gerhard von Birnberg trotz eines muthigen Kampfes nicht.

Da starb der Landmeister Konrad End im Sommer des Jahres 1306 aus dem Genuß des Lebens zurück. Nachdem er sich in der letzten Zeit seiner Verwaltung noch viel mit der Ordnung der innern Landesangelegenheiten beschäftigt, lagte er sich hier wegen Kränklichkeit nieder, um seine letzten Tage in Ruhe in dem von ihm übernommenen Komthur-Amte der Ordensburg zu Gelub zu verleben. Dort erkrankte er auch noch einigen Jahren, und ungetheilte Liebe und Zuneigung folgten ihm ins Grab, denn in ihm, sagt der Chronist, vereinte die Zeit einen Mann, der Gott und Menschen sehr angenehm gewesen. Sein Nachfolger im landmeisterlichen Amte, der bisherige Komthur von Elberburg Sieghard von Schwarzburg, stand seiner Würde nur wenige Monate vor und die Geschichte geht fast schweigend von ihm vorüber, denn auch an dem unter seiner kurzen Verwaltung fortgesetztem Kampfe mit den Bittauern nahm er nicht selbst Theil. Nachdem ward das Landmeister-Amte eine Zeitlang nur stellvertretend verwaltet, bis der zu Sieghards Nachfolger ernannte Graf Heinrich von Pleßle, aus dem alten Geschlechte des Stammesclasses bei Wernburg entsprossen, aus Deutschland in den ersten Monaten des Jahres 1307 in Preussen ankam und die Verwaltung übernahm.

Mit ihm aber zog auch neue Schwierigkeiten gegen die Heiden ins Land. Es war nämlich um diese Zeit eine, daß häufig Kisten oder Verwandte beim Tode ihrer Angehörigen, zumal wenn solcher plötzlich und unerwartet erfolgte, gewisse Summen für Söldner ansahen, welche nach Preussen zogen, um da zum Heile der Verstorbenen gegen die Heiden zu kämpfen, denn man hielt solche gottwohlgefällige That für der Seelen Seligkeit förderlich. So galt der Glaube und Gebrauch damals in Deutschland, so auch in Böhmen. Hier aber hatte der Bischof Johannes von Prag in Erfahrung gebracht, daß nicht selten betrügerische Söldner nach Empfang der Geldsumme statt nach Preussen in andere Länder gewandert waren oder auch in Preussen angelangt, hier nur so kurze Zeit verweilt hätten, daß sie dem Orden keine oder nur geringe Hülfen in seinen Heidenkämpfen bringen konnten. Er hatte daher in seiner Diöcese die Aufforderung erlassen, man möge, sobald von den Geistlichen solcher Verbindnisse selbst nicht zuverlässige Menschen zu einem

zage nach Preussen ausdrücklich bestimmt liegen, die aufgesetzten Selbstmännern lieber den Ordensrittern in Preussen selbst überweisen, weil diese in ihren Kämpfen davon einen gewandrigeren Gebrauch zu machen pflegten. Solche Edelknechte waren es zum Theil, aber zum Theil auch vornehme Ritter, wie der edle Graf Johann von Sponheim, Graf Adolf von Binsheim und mehrere andere edle Herren, die wohl früher schon den Ritterschlag auf heidnischen Böden erhalten, nicht aber jetzt zu erlangen hofften, welche dem neuen Landmeister nach Preussen gefolgt waren. Die milde Winterung des Winters verzögerte in dem vorerst ihre Hoffnungen. Mit um so größerem Eifer setzten hierauf der kühne und stets kampffertige Konthar Belrad von Raguit den Krieg gegen die östlichen Heiden ohne Unterlaß mehrere Jahre lang fort, bald mit glücklichen, bald mit minder bedeutenden Erfolge, jedoch ohne daß seine wiederholten Kriegszüge nach Samallen in irgend wichtigen Ereignissen besonders bemerkenswerth hervortraten; sie galten meist nur bald der Erstürmung einer Burg, bald der Verheerung irgend eines Gebietes, oder dem plötzlichen Ueberfalle der Besatzung einer Ortschaft; es kam nie zu irgend einem entscheidenden, großartigen Kampfe. Häufig nahm an diesem Kriegsgeschmeiß auch der Ritter Dietrich von Alenburg, der nachmalige Hochmeister, damals noch Ordensknecht im Convent zu Raguit Theil.

Winterweile aber bereiteten sich im westlichen Nachbarkande mit dem Ende des Jahres 1307 auch für den Osten und überhaupt für ganz Preussen höchst wichtige Ereignisse vor. Peter von Neuenburg, tief gekränkt durch die Entlassung aus seiner hohen Würde und durch die Zurücksetzung, die ihm von Blaklav, dem neuen Landesherrn widerfuhr, Abt dieß auch von diesem in der Forderung einer bedeutenden Summe als Ersatz für die von ihm und seinem Vater zum Besten des Landes verwandten Verwaltungs- und Kriegskosten zurückgewiesen und unbesiegt, warf sich aus Noth jetzt den Markgrafen von Brandenburg in die Arme und trat mit ihnen in ein heimliches Verständniß, um ihnen die Erwerbung der Herrschaft Pommern zu erleichtern, für welche sie fort und fort alle ihre Kraft aufboten. Der verrätherische Plan, ihnen eine Anzahl Burgen und Städte in die Hände zu spielen, ward jedoch noch vor der

Leibführung entdeckt und Graf Peter von Rosenberg selbst seinen Vater gefangen genommen und nach Kralau in strengen Verwahr gebracht. Auf die Furcht vieler vornehmten Verwandten indes bald wieder gegen die Gefisstellung zweier Brüder des Grafen Peter in Freiheit gesetzt, entfloß dieser mit seinem Vater, da es Peters beiden Brüdern gelang, ihrer Haft zu entkommen, zu den Markgrafen, von dieß zur Förderung ihres Planes zu unterstützen, und sofort rückte nun auch im Sommer des Jahres 1308 das markgräfliche Kriegsheer unter Raub und Brand in Pommern weiter und weiter vor, also daß es, ohne bedeutenden Widerstand Städte und Burgen erobrend, im Anfang des Septembers bis unter die Mäuren von Danzig gelangte. Diese Hauptstadt Hinterpommerns zu gewinnen, war für die Brandenburger von äußerster Wichtigkeit und sie gewannen sie ohne alle Gegenwehr, denn die Danziger, größtentheils Deutsche und der Herrschaft Polens von jeher abgeneigt, deshalb auch mit der Peinlichen Besatzung der Burg in beständigem Zwist, öffneten gerne und freiwillig den Brandenburgern die Thore.

Die feste Burg zu Danzig aber, von Peinlicher Mannschafft besetzt, ward von dem Burghauptmann Albert und dem Landrichter Bogusla aufs tapferste vertheidigt, jedoch auch mit nicht minderer Anstrengung von den Brandenburgern fast täglich belagert, weil man sie gewinnen wollte, bevor noch Blasidlaus aus Polen mit neuer Hülfe herbeikommen könnte. Und bald entstand auch der Besatzung die Hoffnung zur Eretzung; Mangel an Lebensmitteln ließ bereits eine baldige Uebergabe der Burg besürchten. Da eilte Bogusla, heimlich zur Nachtzeit aus der Burg entkommend, zum Herzog nach Polen, ihm die Belagerungsgriffe der Burg und die Gefahr für den Besitz ganz Hinterpommerns bei ihrem Verluste zu melden. Er rieth ihm, statt mit eigener Mannschafft der Burg zu Hülfe zu kommen, die nahegeheßenen Ordensritter in Preussen am Reichthum anzusprechen, welche sich zum Kriege gerüstet, dem Herzog auch nicht abgeneigt, gewiß gerne seinem Wunsche entgegenkommen würden. Da Blasidlaus den Rath billigte, begab sich Bogusla eilig zum Landmeister Heinrich von Dieke und sprach diesem und dessen Gehilfen für des Herzogs Befehl verbindlich. Man kam in einem Vertrage überein: der Orden solle auf ein Jahr die

Hälfte der zur Vertheidigung nöthigen Besatzung auf der Burg zu Danzig auf seine Kosten stellen und unterhalten, nach Verlauf dieser Frist seine Kosten dem Herzoge zu Wiedererstattung berechnen, die Burg jedoch zu räumen nicht eher verpflichtet seyn, als bis ihm Alles zur Verfügung entrichtet sey.

Sofort sandte der Landmeister eine ziemlich starke, wohlgerüstete Kriegsmacht unter der Führung des Landkomthurs von Kulm Günther von Schwarzburg nach Danzig hinüber. Die Burg ward gestreift, als daß die Vertheidigung der einen Hälfte, wahrscheinlich der Hoeburg des Ordensritters, die andere den Polnischen Hauptleuten überlassen ward. Diese thaten sich bald nicht mehr auf die bloß abwehrende Vertheidigung beschränkend, wagten öfter in Ausfällen auch selbst Angriffe auf die Belagerer und es glückte ihnen, diese durch unablässige Kämpfe immer tiefer in die Stadt zurückzudringen. Da nun aber der Winter nahte und die Hoffnung einer baldigen Eroberung der Burg immer mehr verschwand, so hoben die Markgrafen die Belagerung auf und zogen, eine mäßige Besatzung in der Stadt zurücklassend, aus Pommern hinweg. Indes konnte diese letztere dem mächtigen Aufstrome der Burgmannschaft nicht widerstehen, ward übermüdet und größten Theils erschlagen.

Da trat der Hauptmann Bogussa, als die Gefahr befeitigt war, mit dem Verlangen auf, die Ordensritter sollten ihm die Burg frei übergeben und nach Preussen zurückziehen. Sie weigerten sich dessen, weil in dem Vertrage nicht nur ihr Hülfedienst auf ein Jahr, sondern zuerst auch die Wiedererstattung ihrer Kriegskosten bedungen war; es kam zu bitterm Bemerken, bald auch zu heftigen Drohungen, bis endlich eines Tages der Hauptmann Bogussa nebst den übrigen Polnischen und Pommerischen Edlen plötzlich von den Rittersn überfallen, in Verwahr gebracht und die Polen öftmahl aus der Burg vertrieben wurden. Nun es aber so weit schon gekommen war, eilte der Landmeister selbst mit einer bedeutenden Heerschaar nach Danzig hinüber. Es war am 14. November des Jahres 1308, als zur Nachtzeit die Besatzung der Burg in die Stadt einbrach, um die Polen aus ihr zu vertreiben. Es erfolgte ein heftiger Kampf, in welchem nicht bloß eine bedeutende Anzahl von Polen, sondern auch viele Bürger und andere Bewohner Danzigs, die sich zu Gunsten der

Polnischen Besatzung in das Gefecht mit einleiten, den siegreichen Waffen der Ritter erliegen. Die Polnische Mannschaft ward aus der Stadt vertrieben und also fiel nun auch diese in des Ordens Gewalt.

Hier aber konnte der Orden schon keineswegs mehr stille stehen; es galt jetzt das Recht der Waffen. Vor allem mußte nicht nur Danzig Besatz gesichert, sondern auch die Verbindung dieser Stadt mit dem Gebiete des Ordens an der Weichsel offen und frei erhalten werden. Dazu war die Eroberung Dirschau's am Ufer dieses Stromes notwendig und der Landmeister brach sogleich von Danzig auf, um es zu erörmen. Es gab aber damals auf der Burg zu Dirschau neben einem besondern Befehlshaber der Besatzung Wladislaw's Kasse Herzog Kasimir von Rußland als Statthalter über das ganze Gebiet. Erscheint durch die Nachricht vom Heranzuge des Ordensheeres und an der Rettung der Burg verzweifelt, begab er sich — so lautet einige Berichte — eiligst in des Landmeisters Krieglager, theilte ihm um ihn um Schonung für die Burg zu bitten, theilte ihm an die frühere nachbarliche Freundschaft und an geleistete Hülfe zu erinnern. „Vertheilt eure Burg, erzeignete ihn der Meister, wenn ihr vernüfft; magt ihr es aber nicht, so behaupten, so gehet frei mit dem Urtigen von dannen!“ Während jedoch der Herzog im Lager noch verweilt, ward auf des Meisters Geheiß die Burg umlagert und besetzt, als daß Kasimir sich gemüthigt sah, das Anerbieten eines freien Abzuges mit den Seinen ohne weiteres anzunehmen. Nach andern Berichten soll jedoch die Besatzung heftigen Widerstand geleistet, den Ordensheere empfindliche Verluste beigebracht und endlich sich durch die Hungers gerettet haben, die Burg aber mit Sturm erobert in Flammen aufgegangen seyn.

Da entbot Herzog Wladislaw, nun wohl erkennend, wie anfang er gehandelt, daß er den Orden da hatte hinstehen lassen, wo er selbst mit dem Schwerte hätte stehen sollen, durch eine Gesandtschaft dem Landmeister eine persönliche Zusammenkunft. Sie fand zu Krasowich in Rußland Statt; allein seine Hoffnungen, durch selbstige Vorstellungen, durch Ermahnungen an früher erwichene Wohlthaten und Begünstigungen zu erringen, wozu seine Waffen nicht hatten erzwingen können, ging nicht in Erfüllung.

Der Bischof Dancig, erwiderte der Woiw, siehe dem Herzog frei, sobald er dem Leben laut dem Vertrage die Kriegskosten in der Summe von hunderttausend Mark Böhmischer Groschen vergelte. Da dem Herzog die Forderung übermäßig hoch gerieben schien, suchte er eine schiedsrichterliche Urtheilung; allein der Landmeister verwarf eine solche und also brach nun Wladislaw voll Zorn und Erbitterung alle Unterhandlungen ab, unerschütterlich über die fernere Schritte, die er jetzt zu thun habe. Waffen gegen Waffen zu stellen war ihm unmöglich, denn einer Seits lag er zur Zeit noch fest und fest in Kriegshandeln mit Herzog Heinrich von Böhmen und mit den Markgrafen von Brandenburg, anderer Seits drohete im Osten die immer wiederkehrende Einsälle der Litthauer, gegen die er das Schwert nie aus der Hand legen durfte.

Diese Bedrängnisse des Herzogs aber erkannte und benutzte der Orden; er hatte bereits sein Ziel gesetzt, es war der Besitz Ostpreussens, und er ging über, da Herzog Wladislaw seine Anforderung fast unmöglich erfüllen zu können schien, nun mit um so festerem Schritte entgegen. Um die Weichsel zu beherrschen, mußte jetzt dem Herzog der letzte feste Punkt an diesem Strom, die alte Burg Schney entzogen werden. Es war dieß freilich eine so Kühne als äußerst schwierige Unternehmung. Zwei die Burg von andern Seiten einschließende Ströme, die Weichsel und das aus den Wäldern Pommerns herabströmende Schwarzgawasser, die sie so eine natürliche Schutzwehr bildeten, im Süden eine stark ummauerte Vorburg, überdieß eine so außerordentliche Befestigung durch Wehrmauern und Wehthürme, wie sie in solcher Größe und Höhe an den Ordensburgen selten zu sehen waren, und endlich eine sehr zahlreiche Besatzung, die durch die Mannschaft aus Dirschau noch ansehnlich verstärkt worden war: das alles stellte dem Belagerer mächtige Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen. Befehligt wurde die Besatzung von dem Castellan Begunil; auch Herzog Kasimir hatte noch Dirschau's Verlust sich in die Burg geschickt.

Der Landmeister begann die Belagerung noch vor dem Ende des Jahres 1308, da die beiden gefrorenen Ströme den Zugang möglichst erleichterten. Aber über einen Monat waren die Belagerungsanstrengungen ohne Erfolg in beständiger Bewegung und

alle Insurren des Erbendvells wurden von der Besatzung mit standhaftem Muth und immer mit Glück zurückgewiesen. Es war kaum eine Aussicht, die in ihren mächtigen Wehthürmen so gepfeilt dastehender Burg durch Waffengewalt zu gewinnen. Da soll es endlich dem Erbendvells gelungen seyn, einen in der Burg sich befindenden Pommerischen Edelmann Cyber- wig durch Besetzung auf ihrer Seite zu ziehen; er durchschloß, wie erzählt wird, in einer Nacht die Thoren aller Wallen und anderer Vorwerke und ging dann zum Feinde über. Als darauf am Morgen von den Belagerten ein neuer Sturm auf die Burg gerichtet ward, fand zwar die Besatzung mit Schwer- den alle ihre Vertheidigungswaffen unbrauchbar, wehrte sich je- doch gegen den Feind mit Stangen und herzogschlauberten Edel- nern noch mehr Tage mit äußerster Tapferkeit. Da aber end- lich auch diese Waffen verbraucht waren, hat man um Waffen- stillstand auf einen Monat mit dem Versprechen, die Burg zu übergeben, wenn sie binnen des nicht Hilfe gekomme. Er ward gewährt, weil auch des Erbendvells Kriegsvolk in der Winterzeit der Erholung bedurfte. Herzog Blasius, eiligt von den Be- drückten der Burg benachrichtigt, theilte auch in den Wirt- then und Wirtin schied bald sehr beschäftigt, sendte zwar eine Beihilfe unter der Führung des Castellans Andreas von Kob- berg; allein es gelang der Burg weniger an Mannschaft als an brauchbaren Vertheidigungswaffen. Uebertief setzte auch der faumstige und muthlose Castellan, durch die Seile des Feindes geschreckt, noch ehe er ihn gesehen, mit seinem Kriegs- volk wieder zurück und so mußte nun die Burg, nachdem sie zehn Wochen belagert gewesen, sich dem Feinde ergeben. Den Belagerten, unter ihnen auch den Herzogen Pyzantlas und Kasimir, gewährte man freien Abzug.

Aber nicht blieb die drei wichtigsten Haltpunkte am Weich- sel-Ström, Danzig, Dirschau und Schanz waren in solcher Weise für den Erbend gewonnen, sondern es hatten sich mittein- wille verschiedene Erbendvells mit ihm Hirtshaus bereits auch mehrere milder besetzten Städte, als Konitz, Tschel, Schlesau u. a. bemächtigt, als daß nur schon der größte Theil Pommerns unter des Erbendvells Gewalt stand; und überall macht er die Strenge und Herrschermacht des Erbend geltend.



Kitter und Edle, sobald sie wegen ihrer Abhängigkeit an den Herzog von Polen verdächtig erschienen, wurde man aus ihrem Gebiet. Danyig verlor seine sämmtlichen Besitzungsgewerke; nur die Burg blieb fast besetzt. Andere Städte wurden hochbesteuert und mit schweren Abgaben belastet. Am strengsten verfuhr man mit der Stadt Dirschau. Da das Eigenthum ihrer Bürger zu dem vom Orden verlangten Schadenersatz für große erlittene Verluste nicht hinreichte, so mußte am Pfingsten des Jahres 1309 die gesammte Bürgerschaft die Stadt verlassen, ohne je wieder dahin zurückkehren zu dürfen. Der Landmeister hatte dabei, wie es scheint, nur den Zweck, die verdächtige Bürgergemeine zu zerstreuen, denn er gestattete ihr die Wiederbesiedlung in die Städte und Dörfer des Landes.

Was bisher aber durch Waffengewalt und durch die Gewalt des Schwertes gewonnen und errungen war, suchte man nun auch no möglich auf dem Wege des Rechts zu ewigen und unbestreitbarem Besitze zu sichern. Für die Behauptung Danyigs war zunächst die Erwerbung des Landgebietes zwischen der Weichsel, der Regat und dem Preischen Hoff, welches das Hirschwerder genannt wurde, von äußerster Wichtigkeit und der Herzog Przemislaw von Kujawien bot dazu selbst bereitwillig dem Orden die Hand. Er überließ ihm das Gebiet, welches einst von Herzog Suantepole seiner Tochter Salome als Erbtheil überlassen und durch deren Heirath an das herzogliche Haus von Kujawien gekommen war, gegen eine Kaufsumme von tausend Mark Themer Denare und die erwähnte Herzogin nebst ihrem Elhnen leistete auf den Besitz dieses Landes für ewige Zeiten Verzicht. In ähnlicher Weise erwarb sich der Orden durch Ankauf auch den für die Behauptung Danyigs und Dirschau's nicht minder wichtigen Besitz von neun Dörfern nördlich von der letzten Stadt im kleinen Werder in der Richtung nach Danyig hin, die ihm der ehemalige Castellan und der Unterkämmerer von Dirschau Jacob und Johannes Wapstus überließen.

Der wichtigste Schritt aber zur Sicherstellung der gemachten Erwerbungen war, daß der Landmeister noch im Verlaufe des Jahres 1309 mit dem Markgrafen Balduin von Brandenburg über den Besitz von Danyig, Dirschau und Scherz und deren Gebiete in Unterhandlungen trat, ihr Anspruchs jetzt als recht-

mäßig anerkennend, um sich durch Abkauf dieser Rechte ein volles und heimliches Recht auf die drei Städte zu erwerben und so seine Herrschaft in Pommern festzustellen. Es kam auch schon am 13. September zu Soldin zwischen dem Landmeister und dem Markgrafen ein Vertrag zu Stande, nach welchem dieser dem Orden die drei erwähnten Städte nebst deren Gebieten für eine Summe von 10,000 Mark Silber überließ, sich überdies verpflichtend, nicht blos die Einwilligung des Herzogs von Brauns und des Fürsten von Rügen in den Verkauf, sondern auch die kaiserliche Bestätigung für den Orden beizubringen, denn jene beide Fürsten vermaßen noch ebenfalls Ansprüche auf Pommern zu haben. Die vom Herzog Blasivlas behaupteten Rechte auf den Besitz dieses Landes wurden gar nicht weiter beachtet. Als rechtmäßig sollte dieser Vertrag aber erst nach wirklich erfolgten Einwilligungen und Bestätigungen der genannten Fürsten betrachtet werden.

So weit war der Orden in seinen Bemühungen, sich den Besitz Pommerns zu sichern, bis zum Herbst des Jahres 1309 bereits vorgeschritten und es sollte darüber alles bald zur völligen Entscheidung kommen, als um dieselbe Zeit am päpstlichen Stuhle alle Mittel hierarchischer Schlangen und Gifteness in Bewegung gesetzt wurden, um ihn wo möglich aus seinem Hauptlande Preussen und Pölant wieder zu verdrängen und seine Herrschaft zu stürzen. Anlaß zu diesem Plane gab der Streit des Ordens in Pölant mit dem Erzbischofe von Riga. Er hatte mehre Jahre geruht, da, wie erwähnt, es dem Hochmeister Gottfried von Hohenlohe bei seiner Anwesenheit in Pölant im Jahre 1302 geglückt war, sich mit dem damaligen Erzbischof Jomar, einem gemäßigten und friedlich gesinnten Manne, über die wichtigsten Streitpunkte freundlich auszugleichen. Die alte Zwietracht aber brach von neuem mit aller Macht hervor, als Jomar's Nachfolger Friedrich den erzbischoflichen Stuhl bestiegen. Den ersten Anlaß bot der Umstand, daß der Orden sich im Jahre 1305 das Cistercienser-Kloster Dünamünde, welches die einflurmenben Seiten einige Zeit zuvor überfallen, völlig ausgeplündert und den Convent armerdet hatte, durch einen mit den beiden Abten von Dünamünde und Kallnau eingegangenen Verkauf erzwang, um es mit der Burg zu Dünamünde gegen

neue feindliche Anfälle stärker zu beschützen. Seit Dänemarks jedoch im Gebietskreise des Erzbischofs lag, den man über den Verlauf gar nicht weiter unterrichtet hatte, und zugleich auch den Hafen der Stadt Riga bildete, so glaubte sich jener, sowie diese in ihren Rechten und ihrer Sicherheit viel zu sehr bedroht und gefährdet, als daß sie nicht alle möglichen Mittel und Unterhandlungsfünfte hätten anbieten sollen, um dem Orden den Besitz des wichtigen Ortes wieder zu entreißen. War hiedurch schon das Feuer des alten Hasses zwischen dem Orden, dem Erzbischofe und der Stadt Riga wieder angezündet, so gab ihm bald auch noch ein anderer Umstand neue Nahrung und steigerte die Invidie noch bedeutend höher.

Es geschah nämlich noch im Verlaufe des Jahres 1303, daß ein harter Luthauischer Heerhaufe, wie man sagte, auf Einladung der Rigaer, die trotz aller beschriebenen Abmachungen des Landmeisters auf des Erzbischofs Anstiften ihr früheres Bündniß mit den Luthauern wieder erneuert hatten, ins Ordensgebiet einbrach, alles durchraubte, vernichtete und große Scharen von Gefangenen mit sich hinwegführte. Als ein Ordensknecht dem Feinde nachfolgte, zog er sich bis nach Riga zurück, unter dessen Mauern er sich lagerte. Man trug Bedenken, ihn hier anzugreifen, aus Besorgniß, die Rigaer möchten sich mit ihm verbinden. Erst nachdem sich diese durch eine Geldsumme zu dem Versprechen hatten erkaufen lassen, die Luthauer nicht unterstützen zu wollen, ward der Kampf geragt, während dessen aber die ergrauten Heiden alle christlichen Gefangenen ohne Schonung niedermetzelten. Die Ritter setzten und auch als tausend heldenmüthige Gefangene fielen unter ihrem Schwerte. Der Hof und die Invidie aber zwischen dem Orden, dem Erzbischofe und den Rigaern war dadurch bis auf den höchsten Grad gestiegen.

So weit war die Erbitterung der Parteien schon gestiegen, als im September des Jahres 1303 der Erzbischof Friedrich an Römischen Hofe mit einer schrecklichen Klageschrift wider den Orden auftrat. Eine Menge abscheulicher Verwüthungen, fast alles, was Verschwiegenheit, Lüge und Betrug heißen konnte, Erpressungen gegen Bürger und Vasallen, Raub an Kirchen und Kirchengütern, Ausbeutungen unter Bischöfen und Prälaten, Mord an Christen, selbst auch an Geistlichen,

blutdürstige Ermordung der unschuldigsten Menschen, namentlich auf der Insel Desei, willkürliche Verschleuderung hiesiger Leute, selbst auch hiesiger Würden, Verfallsanklagen gegen Mächtige, Unterdrückung und Hemmung des christlichen Geistes, blutiges, geblutiges Hülfschrei im Pantel und Bandal mit den ausgehefferten Händen, mit einem Worte: eine ungeheure Sündenschuld ohne Gleichen war mit List und Schlaueit, mit List und Trug aufgeschuift, um durch sie dem Orden so möglich, wenigstens für Livland und Preussen, von Rom aus den Lebenshaß zu bereiten. Darum hat der Erzbischof zugleich den Papst, mit einem strenggefaßten und durchgehenden Mittel eingeschritten, damit nicht alles, was Glaube und Christenthum, was Ordnung und gute Sitten heiße, im Gebiete seiner Kirche zu Grunde gehe.

Allerdings mochte manches Wahr in die Reihe der Anklagen mit eingemischt seyn, denn völlig schuldlos waren die Ordensritter gewiß wohl keineswegs; allein der ganze Haß der schweren Klagschrift gab an sich schon kund, daß der Erzbischof die Feder in Galle getaucht, die Schrift im Sturme der bittersten Leidenschaft abgefaßt und er selbst auch nicht verschmähte hatte, das arme Sündenverzeichniß durch die unwahrscheinlichsten und ungeradesten Behauptungen möglichst zu vergrößern, um sein Gewicht zu vermehren. Obgleich gerade aber erklährte auch der Orden seine Vertheidigung, mit welcher dessen Schwärmer bald darauf so gründlich als ausführlich am päpstlichen Hofe gegen den Widersacher austrat, denn er bewies es aufs Unabwieslichste, daß die dem Orden aufgeführten Beschuldigungen nicht bloß auf des Erzbischofs Unkunde mit den bisherigen, vom Papste selbst festgestellten Verhältnissen des Ordens zur Gerechtigkeit in Livland und Preussen, sondern großen Theils auch auf offenbar falschen Angaben, grundlosen Gerüchten und selbst Lügen und Erdichtungen beruhten. Er widerlegte jedoch und berichtigte nicht nur jeden einzelnen Punkt der erzbischöflichen Anklage, er vertheidigte und rechtfertigte nicht bloß den Orden in seinen Handlungen und seinem Verhalten zum Erzbischofe, sondern er warf zugleich auf des Ordens Gegner eine gleiche Zahl von Anklagen und Beschuldigungen, und zwar von nicht minderer Wichtigkeit als die dem Ordensrittern aufgeführten.

Alles der Erzbischof gab sein schlaues Spiel dadurch nach nicht verlieren. Er hatte sich mittlerweile selbst an den päpstlichen Hof begeben, um durch persönliches Einsprechen auf den Papst sein Ziel um so sicherer zu erreichen. Während er in Bistum durch den Bischof von Dorpat vom Orden kühn und unerschrockenen strengen Gehorsam und Unterwerfung gegen alle seine Anordnungen und Gebote fordern ließ und ihn in solcher Weise in ein strengunterthäniges, fast knechtisches Verhältniß zu sich und seiner Kirche zu setzen strebte, trat er am päpstlichen Hofe mit neuen Anklagen und schweren Beschuldigungen gegen die Ordensritter auf, wozu nun auch die Eroberung Pommerns ihm reichen Stoff zur Hand gab, denn ohne Zweifel hatte kein anderer als er dem Papste die übertriebene Nachricht zugebracht, daß bei der Einnahme Danzigs durch den Orden über zehntausend Menschen unter grausamen Martern der Ritter ihren Tod gefunden.

Also häufte der Erzbischof gegen den Orden fort und fort Schuld auf Schuld. Solang es auch bei Ordens Anwalden einen großen Theil der Anklagen als völlig grundlos, als reine Entzündungen zu erweisen, so blieb der Bann des Maaß noch voll genug und dabei auch der Haß der Ankläger erfindend und ihre Thätigkeit zu neuen Verbrechen und Ränken unermüdet genug, um den Orden wo möglich seinem Untergange in Preussen und Bistum immer näher zu bringen. Die Zeit aber schien hiezu auch günstig. In Deutschland stand Altes in Unruhe und Bewegung und der Deutsche Kaiserthron unbesetzt da, denn König Albrecht der Erste, so lange er lebte, um mit seinen Herrschaftsplänen, mit Vergrößerung seiner Hausmacht beschäftigt, war am 1. Mai des Jahres 1308 ermordet worden und sieben Monate gingen unter Habu und Gerwinnsüß der zahlreichen Wahlpartei vorüber, ehe der Klerus, um den eine Reihe von Fürsten in und außer Deutschland buhlten, von neuem besetzt ward. Da kümmerte sich niemand um den Orden in Preussen und Bistum. Wer auch der Papst Clemens der Fünfte konnte keineswegs für einen Mann gelten, auf den der Orden irgend Vertrauen setzen durfte. Französischem Blute entproffen, seit er Papst war, auf Französischem Boden unter der Gewalt und für die Wünsche des Königs Philipp IV. von Frankreich lebend, hatte er, so lange er die Sänfte trug, dem Deutschen Orden noch

nur einen Beweis besonderer Gunst und Zuneigung gegeben, vielmehr bereits gezeigt, daß er den Ordensüberwachen überhaupt nicht eben besonders zugehen sey. Die schwere Untersuchung gegen den mit Verbrechen und Vessern überhäuften Tempelorden hatte ja schon begonnen und die Art, wie Clemens gegen diesen Orden in Frankreich verfahren ließ, die Willkürigkeit, mit der er sich allen willkürlichen Schritten des habgierigen und rachsüchtigen Königs Philipp gegen die Tempelritter geschmeichelt, die Leichtfertigkeit, mit welcher er allen diesen Mitterorden aufgebürdeten Beschuldigungen Glauben schenkte, tanz sein Geiz und seine Ehesucht, durch die man leicht Alles bei ihm in Bewegung setzen konnte: dies alles mußte im Deutschen Orden unter den ebenwähnten Verhältnissen und bei der Angst seiner schuldigen Ankläger gewiß eben so große Besorgnisse erregen, als es im Erzbischofe von Trier die Hoffnung stärken mochte, die Deutschen Ordensherren vielleicht ebenso wie die Tempelritter vernichtet, wenigstens aus Trier und Preussen verwiesen zu sehen.

Der Papst schloß solchen Wünschen genügt; nur verlangte der gute Schelm vor der Welt den Weg des Rechts. Darum erließ er im Juni des J. 1309 an den Erzbischof Johannes von Rouen und den Magister Albert von Mailand, Domherrn zu Novenna und päpstlichen Kaplan, eine Bulle, kraft deren er sie beauftragte, in Trier selbst die genaueste und sorgfältigste Untersuchung über alle dem Orden angeschuldigten Verbrechen, Gräuelt und Vessern anzustellen und ihn den ermittelten Thatbestand vollständig zu berichten. Allein der Inhalt und ganze Geist, der in der Bulle sich ausdrückte, die schiefe Parteilichkeit des Papstes gegen den Orden, sehr offen ausgesprochener Born und Ingrimm gegen die Ritter, seine Feinde und Beschlagen über ihre Wissetheile, die absichtliche Insaahme des ganzen gegen den Orden entworfenen Sündenwandriffes, kurz die ganze schandliche und partielle Stellung des Papstes gegen die Angekündigten, die aus der Bulle hervorkam, ließ schon voraussehen, welchen Erfolg die Untersuchung gewinnen werde. Auch war das Ziel, wohin Alles führen sollte, schon sichtlich vorgezeichnet, denn in der Bulle hieß es also: „Wir müssen aus dem Weisberge des Herrn die Dornen der Laster und das stachelige Unkraut der Sünden austreten, welches seinen Boden zu beschaften mag. Thus ist

aber schon zu unserer Begegnung und mehrmals auch in unsern Tagen zur Hande des apostolischen Stuhles gekommen, daß die Deutschen Ordensritter, in Preussen und Litauen Schutze dazu eingesetzt, daß sie der Kirche, dem Geistlichen und andern Beschützern des Glaubens wie ein mächtiger Wall zur Befestigung dienen und gegen der Helden Uefälle Schutz gewähren sollen, zu schwerem Unglücke unseres Erbsitzes, zur Schmach aller Gläubigen und zum Verderben des Glaubens wie Feinde im Hause, wie Widersacher in der Familie geworden sind, die nicht mehr für Christi Namen wider die Feinde des Glaubens auftreten, sondern vielmehr, man staunt es zu hören, mit aller List und Schlauelei wider Christum selbst kämpfen, Kirchen aller ihrer Hüter berauben, gegen Christen Krieg anführen, Erzbischöfe und Pastoren in schändliche Kerker werfen und so Sünde auf Sünde häufen. Bei solchen Missethaten und Freveln aber würde in diesen Zeiten, in welchen der Herr seine Kirche erweitert, bei der mit mächtiger Wuth im Innern herrschenden Pest der falschenwetzle und begrabene Glaube nicht nur nicht fern mehr geblieben, sondern bei weiterer innerer Verfolgung völlig vertilgt werden und der christliche Name dort gänzlich untergehen, wenn nicht durch ein schnelles Heilmittel entgegengewirkt wird.“

Also war schon unverkennbar der Papst durch des Erzbischofs arglistige Einflüsterungen für den Plan zur Vertreibung des Ordens aus Preussen und Litauen gewonnen, und auch der Weg schon vorgezeichnet, auf dem man zum Ziele gelangen wollte. Es war derselbe, welcher bereits gegen den Tempelorden auf des Papstes Befehl und Anordnung in vielen Ländern Europas verfolgt wurde: eine Untersuchung zum Schein vor der Welt, bei deren Beginn aber schon die wichtigsten und schwersten Anklagen als erwiesen und wahr angenommen wurden und bei welcher der Erfolg der äußern Prüfung im voraus feststand. Es brachte dem Orden von zwei mächtigen Gegnern aus dem Schooße der Kirche eine Gefahr, die sein ganzes ferneres Daseyn in Frage stellte. Es mußte von ihm selbst jetzt schon ein bedeutender, entscheidender Schritt geschehen, der es seinen Feinden unmöglich machte, ihren verderblichen Plan durchzuführen, und den Orden zugleich in den Stand setzte, mit seiner ganzen vereinten Kraft wider seine Gegner in den Kampf zu treten; und

diesen bedeutungsvollen Schritt wagte jetzt von Venedig aus der Hochmeister Siegfried von Heuchtingen.

Bisher hatte im Orden, da der alte Meister Gottfried von Hohenlohe sich in Deutschland durch seinen Anhang immer noch aufrecht erhalten, auch noch fort und fort Spaltung abgemildert. Als er jedoch in der ersten Hälfte des J. 1309 zu Würzburg starb, warf Siegfried von Heuchtingen nur auch von der Gegenpartei als rechtmäßiger Meister des Ordens ohne wiederholte Wahl anerkannt. Er hatte sich aber bereits im Frühling dieses Jahres aus Venedig, wo er bis dahin im Hauptquartier verweilt, zurückgewenden müssen, denn seit dem 27. März lag auf dieser stielgen Abzucht des Meeres ein furchtbarer Wonnstich, weil sie sich trotz der Einsprüche des Papstes Innocenz's beendigt. Da das päpstliche Machtwort insbesondere auch allen Geistlichen aufs strengste gebot, binnen zehn Tagen aus dem Gebiete der Republik sich zu entfernen und alle Gemeinschaft und Verbindung mit den Bekannten zu meiden, so durfte auch der Hochmeister, um dem erkrankten Papste nicht neuen Anlaß zum Vorwurfe gegen den Orden zu geben, nicht länger in Venedig verweilen.

Er verließ aber das dortige Hauptquartier mit dem Entschlusse, nie wieder in dasselbe zurückzukehren. Venedig hatte seine einstige wichtige Bedeutung für den Orden in Beziehung auf dessen Besitzungen im Meereslande längst verloren. Erkannte aber jetzt Siegfried von Heuchtingen in dem völlig veränderten Verhältnisse und der ganz ungewandelten Lage und Richtung seines Lebens vielleicht klarer als früher die dringenden Gründe, welche schon in seinem Vorgänger im Meisteramte den Gedanken einer Veränderung des hochmeisterlichen Sitzes erweckt hatten, sah er auf die Ausdehnung, Größe und Wichtigkeit des Besitzthums des Ordens in Holland und Preussen, erweckte er dabei den äusserst gewissermaßen Schritt, den man dort zur Erweiterung des Ordensgebietes bereits auf das nahe Reichthumsthor gethan, und fasste er überdies die abschreckende Gefahr ins Auge, welche jetzt gerade das fernere Bestehen des Ordens in diesen Ländern durch den erkrankten Erzbischof von Köln vom päpstlichen Stuhle aus bedrohte, eine Gefahr, die, wie es schien, unfehlbar hereinbrechen mußte, sofern der Irrglaube und den Umtrieben des abtrünnigen Königs und seines Anhangs am päpstlichen Hofe nicht mit Kraft



und seinen Weithe begegnet würde; hielt endlich der Hochmeister mit allen diesen Verhältnissen seines Ordens seinen Beruf und seine Pflicht als Hochmeister, seine geistliche Stellung als oberster Herr und Bediener über die reichen Besitzungen des Ordens in den nördlichen Ländern zusammen, so mußte allerdings jetzt mehr als je der Entschluß zu Rufe kommen, den Gedanken seines Vorgängers, die Verlegung des Hochmeisterthums nach Preussen in Ausführung zu bringen.

Es geschah wahrscheinlich in einem General-Kapitel zu Marburg, welches Siegfried nach dem Tode seines Vorgängers zusammengerufen, daß er den anwesenden Bedienten seinen Plan zu näherer Berathung vorlegte. Sie scheinen ihn inbegriffen gebilligt zu haben, denn die Zeit mit ihren schwer drohenden Gefahren mahnte sie jetzt stärker und ernsther als je an Eintracht und festes Zusammenhalten, an ruhige Besonnenheit und Entsagung persönlicher Rücksichten und Vortheile. Selbst auch die Bedienten aus Preussen, die früher dem Plane Siegfrieds von Hehlenste entgegen getreten waren, scheinen jetzt die Uebergangsgewonnen zu haben, wie wohlbedacht, vorsichtig und klug beschaut, aber auch wie dringend nothwendig es sey, daß in solcher Zeit, wo es überall um sie her jähnte und ein vom päpstlichen Hofe her aufsteigendes schweres Gewitter sich ihr ferneres Daseyn zu bedrohen anfing, des Ordens oberstes Haupt unter ihnen wohnt, damit dem Sturm, wenn er hereinbräche, in einem Weile Ein Wille und Eine Kraft entgegengesetzt werden könnten. Wie eben wir jetzt auch nichts von widerspaltigen Meinungen und Forderungen, die im Kapitel dem Plane des Meisters entgegengesetzt worden wären.

Nicht ohne einen Augen Blick in die Tage der Zukunft ward vom Hochmeister die nahe an der Salzpfanne Pommerens und Preussens, auf dem Uferberge der Regat hochragende Marienburg zum Hauptquartier des Ordens und künftigen Wohnsitz seiner Meister auserkoren. Dort stand bereits „das hohe Haus“ seit vier und vierzig Jahren. Da aber, wo bisher seine Verbürg gelegen, hatte schon seit einigen Jahren zur würdigen Aufnahm des Hochmeisters, wenn er nach Preussen kam, der Aufbau einer fürstlichen Festung begonnen, die schon in ihrer Grundung durch die Pracht ihres Schmuckes, durch die Erhaben-

heit und den Ausfluss kaiserlicher Gedanken und hochsanctiger Ideen, die sich in ihr versammelten, alles übertraf, was das Ordensland in seinen übrigen Burgen aufzuweisen hatte. Und als nun dieser im Aufschwunge seiner majestätischen Gedanken über so bewundernswürdige, als in der Erhabenheit seiner Kunstformen edle und großartige Bauwerke vollendet bestand, daß es schien, als habe der Gründer des Ordens selbst in seinem ganzen Geiste, in seinen Sitten und Gesetzen, in seinem ganzen innern Leben und Wesen in Stein gesenkt und nachgebildet der Betrachtung der Nachwelt auf Jahrausflute übergeben wollen, geschah es im September des J. 1309, daß der Hochmeister mit seinem obersten Bedienten und dem ganzen fürstlichen Gefolge dort seinen Einzug hielt.

Seit der Orden das Land mit seiner siegreichen Macht betreten und überwältigt, war es das wichtigste Ereigniß seiner ganzen Geschichte, mißlich schon für die Marienburg selbst und für die unter ihrem Namen ersandene Stadt, hochwichtig für den ganzen Orden und für das ganze Land, hochbedeutend und einflußreich für den ganzen Norden und für die gesamte Deutsche Bildung des nördlichen Europa's.

Bisher ohne Vorrang unter den übrigen Ordensburgen bestehend und nur von einem Komthur mit dem ihm zugewiesenen Gerichte bewohnt, nahm von jetzt an Marienburg nicht nur die hohe Bedeutung auf, welche bisher Elbing gehabt, sie galt nunmehr als die erste und vornehmste, als die Hauptburg aller übrigen im Lande, sondern es hob der Hochmeisters Einzug sie zugleich zum „Hauptaufse des ganzen Deutschen Ordens“ empor. Sie erhielt nunmehr auch für Holland, für Deutschland, für Italien und weihen sich sonst der Orden in seinen reichen Besitzungen verzweigt haben mochte, eine neue, hohe Wichtigkeit, denn da nun auch das oberste Ordens-Kapitel, welches früher in Aken und nachmals in Breda seinen Sitz gehabt, in sie verlegt war, so ward sie dadurch schon der Schluß- und Vereinigungspunkt der gesamten Ordens-Macht für alle Länder, in denen der Orden seine Balleien hatte. Von ihr aus gingen an alle übrigen Ordensgehöriger in allen Ländern alle Befehle, Gesetze und Verordnungen aus; in ihr versammelten sich nunmehr die vom Hochmeister von Zeit zu Zeit ausgeschiedenen Ordens-Kapitel, jene großen

Versammlungen der obersten Beherriger aus allen Landen des Ordens, in denen über Leben und Wandel aller einzelnen Ordensglieder, über Verfassung und Einrichtung künftiger Ordens-Convente die nöthigen Regeln und Gesetze entworfen und über die Verwaltung aller übrigen Ordensbestimmungen Anordnung gepflegt, Rathenschaft gegeben und geschiedliche Beschlüsse gefaßt wurden.

In ihr aber hatten nunmehr neben dem Hochmeister auch einige der obersten Beherriger des Ordens ihren beständigen Wohnsitz und in ihr versammelten sie sich, wenn der Meister sie als seine ersten Rathgeheimen zu Berathungen über wichtige Verhältnisse des Ordens berief. Die Würde des Landmeisters von Preussen erlosch nunmehr und es befanden fortan nur noch zwei Landmeisterämter, nämlich das des Deutschmeisters oder des Meisters von Deutschen und Wälschen Landen, und das des Meisters von Litauen. Der letzte Landmeister von Preussen Graf Heinrich von Plöge ward vom Hochmeister zum hohen Ehrenamte des Großkomthurs erhoben, das Beherrigerwürde, die bisher immer schon da bestanden hatte, war das Ordens Haupthaus und das große Ordens-Kapitel gewesen. An die Stelle des bisherigen Komthurs von Marienburg tretend, war er zugleich der obere Vorstand des Ritter-Convents des Haupthauses, der zunächst unter der Aufsicht eines Hauskomthurs aus drei bis vierfache vermehrt ward und die Stärke der übrigen Convente weit übertraf. Als beständiger Komthur der Marienburg, an der Spitze der übrigen Beherriger des Ordens stehend und nach dem Hochmeister als Ordenskanzler den obersten Rang einnehmend, war er zugleich stets auch des Meisters erster Rath und sein Stellvertreter in seiner Abwesenheit. Ihm zunächst im Range stand der Spätkler des Haupthauses, der Aufsicht seiner milden Kastellen zur Pflege der Kranken, Schwachen und von Alter und Schwachheit Nidergebrachten, eine Würde, die gleichsam schon in der Wiege des Ordens mit ihrer Entstehung gesunken hatte und in des Ordens Gesetz und Regel gegründet, stets aufsteigend und in hohen Ehren gehalten ward. Der Meister verlieh sie jetzt dem bisherigen Komthur von Königsberg Grafen Eberhard von Birnburg. Die dritte Oberbeherrigerstelle des Haupthauses verwaltete der Propst als Aufsicht des Hausconvents im Convente, der

Bekleidung, Befehlung und anderer zum Schmuckstücke nöthiger Dinge. Auch der Kämmerer oder Schatzmeister des Haupthauses hatte fortan beständig seinen Wohnsitz in Marienburg und verwaltete unter der Aufsicht des Großschatzknechts Einnahme und Ausgabe. Der Hochmeister vertraute dieses wichtige Amt zuerst dem Ordensritter Johannes Schape, der es viele Jahre hindurch treu und gewissenhaft verwaltete. Vorerst aber erschienen diese oder Ordensbeamte nur als Hausbeamte der fürstlichen Marienburg und nachherwards insbesondere als oberste Ordensbeamte in der Stellung, in welcher wir sie späterhin finden, denn wie sie früher im Haupt Hause zu Benschig mit dem Kämmerer als dessen erste Rathsgesandten stets zusammengelehrt, so standen sie vorerst auch in der neuen Marienburg ihm beständig zur Seite.

Auch für die Stadt Marienburg war des Kämmerers Einzug in die neue Burg von besonderer Wichtigkeit. Das alte Kulm galt zwar auch fortan noch als des Landes Hauptstadt; wie aber Elben, Gding und Königsberg ihr an Größe, Wohlstand und Bevölkerung schon weit vorausgelehrt waren, so lag nun bald auch Marienburg bedeutend über Kulm angesetzt. Die Nähe des Fürstenthums, das großartige Fürsten- und regium Ritter-Leben auf der neuen Hofburg, der zahlreiche Besuch und Zufluß von Fremden, Kriegen, Erben und Verheiratheten aus allen Ländern lenkten auf die Wohlhabenheit und den Reichthum der Bürger, auf die Förderung und Belebung ihres Handels und ihrer Gewerbe, überhaupt auf die freiere Entwicklung des ganzen städtischen und bürgerlichen Lebens in allen seinen Richtungen und Vergleichen nicht ohne große Wirkung blieben. Dazu kam, daß Marienburg wegen des Hochmeisters Nähe bald auch der Versammlungsort für ersten städtischen Behörden der übrigen Städte Preussens wurde, wenn über gemeinsame Angelegenheiten mit dem Kämmerer und den Bedienten berathschlagt werden sollte. Es trat daher auch nachmals als der wichtigste Versammlungsort zu Tagfahrten der Hanse-Städte Preussens auf.

Von noch bedeutenderem Einflusse war des Hochmeisters beständige Anwesenheit für das ganze Land und dessen innere Verwaltung. Die Komture, die eigentlichen Landesverwalter in ihren einzelnen Bezirken, gewannen nunmehr eine ganz andere Stellung. Nicht mehr einem Landesmeister, dem vom Hochmeister

und dem entfernten Ordens-Kapitel in vielen Beziehungen sehr abhängigen, oft wechselnden oder vielfach auch in Kriegsverhältnissen beschäftigten Bischöfe, untergeben, mußten sie jetzt alles, was die Verwaltung ihrer Diöcese, die Anordnungen in den Städten, die Einrichtungen ihrer Gerichte betraf, mit dem Hochmeister, dem Landesfürsten selbst berathen. Von ihm unmittelbar selbst erhielten ihre Pläne und Vorschläge im Geschäftsbereich ihrer Ämter die Bestätigung und Genehmigung. Seit der Hochmeister nun selbst das Land oft durchzog, dessen Bedürfnisse, die Mühen und Wege zur Vertheilung seines Reichthums und Gedeihens, die nothwendigen Veranlassungen zur Aufnahme seiner Kultur selbst näher kennen lernte, seit der Unterthan seinem Landesherren seine Wünsche und Gebrochen, seine Klagen über Mängel und Mißbräuche selbst vortragen konnte, mußte nunmehr in des Landes innerer Verwaltung ein ganz anderer Geist herrschend werden und die Konstante ihrer Thätigkeit, ihrer Sorgfalt und ihrem Eifer in den Pflichten und Obliegenheiten ihres Amtes in aller Weise verkoppeln. Dadurch aber erhielt nicht bloß das materielle Leben mit der Aufnahme und dem Gedeihen des Landes neuen Aufschwung, auch auf die ganze geistige Bildung des Volkes übte der Hochmeister beständige Gegenwart im Lande den wohlthätigsten Einfluß. Es war bisher im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts im Ganzen nur wenig für die religiöse und sittliche Bildung des Volkes geschehen. Die Ordensgebietiger, zum Theil selbst wohl auf keiner besonders hohen Stufe geistiger Bildung stehend, zudem auch unter den Stürmen des Krieges meist nur mit den Waffen beschäftigt, hatten kaum wohl auch ihrer Nothwendigkeit für das Volk erkannt, und die Bischöfe und Geistlichen, wenn auch einzelne ihren Eifer und ihre Thätigkeit der Belehrung und Heranbildung des Volkes zuwandten, waren im Allgemeinen immer viel zu sehr in weltlichen und irdischen Interessen des gemeinen Lebens verwickelt und befangen. Sollte daher der bereits ausgeworfene Samen der religiösen und sittlichen Bildung des Volkes gedeihlich emporwachsen und zur Frucht reifen, so mußte der germanische Bildungsg Geist, der im ganzen Lande, namentlich in den Städten schon feste Wurzeln geschlagen, sich zur Blüthe im Volke erheben, so bedurfte er noch mancherlei Anstalten zu seiner Wartung und Pflege, er bedurfte seiner Befehle zu seinem Schutze

und seiner weitern Verbreitung, er bedurfte einer festeren Fundamentierung, durch welche überhaupt die Richtungen des geistigen Lebens besser geregelt und sicherer geleitet und unter deren Einwirkung auf das geistige Leben auch die städtische und religiöse Bildung des Volkes ungehindert gedeihen und leichter gefördert werden konnte — und auch dieser geschah von nun an nöglichst mehr durch die Hochmeister vom Hause Marienburg aus.

Das Licht aber, welches der Deutsche Geist in Preussen, mitten unter Slavischen Völkern zuerst entzündet, leuchtete bald über seine Gränzen hinaus und warf seinen Schein mehr oder minder auf den ganzen Norden; denn jener Deutsche Geist ging auch bald selbst weit über den Ordensstaat hinaus; er schritt durch friedlichen Verkehr von Land zu Land und brach auch selbst durch Kriege sich überall neue Bahnen. Zunächst konnte er sich je mehr und mehr im Slavischen Preussmen ein, wohin des Ordens Eroberung ihm schon den Weg geöffnet; dann drang er weiter auch nach Polen vor, wenn auch hier nicht mit siegender Kraft, doch immer im Einzelnen heilsam wirkend. Auch in den weiten Gebieten Esthlunds, Livlands und Kurlands hatte er durch den Orden schon längst sich eine neue Heimath verschafft und nun konnte auch bald in dem mehr und mehr wachsenden Litthauen die und da schon Deutsche Bildung auf; und überall, wo sie aufkeimte und feste Wurzel faßte, erzeugte sie Menschlichkeit und städtische Ordnung und hob die Völker aus ihrer Rohheit je mehr und mehr empor zum Adel der Gesetung, zur Erhabenheit der menschlichen Natur. Allerdings mußten wohl, bis die Erscheinung dieser großen und weitverbreiteten Wirkungen in bedeutenden Momenten zur klaren Anschauung hervortreten konnte, erst Häden an Häden durchs Völkischen hindurch gezogen werden, so daß es oft schwer wird, im wahren Beweise der einzelnen Ereignisse die vom großen Geiste durchdringende Einheit und Ordnung aufzufassen; allein dem forschenden Betrachter lassen alle die vielfachen Verschlingungen auf einem Punkt ruhen, aus dem sich alles entfaltet und entwickelt: es ist des Hochmeisters Aufenthalt im Hauptordenshaufe Marienburg, des Balten und Litken eines Deutschen Fürsten mit seinem Deutschen Lehen rings unter Slavischen Völkern, und durch Weiler Daseyn die Erhebung Preussens zu einem Deutschen Staate.

## Zwölftes Kapitel.

Umwandlung der alten Verhältnisse. Landesherren. Landesverwaltung. Der Landmeister. Der Ordensmarschall. Die Komture. Die Ordens-Köche. Finanzverwaltung. Das Kirchenwesen. Die Bischöfe und Domkapitel. Verwaltung der Bisthofsgerichte.

Wirfen wir jetzt am Schluß der Zeit, in welcher die Herrschaft der Landmeister über Preussen bestand, den Blick noch einmal auf sie zurück, um man zu sehen, wie sich während des langen, blutigen Unterjochungskampfes und der immer wiederkehrenden Anlegskürnen, deren Geschichte wir bisher kennen gelernt, die eigentliche Verfassung der innern Verhältnisse des Landes, die Landesverwaltung und Landesordnung gestaltet und ausgebildet hatte. Hören wir daher häufig, daß sowohl die Landmeister in den Erbtenlanden, als die Bischöfe in ihrem bischöflichen Gebieten sich vielfach um Anecdnung und Gestaltung der innern Landesverhältnisse, um Aufnahme und Gedeihen der Städte und ihres bürgerlich-gewerblichen Lebens, um Förderung und Verbesserung der Landeskultur bemüht und in solchen Bemühungen sich hohe Verdienste um Land und Volk erworben, so wird es jetzt die Aufgabe sein, ein Bild der innern Zustände des Landes hinzustellen, welches, wenn auch nur als Skizze entworfen, zeigt, welche Erfolge aus jenen Bemühungen hervorgegangen seien und worin sich das Schaffen und Wirken der edelsten Landesverwalter in den innern staatlichen Verhältnissen Land gegeben habe.

Sehen wir zunächst darauf hin, was das alte Stammvolk Preussens einst war, bevor es der Orden übermächtig, und was es wurde, als es dem Joch der Ritterherrschaft sich fügen mußte, so ist wohl selten einem andern Volke ein so hartes und schweres Schicksal wie dem Preussens zu Theil geworden. Mit seinem Glauben hatte es zugleich auch seine Freiheit, seine alte Verfassung, sein altes Gesetz, seine uralterliche Sitte, seine Freuden und seine Feste, selbst auch die Herrschaft seiner nationalen Sprache, es hatte Alles verloren, was sonst nur irgend als Eigenthümlichkeit dem gesammten Volke in sich selbst eine bestimmte Einheit und festen Verband gegeben. Sein ganzes inneres Volksthum mit

Allem, was es Fales und Böses, was es an Bildung und Unkultur, was es Erhebendes und Entsetzendes für den Menschen in sich faßte, hatte ihm der blutige Erhebungskampf geraubt, das strenge Verbot des Todes ertheilt, das Mitterschwert vernichtet. Das ganze Volk mit Allem, was es als geistiges Erbtheil aus Väterhanderten der Vergangenheit übernommen, war in seinem eigenthümlichen Geiste, in der innern Welt der Gedanken und Gefühle fast gänzlich untergegangen und ging je mehr und mehr endlich völlig unter.

Und in welcher Weise war dieser Untergang des alten Volkslebens vor sich gegangen! Ueberblickt man die gräßlichen Blutscenen des langen Kampfes, den das bedrängte Volk um sein Heiligstes und Theuerstes im Glauben, Freiheit und Etre zu bestehen hatte, denkt man an die zahllosen Gräuel und Verwüsthungen in dem Lande und an dem Eigenthum schuldloser Menschen, an die schreckliche Zinsepferung und Vernichtung ganzer Geschlechter und an die namenlosen Töden und Verbrechen, die in dem Kampfe an der Menschheit und ihren Rechten begangen wurden, so entspringen fürwahr der menschlichen Brust die heßten Gefühle des Schmerzes und der Betrübnis, daß die Geschichte berichten muß, wie wild und grausam der Mensch, getrieben von der Gluth seines Glaubens und seiner Meinung, auch hier gegen den Mensch, den Mitgenossen seines Geschlechtes, gerichtet und gemordet.

Wäre es aber auch möglich, den Schauder der menschlichen Seele zu überwinden, den das Zinsepfern so vieler Tausende ihr aufdrängt, so möchte man fragen: was wurde denn dem überwindigen, tiefniedergebeugten Volke für seine Opfer, für seine Verluße an seinem Heiligsten und Theuersten als Ersatz zu Theil? — Eine neue Religion, deren Geist und innerer Gehalt den unglücklichen Unterjochten lange Zeit fast völlig unbekant blieb, ein Glaube, der, so weit sie ihn kannten, in seinem Wesen und Charakter, in seinen Pflichten und Geboten, in seinen Lehren und Anseerungen ihrer von den Brüdern ihnen dargebrochen, mit heitern Freuden und Festen verbundenen und in ihr ganzes Leben tief verflochtenen Religion völlig widersprach; mit diesem neuen Glauben eine Etre und Denkwelse, die Alles verachtete und nichtswürte, was dem Volke heilig und theuer gewesen, die Alles ver-



böhmte, was Alles und unwiderlichet Fortkommen werth und wichtig gemacht, die Deutsche, die Alles, was heiligh hieß, immer schon verthalt als goetlos und verdammungswürdig schonungslos vernichtete; dann ein Gesetz und eine Verfassung, die in Deutschland unter ganz andern Verhältnissen entstanden, unter einer ganz andern Selbstbeherrschung entstanden, mit der Macht des Schwertes dem Volke aufgedrungen ward und Alles anordnete und umsetzte, was in wahren Tagen festgesetzt, durch eine Reihe von Jahrhunderten ins Leben eingemurgelt und festgewachsen war; eine Landesverwaltung und eine Herrschaft, die nur durch die Macht und den Schrecken ihrer Waffen sich Geltung und Gehorsam verschafft, sich nur durch Siege und feste Zwingburgen zu gehorchenden Herren erheben hatten, die nur auf dem Grabe des alten Lebens sicher zu stehen glaubten und daraus Alles zermarterten und vernichteten, was nur irgend an dieses alte, freie Leben des Volkes erinnere konnte.

Und wer waren die Männer, welche den alten, dem Volke heiligen Glauben als einen sinn- und gedankenlosen Irrthum zu vernichten und ihre neue Religion dem Volke durch die Taufe einzupflanzen suchten? — Brenne Priester, die nur in äußerlichen Formen, im kirchlichen Ceremoniell den Wirth und das Wesen des Christenthums fanden, die ihren Getaufte in einer dem Redeschreier völlig unbekannten Sprache abhielten, die es kaum nöthig erachteten, den Heiden über die ersten wichtigsten Grundbegriffe des Christenthums aufzuklären, die kaum daran dachten, das verunklarte Gemüth wieder zu heilen, das ihre Herz der Verwirrlichkeit durch die Lehre vom christlichen Heil mit neuem Trost zu erfüllen; es waren Mönche und münchischgebildete Geistliche, die, wenn sie zum Heiden vom christlichen Glauben sprachen, nur etwas von einem am Kreuze gestorbenen Heide, von Hoffen und Versagungen, von Kreuzigung des Fleisches, von einem heiligen Vater, als dem Statthalter Christi in Rom u. dgl. zu reden wußten, alle nichts von dem zu sagen verstanden, was im wahren Wesen des Christenthums den niedergedrungen, in seiner religiösen Ueberzeugung tief erschütterten, verunsicherten Heiden wieder emporheben, mit neuem religiösen Leben anheiligen, durch neue geistige Nahrung für Verstand und Gemüth wieder erfrischen und für die neue Religion gewinnen und beglücken konnte.

Wer waren ferner die neuen Landesherren, die sich der Herrschaft der alten Landesfürsten bemächtigten? — Es waren Fremdlinge, aus ihrem eigenen Velle und aus dem gewöhnlichen Weltleben ausgehoben, wünschlicher Jucht und wünschlicher Leben hingegeben, an denen nur das blutige Ritterschwert noch an die Weltlichkeit erinnerte, Männer ohne Sinn und Gefühl für ein Leben in stiller Häuslichkeit und für die Freuden der Ehe und Familie, die durch das Bündniß der Ehelosigkeit sich nie mit dem Befreien vernünftigen, nie durch die Bande der Verwandtschaft mit in das Volk verflochten konnten, vielmehr durch ein strenges Ordensgefeß vom Velle abgeschnitten, nur darauf bedacht schienen, ihr starrs, helles Herrschertum über die Untermossenen geltend zu machen, Männer, die viel von ihrem Velle der Keuschheit und Enthalte sprachen, dennoch aber Laster ererbten, Väter untreuer und wo sie erschienen, in Raub und Plünderung sich unersättlich zeigten.

Das war der gewaltige Widerspruch, der sich zwischen der neuen Ritterschenschaft und dem alten Volkthum in Preussen durch den Unterjochungskampf ins Leben gestellt und der es erklet, warum das alte Stammvolk mit Hinsprechung von Gut und Blut einen so langen Kampf, so tapfer und mannhaft für seine Freiheit bestand und sich immer wieder durch Kufucht und Entpferung aus dem aufgelegten Joche herauszuringen suchte.

Ist lebendiger aber dieser schwere Kampf und sein Erfolg, daß durch ihn ein ganzes Volkthum mit seiner Religion, seiner Verfassung, seinen Sitten und Bräuchen, seinen Gesetzen und Ordnungen niedergestrichen und auf ewig verflucht wurde, die Theilnahme der menschlichen Seele in Kufucht nimmt, „um so mehr wird es ihr, wie ein berühmter Geschichtschreiber sagt, auch dringendes Bedürfniß, eine verschauende Bedeutung in dieser Entscheidung aufzusuchen. Und wohl bietet sich Manches dar, welches einige Herabsetzung für Vergangenheit und Zukunft geben zu können scheint. Die Völker baltischen Stammes scheinen bei ihrer Lage und ihrer innern Schwäche völlig außer Stand gewesen zu sein, im Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu bestehen. Wären sie nicht in die Gewalt der Deutschen gekommen, so würden sie von den Slaven, von Russen und Polen, unterworfen sein. Bei den Verhältnissen dieser Völker aber wären sie unumgänglich zu Grunde

gegangen; unter den Deutschen hingegen haben auch sie den Geist der Menschheit gekent, denn haben die Deutschen sich der Küsten des Baltischen Meeres bemächtigt, gewannen sie Raum und Gelegenheit, ihre Kräfte zu üben und auszubilden.“

Wenig, daß alte Stammesart Preussens war nicht im Stande sich für immer sein freies, selbständiges Leben zu erhalten. Schon war auf die äußere Gestaltung seiner staatlichen Verhältnisse, so stand kein allgemeines Oberhaupt an seiner Spitze, welches zur Zeit kriegerischer Gefahr des Volkes gesammte Kraft hätte vereinigen, die Richtung und Ziel und den Gangen Einheit geben könnte. Es fehlte dem Volke an einem Alles zusammenhaltenden politischen Bunde, welches den Gedanken der Einheit eines *Societät* hätte erwecken und festhalten können. Jede Landschaft, mit ihrem eigenen Landesherrn, ihrem Kriegsherrn, stand als da Beherrschter, für sich abgeschlossen da; jede sah nur auf ihr eigenes Heil und Wohr; keine erkannte in der Gefahr der andern auch die ihre. Schon vor des Dänisch Ansturm war Kulmerland und dann auch Pommernien von Polen aus mehrmals überzogen und bewältigt worden, ohne daß die östlichen und nördlichen Landschaften darin Gefahr für sich gesehet, und als die Ordensritter ihren Eroberungskampf begannen, blieben die Sandländer ruhig in der Fehde, wodurch Emden und Ratangen um ihre Freiheit stritten, und Rastauen und Schaulen rührten sich kaum, als das Ritterschwert in Sandland eintrug. Nur einmal erweckte in einigen Landschaften der Gedanke der Vereinigung der gesammten Kräfte zur Begegnung der Ueberwältiger; allein es fehlte dann der Verwundung der Gesammtheit an Plan und Richtung unter dem Willen und der Einsicht eines allgemeinen Oberhauptes. Es mangelte endlich dem Volke, ungeachtet aller Bemühe von Tapferkeit, wenn Noth und Gefahr sie ausbrang, an eigentlich kriegerischem Geiste und an der nöthigen Kriegeskunst, denn Jahrhunderte waren unter seinen friedlichen Lebensgeschäften des Ackerbaues, der Viehzucht und des Handels hingezogen, ohne daß es Anlaß zur Übung im Waffengebrauch und in der Belagerungskunst gefunden hätte. Bei solchen Umständen also wäre unschicklich Preussens Volk einst nach der Waffengewalt Polens oder Litthauens anheimgelassen, seine Volkseigenthümlichkeit unter dem Slaventhum verdrückt werden und zu

Grund gegeben. Darum war es fürwahr ein Glück für das Volk, daß, ehe jenes Verhängniß kam, die Deutsche Nation es überdauerte, durch Deutsche Verfassung, Deutsche Gesetz und Deutsche Sitten dem Deutschen Geiste zu seiner Entfaltung Raum und Gelegenheit verschaffte und durch diesen für Bildung und Geisteskultur fruchtreichen und heilbringenden Geist das Volk der Verdrängung seiner menschlichen Natur entgegenführte.

Allerdings drängt sich der Seele immer ein tiefer Schmerz auf, wenn sie ein ganzes Volk in seiner nationalen Eigenthümlichkeit, im geistigen Leben seiner Volksthätlichkeit durch Zwangsgesetze und Gewaltgebote oder durch irgend welche Mittel schonungsloser Gewaltherrschaft erdrücken und untergehen sieht. Aber, so darf man hier wohl fragen, konnte das alte Volkstheben Preussens in allen seinen Heftigkeiten und Empfindungen für die Zukunft fortbauern und war eine solche Fortbauer, wenn sie selbst möglich gewesen, auch wohl wissenschaftwerth? Es hatte gewiß, wie wir früher gesehen, seine schöne Lichtseite, aber auch, wie nicht zu verkennen ist, seine düstere und traurige Schattenseite. Der oft in den Sitten des Volkes hervorleuchtende Mangel an Achtung und Heilighaltung der Menschenwürde, die den lebten Bösen dargebrachten Menschenopfer, der Mord der Wöchter und gebrechlicher Töchter durch den eigenen Vater oder schwacher und fieber Heiden durch die eigenen Kinder, das Verbrechen der Ruchlosigkeit und Wägr auf dem Scheiterhaufen des verstorbenen Herrn, die harte Schicksalschast des Mannes im Kreise seiner Familie, die alle heilige Liebe untergebende Vielwähre und anderes dergleichen, sind das Böse im Volkstheben, das im Einzugemilde der Preussen, die es erlebten und auf die Dauer bestehen konnten? Durfte und konnte jener Bösemglaube unter der heiligen Erde mit seinen das ganze Land erfüllenden Schrecken und Angst, mit seinen Ketten und Beirungen noch fortbauern, nachdem schon alle Nachbarlande das Kreuz Christi erkannt hatten? Wenn es aber gewiß scheint, daß wie dieser alte Glaube am Romete, so auch mit ihm der Gemüthscharacter des alten Heidenthums auf seinen Untergang finden mußte, so war es wohl eben so gewiß für das Volk ein Glück, daß es ihn durch die Deutschen fand, daß es der christlich-deutsche Geist war, der das Heidenthum in Preussen verdrängte.

Hatte aber der Deutsche Orden, so dürfte man wohl fragen, ein Recht, diesen Untergang mit dem Schwerte zu bewirken? — Wirkliche hatten Rechtsverhältnisse und Rechtsbegriffe ihm ein solches in die Hand gegeben. Inerst hatte Herzog Konrad von Masowien, anerkannt Herr des Adelslandes, dem Orden dieses Land im ganzen Umfange seines Reiches als Schenkung übergeben und jener besaß es nach der Ueberzeugung der damaligen Welt im vollkommensten Rechte. Er durfte aber dieses Land, welches so oft von den heidnischen Preussen durchplündert, verheert, zum Theil auch besetzt war, vom Feinde befreien, ihn aus seinen Gränzen vertreiben. Er durfte dann seine den Kampf auch über diese Geaden hinandrücken und sein Eroberungsschwert so weit forttragen, als es das Glück ihm gestattete. Ein Recht blieb gab ihm eines Theils das Recht des Krieges, andern Theils die Ueberzeugung der Zeit von seiner Pflicht zum Aufsturz des alten heidnischen Lebens. Diese Pflicht, das Gelübde des Kampfes gegen die Heiden, als Feinde Christi, zum Schutze der Kirche, lag nicht nur im Ursprunge des Ordens in seiner Mission und ersten Bestimmung, in seinem ganzen Wesen selbst begründet, sondern war ihm vom Papste und der Kirche ausdrücklich auferlegt, als unerläßlich vorgeschrieben. Und von dieser Ueberzeugung war wie der Ordensritter selbst, so auch die ganze damalige Zeit tief durchdrungen, denn sie war allem was es so auch, was so oft die Kreuzkreuzer und an deren Spitze Könige und Fürsten nach dem Weichsel-Strame heraus und bis an die Düna trieb. Nicht immer bloße wilde Heldenlust oder der eitle Ruh des Heidenkampfes, sondern das tiefe Gefühl einer Christenpflicht, die innigste Ueberzeugung hoher Verdienstlichkeit um das christliche Kreuz, das lebendige Bewußtseyn eines heiligen und gerechten Werkes für das segensreiche Heil der Kirche waren es, was wie die Krieger so die Ritter, wie die Fürsten so den gemeinen Pilgrim und Kreuzfahrer das Schwert gegen die Heiden in Preussen in die Hand zu nehmen zwang. Dazu kam endlich noch, daß auch die Begriffe und Meinungen der Zeit über die Bischofschaft für den Orden ein Recht zur Eroberung Preussens begründeten. Sie gestanden den hohen Oberhäuptern der christlichen Welt die unbeschränkte Berechtigung zu, über die Lande der Heiden verfügen zu können, ein Recht, wel-

das seine Grundlage in der Macht der beiden Schwerter hatte, auf welche für den Kaiser und den Papst die göttliche Macht der Welt sich stützte. Kaiser Friedrich der Zweite aber hatte dem Orden nicht bloß die Schenkung des Ordenslandes bestätigt, sondern ihm zugleich die Brechtigung und Vollmacht zur Eroberung der heidnischen Lande Preussens verliehen, eine Vollmacht, die er selbst in seiner feierlichen Urkunde öffentlich als ein altes, kaiserliches Reichsrecht bezeugte, kraft welches er den Orden von aller weltlichen Verantwortung völlig frei sprach. Und wie in solcher Weise dem Orden vom obersten weltlichen Haupte der christlichen Welt das Recht zur Eroberung und zum fortschreitenden Besitz Preussens hier und ungeschweht zugesprochen ward, so hatte ihn auch das andere heilige Oberhaupt, der Papst, nicht nur oft und aufs dringendste zur Bekämpfung und Begrenzung der Preussen aufgefordert, sondern ihm auch alle Eroberungen, die sein Schwert im Lande der Heiden erringen werde, schon voraus kraft seiner apostolischen Gewalt bestätigt. — Also war durch alle diese Verhältnisse der Orden von seinem unbestreitbaren Rechte auf Preussens Besitz vollkommen überzeugt und hatte in dieser Ueberzeugung den Eroberungskampf begonnen und bis zum Besitze der letzten Landschaft fortgeführt.

Der Kaiser aber hatte den Orden nicht etwa bloß in das Regierungsrecht über die Untertanen und in die oberste Verwaltung der bestehenden Landesverhältnisse eingesetzt, sondern ihm ausdrücklich das Richterrecht über Geburt und Todem als über sein weltliches Eigenthum zugesprochen. Der Orden war also Herr und Eigenthümer des gesamten Landes geworden; wo sein Schwert überaus ergiebig, verfallen die Dörfer, — so war es schon altgermanische Ansicht — jeder Zeit in Sklaverei und Leibeigenschaft. Nur der Eintritt in die christliche Kirche durch die Taufe erhob sie wieder zur persönlichen Freiheit, die also nur der neue Geist genoss und nur so lange genossen konnte, als er der Kirche treu blieb. Austritt aus der Kirche bewirkte unbedingt auch Austritt aus der Freiheit. Diesen Grundsatz selbst der Orden ausdrücklich beim Abschlusse des Vertrages im Jahre 1249 auf und nur unter dieser Bedingung ihrer Freiheit erkaufte er damals den Kreuzzögern auch rechtlichen Gebrauch ihres eigenthümlichen Besitzes zu, indem er ihnen ihre Besitzan-

gen bei fernerer Zeit im Gehorsam und im Glauben als Aelte, nicht als Lehen überlassen wollte. Durch die Empfehlung der Raubesheten aber und ihren Abfall vom Glauben war jener Vertrag gebrochen und die Freiheit verwirkt worden. Nachdem das Kriegshöfner neue Gehorsam hatte erzwingen müssen, gestaltete sich Alles ganz anders. Seiner frühern Verheißungen und Verheißungen entbanden, schloß nur der Orden mit den Besiegten einen neuen Vertrag wieder. Da der Zustand der Raubesheten die früheren Verhältnisse völlig aufgelöst und alle Ordnung zerstört hatte, so hielt es nur der Orden in seiner, als des Siegers Macht und Billigkeit gefaßt, wie er die neu-gestaltenden Verhältnisse erkennen und begründen wollte. Auch selbst bei aus alter Zeit her noch bestehende ständische Unterschied im Volke, auf welchen man in jenem Vertrage insofern noch Rücksicht hatte, daß man den Vornehmen, den aus der Edel-Klasse entsprossenen Preussen mit Vorrechten auszeichnete und hervorgehoben, war in den Augen der Lebensritter durch den Abbruch und den Abfall vom Glauben durchbrochen und aufgelöst; der abtrünnige Landes-Teil war wie der Gemeine aus dem Volke gleichmäßig in Unfreiheit gefallen.

Also fand das Leben in großer Auflösung und Zerrissenheit da; Alles, was in den alten Verhältnissen des Landes als Gesetz, Ordnung und Brauch bestanden hatte, war im Verlaufe des schweren Kampfes und durch das Nachgeben des Ordens untergegangen. Nur in den Städten und für den Deutschen Ansehen bestand noch die Ordnung und Verfassung, welche ihnen der Orden bei ihrer Gründung und Niederlassung als Gesetz und Regel ihrer Verhältnisse vorgeschrieben. Für die Gesamtheit der alten Landesangehörigen hingegen entwickelte sich nach beendigtem Kampfe kaum mehr eine nach festen Grundsätzen bestimmte Regelung und Gestalt neuer Verfassungsverhältnisse. Betrachten wir zuerst die Landesbehörden aber, wenn man es so nennen will, den Landesherrn, von welchem die Landesverfassung und Landesordnung ausging und festgehalten wurde, was dann auch diese letztere selbst näher ins Auge zu fassen.

### *Landesverhältnisse. Landesverwaltung.*

Herr und Eigenthümer des Landes war eigentlich nicht der Deutsche Orden, sondern die Römische Kirche wenigstens dem Namen nach. Wir hörten bereits, daß Papst Innocenz der Vierte Preussen für das Eigenthum des Apostels Petrus erklärt, das Eigenthumsrecht also der Römischen Kirche vorbehalten, das Besizsthum jedoch auf einige Zeit dem Deutschen Orden zugesprochen hatte, und zwar dergestalt, daß der Papst den Hochmeister als Oberhaupt des Ordens mit dem Ringe als Symbol der Bezeichnung mit Preussen persönlich investirte, wie dies zuerst durch Innocenz am Hochmeister Gerhard von Malberg geschah, wofür der Orden in Preussen der Römischen Kirche einen jährlichen Lebenszins als Zeichen der Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des Römischen Stuhles entrichten mußte. Die Belehrenshandlung selbst fand späterhin, und wie es scheint schon seitdem die Hochmeister ihren Wohnsitz in Preussen genommen, mehr und mehr in Vergessenheit; an der Entrichtung des Lebenszinses aber, der auch der Römische Kammerzins hieß, hielt die Kurie fortan immer fest. In diesem Verhältnisse erscheint also der Orden in Beziehung auf Preussen eigentlich immer als Vasall des Römischen Stuhles.

Geschichtlich indeß und in Beziehung auf die innern Landesverhältnisse tritt dieses Lebensverhältniß immer so tief in den Hintergrund zurück, daß der Orden stets als eigentlicher Herr und Eigenthümer des Landes erscheint; er schaltete und waltete daher auch in den innern Landesverhältnissen ohne irgend welchen Einfluß des Römischen Stuhles. Die Gesamtmacht des Ordens aber fand ihre letzten oder obersten Ausgänge und Vereinigungspunkte im Hochmeister und im großen General-Kapitel, gleichsam den eigentlichen Epochen des Ordens, beide ursprünglich in Aken, nachmals nach Besebig und späterhin nach Marienburg verlegt. Von ihnen gingen alle wichtigen, den ganzen Orden betreffenden Gesetze und Beschlüsse aus; durch sie lebte eigentlich der Orden auch die oberste Verwaltung aller seiner Besitzungen, Länder und Gebiete.

Ueber sämtliche Besitzungen des Ordens in Deutschland und Italien, in Livland und Preussen waren drei Stellvertretende Verwalter gesetzt; dies waren die Landmeister, welche im Namen



des Hochmeisters und des General-Kapitels oder überhaupt im Auftrage und in Vollmacht des gesammten Ordens die Landesverwaltung zu führen hatten. Als solcher hohem Ordensbeamte stand auch der Landmeister in Preussen da. Ihm zugeordnet war für die Verwaltung des Kriegswesens und zur Kriegsführung der Ordensmarschall, dessen Amt jedoch nicht immer durch einen besondern Beamten besetzt, namentlich in der spätern Zeit des dreizehnten Jahrhunderts mit dem Oberamte des Landmeisters verbunden war. An ihn schlossen sich die Komthure und Vögte an als einzelne Gebietverwalter. Man waren aber bedeutende Landestheile Preussens, wie wir wissen, den Landbischöfen zugewiesen, über welche der Orden nach päpstlicher Anordnung sich des Verwaltungswesens bezogen hatte; die Landbischöfe hatten sich sammtlich in den letzten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts Domkapitel zugeordnet und diesen einen Theil ihres bischöflichen Gebietes zu ihrem Unterhalte angewiesen. Die Oberverwaltung über diese gesammten bischöflichen und Stifts-Lande führen daher auch ausschliesslich nur die Bischöfe und Domkapitel. Betrachten wir zunächst die Ordensverwaltung insbesondere, so stand an ihrer Spitze

#### Der Landmeister.

In der gesammten Landesverwaltung handelte er, wie oben erwähnt, fast eigentlich nur stellvertretend, das heisst im Namen des Hochmeisters und des General-Kapitels. Von diesen zur Vollführung ihrer Befehle und Beschlüsse gewählt und bestätigt, war er ihnen in allen Angelegenheiten der Verwaltung auch frey verantwortlich. Die Dauer seines Amtes hing nur von ihrem Beschlusse ab. Die Anwesenheit des Hochmeisters im Lande hob jeder Zeit seine Amtsgewalt auf. War dieser aber nicht anwesend, so galt er als höchste oberste Landesbehörde, der als oberstem Ordensbeamten alle Glieder des Ordens, als oberstem Landesverwalter alle Bewohner des Landes zu strengstem Gehorsam verpflichtet und untergeben waren. Ohne bestimmten festen Wohnsitz in irgend einer Ordensburg zog er von der einen in die andere und verweilte in jeder so lange, als die Verhältnisse, welche ihn beschäftigten, seine Gegenwart erforderten; daher stand stets, wie es scheint, in jeder Burg ein Wohnsitz

für ihn diente. Ein Lebensritter, sein Kampan genannt, und ein Kapellan waren seine steten Begleiter. Wenn wichtige Verhältnisse zu berathen, so sandten sich da, wo er sich aufhielt, die Komthure und geschätzten Ritter der nächsten Ordenshäuser ein; hieselben begleiteten ihn auch der Ordensmarschall und die Komthure entfernterer Ordensburgen.

Dies geschah jedoch keineswegs, um gewissermaßen um seine Person eine Art von Hof zu bilden, sondern der Grund lag in folgenden Verhältnissen. In keiner irgend wichtigen Landbesitzgelegenheit konnte und durfte der Landmeister nach bloßer Willkür verfügen, nach bloß eigener Einsicht entscheiden oder aus eigener Macht handeln, sondern zur Ausführung aller Obliegenden hinstreckte er sich, sie machten die nöthigen Verhältnisse, als Krieg und Frieden, Verhandlungen, Bündnisse und Verträge mit den nachbarnlichen Fürsten, oder die innere Verwaltungsangelegenheiten, als bürgerliche Ordnung und Sicherheit, Ertheilung von Freiheiten und Gerechtigkeiten oder ähnlichen Besitztum u. dgl. betreffen, bedurfte es des Rathes und der Einwilligung der übrigen vornehmsten Ordensbeamten oder wenigstens eines Theiles derselben, welcher die Stelle der übrigen vertrat. Handelt es sich um eine Sache von ganz besonderer Wichtigkeit, in welcher es nöthig schien, den Rath der gesammten höheren Ordensbeamten zu vernehmen und deren Zustimmung zu erhalten, so versammelte dann der Landmeister ein (z. B. Kapitel, wozu regelmäßig sämmtliche Komthure und Begier, häufig auch die Landbischofsche eingeladen wurden. Betraf dagegen ein Gegenstand der Verwaltung nur die Verhältnisse einer einzelnen Burg oder eines einzelnen Begierd einer Burg, so genügte auch schon die Anwesenheit des Komthurs und der Conventualen derselben. Kam es in der Verwaltung zu einem Beschlusse und wurde solcher in dauernder Geltung unauflöslich abgefaßt, so gaben die Anwesenden durch ihre Namen (die sie jedoch nie selbst unterzeichneten) nicht allein das Zeugniß der wirklichen Verhandlung und richtigen Abfassung des Beschlusses, wie ihn die Urkunde darstellte, sondern sie erklärten zugleich auch, häufig durch Beifügung ihrer Unterschrift, die Bürgschaft und Gewährleistung zur Aufrechterhaltung der festgesetzten Bestimmungen. Nicht selten trafen zu jenem Zeugnisse auf des Landmeisters Befordern auch

nach Landrichter, Schultheißen, Schultheißen, Bürgermeißter oder angesehenen Bürger bei, zumal wenn der verhandelte Gegenstand ihr eigenes Interesse betrafte. Doch war die Abgabe solcher Zeugnisse nicht in allen Fällen unbedingt notwendig und es reicht oft schon des Landmeißters Erklärung hin, daß ein gefaßter Beschluß mit Beirath und Zustimmung einer Anzahl von Ordensbrüdern geschehen sey.

Was demnach der Landmeißter in den Landesangelegenheiten verfügte und anordnete und die Bedienten des Landes gemaßigten und bestrafte, geschah im Namen des Hochmeißters und obersten Kapitels oder des Ordens, tröst der ihm von diesen verliehenen Vollmacht. Es folgte daraus von selbst, daß der Landmeißter in allen Fällen seiner Landesverwaltung dem Hochmeißter und General-Kapitel verantwortlich war; er mußte ihnen jedes Jahr von seiner Amtsführung Berichte erstatten und Rechnung legen. Früherhin gingen diese alljährlich nach Aßes an das dortige Ordens-Kapitel; überdies noch alle zwei oder drei Jahre dorthin auch ein Ordensrichter abgesandt, der den Bericht überbrachte und zugleich mündlich behandelte. Später gelangte er an das Hochmeißter und das Ordens-Kapitel nach Breda oder nach Deutschland. Der Landmeißter durfte, wie seit dem Jahr 1281 ausdrücklich festgesetzt war, das Land nie verlassen, sofern ihm nicht der Hochmeißter oder das Ordens-Kapitel dazu die Erlaubniß ertheilten. Ward seine Entfernung verlangt, so ernannte er, wie es scheint, nach eigener Wahl einen Stellvertreter, den er mit Beirath und Zustimmung der vornehmsten Ordensbeamten seine Amtverwaltung mit aller Vollmacht übertrug. Es trat dann solcher ganz in den Geschäftskreis und die Amtsgewalt des Landmeißters ein und alles war ihm wie diesem selbst zu strengem Gehorsam verpflichtet.

Was diesen Geschäftskreis des Landmeißters selbst betrafte, so möchten wohl folgende seine wichtigsten Gegenstände gewesen seyn. Vor allen lag ihm die Befestigung und Ausgleichung aller auswärtigen Landesverhältnisse ob; er schloß mit fremden Fürsten Bündnisse und Verträge ab, regelte die Handelsangelegenheiten, verhandelte über Grenzberichtigungen, schlichtete Streitsachen der beiderseitigen Unterthanen u. s. m. In Betreff der innern Landesangelegenheiten entwarf und verfügte er mit Bei-

nach der Folgen Erbengestützter allgemeine Landesgesetze und Verordnungen sowohl in Beziehung auf die Verhältnisse der Untertanen zur Landesherrschaft, als in Rücksicht der Verhältnisse der verschiedenen Städte unter einander; doch erhielten solche erst geltende Kraft durch die Bestätigung des Hochmeisters und des General-Kapitels. Ihm lag außerdem auch die polizeiliche Sicherheit des Landes ob; er gab daher entweder selbst für Stadt und Land die nöthigen polizeilichen Verordnungen oder bewillmächtigte dazu die Rathsleute als Beyschweren und die städtischen Behörden. Durch ihn erhielten die städtischen Willküren die erforderliche Genehmigung und gesetzliche Gültigkeit; ohne seine Zustimmung durfte in diesen keine Veränderung erfolgen; von ihm gingen überhaupt alle das gesammte städtische Gemeinwesen betreffenden Anordnungen aus, denn keine städtische Behörde hatte das unbedingte Recht, die städtische Ordnung und Verfassung zu ändern. Er führte daher die Oberaufsicht über die gesammte städtische Verwaltung, insbesondere auch über das städtische Münzwesen, denn er that, wie wir später noch hören werden, die Münze aus, d. h. er verleiht verschiedenen Städten das Münzrecht und sah darauf, daß der Münzfuß und Prägesehalb überall richtig erhalten werde. Von ihm wurden auch die nöthigen Bestimmungen und Anordnungen über städtischen Betrieb und Verlehe, wie überhaupt über den gesammten Binnenhandel des Landes getroffen; er regelte und ordnete mit Zustimmung der städtischen Behörden das städtische Gewerbdwesen. Er übte ferner mit Beirath der Erbengestützten im ganzen Lande die hohe Gerichtsbarkeit, nur mit Ausschluß der bischöflichen Landesherrschaft und derjenigen Befigungen, deren Inhaber das hohe Gericht vom Orden zugesprochen erhalten hatten, wiewohl mitunter auch diese noch an die Zustimmung und Bestätigung des Landmeisters in manchen Fällen gebunden waren. Auch alle übrigen wichtigen Rechtsfälle sowohl der Lehnsleute des Landes als der Bürger in den Städten gingen unmittelbar an den Landmeister; er trat z. B. in Gültigkeitsfällen oder auch in Erbsechtsfällen als entscheidender Richter auf. Von ihm hing auch die Bestätigung der in den Städten gemachten richterlichen Urtheile ab.

Eine der wichtigsten und umfangreichsten Amtsgeschäfte des Landweisers war ferner die Vertheilung, Bestimmung und Regelung der gesamten Territorial-Verhältnisse. Er hatte über Grund und Boden, soweit er noch herrnlos und nicht schon im Besitze eines Eigenthümers war, zu verfügen, jedoch immer auch nur mit Zustimmung und Genehmigung seiner Mitgeschickten; er that also an fremde Eingeglinge des Landeigenthums auch mit den Rechten und Verpflichtungen, wie er es für gut fand; er bestimmte den Landesherrn, ob sie ihren Besitz als Kulmischer Meebe, d. h. mit Kulmischem Rechte oder als Freilichen besitzen sollten und bestätigte auch darüber ihnen ihre Rechte und Freiheiten, wie ihre Leistungen und Obliegenheiten. Keine Veränderung im ländlichen Besitze, also keine Umwandlung eines Freilichens in Kulmisches Besitze, keinen Verkauf oder Austausch eines Gutes durfte ein Knecht zulassen, ohne des Landweisers Bestimmung und Bestätigung. Ebenso beruhte die Erhebung und Entrichtung des vom Grundeigthe zu leistenden Zins und Zehnten, der auf Grund und Boden liegenden Leistungen und Dienste, der ködlichen Abgaben und Steuern auf seiner und seiner Mitgeschickten Bestimmung, sofern nicht allgemeine Landesherrnordnungen oder das schiedliche Kulmische Recht darüber an sich schon die bestimmte Norm waren. Eodien mieneten auch Knechte Bescheidebungen über ländlichen Besitz in ihrem Verwaltungsbeyrte mit Bestimmung der Rechte und Verpflichtungen aus, so geschah solches immer nur kraft besondern Vollmacht des Landesherrn oder des Landweisers, wie dann zur Gültigkeit der Vertheilung auch immer ausdrücklich gesagt wird. Ferner stand auch das gesammte Kirchenwesen in seinem äußern Verhältnisse im eigentlichen Lebensgebiete unter des Landweisers Oberraufsicht; er bestimmte, wo Kirchen erbaut werden sollten, er begabte sie mit den nöthigen Freyhuden und hatte vermöge des Patronats-Rechtes, wo solches der Lehen zur Ausübung sich selbst vorbehalten hatte, das Vorschlag-Recht bei Besetzung neuer oder erledigter Pfarrenstellen.

Schon die Mannfaltigkeit der Amtspflichten und Verwaltungsgeschäfte des Landweisers machte eine fernwährende Verwaltung des Landes notwendig; er verweilte bald hier bald dort; es gab keine Burg und keine Stadt, welche gewissermaßen der

Centralpunkt der Landesverwaltung hätte heißen können. Jedoch war der Landmeister verbunden, jährlich am Kreuzerhöhungstage zu Ebing ein General-Kapitel sämtlicher Ritterschaft und der übrigen Lehnbesitzer zu halten, in welchem er sich, außer den inneren Ordensangelegenheiten, mit den versammelten Vorgesetzten und Beamten über die wichtigsten allgemeinen Landesangelegenheiten, über Territorial-Verhältnisse, städtische Rechte und Privilegien berath, allgemeine Landesgesetze entwarf, nöthige Landesordnungen zur Sprache brachte, zugleich auch von den Ritterschaften sich Rechenschaft über die Verwaltung ihrer Districte u. dgl. vorlegen ließ. Das den Verhandlungen auf diesem General-Landeskapitel wurde dann ohne Zweifel der Weiche zugesammengesetzt, den der Landmeister, wie erwähnt, jedes Jahr dem Hochmeister und General-Ordenskapitel vorzulegen mußte.

Soweit betraf des Landmeisters amtliche Thätigkeit die innere Landesverwaltung. Es lag ihm aber außerdem auch die Führung des Krieges, die Vertheilung und Bewachung des Landes, die Bekämpfung der Feinde ob. Er führte häufig das Heer selbst halb allein, halb in Begleitung des Ordensmarschalls oder einiger Ritterschaft gegen den Feind und leitete Kämpfe und Schlachten. Es lag jedoch auch in seiner Amtsgewalt, ohne eigene Theilnahme den Marschall, einen Ritterschaft oder Begl mit der Führung des Krieges zu beauftragen. Das gesamte Kriegswesen des Landes, die ankommenden Vögelhaufen und Truppiere fanden jeder Zeit mit unter seiner Leitung und seinem Besche. Er führte die Aufsicht über die Befestigung der Burgen und der Städte; keine der letztern durfte ihre Beschaffenheit oder Befestigung in irgend einer Weise verändern ohne des Landmeisters Genehmigung. Jedoch fand er überhaupt dem Kriegswesen und der Kriegsführung immer nur im Allgemeinen vor, denn die eigentliche besondere Verwaltung und Leitung des Kriegswesens in seinen einzelnen Zweigen war die Aufgabe des Ordensmarschalls.

### Der Ordensmarschall.

Das Amt des Ordensmarschalls fand seine Begründung schon im Meissenlande in der Ordens erster Bestimmung, in seiner Verpflichtung zum Kampfe gegen die Feinde des Landes.

Daher finden wir schon in den ältesten Ordens-Verträgen ihm seine Pflichten und Obliegenheiten aufs genaue vergewissern. Wie der Ordensstifter die eine Hauptverpflichtung des Ordens, die Kranken- und Armenpflege in den Hospitälern, so repräsentirte in seiner Person der Ordensmarschall die andere, die Pflicht des Kampfes für den Glauben, zu Schutz und Schirm der Kirche. Wie demnach der Orden, wie in Preussen und Livland, nicht Pflicht oblag, war das Marschallamt stets auch eins der wichtigsten und nöthigsten. Als solches tritt es auch sogleich beim ersten Erscheinen des Ordens in Preussen, beim Beginn der Ersterung des Landes hervor. Sein Verwalter trief bald bloß der Marschall, bald der Marschall von Preussen, zuweilen auch Land- oder Provinzial-Marschall. Im Range der Ordensbeamten stand er dem Landmeister am nächsten, war diesem aber amtlich untergeordnet. Das Amt ward jedoch nur bis zum Jahre 1288 regelmäßig von einem besondern Beamten verwaltet; hiernach blieb es beinahe fünfundsiebenzig Jahre hindurch unberührt. Seine Obliegenheiten waren während dieser Zeit mit dem Amt des Landmeisters verbunden. Erst einige Jahre nach des Hochmeisters Ankauf in Marienburg ward die hohe Obeliegenheit des Ordensmarschalls wieder emaneirt und zwar als die nächste nach der des Hochmeisters oder als die zweite unter den fünf obersten Obeliegenheiten.

Während der Walthung der Landmeister in Preussen hatte auch der Marschall in der Regel seinen festen und bestimmten Wohnsitz, denn auch sein Amt machte seine Anwesenheit bald in der einen, bald in der andern Ordensburg nothwendig. Erst später waren abwechselnd die Komthurämter zu Brandenburg und Königsberg und dann das Komthursamt zu Königsberg ausschließlich mit dem Ordensmarschallamte verbunden. Man würde eine unrichtige Vorstellung von seiner Stellung und Amtshoheit gewinnen, wenn man ihn als den eigentlichen obersten Hohen des Ordens ansähe, denn in der Kriegsführung tritt meistens er mit dem Landmeister, beghitete diesen fast regelmäßig auf den Kriegszügen, war ihm dann aber im Hindersehe stets amtlich untergeordnet.

Sein eigentliches, ihm allein obliegendes Amtsgeschäft lag in der Oheraufsicht über Alles, was sowohl die Ausrüstung mit

Bewaffung der Ordensritter und des ganzen Heiligen Kriegsbereichs, als die Bewehrung und Befestigung der Ordensburgen und die Vertheidigung des Landes überhaupt betraf. Er sorgte daher für den Einkauf der Streitrösse, für die Vollständigkeit der nöthigen Waffenvorräthe, für die Belagerungs- und Sturmmaschinen u. dgl. Unter seiner Aufsicht standen demnach die sammtlichen Waffenhäuser und Anstalten, die zur Ausrüstung der Waffen und Belagerungswerkzeuge dienten. Da ferner jeder Kriegspflichtige Landeinsasse verbunden war, bei einem Kriegszuge auf einem geeigneten Streitrösse mit eigenen Waffen beim Kriegsbere zu erscheinen, so waren häufig besondere Anordnungen nöthwendig, welche der Marschall abzuhalten hatte. Für viele verschiedenen Amtsgeschäfte fanden ihm stets einige Ordensritter als Gehälfen, als Kompane, beflähig zur Seite. Im Kriegsfelde durfte er, sofern er irgendwie nicht selbst gegenwärtig sein konnte, einem Renthur als Stellvertreter seine Amtsgeschäfte übertragen.

Im Bereiche seiner Amtsbhätigkeit unterwarf ihm das Ordensgesetz alle streitfähigen Ordensbrüder zu strengstem Gehorsam und ebenso mußte jeder Kriegspflichtige Landeinsasse sich seinen Anordnungen ohne weiteres fügen. Auf einem Kriegszuge hatte jeder seinem Kriegszuge aufzupflichtige Folge zu leisten. In schwierigen Fällen berief er die angesehensten und erfahrensten Ordensritter und Renthure zu einem Kriegsrathe zusammen. Von eigentlichen selbstständigen Kriegszügen oder einer bestimmten Kriegszordnung findet sich in dieser Zeit noch keine Spur; der Marschall richtete und bestrafte in allen Fällen nach eigenem Willen, war indeß in allen Dingen dem Landmeister verantwortlich.

Uebriqens war es in der Zeit der landmeisterlichen Verwaltung das Kriegswesen allein, worin sich die amtliche Thätigkeit des Marschalls bewegte. Wie er unter den übrigen Ordensbeamten keinen eigentlichen Vorrang behauptet zu haben scheint, so übte er auch auf die innere Landesverwaltung keinen besondern Einfluß; er sollte z. B. als Ordensmarschall keine urkundlichen Bescheidungen über Ländliches Eigenthum aus. Eben so wenig tritt sein Amt in den unbedingten Verhältnissen des Landes mit besonderer Böhigkeit hervor, denn auch in diesen hatte er, wenngleich auch eine vorgelagerte, doch immer auch nur eine



niederstehende Stimme und nur wenn ihn der Landmeister zu einer Verhandlung besonders aufsuchte, hat er mitwirkend ein. War er aber des Landmeisters Stellvertreter, so handelte er wie in den innern, so in den auswärtigen Verhältnissen ganz unbeschränkt in dessen Macht.

### Die Komturen.

Die Komturen hatten jeder Zeit eine doppelte Stellung in ihren amtlichen Verhältnissen. Sie waren zunächst die obersten Beamten der Ordensburgen und Vorstände ihrer Convente, d. h. derjenigen Ordensritter und Priesterbrüder, die in einer Burg wohnend für sich einen eigenen Verein bildeten. Ihr Amt war ihrem fernem aber auch die gesammte Verwaltung des einer Ordensburg zugehörigen Landbezirks zu; sie waren demnach in dieser Beziehung Bezirksverwalter, Districtsverwalter. Wir betrachten sie hier vorerst nur in dieser letztern amtlichen Thätigkeit.

Wir bemerken zunächst unter ihnen ein gewisses Rangverhältniß, theils nach der Wichtigkeit und Bedeutung der Burg, auf welcher sie saßen, theils nach der Größe des Landgebietes, auf welches sich ihre Verwaltung erstreckte. Schon von den frühesten Zeiten her galt der Komthur des Kulmerlandes als der vornehmste und oberste im Range, theils weil die Hauptstadt des gesammten Ordensgebietes Kulm in seinem Bezirke lag, theils auch wegen seines sehr ausgedehnten Wirkungskreises über das ganze Kulmerland. Er war daher auch der einzige unter allen Komthuren, welcher gewöhnlich den höhern Titel eines Landkomthurs führte. Wir finden demnach fast überall seinen Namen dem der übrigen Komturen vorgezählt. Wie in Deutschland in den einzelnen Balleen den Landkomthuren alle übrigen Beamten der Ballei in ihrer Unterthätigkeit untergeben und zu Gehorsam verpflichtet waren, so befaß auch der Landkomthur vom Kulmerland über die andern Komturen und Ordensbeamten seines Bezirkes eine gewisse Obergewalt und es scheint, als habe selbst der Ordensmarschall im Kriegswesen nicht über das Kulmerland zu gebieten gehabt, denn auch die Wehr- und Vertheidigungsanstalten, wie überhaupt das ganze Kriegswesen lagen mit im Amtsbezirke des Kulmerischen Landkomthurs. Den nächsten Rang nach ihm schienen dann die Komturen von Thorn,

Siebz. Klingenberg u. a. nach der Wichtigkeit ihrer Burgen eingetheilt zu haben.

Jeder Ordnungsg. auf welcher ein Amtsh. saß, war ein bestimmter, bald größer, bald kleiner Landkreis zugewiesen, dessen Verwaltung von der Burg ausging, der also in dem Amtsh. zunächst in allen Verwaltungssangelegenheiten seinen Vorkand hatte. Die Amtspflichten des Amtsh. betrafen theils die verschiedenen Zweige der gesamten inneren Landes-, oder Districtsverwaltung, theils die Kriegsführung in und außerhalb eines Districts. Was zunächst jene erstere betrifft, so war eine seiner wichtigsten Pflichten die Aufsicht und Sorge in Rücksicht des ländlichen Besig.-Standes. Er that in Vollmacht des Landesherrn ländliches Eigenthum aus, besetzte erledigte Höfen mit neuen Besessenen, erlaubte Kauf und Verkauf mit Landeigenthum, sorgte für Urbarmachung wüste liegender Landstreden, ließ Sümpfe austrocknen, Wälder lichten, und sah überhaupt auf Alles, was nur irgend zur Territorial-Ordnung seines Bezirkes gehörte.

Der Amtsh. war ferner in seinem Landkreise die erste und höchste Gerichtshörde. Die Jurisdiction gehörte mit zu seinen wichtigsten Amtsgeschäften, denn in allen Fällen, wo die Gerichtbarkeit nicht schon anderwärts, z. B. an einen städtischen Magistrat, an den Schultheiß eines Dorfes oder an einen einzelnen Grundeigenthümer verliehen war, gingen die Gerichtssälle zunächst unmittelbar an den Amtsh. des Landkreises. Insbesondere übte er die Gerichtbarkeit über alle Preussen und Polen in deren Streitigkeiten unter einander, ebenso über alle Händelnverthanen oder Hinterlassen auf den Leibeigenthümern, und schließlicb auch in allen Vergehungen und Verbrechen, die auf öffentl. Landstrasse verhielen, was man das Straßengericht zu nennen pflegte, denn es lag zugleich auch in seinen Amtspflichten, die polizeiliche Ordnung und allgemeine Landes-Sicherheit in seinem Bezirke aufrecht zu erhalten. Dazu standen zunächst auch die Dorf-Schultheißen zu seiner Verfügung, die ihm unmittelbar untergeben waren. Er war ferner auch die entscheidende Behörde in Gränzstreitigkeiten innerhalb seines Districts und achtete darauf, daß die Gränzmarken der Güter, welche in den Grenzverschreibungen immer mit großer Genauigkeit bestimmt

wurden, stets in geordneter Ordnung blieben. In einzelnen Fällen endlich griff er auch in die Gerichtsbarkeit der Städte ein. Indes entschied der Rathur in allen solchen Streitigkeiten nicht nach bloßer eigener Einsicht oder nach Willkür, sondern er zog in irgend wichtigen Fällen Rath die Ältesten und erfahrensten Rittersbrüder seines Hauses oder auch den ganzen Convent seiner Burg mit zu Rathe. Dabei hieß für alle gerichtlichen Angelegenheiten des Rathurbeyrates die Lüttenburg gemeinhin auch der Raths Hof des Rathurs.

Ein Hauptgeschäft des Rathurs bestand ferner in der gesammten Aufsicht über eichige Zins- und Zehntenentrichtung, theils in Betreff der sämmtlichen Dörfer oder einzelnen Wäden und Besessungen seines Bezirkes, theils in Rücksicht der städtischen Abgaben und Gefälle, Hofsneuern und Zinsen. Ueber alle diese Einnahmen hatte er Buch und Rechnung zu führen; ebenso über alle Ausgaben theils für die gesammte Unterhaltung seines Convents und für die Befestigung und häusliche Instandhaltung seiner Burg, theils für sein Bezirksverwaltungen. Von Zeit zu Zeit sandte der Landmeister sogenannte Visitatoren in alle Rathurbeyrath, denen die Rathure dann Buch und Rechnung zur Prüfung vorlegen mußten. Sie untersuchten den ganzen Hausstand und lieferten darüber Berichte ab. Ueberdies mußte jeder Rathur, wie bereits erwähnt, auch im jährlichen General-Landskapitel zu Erwidung von seiner Verwaltung Rechenschaft geben, so daß der Landmeister immer eine genaue Controlle über die ganze Ausführung jedes Rathurs führen konnte.

Außerdem hatte der Rathur auch die Aufsicht über die in seinem Bezirke liegenden Städte; er sah mit auf die Aufrechterhaltung der städtischen Ordnung und auf Befestigung der städtischen Gewerke. An ihn gingen in der Regel die Klagen wegen Uebertretung der Gemeinverordnungen. Er hatte darauf zu sehen, daß keine neue Befestigung der Stadt oder irgend ein Bau unternommen würde, woraus der nahen Ordnung Gefahr oder Gefahr entstehen konnte. Er lehnte den Bau, wenn eine Stadt sich in irgend einer Weise stärker befestigen und bewahren wollte. Er hatte darauf zu sehen, daß die städtischen Beamten die in den städtischen Privilegien bewilligten Rechte und Freiheiten nicht überschritten oder in irgend einer Weise

mitzubrechen und die ihnen auferlegten Pflichten und Obliegenheiten gehörig erfüllen. In ihr zunächst warden sich die Städte in allen Fällen, wo Wünsche und Vorschläge zum Aufkommen und Gelingen der Gewerbe oder überhaupt zur Förderung des städtischen Wohlstandes beim Landmeister zu vertreten waren, denn neue Rechte und neue Bewilligungen erhielte den Städten nur der letztere selbst.

So weit erstreckte sich des Rathsurs Amtsbereich auf seinen eignen Amtsbereich. Er hatte aber außerdem auch eine mitberatende Stimme in allen das gesammte Land betreffenden Angelegenheiten. So ist der Landmeister die Rathsurs des Landes oder wenigstens eine Anzahl derselben zusammenberief, bildeten sie eine Art von Landesrath oder des Landmeisters Beirath, bald zu Berathungen und Beschlüssen in auswärtigen Verhältnissen, bald zur Erregung und Beschlußnahme über innere allgemeine Landesangelegenheiten, über die allgemeine Landesverwaltung, über Entwürfe und Abfassung allgemeiner Landesgesetze und Landesverordnungen. Eine solche Versammlung mehrer oder auch aller Rathsurs hieß der Landmeister, so ist es die Verhältnisse des Landes in regard einer Hinsicht erforderlichen. Regelmäßig aber trat jedes Jahr am Kremerzählungstage ein solcher Landesrath der Rathsurs in dem schon erwähnten General-Landkapitel zu Ebing zusammen, wozu jeder Rathsurs auch mehrer seiner ältesten und erfahrensten Gemeintheiter mitbringen konnte. Dort ward nicht nur bestimmt, wann und wohin vom Landmeister die Visitatoren ausgesandt werden sollten, sondern überhaupt alles verathen und beschließen, wozu es des Beirathes und der Zustimmung der vornehmsten Ortsbeamten bedurfte.

Der Rathsurs war ferner auch zugleich der Kriegshauptmann seines Landbezirks und in dieser Beziehung nicht nur den Befehlen des Landmeisters, sondern auch den Anordnungen des Landesmarschalls unterworfen. So ist ihn hieher oder jener zu einem Kriegszuge aufzufordern, mußte er mit einem Theile seiner Gemeintheiter und mit der Bürgerschaft seines Distriktes bei der Heerfahrt erscheinen. Nicht selten unternahm ein Rathsurs bald im Auftrage des Landmeisters, bald auch ohne denselben an der Spitze eines Heerhaufens allein eine Kriegstreife ins feindliche Land, denn da jedem Ortsgehörigen stets an sich schon

die Pflicht des Kampfes gegen die Feinde oblag, so konnte in dieser Lebenspflicht nachkommen, so oft sich ihm Gelegenheit bot oder ihm auch die Rauten der Ordensburg zu nahe waren. Für das Wüthigen einer solchen Unternehmung war er auch nicht weiter verantwortlich, denn die Pflicht rechtfertigte sie immer schon von selbst. Daher geschah es auch oft, daß ein Komthur selbst einen seiner Gemeinderäthe mit einem Streichhauken gegen den Feind ausziehen ließ.

Den Komthuren standen in ihrer Haus- und Amtverwaltung noch sogenannte Hauskomthure zur Seite. Die äußere Abwesenheit des Komthurs richte nur zur Kriegszeit, sondern auch in Geschäften der inneren Verwaltung, so wie die Besorgung einer Menge einzelner häuslicher, den Unterhalt der Gemeinderäthe und der Dienerschaft der Burg betreffender Bedürfnisse machten das Amt dieses Hauskomthurs ebenso wichtig als nothwendig, denn war der Komthur in der Burg oder in seinem Burgbezirke nicht anwesend, so trat der Hauskomthur ganz an seine Stelle und handelte in Allem mit des Komthurs Zustimmung. Während dessen Anwesenheit stand er ihm in seinen Geschäften bei, hatte aber in der Besorgung des Hauses mit den nöthigen Lebensmitteln, mit der Bekleidung der Gemeinderäthe und überhaupt in der gesamten Wirtschaftsführung der Ordensburg auch seinen besondern Geschäftskreis.

Uebrigens war der Komthur in seiner amtlichen Stellung vom Landmeister völlig abhängig. Dieser konnte mit Zustimmung des Kapitels ihn seines Amtes entlassen, in eine andere Burg versetzen und seinen amtlichen Wirkungskreis beschränken oder erweitern, wie es ihm gut dünkte. Bei tadelswerther Amtverwaltung, bei Pünktlichkeit in den Amtspflichten, bei mangeln der Pünktlichkeit und Hinf in dem, was die Wohlthat und das Gedeihen seines Bezirkes betraf, oder bei einem anstößigen Lebenswandel des Komthurs verfügte der Landmeister ohne weiteres seine Absetzung vom Amte. Aber auch ohne solche Gründe erfolgten oft Entlassungen und Veränderungen in den Komthursämtern. Es war außerordentliche und auch in spätern Zeiten immer sehr seltenes Vorgehen, daß jedes Jahr im großen Kapitel nach abgehaltener Visitation der Ordenshäuser und abgelegter Amtserrechnung jeder Komthur sein Amt in die Hand des

Landamanns oder des Hochmanns niederlegen und sein Amtssiegel übergeben mußte. Das Kapitel unterwarf dann die Amtsführung jedes Einzelnen einer genauen Prüfung, nach deren Ausfall der Komthur seine bisherige Amtsstelle wieder erhielt oder auch nicht. Im letztem Falle fand eine Besonderebestätigung des Entlassenen nicht weiter Statt. Sonach war eigentlich das Komthurant immer nur ein auf ein Jahr übertragenes. Indes kommen zahlreiche Fälle vor, daß Komthure ihre Aemter in denselben Ordenshäusern viele Jahre hindurch bekleideten: immer ein Beweis, daß ihre Amtsführung untadelhaft war.

An eine Art von Amtseinführung ist natürlich nicht zu denken; die Ehre des Amtes und manche Vorzüge und Bevorzugungen waren die einzigen Belohnungen der amtlichen Würden. Ging der Komthur von seinem Amte ab, so mußte er Alles, was dem Hause zugehörte, gesammelte Gelder, Zinsen oder Schulden schriftlich genau verzeichnet und mit dem Zeugnisse der Rittersbrüder des Hauses versehen, seinem Nachfolger übergeben; erst dann ward er von aller Verantwortlichkeit für sein Amt entbunden.

Eine ziemlich ähnliche Stellung wie die Komthure hatten in der Verwaltungzeit der Landmeister

### Die Ordens-Vögte.

Man darf ihre amtliche Stellung um diese Zeit nicht mit der verwechseln, welche sie späterhin einnahmen. So lange nämlich die Waffen des Ordens mit der ersten Eroberung des Landes und mit dem Uebergewinne der abgefallenen Landschaften fort und fort beschäftigt waren, ehe es alle in den einzelnen Ländern noch Ordensburgen mit ziemlich eingerichteten Commenden gab, fand man es nothwendig, über die gewonnenen und wieder befriedigten Landschaften, denselben wie in den Ordensbesitzungen in Deutschland die Land-Vögte, einstweilige verwaltende Oberbeamte einzusetzen, bis die eroberten Gebiete in Komthurbefehle eingetheilt und abgetheilt werden konnten. Es gab demnach, eine Zeitlang in Preussen keine andern Vögte, als solche über ganze Landschaften, einen Vogt von Samland, einen solchen von Natangen, Umland, Warmland u. s. w. Als solche führten sie abwechselnd auch den Titel eines Komthurs der Landschaften, über

die sich ihre Verwaltung erstreckte. In ihren Amtsverhältnissen und ihrer ganzen Stellung glichen sie dem Landeshauptmann von Ruten, nur daß dieser, wie es scheint, gleich Anfangs unter den Ordensbeamten einen höheren Rang behauptete. Nachdem die Landeshauptleute dem Orden unterworfen waren und sie und die Burgen mit eingezeichnetem Consensum entstanden, überte sich zwar manches in der gesammten Landesverwaltung; die Komthure der einzelnen Burgen traten nur als verwaltende Behörden auf. Theils aber war ihre Zahl im Verhältnisse der Größe und Ausdehnung der Landhschaften noch so klein, daß von Einzelnen die weiten und entfernten Districte nicht leicht übersehen und gehörig verwaltet werden konnten, theils hinderten häufig auch die Kriegszüge ins entfernte Heidenland die Komthure in ihren Verwaltungsgeschäften, so daß es immer noch einen Beamten bedurfte, der keiner einzelnen Burg und keinen besondern Bezirke angehörig die gesammte Verwaltung und nöthigen Falls auch die Vertbeidigung einer ganzen Landhschaft übernahm. Die Beamten der Ordens-Bögle bestanden daher auch in der Zeit noch fort, als in den Landhschaften hin und da schon Komthure auf den Ordensburgen als Verwalter ihrer Districte saßen.

Der Vogt einer Landhschaft hatte so wenig wie der Landmeister und der Ordens-Marschall einen besondern festen Wohnsitz; er hielt sich bald hier bald dort auf, wo seine Anwesenheit gerade am meisten nöthig war. Wie er das Aufsehen und die Amtsgewalt eines Komthurs genoss, so umfaßte sein Amtsekreis auch alle Pflichten und Obliegenheiten eines Komthurs, nur in der weiten Ausdehnung über eine ganze Landhschaft. Er ließ Feind und Feinden erheben, übte die hohe und niedere Gerichtsbarkeit und zog zuweilen auch an der Spitze einer Streitschaar gegen den Feind zum Kampfe aus, wie jener tapfere Dietrich von Vitzlau, Ordens-Vogt von Samland. Als indeß im Verlaufe der Zeit das Land mehr zu Ruhe und Friede kam, die Zahl der Ordensburgen und mit ihnen auch die der Komthure sich mehr und mehr vergrößerte, trat das Vogt-Amt in den einzelnen Landhschaften in seiner Wichtigkeit immer mehr zurück, ging hin und da ganz unter oder ward anderwärts bedeutend beschränkt. Nur in Samland erhielt es sich in weiterer Ausdehnung auch noch in der Zeit der Hochmeister und der Komthure von Balga selbst

lauer zugleich auch noch den Titel eines Vogts von Ratungen. Wenn späterhin Vögte von Gnaden, Greben, Veste u. a. unter dem Ordensbeamten erscheinen, so sind dies bloß Vorstände kleiner Ordensburgen, in denen sich kein Convent befand.

### Finanz-Verwaltung.

Nichts ist in den verschiedenen Zweigen der Ordensverwaltung in spätern Zeiten bewundernswerthlicher als die überaus trefflichen und klugberechneten Anordnungen des Ordens in der gesammten Finanz-Verwaltung \*). Hören wir nun dagegen während der Verwaltungszeit der Landmeister die häufigen Klagen, welche bald der Papst in seinem zur Mildethätigkeit gegen den Orden aufzumuntern den Bullen, bald die Landesbischöfe, bald auch die Ordensgehörigen selbst über die Armuth und Hilflosigkeit des Ordens in Preussen. Über den öftern Mangel selbst der nöthigsten Lebensbedürfnisse klagten, erfahren wir, wie dringend die Päpste fort und fort zur Wohlthätigkeit, zu neuen Spenden und Almosen für die Ordensritter mahnten und aufforderten, wie eifrig sie in jeder Weise bemüht waren, die Einkünfte des Ordens durch kirchliche und andere Mittel zu vermehren, sehen wir, mit welchem eifrigen Eifer, mit welcher fast habgierigen Vortheilhaftigkeit der Orden selbst in den Kirchen Deutschlands seine päpstlichen Collecten halten und die Pflegselder für gethane Schäden einsammeln ließ, hören wir endlich, daß der Orden, um seine Einkünfte zu verbessern, vom Römischen Stuhle sich sogar die Berechtigung ertheilen ließ, Handel und Wandel treiben zu dürfen, so dürfen wir den Schluß ziehen, daß entweder in dieser Zeit die Finanz-Verwaltung in den meisten Besitzungen des Ordens noch wenig geregelt und geordnet, oder wenigstens die Einkünfte derselben in Preussen noch nicht von sonderlicher Bedeutung gewesen sein müssen.

Nehmen wir darauf, was uns die Geschichte in dieser Hinsicht an die Hand bietet, so ist nicht zu verkennen, daß schon jetzt die Grundlage des Systems vorhanden war, auf welcher die spätere treffliche Einrichtung der Finanz-Verwaltung des Ordens beruht. Hätte nach dem ersten Crederungssturm Friede über das Land gewaltet, so würden, sobald die erste staatliche Ordnung der neuen Verhältnisse nur einigermaßen festgestellt und gesichert war, die Einkünfte des Ordens zu einem verschiedenen Staats- und Re-

\*) Davon wird späterhin noch näher die Rede seyn.



bedürfnissen auch vollkommen hinreichte haben, denn nur in Ruhe und ungestörtem Frieden, unter glücklichen Bedäuen des Ackerbaues, im regem und erfruchtlichen Betriebe des Handels und der städtischen Gewerbe konnte aus den verschiedenen Finanzquellen für den Orden ein ergiebiger Ertrag erwartet werden.

Die Einkünfte des Ordens bestanden nämlich theils in Geldsteuern, theils in Natural-Abgaben. Als solche kennen wir 1) den Zehnten von allem besetzten und bebauten, nicht jenseitigen Grundeigenthum, in der Regel von der Hebe ein Scheffel Roggen und ein Scheffel Weizen; 2) den Geld-Zins von allem jenseitigen Gütern, verschieden in seiner Höhe je nach Beschaffenheit der Fruchtbarkeit des Bodens, zum Theil auch in Naturalien bestehend; 3) die Haus- und Hofsteuer oder den Areal-Zins in den Städten, gewöhnlich sechs Denare vom Hofe; 4) die in den Städten und Dörfern eingeführte Gewerb-Steuer vom Kleinhandel in den Kleid-, Fleisch-, Schuh- und Fischbänken und von den Webstühlen, wovon in der Regel die eine Hälfte der auferlegten Abgaben dem Orden, die andere der Stadt zufiel; 5) die Brand-Steuer in Krügen und Lohbrennen, besonders auf dem Lande; 6) den Mühlenzins in Dörfern und Städten, in seinem Ertrage nicht unbedeutend, da der Orden sich das Recht der Mühlen-Anlage nicht ausschließlich vorbehielt; 7) die Regalien an Gold, Silber, Eisen oder andern Metallen und Salz, wovon freilich in einem Lande wie Preussen nie sonderlicher Gewinn zu erwarten war; 8) das einträgliche Regal der Bernsteinsicherheit, wovon jedoch an der Ostländischen Küste nur zwei Dritttheile dem Orden und ein Drittel dem Bischofe zugehörte; 9) den Ertrag aus dem Münzpachte in verschiedenen Städten; 10) die Einkünfte der Wassermühle theils auf den Fährten bei Ruten und Thern über die Weichsel und eine Abgabe von Waaren, die zur Winterzeit über den Strom getragen wurden, theils auf den dem Orden zugehörigen Seen, namentlich auf dem Drausen-See; 11) die Gerichts-Gefälle vom hohen und niedern Gerichte in Städten und auf dem Dorfe, wovon dem Orden bald ein, bald zwei Theile, gewöhnlich auch das Ganze zufiel; 12) den i. g. Kauffchilling theils für neu angekauftene Güter, theils für zurückgekauftene und wieder veräußerte Lehen, theils auch für erlöschende Schultheissen-Kamern, wenn sie kürzlich an neue Inhaber übergingen. Dazu

saamen ausserdem noch die Einkünfte, welche der Orden durch den ausschliesslich ihm vor zugehörigen Wäldersang im ganzen Lande, durch die Fischelei in den heissen Gassen und den zahlreichen Gewässern, durch die Weinpflege, Wachslieferungen u. dgl. gewann. Rechnet man dazu endlich noch den Ertrag, den der Orden aus den eigentlichen Ordensgütern, aus den Domänen der einzelnen Lebensbrüder ziehen konnte, so war allerdings der Aufschlag des gesammten Einkommens des Ordens von grosser Bedeutung, zumal wenn man weiss, dass auch mittelbrüderige Hände aus Deutschland ihm manche Summe zufließen liessen.

Überblickt man diese Finanzquellen in ihrer möglichen Ertragskraft, erwägt man dabei, dass die Ausgaben für die staatlichen Bedürfnisse durch die angestrebte Kriegsbefähigung der Bundesmitglieder sehr bedeutend verringert werden mussten, dass die Kreuzfahrer die Finanzen des Ordens nie besonders in Anspruch nahmen, bedauert man überdies die Einfachheit der ritterlichen Lebensordnung in den Conventen, so sollte man den Klagen über den Mangel und Armuth kaum Glauben schenken. Indess fanden lange Zeit die wirklichen Bedürfnisse und Einkünfte mit den unendlich aufgestellten Forderungen und Obliegenheiten, die dem Orden gefallen sollten, in dem ungünstigsten Verhältnisse. Man überblicke nur die Geschichte der Zeit mit allen ihren Schweln und Gräßlichkeiten, mit ihren immer wiederkehrenden Kriegen, mit ihren Einrückungen und Verheerungen, mit ihrer so oft wiederholten Bemühtung von Städten und Dörfern, mit der Entvölkerung der Lande durch Schwert und Gefangenennahme, mit ihrem zur herrschenden Kriegskette gewordenen Raub- und Plünderungswesen, mit der Erndtung alles Hausdats und Viehtricks der häuslichen Gewerbe: man wird es dann begreiflich finden, wie der Orden bei allen jenen noch Landbesitzungen ihm zufallenden Einkünften dennoch sehr arm und hilflos gehen konnte und in der That auch war. Nur erst in den letzten Jahrzehnten des dreizehnten und in dem ersten des vierzehnten Jahrhunderts begann er unter friedlicheren Tagen sich aus seiner Armuth und Erschöpfung allmählig zu erheben: Kräftigung und Wohlhabenheit emporzusteigen, denn in diesen Jahren flossen die Quellen der Einkünfte schon wieder regelmässiger und reichlicher in den Schatz des Ordens.

### Kirchenthum und Verwaltung des Bisthumspreussens.

Wie die staatliche Verwaltung des Landes durch den Orden als eine in Form und Gepräge ganz eigenthümliche Erscheinung hervortritt, so nicht minder auch Form und Wesen des Kirchenthums. Schon der Umstand, daß die Stellung der Kirche zum Staate, die Verhältnisse der Bischöfe und überhaupt der höhern Geistlichkeit sich nicht, wie anderwärts noch und noch im Verlaufe der Zeit entwickelt hatten, nicht im geschichtlichen Leben mehrerer Jahrhunderte aufgelöst und zu allmählicher Höhe und Reife emporgewachsen, sondern vielmehr durch bestimmte Vorschriften und Anordnungen des Römischen Stuhles festgesetzt und durch einige darüber erlassene Bullen der Päpste für alle Zeiten geregelt und gesichert worden waren, mußte dem Kirchenthum in Preussen einen ganz eigenthümlichen Charakter ausprägen.

In dieser Hinsicht tritt vor allem schon die besondere Eigenthümlichkeit des Kirchenthums in Preussen hervor, daß sich in der Stellung der höhern Geistlichkeit zum Orden keine Hierarchie in der Kirche Preussens, keine hierarchische Obermacht des Clerus, keine kirchliche Gewaltthätigkeit der Bischöfe dem Landesherren gegenüber entwickeln und geltend machen konnte. Dagegen hatten die Päpste schon von frühon ihre „geliebten Söhne“, die Landesritter in Preussen durch zahlreiche Freiheiten und Vorrechte, Exemtionen und Begünstigungen geschützt und gesichert. So oft es die Geistlichkeit früher auch versuchte, ihren hierarchischen Einfluß gegen den Orden in Anwendung zu bringen, war es diesen doch immer gelungen, die päpstliche Curie zu bewegen, mit neuen Exemtionen hemmend und hindernd dazwischen zu treten, und je thätiger und regloser sich oftmals in frühern Zeit der Reich und die Obermacht der hohen Geistlichkeit in den Verhältnissen des Landes geltend zu machen bemüht gewesen waren, um so zahlreicher hatten die Päpste in fortwährender Emsch und hoher Bewegtheit gegen den Orden dessen Rechte und Freiheiten, den hierarchischen Eingriffen der Geistlichkeit gegenüber, vermehrt und gesichert. So hatten auch die mächtigen Waffen des Clerus, Bann und Interdict, gegen den Orden ihre schreckhafte Kraft verloren, denn kein Prälat der Kirche durfte dem Befehl nach es wagen, die Landesritter oder überhaupt ein Mitglied des Ordens mit diesen Strafen der Kirche zu bedrohen.

Nur dem päpstlichen Stuhle allein war das Recht solcher Verurtheilung vorbehalten.

Der Orden war überdies gegen den mächtigen Einfluß der Weltlichkeit von außenher auch dadurch gesichert, daß er als eine geistliche Institution zugleich seine Kirche gewissermaßen in sich selbst umfaßte. In ihm waren, wenn man so sagen darf, Weltlichkeit und Geistlichkeit, der Laie und der Cleriker, wie in einem Körper verschmolzen und vereinigt; in ihm hatten sich Ritterthum und Kirche gleichsam vermählt. Neben dem Ritter mit dem Schwerte stand in ihm der Priesterbeutler mit dem Sacramente und wie jener den Staat, so repräsentirte dieser im Orden die Kirche. Die Ordnung und Regel des Gottesdienstes in den Conventen unterlagen nicht der bischöflichen Amtsgewalt, sondern gingen allein vom Orden selbst aus und auch schon deshalb waren die kirchlichen Inzornmittel des Bannes und Interdicts gegen ihn nicht anwendbar. Ueberdies stand er als oberster Patron aller Kirchen in den ihm zugehörigen Landesbisthümern da und übte als solcher, wenigleich die l. g. geistlichen Rechte den Bischöfen immer auch einen gewissen Einfluß sicherten, über die kirchlichen Aemter in seinen Gebieten unbedingte oberherrliche Rechte aus. Er präsentirte zu allen geistlichen Aemtsstellen; der Bischof konnte nur wählen und bestätigen. Also behielt der Orden auch durch dieses Verhältniß immer einen sehr bedeutenden, wirksamen Einfluß auf die ganze eigenthümliche Gestaltung des kirchlichen Wesens in Preussen.

Noch wichtiger aber war für die eigenthümliche Stellung des Ordens zur Kirche der Umstand, daß es diesem gelang, nicht bloß stämmliche Bischofsstühle, sondern auch die Domkapitel, mit Ausnahme der Ermlandischen, durch Befehung mit Ordensbrüdern in seine Hände zu bekommen, denn dadurch ward die Aufstellung einer Scheidewand zwischen dem Orden und der Kirche für alle Zeit unmöglich. Von welchem bedeutenden Einflusse dieß für die nachfolgenden Zeiten und für die ganze charakteristische Ausbildung des kirchlichen Wesens in Preussen war, beweisen schon die spätern unaufheblichen Streitigkeiten, die zwischen dem Orden und den Bischöfen und Domkapiteln von Ermland über kirchliche Verhältnisse abwalteten, während wir in den übrigen Bisthümern die Bischöfe als Ordensbrüder fast beständig

im Einflange mit dem Orden handeln sehen. Wochten die drei Bischöfe von Kulm, Pomesanien und Samland mit ihren Domkapiteln in gewisser Beziehung allerdings außer dem eigentlichen Verbande des Ordens stehn, so waren sie als Ordensbrüder doch immer Glieder derselbigen Ordens-Körperschaft und blieben im allgemeinen immer von demselben Interesse befeh, denn auch für sie blieben die Befehle und Regeln des Ordens in gleicher Kraft und Wirksamkeit. Die Päpste waren mitunter selbst bemüht, das Verhältniß, in welchem auf diese Weise die Landesbischöfe zum Orden standen, immer aufrecht zu erhalten, denn es konnten Fälle vor, daß es der Römische Hof ausdrücklich zur Verhütung stellte, es dürfe nur ein Ordensbruder zum Bischofe erhoben werden.

Obgleich aber ward dieses Verhältniß an sich schon durch die Domkapitel immer sicher festgehalten. Die vier Landesbischöfe hatten sich nämlich zur Richtschnur in der kirchlichen Verwaltung und überhaupt nach der Regel kirchlicher Ordnung Domkapitel an die Seite gestellt, wozu der von Kulm, dann im Jahre 1264 der von Samland, hernach im Jahre 1264 der von Pomesanien und endlich im Jahre 1286 auch der von Culm. Der Orden aber ging schon von früh an von dem Streben aus, außer den Bischofsstühlen auch die bischöflichen Domkapitel mit Ordensbrüdern besetzt zu sehen oder die Domherren als Brüder in den Verband des Ordens zu ziehen, denn nur auf diese Weise konnte er sich zugleich auch einen festen Einfluß auf die Wahlen der Bischöfe sichern. Sein Bemühen gelang ihm auch frühzeitig, wozu im Bisthum Kulm unter dem Bischofe Friedrich, der auch selbst schon Ordensbruder war, wiewohl er, wie es scheint, sich dem Streben des Ordens eine Zeitlang widersetzt hatte.

Im Bisthum Samland dagegen glückte es dem Orden in keiner Weise, weder den Bischofsstuhl, noch die höchsten Domherrenstellen in seine Hände und unter seinen Einfluß zu bringen, denn schon der Bischof Aselm hatte dort mit vieler Klugheit eine Schranke gezogen, die der Orden, so oft er es auch versuchte, niemals durchbrechen konnte. Das Domkapitel hatte das Recht der Bischofswahl in einer Unbeschränktheit und in völliger Unabhängigkeit von allem Einflusse des Ordens, wie sonst hin und wieder in Preussen und an diesem Rechte hielt das

Kapitel auch stets so ausschärfendlich sezt, daß es den Orden nie gelang, einen Lebensbruder auf den Bischofsstuhl von Emsland zu bringen. Da kam auch das Wahlrecht zur Besetzung erledigter Domherrnstellen ausschließlich nur in des Domkapitels und des Bischofs Händen lag und beide stets daran festhielten, den Einfluß des Ordens in jeder Weise von sich abzuwehren, so war es den Orden unmöglich, einen Ordensbruder in das damalige Domkapitel gesetzt zu sehen. Die Folge davon war die ganz unabhängige, eigenthümliche Stellung des Emsländischen Bischofs dem Orden gegenüber, woraus in spätern Zeiten vielfaches Unheil und immer wiederholter Unfriede für Land und Volk hervorgingen.

Wenig anders im Bisthum Pomesanien. Dort sollte es der Bischof Albert, selbst ein Lebensbruder, mit Beirath des Hochmeisters Burkard von Schwanden sogleich bei der Gründung seines Domstiftes für alle Zeit als Regel sezt, daß dessen Mitglieder ausschließlich nur aus Brüdern des Deutschen Ordens bestehen sollten. Um aber sogleich den Einfluß des Ordens im neuen Domkapitel in voller Wirksamkeit geltend zu machen, für alle Zeiten sicher zu stellen und so die ganze Verfassung des Kapitels in die Hände des Ordens zu legen, überließ der Bischof nicht nur selbst schon die erste Wahl und Besetzung seines Domstiftes dem Landmeister und einigen seiner Ordensbrüder, sondern bestimmte zugleich auch, daß fortan bei der Benennung der Domherrnstellen solche stets nur mit Deutschen Ordensbrüdern durch den Bischof unter Zustimmung und Genehmigung des Landmeisters besetzt werden sollten, und er gab dieser Anordnung und Verfassung seines Domkapitels dadurch ewige Dauer, daß er sie auf alle Zeiten hinaus für unwandellich und unverschieblich erklärte. Dabei war es überdies von großer Wichtigkeit, daß durch das Recht der Bischofswahl, welches dem Domkapitel überlassen ward, dem Orden stets auch voller Einfluß auf die Besetzung des bischöflichen Stuhles in Pomesanien eröffnet wurde, der auch stets bei jeder neuen Bischofswahl in Anwendung kam.

Mit gleicher Klugheit verfuhr der Orden auch bei der Stiftung des Domkapitels von Samland, denn dessen ganze Anordnung erfolgte vollkommen nach der Norm des Pomesanischen. Auch hier ward sogleich bei der Gründung das Kapitel ausschließlich

mit von Ordensbrüdern besetzt; auch die wurden fortan nur Mitglieder des Ordens unter Zustimmung des Landmeisters in dasselbe aufgenommen werden; auch hier schenkte das Wahlrecht des Capitels bei Besetzung des bischöflichen Stuhles dem Orden stets unbedingten Einfluß, denn es ward dem Constantinischen Domcapitel die Freiheit, bei eines Bischofs Tod dessen Nachfolger zu erwählen oder „zu erbitten“, mit der ausdrücklichen Bestimmung ertheilt, daß dieser stets aus der Zahl der Ordensbrüder nach dem in der Kirche zu Rulm beobachteten Gebrauche erwählt werden müsse.

Durch diese Befolgung der kirchlichen Verhältnisse erhielt das ganze Kirchenwesen in Preussen seinen ganz eigenenthümlichen Charakter. Der Orden war in die Kirche, die Kirche wiederum in den Orden übergegangen und doch standen sie auch beide wieder in abgesondertem Bestehen da. Durch die Besetzung der Bischofsstühle und der Domcapitel in drei Bistümern ward es dem Orden immer leicht, den unbeschränktesten Einfluß auf den Geist und die Gestaltung des Kirchenwesens fast in ganz Preussen abzu- zu wirken und da er überließ in den von ihm abhängigen Domstühlen auch das Bistumsverwalterrecht erhalten hatte und mittelst dieses Rechts auch leicht alles erwirken und entschärfen konnte, was seinen Einfluß in irgend einer Weise zu beschränken oder zurückzudrängen drohete, so durfte er immer sicher seyn, daß sein Interesse auch im Kirchenwesen stets und überall festgehalten und in Geltung gebracht werde.

In anderer Beziehung aber fanden die Bischöfe auch wiederum als unabhängige Landesherren da. Wie hörten bereits, daß in früherer Zeit nach päpstlicher Verordnung bei der Theilung des Landes zwei Drittheile dem Orden und ein Drittheil den Bischöfen zugefallen waren, den sie nach Belieben hatten wählen dürfen. In diesem gewählten Landestheile war jeder Bischof in aller Hinsicht vollkommener Landesherr und Land und Volk ihm allein unterthan. Er theilte Leben aus, erob Zins und Steuer, bestimmte die Lehensdienste, übte die Gerichtbarkeit und das Münzrecht, ertheilte Verrecher, handhabte Gesetz und Ordnung und hatte überhaupt alle landesherrliche Gewalt und Rechte, wie der Orden in seinem Gebiete. Wie dieser letztere sich im Bistumstheile aller oberherrlichen Rechte für alle Zeit

begabten, so hatte der Bischof auch über Land und Leute des Ordens nur die geistliche Obhut, die Pflege und Verwaltung aller rein kirchlichen Verhältnisse, die überhaupt nur im Kreise der Kräftepflichten des Bischofs lagen. Dagegen lag die Sorge und Pflicht für die Aufrechterhaltung der äußern Ruhe und Sicherheit der Bischofsstühle zunächst dem Orden ob, denn eben deshalb waren ihn vom Papste zwei Drittel des Landes zuerkannt worden, weil er die ganze Last des Krieges gegen die nahen Feinde und die Kosten für die Landesvertheidigung über sich genommen hatte. Daher sprachen es die Bischöfe in ihren Theilungsverträgen auch ausdrücklich aus, daß nach des Papstes Anordnung für sie und ihr Landesstheil der Orden Schutz und Schirmherr seyn sollte. Indes entband dieses Verhältniß die Bischöfe doch keineswegs von aller Verpflichtung zur Theilnahme in der Landesvertheidigung; vielmehr mußten auch die Einsassen ihrer Landesstheile, wenn harte Gefahren drohten und der häusliche Haard oder der Glaube der Kirche Waffen und Wehr gegen die Feinde verlangten, auf Befehl des Meisters getüchtigt erscheinen und die Ordensritter im Kampfe unterstützen. Darum verpflichteten die Bischöfe in ihren künftigen Verträgen ihre Lehensleute in der Regel auch zu Kriegsdiensten, sobald es des Landes Vertheidigung erfordere.

Die Landesverwaltung im Bischofsstheile hing, bevor die Domkapitel gestiftet waren, ausschließlich nur vom Bischofe ab; er schaltete und mallete über die Kirchengüter, so weit es überhaupt nur die kirchlichen Befehle erlaubten, noch völlig frei. Willführ, niemanden verantwortlich als dem Papste und dem Erzbischofe von Bistum, nachdem diesem die Metropolitaneufsicht über die Bischöfe in Preussen übertragen war. Von Seiten des Ordens war der Bischof in Betreff der Verwaltung keiner weiteren Beschränkung unterworfen, nur daß er sich bei der Landestheilung hätte verpflichten müssen, alle Aneerwerbungen und Vertheilungen, welche der Orden schon vor der Theilung in dem vom Bischofe ausgeschlachten Landesstheile getroffen und verfügt hatte, auch fortin in Geltung und im Rechte zu erhalten. Im Allgemeinen aber herrschte schon deshalb zwischen der bischöflichen Landesverwaltung und der in dem Ordensgebieten große Gleichförmigkeit, weil es in den Bistümern ja



immer Lebensüberläufer waren, von denen als Bischöfen der ganze Charakter und Geist des Verwaltungswesens ausging, zumal da in früheren wie in spätem Zeitaler der Leben fast auch von dem Streben geleitet ward, im gesammten Verwaltungs-System des Landes, namentlich auch in den bischöflichen Gebieten, sowohl er nur immer vermochte, eine gewisse Einheit und Gleichförmigkeit aufrecht zu erhalten. Die Bischöfe aber fügten sich diesem Streben immer auch von so bereitwilligen, weil sie in den stürmischen Kriegsjahren des dreizehnten Jahrhunderts des Schutzes und Schirms des Ordens fort und fort noch bedurften.

Durch die Stiftung der Domkapitel indeßm erhalten die Bischöfe in ihren Landestheilen auch in Beziehung auf die Landesverwaltung eine andere Stellung. Zunächst war der Ursprung schon von großer Wichtigkeit, daß in allen Bisthümern durch die Ueberweisung eines Theiles des bischöflichen Gebietes an die Domkapitel eine neue Landestheilung erfolgte; es gab seitdem in jedem Bisthum bischöfliches Land und Domstifts-Land, jenes zum Unterhalte des Bischofs, dieses zu dem des Kapitels oder der Domherren bestimmt. Es trat ferner in dem Domkapitel dem Bischofe nunmehr eine beratende und mitbestimmende Verwaltungsbehörde zur Seite, wie eine solche im Domkapitel oder in den Landesbehörden, den Rathsherren, neben dem Landesherrn stand. Selbstverständlich auch in der Gesamt-Verwaltung im Bischofsgebiete oder über das Kirchengut nichts von Wichtigkeit verfügt oder verändert werden, wegen des Domkapitel nicht seinen Beirath und seine Zustimmung erhielt hatte. Jede allgemachte Landesverordnung und, mit wenigen Ausnahmen, auch jede Befreiung, Bewerthung oder neue Vertheilung, die der Bischof verfügte, mußte vom Kapitel zugleich mit genehmigt und bekräftigt werden. Die ständige Theilnahme des Ordens bei der Stiftung und Anordnung der Domstifter läßt es kaum in Zweifel, daß er diese Beschränkung der bischöflichen Gewalt gerne mit beschieden habe. Die Bischöfe fügten sich auch ohne Widerstreben, da ja eben Mitglieder desselbigen Ordens in den Domkapiteln ihnen als bestimmte Räthe und Mitverwalter zur Seite standen. Wir haben daher auch keine Spur von irgend welchen Mißverständnissen zwischen den Bischöfen und ihren Domstiftern; in der Regel handelten sie in Verwaltungs-Angelegenheiten fast in vollem Einflange.

In seinem eigentlichen bishöflichen Theile stand jedoch der Bischof auch sonder noch mit völlig unbeschränkter, landesherrlicher Gewalt da. Ueber die Kirchengüter, die seine Wade oder Bisth.-Güter genannt wurden, verfügte er in Verwaltungssachen nach eigenem freiem Willen; er that hier ohne des Kapitels Zustimmung, wie er wollte, die Lehen aus; er allein schlichtete umm Lehenrenten strahlende Streitigkeiten. Er zog aus diesen Gütern auch alle seine Einkünfte, welche ihm im Lohnen, Zinsen, Strafgebühren und andern Gefällen zusamen. Auch in Beziehung auf Abgaben und Leistungen im Bisthofs-theile fand eine völlige Gleichförmigkeit mit denen im Gebiete des Landes Statt; nur einzelne Fälle bildeten jurellen Ausnahmen von der herrschenden Regel. Lange Zeit waren freilich bei der großen Verwüstung des Landes auch die Einkünfte der Bischöfe sehr unbedeutend, so daß sie mitunter aus Mangel am nöthigen Unterhalt ihre Bisthofs-sitze verlassen mußten. Im Fall solcher Abwesenheit des Bischofs führte in seiner Stelle entweder der bishöfliche Vogt, oder bisweilen auch ein nahe gelegener Konthar oder später auch das Domkapitel die Landverwaltung im Bisthofs-theile. Der bishöfliche Vogt übte im bishöflichen Gebiete die Gerichtsbarkheit aus und stand in seinen Landverhältnissen unmittelbar unter dem Bischofe.

Ueber die innere Einrichtung der Domstifte, über die Verfassung der Domkapitel, über die Rechte und Verpflichtungen der Stiftheuten sind wir zwar in früheren Zeit nicht näher unterrichtet; ohne Zweifel aber war in ihnen im Wesentlichen Alles nach den Regeln und Gesetzen geordnet, welche damals überhaupt für diese kirchlichen Institute bestanden; nur möchte vielleicht der Umstand im Einzelnen eine Bemerkung verdienen, daß in den drei Domstiften, welche mit Ordensbrüdern besetzt waren, ausdrücklich noch die Regeln, Gesetze und Gewohnheiten des Ordens für die Lebensweise der Domherren in Kraft und Geltung erhalten wurden. In Rücksicht der Verwaltung ihrer Stifts-güter aber standen die Domherren in ihrer Gesamtheit als unabhängige Landesherren mit völlig souveränem Rechte da und verfügten über sie nach eigenem freiem Willen. Sie thaten ohne des Bischofs Zustimmung ihre einzelnen Landtheile aus, bestimmten den Besatzern ihre Rechte und Pflichten, ihre Freiheiten und Leistungen

und zogen aus ihren Reichthümern alles Einkommen, Zins und Zehnten und alle übrigen Gellä. Als Oberherren ihrer Güter hatten sie zugleich die hohe und niedere Gerichtsbarkeit; die letztere verlehren sie in der Regel ihren Lehensbesitzern; die erstere übte der Kapitel- oder Kirchenvogt. Die Erhebung der Zinsen und Zehnten, sowie überhaupt die gesammte Aufsicht über die kirklichen und Konfistregüter war besonders Kämmerern anvertraut, wozu man gerne auch alte Stammesweisen zur Rathung und Auszeichnung ihrer Verdienste wählte.

### Dreizehntes Kapitel.

Landbesitzfassung und Landbesordnung. Die Preussischen Eingetlinge. Landbesitzerschaft. Der Deutsche Bauernstand. Aufhebung Deutscher Dörfer. Die alten Stammespreussien. Der Bittlings-Stand. Justizbehörden. Kämmer. Der Preussische Bauernstand und die Hintersassen.

#### Landbesordnung und Landbesordnung.

Um eine richtige Erkenntnis und klare Einsicht in die Art und Weise zu gewinnen, wie sich in Preussen die Landbesverfassung und Landbesordnung unter der Herrschaft des Ordens schon von frühem in ihrem eigenthümlichen Charakter gestaltete und von solcher frühem Gestalt aus sich nachmal weiter entwickelte und vollkommener ausbildete, darf vor allem nicht aus dem Auge gelassen werden, daß der Orden alsbald bei seinem Erscheinen als Sieger und Eroberer, aber zugleich auch kraft des ihm vom Kaiser zuertheilten Rechts in dem des heidaischen Preussen abgewonnenen Lande in der Stellung und Machtstellung eines unumschränkten Eigenthümers und Oberherren über Grund und Boden auftrat. Es war Aufsicht und Ueberzeugung der Zeit, daß das chrisliche Schwert, wo es im heidaischen Lande erschien und segte, stets unbedingt alles bisherige Eigenthumsrecht erbrachte und vernichtete. Diese Aufsicht segte demnach auch den Deutschen Orden in anerkanntes Recht, über Grund und Boden im ganzen heidaischen Preussen mit vollkommener Herrschaftsgewalt und in freier Willkür zu verfügen.

Es waren ferner zwei in sich verschiedene Klassen von Landbesitzern, die sich als Unterthanen seiner Herrschaft untergeben hatten: freie Deutsche Eingeklingte und freiwillig oder mit Zwang unterworfenen Preussen. Durch zwei wichtige Verordnungen waren für beide die Verhältnisse der Stellung bestimmt, in der sie zum Orden als ihrem Landesherrn *feudum* stehen sollten; für die Deutschen durch die Kulmische Handsfeste, die, obgleich ursprünglich nur für die Colbte Kulm und Thern entworfen, doch bald auch für die Deutschen Bewohner andern Städte und nach und nach auch für die Deutschen Eigenthümer auf dem Lande Anwendung und Geltung erhielt, und für die unterworfenen Stämmen durch den Vertrag des Jahres 1249. In beiden trat der Orden in der Stellung eines unbeschränkten Herrn über Grund und Boden auf.

### Die Deutschen Eingeklingte.

Fassen wir zunächst die Territorial-Verhältnisse der Deutschen Eingeklingte ins Auge, wie sie sich durch die Anwendung der Kulmischen Handsfeste gestalteten, so verlor sich der Orden nach ihr den Eigenthümern das landliche Besitztum als selbst und wahres Eigenthum, zugleich mit dem Rechte der weiteren Veräußerung oder des Weiterverkaufes an andere. Daher nannte der Orden auch selbst diese Güter ausdrücklich *Allode*, vererbliches, veräußerliches, selbstreignes Besitztum. Zwei Bedingungen indeß, die er an den Besitz knüpfte, beschränkten den Begriff des eigentlichen freien Allode und prägten solchen Kulmischen Besitztungen wieder einen gewissen feudalen Character auf; denn erstlich wurde das Kulmische Allode mit Zinsleistung und feudalem Dienst für den Landesherrn belastet und seine Veräußerung dadurch beschränkt, daß sie stets nur an solche erfolgen durfte, welche dem Orden den Zins und Dienst in gleichem Maße leisten konnten und ihm überhaupt geschuldet waren; und zweitens mußte der Eigenthümer im Fall einer Veräußerung seines Allode solches immer zunächst wieder dem Orden übergeben und der Käufer es dann erst aus dessen Hand in Empfang nehmen. Rechte immerhin dieser Art und Weise nur als bloße Form gelten und der Orden selbst auch das Verprechen geben, bei der Uebergabe des Allode an den Käufer keine Schenkigkeit erheben zu

stellen, so war dadurch doch immer schon der reine Begriff des freien Willens aufgehoben und dem Kulmischen Besitz ein gewisser feudaler Charakter gegeben, so daß er auch nicht mit Unrecht in dieser Beziehung Lehen-Besitz genannt werden kann.

Noch stärker aber prägte dem Kulmischen Besitze diesen Lehen-Charakter der als Feudal-Verfassung auf ihn lingersende Kriegsdienst auf. Er stand im Verhältnisse zur Größe des Besitzes. Wer vierzig und mehr Hufen Landes besaß, war verpflichtet, zum Kriegsdienste mit voller Bewaffnung auf einem geharnischten, zur Reithung tauglichen Streithorse und wenigstens zwei tüchtigen Kriegsknechten zu erscheinen. Auf minderen Besitz bis auf die Zahl von zehn Hufen kam nicht der i. g. Platendienst oder der Dienst mit dem Platengeschirme, einem bloßen Brustharnische und in leichten Waffen zu Fuß. Indes war dieser Kriegsdienst stets bloßer Kontingentsdienst, denn die Kulmische Handfeste hatte schon ausdrücklich bestimmt, daß nach Vermeidung Eroberung die Dienstverpflichtung nicht über das Kulmische hinaus gehen sollte. Also trat auch späterhin noch der Besitzer auf einem Kulmischen Gute nur dann zum Dienste in Waffen und Weite auf, wenn Kriegsgeschehen seine Landschaft bedrohten. Außer diesem Wehrdienste verpflichtete ferner die Kulmische Handfeste jeden Besitzer eines Kulmischen Gutes zu einer bestimmten Zinsleistung und zu einem Lehnen, der als kirchliche Abgabe dem Bisthume fiel. Nach jener Zeit, in einer jährlichen Zahlung von einem kölnischen oder fünf Kulmischen Pfennigen und in zwei Pfund Wachs bestehend, war eine zur Anerkennung der Oberlehensherrlichkeit des Ordens geschuldete Feudalleistung, denn der Orden versäumt es nie, immer wieder ausdrücklich zu erklären, daß die Abgabe dieses Zinses in diesem Sinne geleistet werde.

Diese gesammten Bestimmungen bildeten im Ganzen das i. g. Kulmische Recht in Beziehung auf ländliches Besitztum. Da es aber nachmal in allen Landschaften Preussens die Grundlage der gesammten Territorial-Verhältnisse aller Kulmischen Besitzungen ward, so ist es von Wichtigkeit, theils seinen weiteren Entwickelungsengang, theils die Geschichte seiner Begründung und Bedeutung etwas näher ins Auge zu fassen.

Kulmland, Pommern und Pogesanien waren die drei ersten Landesherrschaften, in welchen Deutsche Eingörlinge, die den Kreuzherren gefolgt waren, auf herrnlosen und verlassenen Besitzungen sich niederließen. In sie geschah auch zur Bestimmung ihrer Territorial-Verhältnisse die erste Anwendung derjenigen Bestimmungen der Kulmischen Landessitte, die überhaupt als Norm für die Regelung und Anordnung der Verhältnisse gutsherrlicher Untertanen zur Landesherrschaft in Geltung gebracht worden konnten. Der Orden übertrug daher den neuen Ansiedlern in diesen Landesherrschaften die herrnlosen Besitzungen unter denselbigen Rechten und Freiheiten und unter den nämlichen Verpflichtungen und Diensten, unter denen er den ersten Bewohnern Kulm und Thorn das bestmögliche bürgerliche Landgebiet überlassen hatte. In Ausdehnung und Größe mochten die einzelnen Besitzungen an ländlichem Eigenthum immer wohl sehr verschieden seyn, denn man sah bei der meisteingedeckten Besitz von dreihundert holländischen Faden an arbarem und unangebautem Lande, der im Jahr 1336 dem Deutschen Eingörling Dietrich von Tichnow in Pommern vom Orden als ländliches Eigenthum übergeben ward, hindurch als Norm der übrigen Besitzungen an Deutsche Insetler gelten kann, so darf er doch mit als Beweis dienen, wie sehr der Krieg mit seiner schonungslosen Verwüstungen das Land entvölkert und seiner früheren Grundbesitzer beraubt hatte.

Es war Kulmische Ordnung, daß der Orden in der frühesten Zeit seiner Herrschaft den Deutschen Eingörlingen die zugewiesenen Güter für einen gewissen Kaufschilling überließ, die Besitzungen also auf Kulmisches Recht durch Kauf erworben werden mußten, wiewohl ihnen dieser Kaufact hinwieweg den Character eines unbedingten und freiveräußerlichen Eigenthums verlieh. Man erwarb die Güter mit Erbrecht in der Regel auf beide Geschlechter, sowie auch auf die Seitenverwandten, namentlich zunächst auf die Brüder in Ermangelung männlicher, nachmögiger Erben. Nur im Fall der Ermangelung aller nähern gesetzlichen Erben, oder auch bei Veräußerung der auf den Gütern liegenden Fidei- und Dienstleistungen stiegen sie als herrnloses oder verwaistes Gut nach Verheerordnung dem Orden als Landesherrn anheim. Vom Lehnen an den Orden waren Kulmische Besitzungen frei; sie leisteten solchen nur an den Wäpkel, in

dessen Diöcese sie lagen. Der Kulmische Bischof gewann durch seine unendliche Verschreibung den Nießung des gesammten ihm zugehörten Grund und Boden, nur mit Ausnahme dessen, was sich der Orden als Regal vorbehalten, dahin gehörte in der Regel der Widerrang und was an Gold, Silber und andern Metallen oder an Salzquellen im Bereiche eines Gutes zu finden war. Auch das Recht der Pfarren-Wahl für die Kirche des Gutes ward zuweilen als besondere Begünstigung dem Kulmischen Bischof zugestanden und so finden wir die ersten Spuren des kirchlichen Patronats auf dem platten Lande schon in den ersten Jahrzehenden der Herrschaft des Ordens; doch hatte sich dieser schon in der Kulmischen Handschrift das Patronatsrecht selbst vorbehalten und übte es auch gewöhnlich auf Kulmischen Städten.

Unter diesen Verhältnissen hielten sich die Deutschen Eingezogene bis zum Jahre 1340 in allen bis dahin unterworfenen Landschaften angesiedelt und ausgebreitet. Von denen aber unterlagen auch sie während der Zeit des Absalles der Preussen dem Orden einem schrecklichen und jammervollen Schicksale. Ein großer Theil erlag der Hochmuth der Emplenen; die übrigen bargen die Burgmänner; ihre Güter blieben Jahre lang verlassen und verödet. Aber auch diese Zeit mit ihrer Noth und Angst brachte den Deutschen Eingezogenen günstigen Erfolg. Sie waren nämlich waren mit die Kampfgeossen und Kitter der Ordensritter in ihren harten Bedrängnissen gewesen; das erkannten diese und lernten mancher die Wichtigkeit und den Werth der Beihülfe der Deutschen Einsassen in ihrer Sache um so höher schätzen. Aber diese lernten erkannten selbst auch selbst; das eigene Gefühl ihrer Bedrängnisse für den Orden, das Bewußtseyn ihrer Verdienste um seine Rettung trieb sie zu mancher Forderung in der Feststellung ihrer Verhältnisse. Der Landmeister gewährte sie gerne, sofern sie nur irgend des Landes Wohlfahrt förderten; er beschränkte z. B. auch für die Deutschen Lehensleute in Ostland und Notangen die Kriegspflichtigkeit nur auf i. z. gemessene Dienste, also nämlich daß auch sie nach der Preussen Unterwerfung nur zur Landwehr, d. h. nur zur Vertheidigung des Landes hinter den Gräzen Samlandes, Notangens, Ostlandes, Warterlandes und Pommerslandes bis an die Weichsel verpflichtet seyn sollten.

Der gemessene Lehnzinslast aber war bisweilen auch nur auf die Bertheidigung einer einzelnen Burg beschränkt; somit entstanden in Preussen die ersten Burglehen und Burglehensdienste. Die im Empörungskriege der Preussen immer am meisten bedrängten Bischöfe von Samland und Ukenland waren es vornehmlich, welche Deutschen Anführern einzeln ihrer kirchlichen Güter mit der Verpflichtung übertriefen, zur Zeit der Bedrängniß zu Rath und Bertheidigung ihrer naheliegenden Burgen aufzuziehen. Solche Besitzungen waren zinspflichtig; ihre Verleihung geschah auf Kulmisches Recht. Ward die Burglehenspflicht versäumt, so fiel der Besitz wieder der Kirche anheim.

Was aber während des Kampfes Erfolg der Noth und des Dranges gemessen, ward nach des Kampfes Beendigung für andere Anreiz und Bedenkung zu gleichen Rechten und Freiheiten; auch mußten manche in Zeiten der Gefahr den Deutschen Einfassen gegebene Versprechungen nach dem Kriege erfüllt werden. Also traten im Jahre 1283, als die Lande sämmtlich überwältigt waren und der Orden wieder als unbeschädigter Herr von Grund mit Boden bestand, viele von den Lehnsleuten, namentlich die im Ukenland, deren Territorial-Verhältnisse bis dahin noch unbestimmt geblieben waren, mit der Forderung auf, für sie das Recht und die Verpflichtungen zu bestimmen, unter denen sie fortkin auf ihren Gütern sitzen sollten. Der Orden verlich auch ihnen das Kulmische Recht mit immerwährender Erbllichkeit und hebet und niederer Gerichtsbarkeit nebst den Strafgeschillen in allen ihren Besitzungen, nur mit Ausnahme der l. g. Strafgewichte, sowie der Gold-, Silber- und Metallgruben oder der Salzquellen, die auch hier der Orden sich als Regalien vorbehalten, wie im Kurlenlande. Dagegen erhielten sie freie Höferei im Fährten Hofe zu ihres Bedarfses Nothdurft und außerdem auch die Berechtigung, auf ihre Güter Wauern als Hinterfassen aufzuziehen und über diese Gerichte zu üben, jedoch nur nach denselben Rechte, wie der Orden über die seinigen auf seinen eigenen Besitzungen. Zudem sollten Lebensstrafe und Verurteilung der Glieder in schweren Verbrechen nicht ohne Rath und Willen der Ordensgeschlechter vollführt werden.

Neben diesen Rechten und Freiheiten sollte der Orden für die Deutschen Lehnsleute folgende Dienste und Verpflichtungen fest:



Sie leisteten Kriegsdienst auf gerüsteten Streitrossen und in leichter Bewaffnung innerhalb der erwähnten sechs Banttschaften, sie erschienen zum Schutze der Bantleute in Weh und Waffen beim Bau neuer Befestigungen, so oft sie dazu geordert wurden. Der Bezug zu Kriegstreifen außerhalb der genannten Bante bleibt ihrem freien Willen überlassen. Ihr Lehn oder die Hinterlassenschaft auf ihren Gütern, sollten, wie die des Lehnens, zu Hintersahen und Kriegstreifen, zur Landwehr und zu neuem Burgenbau dem Lehen als Fußvoss und als Ketter verpflichtet, dagegen zu andern Diensten und zur Bezahlung nur ihren Herren verbunden seyn. Zins und Zehnten leisteten die Lehenleute sammt ihrem Hinterlassen nach Laut der Kulmbacher Handfeste; doch sind die letztern für ihre Herren nicht zu besonderem Zins verpflichtet.

Diese Bestimmungen aber, im Jahre 1285 in einem General-Kapitel der Ordensgehöriger in Elbing zunächst für die Lehenleute in Ermland festgesetzt, bildeten fortin auch für die übrigen Gebiete des Nieder-Landes die Norm und Grundlage zur Festsetzung und Fortbildung der gesammten Lehenverhältnisse; sie wurden als durchherrschende Grundregeln für Rechte und Freiheiten, für Leistungen und Verpflichtungen im Kulmbischen Rechte festgehalten; nur Rücksichten auf einzelne persönliche Verhältnisse oder vorläufige Umstände mochten sich die und da als Abänderungen oder bevorzugende Ausnahmen geltend. Dahin gehört es z. B., wenn ein Bischof den gemessenen Kriegsdienst um auf den Kreis seiner Diöcese oder auf eine einzige Burg beschränkt, ohne daß dabei von Verleihung eines bestimmten Vergütens die Rede ist.

Fragen wir nun nach dem besondern Stande, der aus diesen mit Kulmbischem Rechte belehnten und reichen Gütern begabten Deutschen Ordensrittern hervorging, so sind es die nachmals in allen Banttschaften auf ihren Herrenburgen bestehenden ersten Bantbedienten, die in ihrer Gesammtheit den vornehmen und reichen Stand der Bantbedientenschaft bildeten. Sie erbauten sich Burgen zu Wohnsitzen zur Sicherheit für sich und ihre Habe; der Orden und die Bischöfe genehmigten selches gerne, denn sie schätzten damit zugleich auch das Land. Manche von ihnen brachten schon aus Deutschland den Ritter-Namen mit nach Preussen, andere erwarben sich die Ritter-Würde durch Verlehnung

um des Leben und um des Landes Sicherheit und Vertheidigung. So sehen wir schon jetzt in mehreren dieser alten Ordensvasallen die Urahnen mancher adeligen Geschlechter auftreten, die in Preussen noch im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert blühten, wie Helmrich von Mal oder Maul, Ulrich von Sitten, Dietrich von Brandis, Ludwig von Arkoffen, Helmrich von Sandow und außer diesen viele andere. Sie waren der erste Aufbruch des nachmals so mächtigen und einflussreichen ritterschaftlichen Standes, der in die Gestaltung der spätern Verhältnisse des Landes so gewirkt und betheilt war.

### Der Deutsche Bauernstand.

Neben diesem landsässigen Ritterstande bildete sich je mehr und mehr auch ein Deutscher Bauernstand unter eigenthümlichen Verhältnissen aus, zumal als nach Ueberwindung aller Landschäften der innere Friede im Lande immer fester stand. Tausende von Deutschen aus der Klasse des gemeinen Volkes waren im Verlaufe des vierjährigen Creberungskampfes aus der Zahl der Krieger im Lande zurückgeblieben oder hatten sich den Kriegerbitten schon mit der Absicht angeschlossen, in Preussen eine neue Heimat zu suchen. Hingezogen wurde auch im ganzen Lande hinlänglich und meist selbst im Uebermaass Kamm und Gelehrtheit her, denn man zählte die Dörfer der alten Preussen zu Hunderten, die im wilden Kriegszustande gänzlich untergegangen oder wenigstens von ihren Bewohnern verlassen waren; Tausende der alten Landbewohner hatten das Schwert oder Krankheit oder Jammern und Elend dahingerafft; große Gebiete lagen wie völlige Wüsten da; andere wieder, wie namentlich die bischöflichen Lande in Samland, Pomesanien und Ermland waren so entvölkert und menschenleer, daß die Bischöfe nicht einmal auf ihnen den nöthigen Unterhalt gewinnen konnten. Der Orden aber wollte nicht Herr und Gebieter über Wüsten und Einöden seyn. Es galt daher auch den Landmännern, wie den Bischöfen und deren Domänen, stets als eine der wichtigsten Aufgaben in der Verwaltung des Landes, durch Gründung neuer Deutscher Dörfer, durch Erhebung und Föderung des Deutschen Bauernstandes von neuem ein frisches und regames Leben in das menschenleere und verödete Land und mit ihm neues Glück

und neuen Bestand unter seine Bewohner zurückzuführen. Gewöhnlich erfolgte die Begründung eines neuen Dorfes in folgender Weise.

Es ward in der Regel einem berühmten, tüchtigen Manne Deutschher Gebiet vom Landmeister oder einem Bischofe eine bestimmte Strecke Landes, eine gewisse Anzahl Hufen ertheilt, durch eine urkundliche Verschreibung mit der Verpflichtung zugesprochen, sie mit neuen Bewohnern zu besetzen und diese zu einer Gemeinde in ein Dorf zu sammeln, welches gewöhnlich nach des Gründers Namen erhielt oder dessen Benennung der Landmeister oder der Bischof öfter auch selbst voraus bestimmte. Dem Besizer eines Dorfes ward stets zunächst das Schultheißen-Amte auf erbliches Recht und als Einkommen mußte der dritte Theil der Gerichtsgelübten zugesprochen. Als eigenes erbliches Besitz erhielt er für die erste Befestigung des zugewiesenen Landgebietes jeder Zeit eine Anzahl Freihufen, je nach dem Umfange des Gebietes bald sechs oder acht, bald von der ganzen Zahl der Dorfhufen die neunte oder zehnte. Dieses freie Besitztum übertrug mit dem Schultheißen-Amte und dem zugehörigen Gerichtsgelübten sein erbliches Familien-Eigenthum und konnte von ihm auch veräußert werden, jedoch stets nur mit des Landmeisters oder eines Schöffen oder des Bischofs Genehmigung. Nach der Schultheißen ohne Erben, so fiel sein Amt mit allem Uebrigem dem nächsten Ordenshause anheim und ward dann vom Komthur durch Verkauf einem andern Inhaber zugewiesen.

Es gehörte zu des Schultheißen Amtspflichten, die Dorfrechnung in allen Fällen aufrecht zu erhalten, Streitigkeiten unter den Bauern zu schlichten, über Mein und Dein Gericht zu üben, für die bürgerliche Sicherheit zu sorgen u. s. w. Gewöhnlich aber lag ihm ob, auf richtige Einlieferung des Zinses und des Schutens zu achten. Außer den Freihufen des Schultheißen und denen der Kirche nämlich wurde immer zugleich bei der Gründung eines Dorfes ein gewisser Zins und Schuten bestimmt, den jede besetzte bürgerliche Hufe zu tragen hatte, vertheilt nach der Güte und Beschaffenheit des Bodens. Gewöhnlich aber wurde den ersten Bewohnern auf eine Anzahl Jahre Befreiung von diesen Leistungen zugestanden, denen welcher Zeit sie sich anbauen, das Land urbar machen und sich zu einem Bestande erheben

formen. Der Orden versah dabei immer mit großer Rücksicht, denn meist waren es sieben oder zehn, auch wohl zwölf bis fünfzehn Jahre, während welcher die ersten Dorfsassen, von allen Abgaben befreit, nur den Bischofs- oder Kirchenzehnten zu entrichten hatten. Auch mit Schutzwert oder sonstiger häuslicher Pflicht-Arbeit belagerte der Orden seine Deutschen Dorfbewohner in der Regel nie; was der Deutsche Bauer erwarbete, kam nach Einlieferung seiner bestimmten Abgaben ungehindert seinem Hause und Herd zu Statten. Daher hob sich dieser Deutsche Bauernstand durch Fleiß und ständige Thätigkeit fast überall im Lande schon früh zu bedeutendem Wohlstande empor. Um den erworbenen Reichtum gegen feindlichen Raub in kriegerischer Zeit zu sichern, gestand der Orden bald den Dorfbewohnern die Begünstigung zu, in ihrem Dorfsbezirk zu Schutz und Rettung sich eine Burg erbauen zu dürfen. Den Wohlstand und das Gedeihen dieses Standes förderte vornehmlich auch der Umstand, daß kein Deutscher Dorfbewohner, der unter einem Schultheiß saß, Kriegsdienste zu leisten hatte; lieferte er jährlich seinen Zins und Zehnten und fügte er sich in die allgemeine Landordnung, so durfte kein Ordensgebieter seine Freiheit antauchen, keiner durfte seine Beihilfe zum Burgenbau oder sonstiger Burgarbeit in Anspruch nehmen.

Ursprünglich bestanden sämtliche Bewohner der Deutschen Dörfer nur aus den Adelsleuten, an welche der Grundherr eines Dorfes, der Dorfschultheiß die Zinsgaben abzugeben hatte. Die Befriedigung und Versorgung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse oder mit nächstem auch der vermehrte Wohlstand der Dorfsassen lockten je mehr und mehr auch Handwerkerleute und Kleinfräuer an, sich in den Dörfern anzusiedeln, Tisch-, Web- und Schuhwerke aufzuschlagen oder mit den nöthigsten Kaufwaaren Handel und Verkehr zu treiben. Die Dörfer gewannen dann auch ein ständiges gewerbliches Leben und selbst auch an Einkommen, denn die dörflichen Gewerbeleute waren ebenfalls für ihr Geschäft zu einem bestimmten Zins verpflichtet, der meist zu einer Hälfte dem Schultheißen, zur andern dem nächsten Amtshause ziefel.

In solcher Weise hatte sich neben den Deutschen adeligen Einzöglingen, dem nachmaligen Deutschen Ritterstande, nach und

nach auch im Deutschen Bauernstand ein arbeitsames, fröhliches und muthiges Geschlecht auf dem Lande herangebildet; die erste Ausfaat zum Aufwuchs des Deutschen Volkthums in Preussien, denn in ihm wurst gewohnt das eigenthümliche Deutsche Volkswesen, Deutsche Art und Sitte, Deutsche Ordnung und Gesetz, Deutsche Sprache und Bildung ihrer feste Grundlage und Haltung. Und je fröhlicher und muthiger diese beiden Stände durch Wohlstand und Reichthum ungesessenen, sich weiter und weiter verzweigten und verbreiteten und in den staatlichen Verhältnissen des Landes sich geltend machten, um so tiefer schlug die Ausfaat Deutscher Eigenthümlichkeit Wurzeln im Lande, um so weiter wucherte sie fort, um so gefährlicher wuchs sie heran, um so mehr reifte sie endlich zu solcher Fülle und Ergiebigkeit, daß sie im Stande war, die Eigenthümlichkeit des altangehörten Preussischen Stammes mehr und mehr zu verdrängen und nach einigen Jahrhunderten bis auf die letzten Spuren völlig zu erlöschen.

#### Die alten Stammespreußen.

Hatten sich schon in erwähnter Weise die Territorial-Verhältnisse der Deutschen Eingeborigen in bestimmter Regel und Ordnung im Verlaufe der Zeit festgesetzt, so war im Anfange der Adamberrschaft auch den Heubefehlten eine gleiche oder doch ähnliche Befolgung und Entwicklung ihrer Territorial-Verhältnisse möglich gemacht. Derselbigen Grundzüge, wie die Kulmische Handelszelle sie in Beziehung auf ländliches Besitzthum für die Deutschen Eingeborigen geltend machte, sollten nach Inhalt des Vertrages vom Jahre 1249 auch auf die Heubefehlten gleichmäßige Anwendung finden. Es war in ihnen nicht nur die persönliche Freiheit des neuen Christen und des getreuen Unterthanen des Ordens ungefränkt in Achtung erhalten, sondern bei Verleihung von Rechten und Begünstigungen wie billig auch auf den seit alter Zeit bestehenden ländlichen Unterschied in Rücksicht genommen, also auch der aus dem Stande der Bauern oder aus der Edel-Klasse entsprossene Preusse mit Vorrechten ehren und hervorzuheben worden. Wie der Deutsche Eingeborige kein Kulmisches Besitzthum, so sollte auch der Heubefehlte kein ländliches Eigentum als Alode in der erwähnten

Bedienung, zugleich auch mit freiem Veräußerungsrechte des unbeweglichen Gutes besitzen, nur mit der durch die Verhältnisse der Raubekerkten bedingten Beschränkung, daß der Verkäufer eines Besitzes vor dem Verkaufe dem Orden jeder Zeit eine dem Gutswerthe angemessene Bürgschaft oder Gewähr leisten sollte, daß er nach geschicktem Verkaufe nicht zu den Fäden oder des Ordens Fäden einfließen wollte. Wie ferner das Aikode des Deutschen Einzöglings, so sollte auch der Landbesitz der Raubekerkten in genau bestimmten Graden der Verwandtschaft vererben und nur in Ermangelung rechtmäßiger Erben der Rückfall des Besitzes an den Orden erfolgen, sofern nicht vom Besitzer schon anderweitig über sein weltliches Eigenthum verfügt worden sey. Auch mit Abgaben und Leistungen wurden die Raubekerkten nicht mehr beschwert, als die Deutschen Einzöglinge. „Aus Dankbarkeit für die ihnen vom Orden gewährte Freiheit und Gunst“ verpflichteten sie sich und ihre Nachkommen, dem Orden jährlich den Zehnten in seine Scheunen selbst einzuliefern. Von Steuerwerkleistung oder anderer bürgerlicher Zwangsarbeit war im Vertrage nicht die Rede. Der Orden verlangte sie von Leuten, die sich mit treuem Gehorsam der christlichen Kirche zugewandt und seinem Befehle gefügt hatte. Den wesentlichsten Unterschied in den Verhältnissen der Deutschen und Raubekerkten bildete die Kriegspflichtigkeit. Während jene, wie wir sahen, nur zum gemessenen Dienste innerhalb gewisser Landschaften verbunden waren, hatten die letztern in ihrem Vertrage des Versprechen gegeben, „daß sie an allen Hertschaften des Ordens in gegenseitiger Hülfe und in einer nach ihres Vermögensumständen guten Bewaffnung Theil nehmen wollten.“

Nach diesen Grundsätzen und in der Leitung dieser Vertragsbestimmungen wurden sich fortan auch die ständischen und Territorial-Verhältnisse der Raubekerkten sehr gestaltet und weiter ausgebildet haben, wenn nicht drei Ereignisse eingetreten wären, welche nicht bloß die bis dahin noch festgehaltenen ständischen Verhältnisse in der Gesamtheit des Volkes, sondern auch das an diese geknüpfte Territorial-Verhältniß vielfach zerissen und verändert hätten, zuerst nämlich die Eroberung und mehrmals wiederholte Empörung Samlands, und dann der Abfall und die neue Unterwerfung der früher unterworfenen Landschaften. Während

in Folge der ersten die vom Orden begünstigte und bevorzugte Edel-Klasse der Wälfinge als erster und vornehmster Stand in der Stufenordnung der Grundbesitzer Preussischen Stammes empfieng, löste sich in Folge des andern das bis dahin festgehaltene päpstliche Verhältniß vielfach auf, um der Entfaltung eines neuorganisirten Stammes zu geben.

Durch die Abtrünnigkeit der Rautschekken vom Glauben, durch ihren Abfall vom Gehorsam gegen den Orden war der mit ihnen geschlossene Vertrag gebrochen, die ihnen zugesandene persönliche Freiheit verweigert, alle gewährten Berechtigungen und Zugeständnisse entzogen und ungültig gemacht. Den Standesunterschied im Volke betrachtete der Orden durch Schuld der Abtrünnigen als aufgehoben und es galt ihm nun der abtrünnige und treulose Edel wie der Gemeine aus dem Volke für gleichträfig ansehn. Nur wer aus edlen Stamme geboren, seine Freiheit und Edel-Würde nicht durch Abfall verwehrt hatte, behielt sie auch weiterhin nebst einem soliden Besitztum in solchem Maasse, daß er davon noch seinem Tode geymend leben konnte. Wer aus dem Stande der Gemeinen sich zum Orden und zur Kirche wandte, dessen Besitztum belegte man mit Dienst und Beklungen an den Orden nach der im Lande blühenden hochachteten Gewohnheit. So weit gab Stand und Gehört die Rücksicht des Verfahrens. Besondere Verdienste aber oder Vergehungen gegen den Orden änderten diese Norm. Wer aus dem Stande der Gemeinen sich während des Abfalles oder in andern Verdrängnissen gegen die Ordensherrschaft trenn bewiesen, ward mit der Edel-Würde beehrt und seine Dienstbarkeit ging in Freiheit über. Dagegen verfiel der Edelreie, welcher Untreue gegen die Kirche und den Orden gezeigt und sich an deren Heil und Wohl vergangen hatte, in Dienstbarkeit und in den Stand der Gemeinen. Dieß war der Grund, daß es seitdem unter Preussens alten Stammbevölkern viele Rautschekke gab, die aus edlen Stamme entressen wegen ihrer Vergehungen gegen den Orden, gegen Christen oder gegen die Kirche in den Stand der Gemeinen hinabsanken, während wiederum andere, durch Aelttern dem Stande der Gemeinen zugehörm, durch ihre Verdienste gegen den Orden und die Kirche zur Freiheit erhoben wurden.

So stellt der alte Leben-Schronik die Umwandlung der sächsischen Verhältnisse der Reubekenten nach der neuen Ueberwältigung der abtrünnigen Lande dar und hierach verfährt nun auch der Orden bei Vertheilung und Zuweisung des ländlichen Besitztums, wie bei Begünstigung durch mancherlei Rechte und Freiheiten oder auch bei Bestimmung der pflichtigen Dienste und Leistungen. Es treten daher namentlich zwei Klassen von Landbesitzern unter den alten Stammesbewohnern des Landes hervor: eine Klasse freier Gutsherrn und eine Klasse unfreier, dienstpflichtiger Vasallunterthanen. Diese letztere Klasse bilden der Preussische Bauernstand und die Hinterlassen; jene erstere dagegen zerfällt wieder in Rücksicht ihrer Stufenordnung in drei durch ihre Territorial-Verhältnisse unterschiedene Stände, zuerst nämlich in den bevorrechteten Stand der f. g. Wüthinge, dann in den Stand der f. g. Preussischen Freien oder der Freilehensbesitzer, und endlich in den Stand der Preussischen Kölner.

Betrachten wir zunächst

### Die Wüthinge.

Der Ursprung und die Abstammung, das hohe Alter und die hervorragende Stellung dieses Standes der Wüthinge sind uns schon aus der heidnischen Zeit bekannt. Im Verlaufe des vorerzählten Jahrhunderts kennt sie vorerst ausschließlich nur die Landtschaft Samland als die reichsten Edlen, die vornehmsten Grundbesitzer, als die eigentlichen Herren des Landes; erst in etwas späterer Zeit breiteten sie sich, ohne Zweifel unter vielfacher Begünstigung des Ordens, auch über Ratangen, Ermland und bis Cheisburg hin, und überall als reiche Landbesitzer, aus. Sonst finden wir sie nirgends, weder in den östlichen Landschaften Kurland und Schlawen, noch in Galindien oder Kulmerland.

Wiesen auch nicht schon ihre Ursprung und ihre höhere Stellung auf einen besondern, abgeschlossenen Stand hin, so würde immer schon ihre zeitige, zum Theil freiwillige aber doch leichte Ergebung an den Orden bei Samlands erster Unterwerfung, ihre feste Treue und feste Ergebenheit zur Zeit des Absalles aller übrigen Reubekenten und endlich auch ihre dem Orden gewollte eifrig thätige Dienstleistung bei Samlands späterer Unterwerfung sie als eine eigenthümliche Erscheinung charakterisiren. Daher



auch die bedeutenden Vorräthe, Freisitten und Begünstigungen, womit der Orden ihre Tugend im Gehorsam und ihre Bescheidenheit im Glauben in reichem Maße belohnte. Folgendes wird hinsichtlich ihres höhern Ranges unter des Landes übrigen Verrathern und ihr Verhältniß zum Orden näher zu bezeichnen.

Sie behaupteten in der gesammten Klasse der Landes-Edlen allen Stammes die oberste Stufe und gingen in Vornahme allen Uebrigen voran. Sie ausschließlich erfreuten sich einer Menge von Verrathern und Freisitten, die in ihrer Gesamtheit „das große Recht“ genannt wurden. Nur von aus Bithing's-Blute stammte, ward dieses Recht vollständig gehalten; erst nachmals übertrug es der Orden in einzelnen Fällen als hohe belohnende Auszeichnung auch andern. Der vornehmen Abstammung und seinem hohen Range entsprach des Bithing's Reichthum an irdlichem Besitze. Er bestand in der Regel aus zwei verschiedenen Theilen, aus einem alten, aus der Zeit des Besitzthums von seinen Vätern ihre überlitterten Erbschäfte, also einem angesammelten Aithe, und aus einem neuen, vom Orden ihm überlassenen Besitze. Dieses doppelte Besizthum aber stellte den Bithing zugleich auch in ein zwiefaches Stantverhältniß zum Orden.

Betrachtet wir ihn zuerst im Besitze seines angesammelten Aithe, das heißt also hier bei ihm von seinen Vätern zugewonnenen Erbschatts, so ist es hier vorzüglich, der seine Stellung und seinen Stand sowohl in Beziehung auf den Orden als gegen die übrigen Grundbesitzer Preussens am besten charakterisirt. Als uraltes irdisches Erbschatt ward es ihm vom Orden nicht neu zuertheilt, sondern nur bestätigt. Auf ihm stand der Erbschatt, in welchem der Bithing hauste; auf ihm saß er unabhängig als Freiherr, wie seine Väter in heidnischer Zeit frei von allen Diensten und Leistungen. Keine Lehenspflicht, weder Hofsleistung noch Kriegsdienst band ihn an den Orden; selbst von der allgemeinen Schatzleistung hatte dieser ihn frei gesprochen. Auch im Veräußerungs-Recht beschränkte ihn nicht die für das Kulmische Aithe festgestellte Bedingung gewisser dem Orden zu leistenden Dienste und Verpflichtungen. Eben so wenig war er im Erbrecht in Betreff seines Aithe an eine beschneidende Bestimmung gebunden, denn die Erbschäfflichkeit auf die Kinder beider Geschlechtes

und auf die nächsten Verwanten unterliegt wohl keinem Zweifel. Obwohl es aber an hohen Orten, so konnte der Bisthing, da der Orden als Landesheerr sein Recht zur Eingiehung des freien Allods geltend machen konnte, über kein freigesigtes Erbe auch durch Vermächtniß oder auf jede andere Weise verfügen. Lassen wir also dieß alles zusammen, so saß der Bisthing auf diesem Theile seines ländlichen Eigenthums als völlig freier Allodial-Besitzer, als unbeschränkter Herr eines freikigmen Allodial-Gutes, eine Ausnahme, die sich sonst nirgend in den Territorial-Verhältnissen Preussens wieder findet.

In eine ganz andere Stellung zum Orden trat der Bisthing durch den ihm nun zugewiesenen Theil seines ländlichen Besiges. Es bestand dieser aus einer Anzahl von hies fünf oder zehn, bald geringig bis hundertzwanzig Familien mit deren Land und Eigenthum, also aus Bauernhöfen, welche bei der Bundes-Eroberung in des Ordens Eigenthum und Dienstbarkeit gefallen waren. Ohne Zweifel schon vor der Ankunft des Ordens in einem gewissen abhängigen Verhältnisse von den Landes-Edlen stehend, wurden sie vom Landesheerr als auszeichnende Belohnung für erwiesene Dienste und für bewährte Treue der Gutsunterthanig-keit der Bisthinge mit Habe und Gut überwiesen. Als unfreie Gutsunterthanen waren sie den Bisthingen nicht nur zehntpflichtig, sondern überhaupt zu Leib und Leben unterthan. Sie leisteten ihnen Schutzwache und alle häuslichen Arbeiten in derkigigen Aufmerksamkeit und unbedingtem Dienstpflicht, wie die Gutsunterthanen des Ordens. Es stand dem Bisthinge das Recht zu, über das ländliche Besitzen und die auf diesem stehenden Familien nach freier Willkür zu verfügen, doch durfte die Veräußerung, wie beim Rulmischen Allode, stels nur an einen solchen Mann geschehen, der die auf dem Besitze ruhenden Dienste dem Orden zu leisten im Stande war. Demnach erbt das ländliche Besitzen der Familien in den männlichen Erben fort, doch nie als erbliches Eigenthum; beim Mangel männlicher Erben fiel es an den Erbkhof; der Gutsheerr that es dann dort neuem an Gutsunterthanen aus, denn mit des Bisthings angestammtem Allode war es schon seinem Character nach und wegen der auf ihm ruhenden Dienste und Leistungen unvereinbar. Der Orden behielt sich auf solche gutsunterthänige Zu-

mühen und deren Besitz weiter kein unmittelbares Recht vor; ursprünglich zwar über er selbst noch über sie die Gerichtsbarkeit; späterhin aber übertrug er auch die hohen und niederen Gerichte, jedoch nicht immer in gleicher Ausdehnung den Wüthingen als Gutsherren. In größerer Zahl bildeten die Familien gemeinhin ein Dorf oder saßen wenigstens im Dorfsbezirke, ja selbst jedoch auch hofsweise in einem Felde zerstreut.

Der gutherrliche Besitz dieser Familien und deren Land stellte nun aber den Wüthing zum Erben in das Verhältniß eines dienstpflichtigen Lehensmannes, denn das Besitzthum solcher Familien mit ihrem Grund und Boden galt für den Wüthing immer nur als ein Allode im Kulmischen Sinne, also eigentlich als ein Lehen, und der Besitzer stand in dieser Beziehung als Lehensmann da. Wir finden daher die Wüthinge in Rücksicht dieser ihnen zugewiesenen Besitztheile nicht blos mit des Ordens übrigen Lehensleuten häufig in Vergleich gestellt, sondern auch ausdrücklich auch als Lehensleute oder Feudalen bezeichnet. Wie sie als solche in Beziehung auf ihre Familienhöfe gewisse Lehenrechte genossen, so waren sie gleichmäßig auch zu bestimmten Lehendiensten und Leistungen an den Orden als deren Lehensherren verpflichtet. Dahin gehörte zunächst die allgemeine Verpflichtung zur Contreche innerhalb der Landtschaft, in welcher sie saßen, ferner die Kriegspflichtigkeit zu den weitem Kriegszügen des Ordens außerhalb der Landelgränzen oder der Jagd zu den s. g. Kriegsräusen, namentlich in die heidnischen Gebiete Hithausens; es war nämlich Dienst blos mit Schild und Banne. Zudem verpflichtete den Wüthing sein Lehenbesitz, dem Orden auch beim Aufbau seiner Burgen, bei Errichtung neuer Befestigungen, bei Ummantelung und Besetzung seiner Städte die erforderlichen Dienste zu leisten, die er jedoch nicht selbst, sondern durch seine Gutsmaterthänen oder seine Leute verrichtete. Häufig, doch nicht immer waren, wie im Kulmischen Allode, Wüthinge auch verbunden, alljährlich zur Anerkennung der Oberlehenherrschschaft des Ordens ein oder zwei Markgenüthe Wachs und einen Kulmischen Pfennig zu entrichten: eine Leistung, die schon an sich ausdrücklich den Besitz ihrer Familienhöfe als vollkommenes Lehenbischthum ausweisen würde.

Dieser Dienste und Leistungen konnte und durfte der Wüthing sich nie entschlagen. Waren die Familien auf seinem Lehenbesitze ansässig oder ausgezogen, oder erhielt er neues Familien-Gut, auf welchem noch keine Familien saßen, so hatte er die Verpflichtung, solche familienlose Besitzungen von neuem mit gutsherrlichen Leuten zu besetzen, durch welche er die pflichtigen Lebensdienste leisten lassen mußte. Es lag mit in der Beschaffenheit dieser Lehenbedienste schon selbst, daß die Erblichkeit der Familienhöfe gemeinhin in gerader Linie nur auf die Söhne, nie auf die Töchter oder die nächsten Verwandten überging. Wo ein gerader Erbe fehlte, mußte der Wüthing entweder den Besitz mit einer neuen Familie besetzen oder der Orden zog die Verleihung ein und die Familie fiel dann wieder der Herrschaft zu. Indes erweiterte der Orden nachmals dieses Erbrecht der Familienhöfe, indem er im Jahre 1296 mehreren Wüthingen die Vergünstigung verlieh, daß bei Ermangelung eines geraden Erben oder eines Sohnes das Erbe oder die andern hinterlassenen Güter eines verstorbenen Wüthings auch an die nächsten Verwandten und fernerhin nicht mehr an den Orden fallen sollten. Sonach gingen dann auch die Familienhöfe nie auf die Brüder oder andere nahe Verwandte des Wüthings über.

Ein besonderes, ausgezeichnetes Vorrecht des Wüthings-Standes bestand in der Höhe seines Wehrgeldes. Wir hören bereits, daß die hohe Wichtigkeit, welche der Orden von jeher auf diesen edlen Herrenstand legte, und die vielfachen Gefahren, denen diese getreuen Edlen in den Gefahren der Empörung und bei der erbitterten Volkseckung häufig Preis gestellt waren, den Ordensleuten schon frühzeitig Anlaß gaben, auf die Verlei- hung, Verschönerung und den Vorschlag eines Wüthings eine hohe Geldstrafe zu legen, die man nach altgermanischem Gebrauche das Wehrgeld nannte. Da unter allen Ständen der alten Stammesbewohner Preussens der Wüthings-Stand der erste ist, für dessen Sicherheit mit dieses Schutzgeld angeordnet finden, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß die Wichtigkeit dieses Standes ihm in Preussen zunächst auch seinen Ursprung gab, wie es denn überhaupt auch im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts nur ein ausschließliches Vorrecht des Wüthings-Standes blieb und erst in nachfolgender Zeit auch auf andere angesehenen

Preußen, namentlich auf den Stand der Freilehensleute übertragen ward. Für den Wüthing aber war gleich Anfangs und blieb auch nachmals immer die höchste Summe des Wüthinggeldes, nämlich sechzig Mark festgesetzt, während es späterhin für andere freie Preußen bald nur auf die Hälfte, bald auch klap auf fünfzehn Mark bestimmt wurde.

Die Gesamtheit aller dieser Rechte, Freiheiten und Begünstigungen des Wüthings-Standes, also das echte ihm eigenthümliche, erbliche Eigenthum eines angestammten, adeligen Miste, Befreiung vom Zehnten, das höchste Wüthinggeld von sechzig Mark, Hausrecht über die zumthörliten Familien mit deren Grund und Boden, hohe und niedere Gerichtsbarkeit über die zumthörlitigen Leute, Erhebung gewisser Abgaben aus deren Gütern, Erbfall und Verlassenschaftsrecht über sie und ihre Befigungen, nannte man im Allgemeinen das „Wüthings-Recht“, die „prärogativen Freiheiten“ des Wüthings-Standes oder das „Recht der alten und ersten Wüthinge.“ Man unterschied nämlich schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts jene frühesten, vordemleuten und hochverordneten Wüthinge des Ordens, die alten und ersten Wüthinge, von den später hinzugekommenen, in den Wüthing-Stand aufgenommenen; denn es traten bald mehr und mehr Fälle ein, daß auch solche alte Stammespreußen, die nicht dem alten Wüthing-Stamme entsprungen waren, aber um den Orden sich besondere, hohe Verdienste erworben hatten, mit den Freiheiten und Freiheiten des Wüthing-Standes, namentlich mit dem Vorrecht des höchsten Wüthinggeldes belohnt wurden. Auf Veranlassung des Komthurs von Königsberg Berthold Brühnen wurden im Jahre 1299 die Namen sämtlicher alten und ersten Wüthinge im Verzeichnisse seines Komthurbereiches aufgezählt, theils um sie der Vergessenheit zu entziehen, theils auch um den Unterschied weiterhin noch festzuhalten; und in solcher Weise sind die Namen dieser alten ersten Wüthinge des Ordens bis auf unsere Zeit gekommen.

Genach war der Wüthing-Stand, um es in wenige Worte zu fassen, einerseits ein Stand von besonders bevorzugtem, völlig freiem Adels-Verstehen und in dieser Beziehung der einzige auf Preussens Boden, andererseits ein Stand von dienstpflichtigen Lehensleuten auf einem Befize, der ihnen unter ge-

reissen feudalspflichtigen Bedingungen als belehrende Beispende übersehen war.

### *Die Freien oder Freilehens-Leute.*

Wie der Wüthungs-Stand, so umfaßte auch diese Klasse von Gutbesitzern ausschließlich nur alte Landbesitzgeborene, Stammpreußen. Freie oder auch Preussische Freien hießen sie, weil sie in Rücksicht ihres Besitzthums frei von Zehntleistung und aller blauenischen Arbeit waren. Dieß bildet zugleich den wesentlichen und durchgehenden Character ihres ländlichen Besitzthums und in dieser Freiheit liegt allein das eigentliche Recht, dessen die Freien genossen. Am passendsten würde man diese Güter Freilehen und ihre Besitzer Freilehen-Leute nennen können, inwiewohl dieser Name in späterer Zeit nicht gebräuchlich war. Wesentlich prägten drei durchdringende Grundzüge diesen Freigütern einen bestimmten feudalen Character auf. Der erste liegt in der ihnen eigenen Erbfolge. Sie wurden zwar regelmäßig auf stetiges Erbrecht (*ius hereditario perpetuo*) verliehen und schienen dadurch den Character von Adelen zu erhalten; allein unter diesem stetigen Erbrecht kam nur die unmittelbare Erbfolge in gerader männlicher Linie, also nur die Erblichkeit auf Sohn zu Sohn verstanden werden. Einmangelt es einem Freilehen-Besitzer an einem solchen Erben, so fiel kein Freilehen jeder Zeit dem Orden anheim; es ging folglich nie auf die weltliche Linie über. Ein zweiter Grundzug des Feudal-Character's dieser Freigüter war ihre Untheilbarkeit in der Erbfolge. Hinterließ dennoch der Freilehen-Besitzer mehr Söhne, so trat stets nur einer von diesen und zwar in der Regel der älteste in den Besitz des Freigutes ein oder der Orden bestimmte aus der Zahl der Söhne den Erben des Freilehens; die übrigen wurden entweder mit neuen, noch unbesetzten Besitzungen belehnt oder bestimmten sich zu andern Gewerken. Der dritte Grundzug im Feudal-Character dieser Güter bildete endlich ihre Unveräußerlichkeit weder durch Tausch und Verkauf, noch durch Pfandverschreibung oder testamentarische Bestimmungen. Ueberhaupt also gedraß es dem Freilehen-Namen an irgend welchem Veräußerungsrecht in Rücksicht seines Stands und Lebens. Am Ausnahmeweise finden wir die und da die Erlaubniß erteilt,

einen Freilehen-Besitz veräußern zu dürfen; jedoch war hiezu immer erst die Zustimmung des Lehnens notwendig und diese erfolgte auch nur, wenn sein Eintrag in den Rechten und Verpflichtungen im Verreß des Lehen-Gutes für den Lehen zu besorgen war.

Ertheilt wurden diese Freigüter ursprünglich allen denjenigen Stammesrußen, die entweder ihre Freiheit nicht durch Verfall vom Orden vermischt oder sich selbst und freiwillig ihrer Herrschaft nicht untergeben hatten. Es umfaßte also diese Klasse von Grundbesitzern gewissermaßen den l. g. Mittelstand des altpreussischen Volkstammes. Sie galt immer wegen ihrer Freiheit vom Zehnten und von bläuelicher Arbeit als ein bevorzugter Stand. Der Orden belehnte daher nicht selten auch Besitzer von nicht zehnt- und schaarwerkspflichtigen Gütern für ihre sonstern Verdienste dadurch, daß er ihnen den Zehnten und Schaarwerkdienst erließ und sie in die Klasse der Freilehen-Besitzer erhob. Auf solche Weise gestalteten sich häufig zehnt- und schaarwerkspflichtige Güter in Freilehen um. Ueberdies entstanden auch neue Freilehensgüter, so oft der Orden wüsthigende, zehnt- und schaarwerkspflichtige Güter an neue Besitzer auftheilte und sie für den neuen Ausbau von den empfangenen Leistungen befreite; dasselbe geschah mit wüstem Wald- und Heide-land, welches urbar gemacht werden sollte. Auf solche Weise traten namentlich die nachgebornen Söhne der Freilehen-Besitzer in der Regel wieder in die Klasse der Freilehen-Beute ein. Der Lehen aber gewann dabei den Vortheil, daß er in diesen nachgebornen Söhnen der Freilehen-Besitzer immer wieder neue Abbauer müßigkender Ländereien fand.

Der Freilehen-Mann konnte das ihm erblich zugekommene Freilehen oder auch die vom Orden zu neuem Ausbau zugewiesenen Besitzungen, welche sein Freilehen vorgeforderten, mit Weibern besetzen. Wegen diese stand er dann im Verhältnisse eines Lehen-Gutsherrn; sie waren ihm durchgängig zehnt- und dienstpflichtig; ihr Besitz, ein Hufen, ging nie in erbliches Eigenthum über; er erbte zwar in ununterbrochener Erbfolge fort, fiel aber an den Gutsherrn, also an den Freilehen-Mann zurück, sobald kein gerader männlicher Erbe vorhanden war. Wir würden diese Bauern auf den Freilehen freie Hufensassen nennen,

denn obgleich in der Regel schwerverpflichtet, waren sie doch dadurch frei, daß sie nicht an die Scholle gebunden, sondern vom Besitze unabhängig waren. Der Freilehens-Mann überließ in der Regel über sie die nähere Gerichtsbarkeit, jenseits, doch nur selten auch die hohe, welche gewöhnlich sich der Lehn vorbehält.

Der Freilehens-Besitz verpflichtete den Freilehens-Mann zu bestimmten Lehnendiensten. Dahin gehörte vor allem die doppelte Heerfolge sowohl zum Kriegsdienste auf Heerfahrten oder Kriegszügen außerhalb der Landesgränzen, als zum Zuge in der Landwehr oder Landesverteidigung. Die Art der Bewaffnung mit einer Wunde, Schild, Helm, Sporn oder Lanze, sowie der Dienst zu Fuß war in der Regel bestimmt befragt. Als ungemessener Kriegsdienst war er weder durch Raum noch Zeit beschränkt. Der Freilehens-Mann mußte demnach gerufen erscheinen, so oft der Ordnungsgebieter ihn aufrief und ihm folgen, wozu ihn dieser führte. War das Freilehen mit Mann oder Hinterlassen besetzt, so mußten auch diese zum Dienste aufstehen und jeglicher sich selbst rüsten. Dieß war die auf den Freilehen so schwer drückende Kriegslast während der unermüdlichen, rastlosen Kriegszüge nach Litthauen, die oft das ruhige Landvolk so sehr erdrierte. Eine andere regelmäßig auf dem Freilehen liegende Verpflichtung war der Dienst beim Burgbau, theils wenn neue Burgen aufgebaut oder alte stärker bewehrt und besetzt werden sollten. Auch dieß war ungemessener Dienst; der Freilehens-Mann mußte also auch hierzu mit seinen Hinterlassen auf dem Rasse betraffet erscheinen, so oft er dazu aufgerufen ward. Außer diesen zwei wichtigsten Dienstverpflichtungen wurden jenseits Freilehens-Heute auch mit andern unbestimmten Diensten belastet, wozu der Lehn sie aufzurufen sich vorbehielt; dahin gehörte der Nachdienst besonders an den Landesgränzen.

Es bildete in den Verhältnissen und Lebensverhältnissen der Freilehens-Heute keinen Unterschied, ob sie unter dem Lehn oder in den bischöflichen Landen saßen. Abänderungen in einzelnen Verpflichtungen und Ausnahmen in einzelnen Begünstigungen fanden sich hier wie dort. Ortheilen z. B. die Bischöfe von Samland und Ermland einigen ihrer Lehn-Heute die



Hölse der Gerichtsgeldhoren, sechs Holz aus ihren Wäldern, freie Fischerei, freie Jagdgewaltigkeit, so wird unter andern der Landmeister Konrad von Thierberg dem Subaußßen Kriegsblüpsinge Skomand, dem er ein solches Freilehen-Gut schenkte, zugleich noch den dritten Theil des Ertrages der hohen Gerichtsbarkeit zu.

Stellt man den Freilehen-Mann in diesen seinen Lehenverhältnissen dem Wihinge vergleichend gegenüber, so ist eine völlige Uebereinstimmung der Territorial-Verhältnisse Beider in mehreren wesentlichen Punkten wohl unverkennbar. Sieht man von dem angesammelten Allodial-Besitz des Wihings ab, so waren Beide Lehen-Lente oder Vasallen des Lehen und der Bischöfe, Beide im Lehenallodialen zu denselben Lehenndiensten verpflichtet, Beide von Lehenleistung und bürgerlichen Diensten frei, bei Beiden die Erbschaft des Lehenbesitzes auf gleiche Weise bestimmt; nur einzelne Wihinge mochten mit ihrem erweiterten Erbsichte eine besondere Ausdehnung; bei Beiden dieselbe Veräußerungsbeschränkung über ihren Lehenbesitz; Beide mit dem Rechte begabt, einen Theil ihres Lehen-Guts mit Gutsumerthenen oder freien Hinterlassen besetzen zu können und diese Hinterlassen Beiden zur Behausung und zu allerlei bürgerlichen Diensten verpflichtet. Dennoch aber stand die Klasse der Wihinge nicht bloß durch Geburt und Vorrang, sondern auch durch eigene Rechte als ein bevorzugter Stand da. Als solchen nämlich unterschied ihn zuerst schon sein eigenthümliches, angereichertes Allodial-Stammgut, in welchem er den Orden nur als Lehenherrn, nicht als seinen Lehenherrn über sich sehen sah; ferner der in der Zeit des Walfalles schon ganz allgemeine Besitz der hohen Gerichtsbarkeit über die Familien, ein so sehr hervortretendes Vorrecht, daß es oft vorzugsweise mit der Benennung „Wihings-Recht“ bezeichnet wurde; überdies die dem Wihinge allein eigenthümliche höchste Summe des Wehregeldes, denn auch dieses Vorrecht stand eine Zeitlang mit dem Wihings-Stande in so enger Beziehung, daß man nicht selten unter „Wihings-Recht“ nur diesen höchsten Ansat des Wehregeldes begriff. Für den Freilehen-Mann scheint in der Regel das Wehregeld nur auf reichsige Mark festgesetzt gewesen zu sein.

Zur Klasse der Freilehens-Leute gehörte ohne Zweifel auch die besondere Art von altpreussischen Landeigenthümern, welche unter dem Namen „Könige“ oder „Preussische Könige“ in einzelnen Gegenden des Landes saßen. Ueber ihren Stand und ihre Stellung giebt uns die Geschichte keine nähere Aufklärung; wir wissen nur, daß sie Freilehens-Güter besaßen mit hinterlässigen Gutskunterthanen, über welche sie die volle Gerichtsbarkeit übten. So finden wir sie namentlich in den Gegenden von Bartenstein und Rastenburg, aber auch in Samland. Ihr Name deutet auf die Vermuthung, daß sie in Stammesverwandtschaft mit den altpreussischen Heißen gestanden und zur heidnischen Zeit da, wo sie erschienen, den ersten und vornehmsten Stand gebildet haben mögen. Ein gewisses höheres Ansehen und einen besondern Rang unter den Gutsherrn behaupteten sie auch noch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und wie anders sollte sich dieser erklären lassen, als durch die Annahme, daß die Vererbung ihrer Abstammung sich in ihnen fortgeerbt und unter den alten Landeseingeborenen lange Zeit noch anerkannt worden. Sie waren vielleicht, wie die Wiltzinge, durch legend welche Beweise ausgezeichnet. Da wir indeß über die ganze Ummantlung ihrer Verhältnisse so wenig unterrichtet sind, so bleiben wir über sie auch immer nur im Reiche der Vermuthungen. Eben so wenig beleuchtet es die Geschichte, wie es gekommen ist, daß wir diese Preussischen Könige, wie die Wiltzinge späterhin in den Ordenshäusern als eine besondere Art von Ordensdienern finden.

### Die Kölner.

Der Name Kölner umfaßt im Allgemeinen sowohl die Deutschen Eingeklingte, als eine besondere Klasse von Gutsherrn aus Preussischem Stamme, die ausdrücklich in ihrem Vergabungsbriefen ihrem kabblichen Besitz auf Kulmisches Recht erhalten hatten. Ursprünglich war allerdings das Kulmische Recht als eigentliches Deutsches Recht auch nur für die Deutschen Eingeklingte bestimmt. Zuerst, wie wir hörten, nur den Bürgern der beiden Städte Thorn und Kulm verliehen, mußte es selbst auch auf das Land übertragen werden, das ursprüngliche Stadtrecht also in ein Landrecht übergehen, sobald sich bei einiger gewöhnlichen Ruhe Deutsche Eingeklingte fanden, die sich auf dem

platten Lande ansiedeln. Dieß geschah zuerst im Kulmerland und in Pomesanien. Für sie wurden natürlich nur diejenigen Bestimmungen der Kulmischen Handfeste in Anwendung gebracht, die überhaupt im Landbörger Geltung finden konnten. Hiernach wurden die Deutschen Einzöglinge auf dem platten Lande den Deutschen Bürgern in den Städten gleich Anfangs völlig gleich gestellt, wie in ihrem Rechten und Freiheiten, so in ihren Leistungen und Verpflichtungen. Kommt nun auch der Name Kulmischer Recht als Landesrecht ausdrücklich nachgewiesen erst im zweiten Jahreshend der Anwesenheit des Ordens (ungefähr erst um das Jahr 1238) vor, so herrschte doch nachmals unter den Deutschen Einzöglingen, namentlich in dem landbörgerlichen Rittersstande immer die Ansicht, daß die Rechte und Freiheiten der Kulmischen Handfeste vom Anfange an keineswegs allein den Bürgern der genannten Städte, sondern zugleich auch den Deutschen Einzöglingen als landbörgerlichen Lebenskanten des Ordens zutheilt worden seien; und in den spätern Streithändeln des Ordens mit der Landes-Ritterschaft zur Zeit des Preussischen Bundes ward von der letztern diese Ansicht auch vielfältig geltend gemacht.

Wie aber kam es nun, daß dieses ursprünglich nur für Deutsche Einzöglinge bestimmte und auf Deutsche Verhältnisse berechnete Recht auch auf eingeborene Preussen übertragen wurde und sowohl Preussische Adlmer in die Klasse der Deutschen Rittersleute eintraten? — Einer besondern Veranlassung hiezu scheint es schwerlich bedurft zu haben, denn eines Theils ging der Orden, nachdem ihm die blutige Ueberwältigung der Landesherrn gelungen war, sichtbar von dem Streben aus, die unterworfenen Stammespreussen wie auf manche andere Weise, so auch durch ihre Gleichstellung im Rechte mit den Deutschen Einzöglingen für sich zu Erwerb und Gehorsam zu gewinnen und der Landeswehr theilhaftig zu machen; andern Theils gingen ohne Zweifel mit der Landesherrn's Genehmigung hin und da Besitzungen mit diesem Rechte durch Kauf von Deutschen Rittersleuten auf Preussen über. Ein solcher Uebergang des Landesbesitzes mit seinem Rechte, eine Verwischung des Deutschen mit dem altpreussischen Volkstamme lag ja scharf und offenbar im Interesse des Ordens und mußte

von ihm zu seinem eignen Heil in jeder Weise befördert und erleichtert werden.

Durch Uebernahme eines Kulmischen Besitzthums erhielt nun jeder Bräut der Stammpreussie gewisse Kulmische Privilegien und Rechte, verpflichtete sich aber zugleich auch zu bestimmten Kulmischen Abgaben und Leistungen. Jedoch geschah die Verleihung des Kulmischen Rechtes immer in vielen Modifikationen, denn bald begriff sie den gesamten Inhalt der Kulmischen Handschrift, so weit er nur irgend auf Territorial-Verhältnisse übertragen werden konnte, bald wurden aus den Kulmischen Rechte nur einzelne Rechtsbestimmungen in Anwendung gebracht. In diesen Fällen hatte es bald nur eine Beziehung auf die Ordnung der Kulmischen Erbfolge; das Gut ward dann verlehnt auf Kulmisches Erbrecht, es wurde angesehen als Allode im Sinne der Kulmischen Handschrift; bald auch nur eine Beziehung auf die Kulmische Zehntleistung oder auf die Kulmische Zinsentrichtung, also daß der Besitzer des Gutes zu Zehnten oder Zins verpflichtet war, wie ihn die Kulmische Handschrift bestimmte; bald wiederum bezog es sich nur auf den Umfang und die Form der Beschickbarkeit oder auf die Freiheit der gethanen Hufe für den Schuldner eines Dorfes u. s. w. Die erstere Beziehung auf Kulmisches Erbrecht war immer die gewöhnlichste und schloß in der Regel die Verpflichtung zur Zehntleistung nach Kulmischen Bestimmungen zugleich mit in sich.

Der Besitz eines Kulmischen Gutes aber hand den Preussischen wie den Deutschen Rädmer, wie eben erwähnt, auch an bestimmte Leistungen und Verpflichtungen. Als solche übernahmen er zunächst die Zehntleistung, in der Regel von jeglichem Pfluge einen Scheffel Roggen und von jeglichem Haken einen Scheffel Weizen. Dieser Zehnte fiel dem Bischofe und blieb dorthalb der Bischofs-Scheffel. Die Zehntfreiheit ein wesentliches Vorrecht eines Preussischen Freilehens, so war Zehntleistung eine wesentliche Verpflichtung jedes Kulmischen Gutes; nur als Ausnahmen hatten zuweilen Kulmische Güter Zehntfreiheit. Ferner ruhte auf jedem Kulmischen Gute eine bestimmte Zinspflichtigkeit und auch darin unterschied es sich wieder vom Preussischen Freilehen. Der Zins, gewöhnlich in zwei Markpfund Wachs und einem kölnischen oder fünf oberischen oder elbingschen Pfennigen

befitzend, sei dem Lehen, d. h. dem nächsten Erbenhaufe zu, in dessen Bezirk ein Gut lag. Er war eine wesentliche Feudal-Beziehung und stellte den Kulnischen Besitz stets in die Klasse von Lehen, denn er wurde vom Lehen immer ausdrücklich als Zeichen der Anerkennung der Oberlehenherrschaft des Ordens (in recognitionem domanii) ausgedrückt und angesehen. Außerdem war der Künner zum Kriegsdienste verpflichtet; dieser bestand indessen nur im f. g. gemessenen Dienste, also nur zur Landwehr oder zur Vertheidigung der Landesgränzen und war überdies nach der Kulnischen Handschrift in ein bestimmtes Verhältniß zur Größe des Besizes gesetzt, so daß von kleineren Besitzungen nur der niedrigste Platenienst, von größeren dagegen ein doppelter Dienst zu Fuß gefordert wurde. Dieser gemessene Kriegsdienst war es immer vorzüglich, was die alten Landesherren lehrte, in den Besitz Kulnischer Güter zu kommen oder sich ihre Besitzungen mit Kulnischen Rechte kasulieren zu lassen, denn als Künner waren sie der harten Bürde entzogen, welche in der Belassung mit ungemessenem Kriegsdienste den Feudalbau-Mann fort und fort so schrecklich schwer niederbedrückte.

In der Verleiung aller dieser Rechte indeß, wie in der Bestimmung dieser Verpflichtungen der Künner blieb sich der Orden hinsichtlich immer gleich. Galten ihm die Hauptbestimmungen des Kulnischen Rechtes auch stets als feste Norm, so erlaubte er sich doch häufig mancherlei Ausnahmen und Begünstigungen, bald in Rücksicht auf die Persönlichkeit der Empfänger, bald aus Gründen, die in der Vertheilung des Grundbesitzes oder in andern Verhältnissen lagen.

Wing das Gut eines Künners durch Kauf an einen andern Besitzer über, so mußte hiezu nach der Bestimmung der Kulnischen Handschrift die Befähigung des Landmeisters erlangt werden. Käufer und Verkäufer legten ihm persönlich den Verkauf vor und boten um seine Genehmigung. Der Verkäufer verpflichtete auf sein Besitzrecht in die Hand des Landmeisters, der dann das Gut als Lehen in des Käufers Hände überwies. Späterhin kam diese Sitte der Inveftitur bei Kulnischen Gütern außer Gebrauch. Eine urkundliche Verfertigung genügte als bestätigende Verbürgung.

Außer diesen Kömmer-Gütern und den Freilehen gab es noch eine andere Klasse von Gütern, die manches mit beiden gemein hatten, jedoch zu keiner von beiden Klassen gehörten, nämlich die Preussischen Güter auf ununterbrochenem Erbschaft, d. i. also in denen die Erbfolge stets nur auf die Söhne ging. Frei von Schaarsatz und aller häuslichen Arbeit glichen sie hierin den Freilehen, durch ihre Lehnspflichtigkeit aber wieder auch den Adelsmäßigen Gütern; in ihrer Verpflichtung zum Kriegsdienste und zur Beihilfe beim Burgbau waren sie den Freilehen ähnlich. Das Wesentliche also, was diese Güter zu einer besondern Klasse machte, war die Verbindung der Lehnspflichtigkeit mit ununterbrochenem Erbschaft, welche in der Regel bei andern Gütern nicht Statt fand.

#### Der Preussische Bauernstand und die Hinterlassen.

Auf dem platten Lande saß außer den Freilehen-Bauern und den Kömmerern noch eine Menschen-Klasse, welche wir bald unter dem Namen von Bauern oder Dorfbewohnern, bald durch Leute, Hinterlassen und Untersassen bezeichnet finden. Der Name begründet allerdings einen Unterschied in ihren Territorial-Verhältnissen. Die Bauern und Dorfbewohner genossen als Glieder einer Dorfgemeinde gewisse Dorfrechte und standen im Verzuge unter dem Landvogt, zuweilen unter einem Schuttheffen oder Statthalter, der von einigen Dorfsälften umgeben, die Dorfverfassung aufrecht hielt, den Zehnten einzog u. s. w. Die Leute, Hinterlassen oder Untersassen waren Vasallunterthanen eines Grundherrn, dessen Gericht muß unmittelbar untergehen, bald gerichtlich auf einigem Grundstücken, bald in einem Dorfe wohnend, jedoch nicht zur Dorfgemeinde gehörend, also auch nicht dem Schuttheffen unterthan. Wesentliche Rechte begründeten übrigens unter den Bauern und Hinterlassen keinen bemerklichen Unterschied; in ihrer Lage und Stellung zur Herrschaft waren Beide sich gleich.

Sie bildeten Beide den eigentlichen Grundstamm des alt-preussischen Landvolkes, die eigentliche Masse der gesammten bewohnten Preussens, die vor der Eroberung durch den Orden neben und unter den Landes-Edeln auf dem platten Lande als Adelsbauern gegessen hatten. Ihre Zahl war nach der Landes-Übersiedelung dadurch noch vermehrt worden, daß bei Erben

auch alle diejenigen aus dem höheren oder Stamm, die sich ihm feindlich gegenüber gestellt und seinem Wesen entgegen gewirkt, in die Klasse des gemeinen Volkes hinabgedrückt und mit Diensten belastet hatte.

Diese Gesamt-Klasse des gemeinen Landvolkes aber war mit Grund und Boden dem Orden durch die Ererbung zu unbeschränktem Besitz und Eigenthum verfallen; er sah sich im Rechte des Schwertes als den alleinigen obersten Herrn und Eigenthümer des gesammten ländlichen Besitzthums an. Demnach ward jeder aus der gemeinen Volks-Klasse, der auf Grund und Boden des Ordens saß, ein Gutsherrntheil des Ordens, und weil es diesem als Herrn und Eigenthümer frei stand, über Grund und Boden der Untermiethen nach freier Willkür zu verfügen, so legte er ihnen verschiedene Verpflichtungen, Leistungen und Lasten auf, die auf dem ländlichen Besitze beruhten. So wurden die bäuerlichen Besitzer des Ordens unmittelbare Gutsherrntheile, seine pflichtigen Gutshauern, seine eigenen Leute. Häufig aber miet der Orden auch, wie wir bereits gesehen haben, einzelne Dörfer, Höfe und Güter, die von solchen Gutshauern besetzt waren, mit allen ihnen obliegenden Verpflichtungen, Leistungen und Lasten verleihten Preussen aus edlerem Stamme als Belehnungen an und erhob somit diese letzteren zu Grundherren über das ländliche Besitzthum der Gutsherrntheile, wie die Bischöfe über die ihnen zugewiesenen Familien. Auf solche Weise entstand im Preussischen Bauernstande ein Unterschied zwischen unmittelbaren und mittelbaren Gutsherrntheilen des Ordens, denn da dieser letztere das ländliche Besitzthum der Gutshauern an edle und verdiente Gutsherrn immer nur als Lehen vergab, blieb er selbst immer eigentlicher oberster Gutsherr, denn als Oberlehensherrn Grund und Boden als Eigenthum zugab und unter gewissen Umständen anheimfel.

In der Stellung der unmittelbaren und mittelbaren Gutsherrntheile zu ihrem Gutsherrn fand kein wesentlicher Unterschied Statt. Der Orden nämlich ging in der Anordnung der gesammten bäuerlichen Verhältnisse, also auch bei Bestimmung der bäuerlichen Leistungen und Verpflichtungen immer von dem Grundsatz aus, daß im Lause und in der Lage der unmittelbaren und mittelbaren Gutsherrntheile nur Eine feste Norm be-

sehen müsse; er schrieb es daher bei Besetzungen über gutsunterthäniges Verfigthum den Gutsherrn häufig als außerordentliche Bedingung vor, daß die Stellung und Behandlung ihrer Gutsunterthänen keine andere seyn dürften, als die der Gutsunterthänen des Ordens. Lassen wir demnach die bürgerlichen Verhältnisse integrieren zusammen, so stellt sich die Lage des Bauernstandes Preussischen Stammes in folgender Weise heraus.

Da der Preussische Bauer nie ein selbsteigenes Verfigthum haben konnte, so ward ihm solches auch nie mit urkundlicher Verbriefung verschrieben, sondern nur gelassen oder aus freier Hand verliehen. Es bestand in der Regel nur aus einer oder zwei Hufen oder aus einigen Hufen Landes; dann hieß er gemeinhin ein Hufen-Bauer. Beim Versterben einer gutsunterthänigen Bauersfamilie in männlichen Erben fiel ihr bürgerlicher Besitz bald dem Orden, wenn sie ihn unmittelbar gutsunterthänig war, bald dem Lehngutsherrn anheim, welcher den Besitz von neuem mit gutsunterthänigen Bauern besetzen mußte. In Diensten und Leistungen stand jedoch den Gutsbauern des Ordens und denen der belehnten Gutsherrn im Wesentlichen kein Unterschied Statt. Beide leisteten von ihrem Besitze einen Zehnten, vom Hufen einen Scheffel Weizen. Auf dem ganzen Bauernstande lasteten die von ihm also genannten bürgerlichen Dienste oder bürgerlichen Arbeiten; sie bestanden vornehmlich im Heuschlage, Getreidemähen, Kisten, Holzsägen, allerlei Arten von Fuhrwerk u. dgl. Ueberdies war der hinterbüssige Bauer des belehnten Grundbesitzers auch zu allen Diensten und Leistungen verpflichtet, die außer seinem Gutsherrn auch der Orden von ihm forderte. Dahin gehörten Wachdienste, vornehmlich aber der Kriegsdienst. Der gesammte Preussische Bauernstand war kriegspflichtig und zwar zur Landwehr wie zu Kriegsdiensten ins Ausland; er bildete beim Lehenbuche den eigentlichen Kern des Fußvolkes. Beim Burgenbau und bei Besetzung der Landesgräben mit Hagen, Schanzen und Wällen leisteten die Bauern den Fuchdienst und stellten die nöthigen Fuchsfahrer. So lag überhaupt auf diesem Stande eine vielfältige Last von Arbeit; er mehr wie jeder andere hatte alle Mühen und Beschwerden des Lebens zu tragen. Nur von Steuerleistung schied er in der Regel befreit gewesen zu seyn.



Der Orden war als Landesherr zugleich allein auch oberster Richter im Lande. Wie also jeder Einwohner Preussens, so war auch der Bauernstand ursprünglich unmittelbar seiner Gerichtsbarkheit unterworfen. In sich gewann ein Gutsherr durch Ueberweisung von bäuerlichem Grund und Boden noch keineswegs zugleich auch Jurisdictions-Recht über die darauf wohnenden Bauern; es mußte ihm vom Orden ausdrücklich und bestimmt erst überwiesen und zugesprochen werden. Gewöhnlich verließ diese in früheren Zeiten über die Bauern nur die niederen Richter; erst später erhielten als Vorrath die Wütlings die hohe Gerichtsbarkheit über ihre Gutsherrlichen, Freilehen-Leute zum Theil nur einen Theil der Gerichtesgewalt. Im gerichtlichen Verfahren galten für die Gutsherrn des Ordens, wie für die Hinterlassenen der belehnten Gutsherrn dieselbigen Gesetze, der i. g. Polnische Gerichtsgebrauch, wie ihn die Reukelheeren schon im Vertrage vom Jahre 1249 sich ausbedungen hatten. Sassen Preussische Bauern in einem Deutschen Dorfe und jeden Streithandel zwischen Deutschen Dorfbewohnern und Preussischen Bauern vor, so richtete über diese nicht der Dorfschlichter, sondern der Landvogt oder der nächstgelegene Komthur.

Durch alle diese Verhältnisse aber war der Preussische Bauer keineswegs in Leibeigenschaft hineingedrückt; er war nicht an die Scholle gebunden. Wie der Orden seinen Bauern gestattete, sich im Besitze eines Gutsherrn niederzulassen, so konnte auch der Hinterlassene eines Gutsherrn auf das unmittelbare Besitzthum des Ordens oder auch selbst in die Bisthofsstelle übergehen; nur scheint dann immer ein bestimmtes Lösh- oder Abkaufsgeld Statt gefunden zu haben. Uebrigens wechselte er dabei immer nur den Herrn, denn auch in den Bisthofsstellen bestanden für die Bauern und Hinterlassenen im Allgemeinen die nämlichen Verhältnisse, dieselbigen Verpflichtungen und Leistungen. Ueberhaupt fand der allbekannte Spruch: Unter dem Kreuzstabe ist gut wohnen, in Preussen seine bedeutsame Anwendung.

Nachdem uns aber in solcher Weise die Lage und Verhältnisse der verschiedenen Stände des altpreussischen Reichs, der Wütlings, Freilehen-Leute, Kleriker und des Preussischen Bauernstandes vor Augen gestellt sind und es uns also möglich gemacht

ist, wenigstens in den wesentlichsten Umrissen ein Gesamt-Bild ihrer Lebensverhältnisse aufzufassen, dürfen wir uns wohl auch ein Urtheil über das Loos und das Schicksal erlauben, welches dem Volke Preussens durch die Unberechnung und Herrschaft des Ordens zugefallen war. Es ist von jeher häufig und wird noch immer viel, oft unverständlich und ohne Kenntniß, über die Knochenschaft, ständische Niedertrachtung und tyrannische Mißhandlung gesagt, welcher die alten Stammespreussen durch die Erhebung und Herrschaft des Ordens preis gegeben werden sehen; und wie es keine Klage giebt, womit der unterworfenen Preusse nicht bejammert und bemitleidet ist, so scheint Ausdruß der bittersten Anschuldigung und schwersten Anklage, womit der Orden wegen seiner Behandlung der Reichthümer nicht überhäuft, beschimpft und entwürdigt worden ist. Selbst gewiß mit Unrecht. Die Lage und Lebensverhältnisse der verschiedenen Stände des alten Stammesvolkes waren keineswegs so traurig und mitleidwürdig, als man sie häufig vergleicht hat. Man werfe einen freien, unbefangenen Blick auf das Bild ihrer Territorial-Verhältnisse, wie es entworfen vor uns steht, und man wird finden, daß allerdings das Leben wie heute so damals seine Lust und Würde trug, daß aber daneben doch auch allenthalben, dem Wohlstande wie dem Freilebend-Manne und diesem wie dem Krieger Haum und Jät in großem Maße zu einem freibeweglichen Leben, zu eigener selbstthätiger Thätigkeit, als auch die Freude und Lust des Lebens selbst gelassen waren. Oder man vergleiche die Dienstklassen und Verpflichtungen des Vasallen oder Lehensknechts damaliger Zeit in Deutschland mit den Diensten und Leistungen des Wärlings, des Freilebend-Mannes und des Kriegers in Preussen und man wird, besonnen prüfend, wiederum finden, daß die Zustände und Verhältnisse dieser letztern in seiner Weise bedrückter und bedrängter waren, als die jener erstern; vielmehr lagen dort auf dem Volke eine Menge von Abgaben, Steuern und Zölle, die man in Preussen gar nicht kannte; dort war die Lage und das Schicksal der Höligen und Leibeigenen gewiß um nichts milder und besser, vielmehr in mancher Hinsicht wohl bedrückender und niederdrückender, als das Loos der Bauern und Hinterlassen unter der Herrschaft des Ordens. Oder endlich man werfe einen Blick auf die zahllosen Kriegen und Verheerungen

Leben, unter denen das Landvolk in den Nachbarlanden Preussens und Polen lebte, und man wird in wüthender Vergleichung die Lage und Behandlung des Volkes in Preussen unter des Ordens Herrschaft gewiß noch mild und schonend finden.

Aber warum, dürften Zweifelnde immer noch fragen, stöhnten und sanken die Unterjochten selbst ihr Loos und ihr Tage unter des Ordens Gebote lange Zeit so äußerst bedrückend und unerträglich? Warum wagten sie Jahre lang Gut und Leben, um sich der Knechtschaft wieder zu entwinden, in die sie der Orden hinabgedrückt hatte? — Zwei Ursachen möchten es seyn, die uns diese Erscheinung erklären. Die eine lag offenbar in dem Ungezwungenen und Fremdartigen der neuen Verhältnisse. Preussens Bewohner waren von jeher dem Auslande als ein friedsam, ruheliebendes Volk bekannt. Ersten hatte in früherer Zeit allgemeine Kriegenoth das ganze Land bedroht; wählte sie einer Landtschaft, so half sie sich weis selbst, so viel sie konnte; kaum je nahm das gesammte Volk an einem Kampfe Theil. Der Krieg als Dienstleistung, als eine Last, die auf dem Beschutten ruhte, war vor des Ordens Anstalt eine völlig ungewohnte und unbekante Erscheinung. Das Alles war jetzt anders. So oft es der Orden verlangte, mußte der Lehens-Mann sammt seinen Hinterlassen sich rüsten und Monate lang der Fahne des Ordensheeres folgen; gebot es der Landmeister, so mußte das Volk der einen Landtschaft aufstehen, um das Nachbarnvolk der andern mit zu überwältigen. Nicht minder ungewöhnlich und bestrickend erschienen den Untermessenen die Zwangsdienste beim Burgenbau, die Schanzwerke und Fohnarbeiten, die Lehn- und Finkleistungen, welche der Orden verlangte. Könnten immer auch schon in heidnischer Zeit gewisse Leistungen und Dienste bestanden haben, so hatte sie damals ohne Zweifel nicht der freie Mann, der freie Stamm-Edle, sondern die niedrige dienende Klasse getragen und auch für dieß hatten sie nichts Befremdendes, weil die Vergangenheit sie in die Gegenwart veredelt und weil der Mensch stets lieber und leichter trägt, was ihm alte Tüte und Gewohnheit, als was ein fremder Herr auflegt.

Die zweite Ursache der Erscheinung, daß dem größten Theile des Volkes sein Loos so bedrückend und unerträglich schien, lag

ohne Zweifel in der Unbestimmtheit des Maasses und der Dauer der auferlegten Verpflichtungen, vornehmlich im Kriegsdienste sowohl zur Landwehr als zur Heerfahrt, im Wachdienste, in den Brodarbeiten zum Burgenbau u. a., wegen der Verpflichtete erscheinen mußte, so oft es von ihm verlangt ward; denn wenn man erwägt, welche Zahl von Burgen im Lande ist im Verlaufe weniger Jahre aufgebaut, wie oft sie zerstört und wieder errichtet wurden, wie überdies alle nur gezählten Städte umwallt, ummauert und mit Wehthürmen besetzt werden mußten; wenn man bedenkt, wie wenig das Kriegsschwert des Lebens in der Scheide ruhete, wie schwer der Kriegsdienst seyn mußte, da er meist in Reiterdienst bestand, wie oft der Leibe, aller fremden Hülfe entbährt, die Kriege fast allein durch seine kriegsbefähigten Unterthanen führen mußte, wie also bei den stets persönlich zu leistenden Diensten der Winter den Landbewohner in Heerfahrten und Landwehr, der Sommer ihn beim Burgenbau im Schanzwerk und andern Diensten beschäftigten; und wenn man endlich von dem allen die Folgen überblickt, schlechter oder gänzlich vernachlässigter Betrieb des Ackerbaus, Verhörung des Handwerks, Verarmung, Hungertod und Genuß der Familien, oftmal auch Verkauf der theuersten Glieder des Hauses; wenn man dies Alles zusammennimmt, so kann es wohl nicht befremden, sondern es scheint natürlich, daß die Neubefreiten ihre neuen Verhältnisse unter der Herrschaft des Lebens über die Waffen schrecklich und unerträglich finden, als ein Joch der Knechtschaft betrachteten mußten, dem sich zu entwinden, ihnen Gut und Blut nicht zu theure Opfer waren.

## Vierzehntes Kapitel.

Städte und Bürgerthum. Städtische Verfassung. Städtisches Gewerdswesen. Handel mit dem Auslande. Münzwesen. Stand der Volksebildung.

Vor des Leibes Ankunft lebte das Volk in Preussen nur in Dörfern und Burgen. Städte und Bürgerthum waren ihm

folglich unbekannt oder man wußte von solchen städtischen Zusammenleben nur durch Handel im Auslande. Also fanden die ersten Städte im Lande ihre Entstehung ausschließlich nur durch die Deutschen Einzöglinge, denn gewöhnlich suchten sie sich zuerst am liebsten unter den Schutzmauern einer Festenburg an, wo sie, von der nahen bewaffneten Ritterschaft geschützt, zu ihrem Unterhalte das zunächst umherliegende Land als Ackerbau bebauten. In solchen Ansiedelungen waren die ersten Ansätze vieler Städte in Preussen oft längst vorhanden, ehe sie noch als solche gelten und bevor sich noch aus ihrer Mitte ein Bürgerthum und ein städtisches Gemeinwesen hervorbilden konnte. So auch fanden in solchen Ansiedelungen der Deutschen Einzöglinge die Anfänge der meisten Städte ursprünglich nur als Dörfer da. Um aus diesen Städten hervorzugehen zu sehen, waren vor allem immer zwei Bedingungen notwendig; die eine und zwar die erste, das Äußere betreffend, war die Befestigung, Umwallung und Ummauerung zu Schutz und Sicherheit der Angeseßenen; die andere, das Innere betreffend, die urkundliche Bestätigung einer bestimmten, geordneten Ordnung und Verfassung der Verhältnisse der Bewohner sowohl unter sich selbst, als zum Oberherrn des Landes. Demnach lag in der äußern Befestigung auch die erste Begründung einer Stadt. Sie erfolgte gewöhnlich, wenn die Burg allein nicht mehr hinlänglich schützte oder wenn äußere Gefahren bei wiederholten feindlichen Anfällen auf die Burg den nahen Anwohnern die Nothwendigkeit auftrugen, ihrem angebauten Wohnort zu Schutz und Wehr mit Wall und Mauer zu versehen. Burghute oder Bürger hießen sie nun deshalb, weil sie ihr Besitzthum in der Nähe der Burg als Burggut oder Bürgergut unter der Bedingung besaßen, die Burg in Gefahren mit schützen und vertheidigen zu helfen. Hinzu, darum entrichteten sie für den Schutz, den ihnen die Burg gewährte, an die Burgherren ein s. g. Wartlohn und ein bestimmtes Maas Getreide, das Wartlohn. Im übrigen blieb jedoch lang in allen inneren Verhältnissen dieser Bürger der dörfliche Charakter vorherrschend. Ein Schultheiß fand auch hier, wie im Dorfe, an der Spitze der Gemeinde; zuweilen hieß er Richter (magister). Also stand erst lange Zeit die junge Stadt erst als ein festummauertes Dorf da, noch ohne eigentliche städtische Ordnung und Verfassung.

Diese erhielt sie gänzlich dadurch, daß ein vom Landmeister, von einem Bisthofs oder bisweilen auch von einem Kammer ausgestelltes Privilegium die schon zusammenlebende Gemeinde für eine Stadtgemeinde, das festummauerte Dorf für eine Stadt erklärte und ihr die Rechte und Freiheiten und diejenige städtische Verfassungsform ertheilte, die man als die wesentlichen einer Stadt ansah. Es ward ihr zunächst dasjenige Stadtrecht zugesprochen, dessen sie in ihren umschriebenen Verhältnissen, namentlich in der Gerichtsverfassung theils genügen sollte. Den meisten Städten Preussens wurde das Kulmburger Recht zugewiesen, einigen auch, wie Strißburg im Gerichtsverfahren das Magdeburgerische und wiederum andere, wie Elbing, Frauenburg, Braunsberg und Marienbad theilweise mit dem Lübeckischen Rechte, doch so, daß sich der Orden Änderungen und Verbesserungen vorbehielt, sofern sie sein Interesse forderte. Zudem wurde der Stadt ein gewisser Grundbesitz, ein in seinen Grenzen genau bestimmtes Stadtgebiet in einer gewissen Anzahl von theils zinsfreien, theils zinspflichtigen Hufen zugetheilt, die man an die einzelnen Bürger ausgab oder zum Theil als Weideland zu allgemeiner Rupahefung bestimmte.

Da in den meisten Städten der ursprüngliche bürgerliche Character des inneren Gemeinde-Lebens die Grundlage der daraus hervorgegangenen bürgerlich-städtischen Verfassung blieb, so stand in der Regel ein Schultheiß an der Spitze der Stadtgemeinde, als Ober-Beamter für die bürgerliche Rechtspflege und zur Erledigung der täglichen bürgerlichen Rechtshändel. Gewählten aus der Burg- oder Dorfgemeinde mit Besatz einer Anzahl freier Hufen in die Stadtgemeinde übergegangen, wurde er dann in seinem Amte und mit seinem Besitze auf's neue nur bestätigt. In manchen Städten setzte der Orden selbst die ersten Schultheißen mit Erbrecht ihres Amtes auf ihre rechtmäßigen Nachkommen ein und das Amt erbte dann in der Familie fort; wiederum in andern erhielt die Gemeinde das Recht, alljährlich ihrem Schultheiß aus ihrer Mitte selbst erwählen zu können und der Orden oder der Bischof behielt sich nur die Bestätigung vor. In einigen bischöflichen Städten, wie in Kleinburg und Bischofswerder hing die jährliche Anstellung des Schultheißen vom Bischof ab. Wo das Schultheißen-Amte, wie in den Dörfern, erblich war,

konnte es veräußert, selbst auch an einen Einwohner einer andern Stadt verkauft werden, doch stets nur mit Zustimmung des Lehnens. Ging aber ein Schultheiß wegen Vergehungen oder auf andere Weise seines Amtes verlustig, so fiel es an den Erben zurück, der es dann weiter verkaufte.

Außer dem Schultheißen finden wir in den Städten theils als Justiz-, theils als Polizeibehörden auch Richter, Consulen, Rathse, Räthe der Consula und Schöppen. Es gab Stadtrichter, Erbsrichter und Richter überhaupt. Der Stadtrichter-Amt war dem Namen nach älter als das Schultheißen-Amt, beide Aemter jedoch in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung im Ganzen sich gleich. Wo kein Schultheiß saß, stand an seiner Stelle ein Stadtrichter; nur in größeren, gewerb- und handelskräftigen Städten, wie in Ulm und Königsberg beschäftigten die größten Zahl der täglichen Gerichtsfälle zugleich einen Schultheiß und einen Stadtrichter. Nicht selten ging auch der Name des Stadtrichters in den des Schultheißen über, vornehmlich dann wenn die jährliche Wahl des Stadtrichters aufgehoben und das Amt wirklich einem Schultheißen überwiesen wurde. Der Stadtrichter-Amt war nur ein jährliches, als aber, wie in der Regel das Schultheißen-Amt, ein erbliches Lehenamt. Nur in den mit päpstlichem Rechte besetzten Städten stand neben dem Schultheißen ein besonderer Erbsrichter, dessen Amt in der Familie erblich war.

Der Schultheiß oder der Stadtrichter stand an der Spitze des Stadtgerichtes, welches eine Anzahl städtischer Beamten bildeten, die man Consulen, Richter und Schöppen nannte. Diese städtischen Consulen waren aber, wie in den Städten Deutschlands, eines Theils Richter, andern Theils Richter zur Verwaltung des Gemeinewerks. In erster Beziehung bildeten sie das Tribunal des Stadtgerichtes, in welchem der Schultheiß den Vorsitz führte, in letzterer den Rath der Stadt, in welchem auch die Rathseßen und Schöppen saßen. Sie berieten und entschieden über alles, was nur irgend das städtische Gemeinwesen betraf, in Handel und Gewerbe, Wichtigkeit des Marktes und Gewerbes, hatten also zugleich das Markt- und Polizeigericht, übten die Aufsicht über die Stadtwache, sorgten für richtiges Einkommen der städtischen Abgaben und Gefälle u. s. w. Aus

der Zahl der Consulen oder überhaupt aus dem Gemeinderath bildete der Schultheiß seine Schöppen, durch welche die Gerichts- oder Schöppenbank besetzt wurden, deren in manchen Städten mehr, z. B. in Elbing vier waren. Konnte das Recht von den Richtern oder Schöppen nicht gefunden werden oder wollte man sich mit ihrem Ausspuche nicht befriedigen, so wurde ein Urtheil aus Kulm geholt, denn das dortige Gericht bildete einen s. g. Oberhof oder, wie wir es nennen, ein Appellationsgericht. Konnte in schwierigen Fällen auch dieser Oberhof das Recht nicht finden, so wandte er sich zur Einholung eines Schöppenurtheils nach Wogelburg.

Die Urtheile der städtischen Gerichtebarkeit erstreckten sich wie in den Deutschen Reichsgemeinen stets nur auf die Deutschen Bürger der Stadtgemeine. Ueber Preussen oder Polen in der Stadt oder auf deren Bezirk richtete in Bergungen eines Preussen gegen einen Preussen der nächstgeordnete Rathsherr mit seinem Gemeinder oder der Bezt der Landschaft oder des Bisthofs. Nur in Bergungen eines Preussen, eines Slaven oder eines Berggesindes gegen einen Bürger oder einen Deutschen urtheilte der Stadtrichter. Der Kläger suchte sein Recht in der Regel beim Gerichte des Beklagten, der Preusse oder Pole also gegen einen Deutschen das seinige beim Stadtrichter, der Deutsche dagegen gegen einen Preussen oder Polen das seinige beim Rathsherr oder Bezt. Die Gerichtsstühle saßen theils dem Ordenshaufe, theils dem Schultheißen, theils der Stadt zu. Das hohe Gericht durfte der Schultheiß nicht ohne Wissen und Willen der Ordensgewaltigen thun.

Neben dem Erbschlichter-Amt und dem erblichen Lehensamt der Schultheißen war kein anderes in den Städten erblich. Gemeinhin hatten fast alle Städte, namentlich die mit Kulm'schem Rechte bewidmet waren, das Recht, ihre Richter, Consulen, Schöppen und Aeltesten nicht bloß abjähelich aus ihrer Mitte selbst wählen, sondern auch im Laufe ihrer Amtszeit in nöthigen Fällen ihrer Aemter entlassen und entsetzen zu können, doch stets nur mit Einwilligung und Befürwortung des Ordens. Die Kulm'sche Handfeste bedingte dieses Recht ausdrücklich, dergleichen auch das Lübeck'sche Recht. Braunsberg hatte eine völlig unbeschränkte Wahl, selbst ohne die nöthige Zustimmung des Bisthofs.



In einzelnen Städten Pommerns dagegen hatte der Bischof sich die Aufstellung der städtischen Behörden selbst vorbehalten.

In freigelegter oder der Orden in diesen Rügen der freien Magistratswahl war, — ein Recht, welches die Städte in Deutschland zum Theil erst durch lange und harte Kämpfe für sich erlangen mußten, um so strenger machte er auf Aufrechterhaltung und unveränderlicher Bewahrung der festgestellten bürgerlichen Ordnung. Es durften keine städtischen Gesetze, Gewerbeordnungen oder sogenannte Willküren neu entworfen und eingeführt oder auch nur verändert werden ohne des Rantmeisters oder des Bischofs Beirath und Genehmigung.

Die größere Zahl der Bürger waren gleich Anfangs und blieben auch nachmals immer in den meisten Städten Deutsche, theils nämlich die ersten Ansiedler unter den Mannern der schützenden Burg, also die ersten Hurgmannen als Gründer der Städte, theils auch solche, welche durch Kriegstürme von ihrem Besitze vertrieben, sich hinter die Schutzmauern der Städte gesüßten. So kam es, daß insbesondere während des Abfalls der Preussen vom Orden auch viele von den Deutschen Eingewanderten adeligen Stammes sich in die Städte zurückgezogen hatten, sich ansiedelten und häufig mit in die Verwaltung städtischer Aemter traten. Daher finden wir schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine bedeutende Zahl adeliger Familien unter den Bürgern als Gemeine-Mitglieder, meist auch theilnehmend an der Verwaltung der Städte. Die Anzahl Preussischer Bewohner war in den Städten immer sehr gering, was theils dem Widerwillen der Preussen gegen das städtische Leben überhaupt, theils auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß Preussen kein städtisches Gewerbe trieben, selbst nicht einmal Schenkergerechtigkeit ausüben durften, sondern meist nur als städtisches Gesinde dort leben konnten. Willte sich eine Stadt mit Bewohnern so stark an, daß ihre Mauern keine neuen Bewohner mehr fassen konnten oder gegen neue Ansiedler heran, die sich in ihrem Schutze niederlassen mochten, so hielten sich solche als Reisende außerhalb der Mauern der Stadt an, bis ihre Zahl sich so vermehrte, daß sie eine neue städtische Gemeine bildeten und der Landesherr sie mit dem Rechte der Aufsicht bewillmete, ihr überhaupt ihre städtische Ordnung und Verfassung vortheil, meist mit einigen

Freihäusern mehr oder auch weniger. So entstanden schon im dreizehnten Jahrhundert an der Seite mehrer älterer Städte i. g. Kaufstädte.

Die den Städten zugehörige Feldmark war an Umfang sehr verschieden. Ein Theil derselben, das Weideland, die Schuttheiße und Pfandhuben waren regelmäßig jährl. und jährlsfrei. Von der gesammten übrigen Feldmark fiel ein Theil an den Pfarrer und ein bestimmter Theil und Theile an das nächste Landeshaupt oder an den Bischof in bischöflichen Landen. Außerdem bestand eine Haus- oder Hefsteuer, in ihrer Höhe in den verschiedenen Städten sehr ungleich, jedoch selten mehr als sechs Denare betragend. Sie wurde als Leichensteuer der Oberherrlichkeit des Landes gezahlt. Einzelne Städte wurden selbsthin zur Förderung ihres Wohlstandes von Besteuerung befreit. Zum Kriegsdienste verpflichtete die Bürger der Städte schon ihr Kaufmännisches Stadtrecht. Weil Elbing mit Lübeckischem Rechte bekannt war, so mußte es außer der Vertheidigung der Stadt ausdrücklich in seinem Privilegium auch zur Landwehr in dringender Noth verpflichtet werden. Gewöhnlich aber genossen die Städte nach ihrer Gründung zuerst einige Jahre Befreiung von allen Abgaben und Verpflichtungen, um das Gedeihen und den Wohlstand der jungen Bürgerschaft zu fördern.

Weber Haus und Hof und über sein Erbe konnte jeder Bürger frei verfügen; jedoch ward jeder Zeit den Städten bei ihrer Gründung als Gesetz vorgeschrieben, daß kein Bauplatz, Haus oder Hof an ein Kloster verschenkt, verkauft oder sonst veräußert werden solle ohne ausdrückliche Zustimmung und Genehmigung der Landesherrschafft. War diese auch nicht ausdrücklich anzuzeigen, so galt wenigstens die Verordnung, daß der Gegenstand des Verkaufes, der Schenkung oder eines Verwächnisses binnen Jahresfrist wieder veräußert werden müsse und dem Kloster nur der Erlös zufallen dürfe. Eben so wenig durfte in einer Stadt ohne des Landes Genehmigung ein neues Kloster erbaut werden. Daher kam es, daß sich die Klöster in den Städten Preussens weder je bedeutend vermehren, noch auch besonders bereichern konnten und daß überhaupt das Klosterwesen und Mönchethum im Lande nie zu einem gewissen Aufschwung oder zu Gedeihen gelangen konnten. Wo Klöster bestanden, wie in Thorn, Kulm

und Übung, hielt sie den Orden stets in strenger Abhängigkeit und unter steter Aufsicht.

Nach die Befestigung der Städte hing in der Regel ausschließlich von der Bestimmung des Ordens ab; der nahegelegene Rath der Komthure übte darüber die Aufsicht. Die Bürger durften keine Gebäude, Befestigungen, Thürme oder irgend andere Bauwerke auführen, woraus für die nahe Ordensburg irgend Gefahr oder Nachtheil entstehen konnte. Ward eine stärkere Befestigung der Stadt notwendig, so unterstützte sie häufig der Orden und der Rath der Komthure leitete den Bau.

Die meisten Städte Preussens waren von ihrer Gründung an auf Ackerbau hingewiesen; sie sollten aber zugleich auch die ersten Pflanzschulen für Handel und Gewerbe seyn; daher sehen wir auch die Bantmeister und die Bischöfe fest und fest bemüht, den städtischen Handel und gewerblichen Betrieb in jeder Weise zu fördern. Handel und Verkehr waren aber damals weniger als heutiges Tages Privatsache oder in einzelne Häuser der Stadt verlegt und zerstreut, sondern geschah öffentlich und nur an bestimmt angewiesenen Orten, was schon die beständige politische Ansicht auf Handel und Wandel notwendig machte. Jede irgend bedeutende Stadt erhielt demnach, wie in Deutschland, ein öffentliches Kaufhaus, wo vorzüglich Tuchhandel betrieben und im übrigen Waarenverkauf auf richtiges Maß und Gewicht gesehen wurde. Im Kaufhause waren mitunter Waarenkammern und Niederlagen zur Aufbewahrung der Waaren aufgebaut. Der l. g. Kleinhandel mit den täglichen Lebensbedürfnissen geschah in öffentlich angelegten Bänken oder Buden, deren Zahl immer fest bestimmt war, vom Rathe der Stadt aber nach Bedürfnis vermehrt werden konnte. Es gab in allen Städten Brod-, Fleisch-, Schuh- und Fischbänke, hier und da auch öffentliche Tuchbänke oder Tuchläden, und weil diese Bänke nur an bestimmten Orten, in gewissen dazu angewiesenen Straßen der Stadt aufgestellt werden durften, so erhielten die Straßen diesen Namen. Von allen diesen Bänken mußte ein gewisser Gewerbesteuer entrichtet werden zur Hälfte an das Stadtkanzel, zur andern Hälfte an die Stadt, zuweilen auch ein Theil an den Stadt-Schultheiß. Jede Stadt hatte in der Regel auch eine Badstube, deren Inhaber gleichfalls zum Steuereinzug verpflichtet war.

Insbesondre erhielten die Städte zum Betrieb des Ackerhandels noch besondere Wochenmärkte, an denen nicht bloß jeder Bürger seine Waaren auslegen, sondern auch die außerhalb der Städte wohnenden Handwerker die übrigen zum Verkauf bieten konnten. Die hiesigen mitunter Feiernmärkte, weil jeder Verkäufer frei und ohne Jns sein Geschäft treiben durfte. Wir finden häufig, daß das Aufkommen und Gedeihen der städtischen Gewerbe die besondern Sorgfalt der Landesherrn auf sich zog, daher auch manche, z. B. die Tuchweberei zu Preussisch-Holland, mit glücklichem Erfolge betrieben wurden. Indes schloß die Klasse der Handwerker vorerst meist nur solche in sich, die zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse unentbehrlich waren; die Einkocherei der Lebensmittel in den Städten erforderte auch noch keine andern. Wie es scheint, hatten sich die einzelnen Gewerbe noch nicht als besondere Zünfte geschlossen; weshalb wir vom eigentlichen Zunftwesen im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts in Preussen noch keine Spur finden. Um das Gewerbewesen in heilsamem Leben und den städtischen Münzhandel in regere Thätigkeit zu bringen, bewilligte der Orden oft einzelnen Städten eine Anzahl Freijahre, in welchen er den Bürgern alle Abgaben von ihrem städtischen Handels- und Gewerbebetrieb erließ.

#### Handel mit dem Auslande.

Auch mit dem Auslande standen die Städte Preussens schon in manchen Verkehre und für den auswärtigen Großhandel wurden bereits in dieser Zeit die ersten Häfen angeknüpft. Natürlich fand die frühest Handelsgemeinschaft mit den Nachbarländern Masovien, Rußland, Polen und Fennern Statt; allein sie wurde häufig bald durch harte Beschränkungen, Uneerthungen und Willkürlichkeiten in der Zollsetzung und Grenzsperrn, bald auch durch offene Feindseligkeiten und Kriege theils sehr gehindert und erschwert, theils mitunter gänzlich unterbrochen. Man darf es den Landesherrn als hohes Verdienst nachrühmen, daß sie es nie an eifrigen Bemühungen fehlen ließen, die den Handel beschränkenden oder hemmenden Hindernisse soviel als möglich zu beseitigen und zuweilen glückte es ihnen auch. So gestattete der Herzog Wladislaus von Groß-Polen auf Verlangen des Ordens dessen Bürgern mit Unterthanen völlig freien

Handelszug in sein Land zum Kaufe nöthiger Lebensbedürfnisse, sofern sie nur ein mäßiges Begehrd und für Salz, Geringe und Tuch einen bestimmten Abtrag erliegen würden. Dies öffnete den Handelsstädten Preussens den Zug über Gnesen, Posen und Banzin nach Guben und weiterhin nach Schlesen; sie erhielten von daher verschiedene Vorräthe von Tüchern, Hering, Salz, Pfeffer, Wein, Leinwand u. dgl. Dieser freie Handelsverkehr dauerte jedoch nur einige Jahre, denn die alten Uebernahmen und Eöhrungen, namentlich die Willkür der polnischen Zollbeamten in der Erhebung der Zölle trafen bald von neuem ein und führten zu hitzen Streitigkeiten. Der Landmeister bewog daher im Jahre 1343 die Herzoge Preussens und Pommern zu neuen festen Bestimmungen über die Zollsätze von jedem einzelnen Handelsartikel und über die Orte ihrer Erhebung, um allen Willkürlichkeiten und Unersehnissen vorzubeugen, und doch blieb immerfort der Handel nach Polen einer Menge von Belästigungen unterworfen, weil die Herzoge nicht einsehen, welch wichtiger Hebel für den Wohlstand ihres Volkes der Handel mit dem Auslande werden könne. Nicht viel anders war es mit dem Verkehr nach und durch Rußland. Verhältnisse mit dem Herzog Kasimir hatten ihn lange Zeit theils sehr erschwert, theils gänzlich unterbrochen, bis es endlich im Jahre 1353 zu einer gegenseitigen Uebereinkunft zwischen ihm und dem Orden kam, die den Handel zwischen Preussen und Asowien wieder mehr in freien Schwung brachte. Der Verkehr mit Polen und Rußland hatte aber für die Städte in Preussen und für den Orden eine um so größere Wichtigkeit, weil zur Zeit des Aufstubs der Heidenfahrten der letztere, fast allein auf seine Burgen beschränkt, keine nothwendigsten Bedürfnisse immer nur muß aus jenen Nachbarländern ziehen konnte, mit Rußland damals fast noch gar keine Handelsgemeinschaft Statt fand und die östern sächsischen Händler mit den Herzogen Smoltzke und Wismar von Pommern für den Handelsverkehr in dieses Land in aller Weise verderblich gewirkt hatten. Erst in den spätern friedlichen Zeiten hatte der Handel nach Pommern einiges frisches Leben gewonnen.

Ueber den Handel zur See sind wir in diesem Zeitraum nur spärlich unterrichtet. Wir sehen bereits, daß Preussen schon

in der heidnischen Zeit die Wichtigkeit des Elements erkannte, auf welches seine Lage so hinwirkte. Wochten auch die Kriegerkürme, die das Land so lange überdauert, die früheren Handelsverbindungen zerissen und den Seehandel eine Zeit lang völlig unterbrechen hatten, so knüpfte sich doch bald, so oft nur einige Ruhe eintrat, leicht wieder Händ zum Verkehr auf der See an. Selbst die Kreuzzüge aus Deutschland nach Preussen trugen offenbar manches dazu bei, dergleichen auch die Bemühungen mehrerer weltlichen Fürsten, besonders auch des Erzbischofs Albert von Preussen zur Beförderung und Sichertheit der Schifffahrt auf der Ostsee, die sich theils auf das Strandedrecht bezogen, theils den Zweck hatten, den Seefahrer gegen die damals schon auf dem Baltischen Meeressystem fort betriebene Seeräuberei zu sichern.

Wie sehr aber auch der Osten die wichtige Bedeutung des Seehandels für Preussen schon von frühem ins Auge faßte, beweist schon theils der Ausbau einer Schoglung bei Rügenbucht am damaligen Rief zur sichern Land- und Einfahrt der ankommenden Schiffe, theils der Umstand, daß beim Ausbau von Memel besonders auch auf Seehandel Rücksicht genommen wurde, theils auch der früher bereits erwähnte Vertrag mit Lübeck, nach welchem zur Förderung und Beibehaltung der Handelsgemeinschaft zwischen Preussen und Lübeck an Samlands Küste eine Vorkapit gegründet und dort ein sicherer Hafen eingerichtet werden sollte.

Lübeck zeigte schon damals, wie lebendig in ihm der Wunsch war, mit Preussen in festen und sichern Verkehr zu kommen. Mit Elbing, seiner Tochterstadt, stand es eher Bewußt seit deren Gründung in fortwährender Verbindung und suchte diese in Preussen und Holland immer mehr zu erweitern, weshalb es sich im Jahre 1276 vom Könige Albrecht das Recht ertheilen ließ, wie andernorts im Deutschen Reiche, so auch in diesen beiden Ländern zur Sicherung seines Handels Verträge und Bündnisse zu errichten. Sicherlich bezog sich dieses auf den Eintritt der Preussischen Städte in die Deutsche Hanse. Elbing war die erste, die sich als Mitglied dem Hanseatischen Bunde anschloß. Wie wissen nicht genau, in welchem Jahre dies geschah, denn im Jahre 1293 tritt es schon schon als Bundes-Schwester auf; überdies erfahren wir auch, daß unter andern Deutschen Städten, welche in den letzten Jahrzehenden des dreizehnten Jahrhun-

hies in ihren Handelsverhältnissen nach Oest. Rußland die unter ihren Factoren existierenden Streitigkeiten der richterlichen Entscheidung des von ihnen anerkannten gemeinschaftlichen Oberhofes zu Lübeck unterworfen, sich nach Elbing begeben, und daß es folglich auch schon bei diesem Handel nach Rußland mit Interesse war.

Dieses Interesse Elbing's am Verkehr nach Rußland lag wahrscheinlich im Werrahein-Handel nach dem Orient. Einheimische Nachrichten setzen uns bestimmt, daß man auch in dieser Zeit das glänzende Geschäft des Werra's an Samland's Küste noch heilig einsammelte und der reichliche Gewinn theils dem Leben, theils dem Samlandischen Bisthofs vertragmäßig zuziel. Wir sah man zwar über die Handelszüge, auf denen der Werrahein um diese Zeit seinen Abzug fand, sehr wenig unterrichtet. Ohne Zweifel aber wurde der Werraheins-Handel nach dem Orient, wie schon im Alterthum, auch jetzt noch fortbetrieben, und Rußland, der wichtigste Vermittlungspunkt des Verkehrs zwischen dem Orient und Occident, scheint auch für diesen Handelsverkehr die Hauptniederlage gewesen zu seyn, wohin von Elbing, vielleicht auch schon von Königsberg aus die Zufuhr geschah. Nichtsdesto weniger hatte Elbing den bedeutendsten Werrahein-Handel nach Westen, wo Lübeck eine ähnliche Hauptniederlage bildete und von wo er dann weiter nach den Niederlanden und wahrscheinlich auch nach Frankreich ging, denn wir finden auch Elbing mit unter den Städten genannt, welche gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts vom Könige Philipp dem Bärtigen von Frankreich ein besonderes Privilegium erhielten, nach welchem sie in den Häfen seines Reichs freien Handel und Verkehr treiben durften. Der ständige Gebrauch des Werraheins als Raubwerk, zur Verschiffung von Felle, Rost, Schinken und selbst auch als beliebter Schaumfische gab damals dem Werrahein-Handel ohne Zweifel eine weit größere Wichtigkeit und viel bedeutendere Ausdehnung, als er heutiges Tages hat.

Mit England, Schweden und Norwegen scheint zur Zeit noch kein bedeutender Handelsverkehr von Preussen aus bestanden zu haben; wenigstens begegnet uns davon keine bemerkliche Spuren. Willep stand zwar schon durch sein reges Handelsleben im glänzenden Pler und in Verbindung mit den weissen

wichtigsten Handelsstädten der Ostseefüsten; allein es ist nicht bekannt, ob auch Preussen an diesem Verkehre jetzt schon Theil genommen habe. Es war früheren Zeiten vorbehalten, Preussen auch mit Bielew in nähere Gemeinschaft zu setzen.

### Münzwesen.

Die Einrichtung und Ordnung im Münzwesen des Mittelalters, darf mit der in jetziger Zeit in keiner Weise verglichen werden; sie war eine völlig verschiedene. Die Einführung einer Münze aber war zur Förderung des Verkehrs der Städte Preussens mit dem Auslande eine so notwendige Bedingung, daß der Orden schon bald nach seinem ersten Eintritt in das Land dazu die ersten Anordnungen traf. Wie in der ganzen Organisation des Städtewesens, so verfuhr er auch hierbei nach Deutschen Gesetzen und Brauch. Wie also in Deutschland der Münzherr oder Münzverwalter die Münze gemünzt auf Zeit oder Erbpacht ausgab, aber so daß die Münzgewalt in strenger Abhängigkeit vom Münzherren blieben, an feste Gesetze und an eine bestimmte Münzordnung gebunden waren, also nur nach dem gesetzlichen Münzfuß auszugeben durften, stets unter der Oberaufsicht des Münzherren standen und die von diesem beschlossenen Veränderungen befolgen mußten, so gab auch der Orden in Preussen die Münze in den wichtigsten Handelsstädten, namentlich in Thorn, Kulm, Elbing, Preussisch-Helland und wahrscheinlich in dieser Zeit auch schon in Königsberg an bewährte Bürger aus, die von der Uebernahme und Befolgung des Münzfußes den Namen Münzmeister erhielten, in ihrem Besitze aber immer unter der Aufsicht des Ordens oder zumindest des Komthurs der Stadt standen. Eigentlich hatte also keine Stadt an sich selbst eigene Münzgewaltigkeit, sondern das Münzrecht, ein Recht des Ordens, ward jeder Zeit nur einem zuverlässigen Bürger einer Stadt zur Ausübung übertragen.

Die Münzmeister waren also auch in Preussen an gewisse Vorschriften gebunden. Ueber den Münzfuß stellte schon die Kulmische Handfeste einige feste Bestimmungen auf, welche nachmals auch in andern Städten zur Norm dienten. Es galt so mit noch einer ausdrücklichen Verordnung des Ordens im ganzen Lande nur Eine Münze, die Kulmische, d. h. die nach



Kaiserlichem Münzfuße geprägte, nämlich Denare aus reinem Silber, von welchen sechzig Solidi oder Pfennige eine Mark wogen. Indess erhielten die Münzen nach dem Prägeorte ihre besondern Benennungen, also Thierner, Elbinger Denare u. s. w. Wegen des Unfugs, der häufig anderwärts mit dem istern Umschlage der Münzen getrieben wurde, erließ es der Orden schon von frühem zum Landtage, daß die Münze in keiner Stadt innerhalb zehn Jahren umgeprägt oder verändert werden durfte.

Man rechnete übrigens noch Mark, Bierdung, Eker, Schilling oder Solidus und Pfennig oder Denare. Von allen diesen Benennungen aber bezeichnate nur die letztere eine wirkliche, geprägte Münze. Von einer andern ist in früheren Zeiten bei Zahlungen nie die Rede. Die übrigen Münz-Benennungen bedeuteten nur Münzgewichte, auf welche die Denare oder Pfennige nach ihrem Gewichte zurückgeführt waren. Demach pflegte man bei größeren Summen das Geld nicht zu zählen, sondern zu wiegen und nach dem Gewichte von Mark, Eker u. s. w. zu bestimmen. Nur in kleinen Summen wurden Denare im Umlaufe geführt. Erst in späterer Zeit erschienen einzelne dieser Münzgewichte auch als wirklich geprägte Münzen, namentlich Eker und Schillinge.

Unter den auswendigen Gewicht-Marken war die landübliche kölnische Mark am meisten und fast ausschließlich in Preußen im Gebrauche, nach welcher zwölf helle Solidi eine Mark waren. Wie nun nach Kaiserlichem Münzfuße sechzig Schillinge eine Mark, funfzehn einen Bierdung (weber dieser auch seinen Namen hatte), dreizehn ein Eker bildeten, so war ein Schilling gleich drei Denaren oder Pfennigen und hundert und achtzig Pfennige wogen eine Mark oder zwölf Bierdunge. In Buchhaltungen wird jetzt ein kölnischer Pfennig gleichgerechnet fünf oder sechs Pfennigen Landwährung.

#### Stand der Volksbildung.

Werfen wir am Schlusse dieser überschüssigen Darstellung der künstlichen und städtischen Verhältnisse des Volkes in Preußen noch einen Blick auf den Stand seiner geistigen und religiösen Bildung, so begreift und hier allerdings keine besondern erfreuliche Erscheinung. Es war zwar mancher, aber bei weitem

nicht genug geschehen, um die Landesherrn in gütiger Hinsicht auf die Stufe der Bildung zu erheben, auf welcher ihnen eine richtige Würdigung und Werthschätzung des ihnen zugewachten Schatzes der christlichen Wahrheit möglich gewesen wäre. Erst seit man allerdings schon in früher Zeit, daß man das überwältigte Volk nicht durchs Schwert nur zum Gehorsam zwingen, sondern auch durch Belehrung über Gott und Sündenthum, überhaupt durch die Mittel einer gewissen geistlichen Bildung zur Treue im Glauben gewinnen müsse. Daher die Sorgfalt, die man zur Zeit der Päpste Innocenz und Innocenz des Dritten auf Antrag des Erzbischofs von Köln und des Bischofs Christian auf die Begründung und Unterhaltung von Schulen und Bildungsanstalten für die Kinder der unterworfenen Preussen verwandte, wozu man die nöthigen Mittel durch Beiträge und milde Gaben, ja selbst der Papst in eigener Person aufbringen zu lassen war; daher seine auch die Sendung Preussischer Anachen in Deutsche Klosterschulen, weil man auch darin ein Mittel erkannte, das Christenthum durch sie nach ihrer Rückkehr wirksamer und leichter unter den Heiden verbreiten zu können; daher auch die Beschickungen, welche der weltliche päpstliche Legat Wilhelm von Modena den Schulen Preussens widmete, indem er für ihren Gebrauch unter andern den Donat in die altpreussische Sprache übersetzte. Uebrigens waren auch die Bischöfe des Landes nicht ganz unthätig in der Bekämpfung der Jugend, wiewohl von ihnen bei weitem nicht geschah, was Amt und Pflicht ihnen gebot, denn sie vor allen waren dazu berufen, das durch das schreckhafte Hirtensäbel niedergeworfene Volk gütig zu erheben und durch Lehre und christlichen Trost zu seinem Schicksal zu verhelfen. Am meisten erkannten nach diese ihre Pflicht die Bischöfe von Ermland, denn schon im Jahre 1251 haben wir in ihrem Bisthume die ersten Spuren von Landesherrn. Allein der bald darauf folgende Sturm des Abfalls der Preussen scheint alle Anstalten für die Heranbildung des Volkes gänzlich wieder zerstört zu haben.

Nach beendigten Kampf aber war es vorerst kaum möglich, die niedergeworfenen Tapferen wieder zu einigen frischen Leben und Gedulden zu bringen. Hätte es den gewöhnlich nur unter den Waffen aufgewachsenen, gewiß aller höheren Bildung

mangelnden, zum Theil wohl sogar rohen und rauhen Ordens-  
rittern auch nicht an der Einsicht gefehlt, daß dem niedergebun-  
den und aller geistigen Früchten beraubten Volke eine gewisse ge-  
istige Erhebung und Heranbildung für die Aufnahme der neuen  
Verhältnißverhältnisse Bedürfnis sey, hätte es ferner auch der Geist-  
lichkeit und namentlich den meisten Bischöfen des Landes auch  
nicht so sehr an dem nöthigen feurigen Eifer zur Aufhebung  
einer für die Neubelehrten geeigneten Bildung, an fruchtbarer  
Thätigkeit in ihren wahren Amtspflichten für passende Belehrung  
in wahrhaft christlichem Geiste gemangelt und wären sie sehr  
auch nicht fast ausschließlich nur mit den materiellen Interessen  
ihres Amtes und mit dem, was dem gemeinen Tagelohn ange-  
hört, fort und fort beschäftigt gewesen: es hätten sich an sich  
schon der Aufgabe, ein ganzes Volk, welches aus seinem ganzen  
alten Leben, aus seinem alten Glauben und seiner uralten  
Eigenständigkeit herausgerissen war, völlig umzubilden, ihm  
neue Begriffe, neue Gedanken und neue Überzeugungen beizubrin-  
gen, unerhörte Schwierigkeiten entgegen. Außerdem ließ  
sich der Haß und Widerwille der Unterworfen gegen alles  
Deutsche Wesen kaum eine gewisse geistige Annäherung zwischen  
ihnen und der Geistlichkeit des Landes zu, zumal wenn man sich  
in den Unterwerfen ein Volk denkt, dem durch Schwert Al-  
les entrissen und geraubt war, was es im Leben Erfreuliches  
und Erhebendes gehabt, und in der Geistlichkeit einen Stand,  
der Alles, was heidnisch hieß, als geüßes und verwerfungs-  
würdig betrachtete und ablehnte, der also auch nie daran dachte,  
an die alten Zustände und die alte Lebensweise des Volkes  
gleichsam die Fäden einer neuen christlichen Umbildung anzuknü-  
pfen. Dazu kam ferner bei den meisten Geistlichen die Unbe-  
kanntheit mit der altpreussischen Sprache, denn die Zahl derer,  
die sie erlernten, war sehr dem Volke in geistiger Beziehung zu  
nähen, war ganz immer nur sehr gering. Es fehlte also sehr  
das Organ einer geistigen Mittheilung und es bildete somit auch  
dies ein Scheldewand, die alle Bildung des unterworfenen Vol-  
kes hinderte. Der Geistesstand damaliger Zeit aber, wenn ihn  
der aufgeklärte und belebte Preuss auch vielleicht betrachtete,  
war ganz in seiner Weise besonders geeignet, ihn mit dem  
wahren Wesen und Inhalt des Christenthums bekannt zu machen.

Es fehlte überdies dem Orden lange Zeit auch an den nöthigen Mitteln zur Errichtung neuer Schulen oder sonstiger Bildungsanstalten, auch wenn er ihrer Nothwendigkeit erkannt hätte. Der langwierige, schwere Kampf gegen das heidnische Volk hatte seine Kräfte bebrütend in Anspruch genommen. In Deutschland waren die Unterstützungsmittel für solche Zwecke verfliehet; auf dem Römischen Stuhle saßen auch keine Männer mehr, die im Geiste Honorius des Dritten und Innocenz des Dritten für die Verbesserung und Begründung des Schulwesens wohlthätig gewirkt hätten. Was endlich anderwärts zur Erwerbung und Erhaltung einiger Bildung durch die Klosterschulen geschah, war in Preussen fast ohne alle Bedeutung; wenigstens ist von Klosterschulen in dieser Zeit noch keine Spur vorhanden. Überdies waren die Klöster in Preussen auch immer nur auf einige Städte beschränkt und wurden vom Leben fast in bedrängten Verhältnissen niedergehalten.

So fand also das unterjochte Volk lange Zeit ohne alle Beschäftigung seiner inneren geistigen und religiösen Bedürfnisse da, nur mit dem beschäftigt, was der Tag verlangte und was der Tag brachte, und wenn das mühselige Leben für den Einzelnen endete, so endete es ohne den heisslich tröstenden Hinblick auf ein besseres Jenseits. Das war gewiss das traurigste Loos, um welches das unglückliche Volk zu bejammern und zu betrauern ist. Erst in den letzten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts, als das Land mehr Ruhe genoss, nahm man die Nothwendigkeit einer christlichen Bildung für dasselbe wieder mehr anerkennen. Es wurden auf dem Lande unglaublich mehr Kirchen erbaut und Geistliche herbeigerufen. Der Haß und Widerwille des Volkes gegen das Deutsche Wehn trat je mehr und mehr zurück, als der Widerspruch, der sich früher in das Leben der Vergangenheit und der Gegenwart gestellt hatte, sich mit der Zeit allmählich und nach und nach verstreute. Auch waren die neugegründeten Domstifte vorzüglich mit aus der Ansicht hervorgegangen, daß durch sie mit größerem Erfolge für christliche Bildung und sittliche Entwicklung des Volkes gewirkt werden könnte; denn man schrieb den schwachen und schwankenden Zustand der christlichen Kirche in Preussen zum Theil dem Mangel solcher Institute zu. Man achtete daher auch in der Wahl

der Stiftsherren besonders darauf, daß nur gelehrte und gebildete Geistliche aus der Zahl der Ordenspriester in die Stifte aufgenommen werden, und da fast alle diese Geistlichen ihre Bildung in den Bildungsanstalten Deutschlands erhalten hatten, so standen sie hienin den Geistlichen der Deutschen Kirche wenigstens nicht nach. Wir finden nun auch die erste Anlage von Bibliotheken in den Domstiften. Der Hochmeister Konrad von Bausenwangen verordnete ausdrücklich, daß die ins Domstift von Samland geschickten Ordenspriester die Bücher mit sich nehmen dürften, welche sie zuvor in den Ordenshäusern gehabt und zu ihrer Bildung benutzt hätten. Wir finden ferner, daß umher auch die Bischöfe die Domstifts-Bibliotheken durch Schenkungen zu vermehren bemüht waren und daß es zumalen auch einem Papste, wie Innocenz dem Vierten einst, für die Geistlichen in Preussen die nöthigen Bücher aus fremden Ländern herbeizuschaffen. Wurden immerhin diese Büchersammlungen auch nur in dem eigentlichen Geiste der Zeit veranstaltet, so fanden die Geistlichen darin doch eben gerade das, was der Geist der Zeit verlangte.

Aber das Alles reichte bei weitem noch nicht hin, um das ganze Volk am erfrischenden Quell der christlichen Erkenntnis zu sättigen. Tausende waren nur Christen dem Namen nach, keineswegs in christlicher Uebersugung und in christlicher Gesinnungsweise. Tausende, durch die letzte Herta der Taufe eingeweiht, irten noch unklar im Herzen voll Vertrauen und Verehrung gegen die alten Götter; Tausende wuchsen auf, zwar im christlichen Namen getauft, aber über das Wesen und den Geist des christlichen Glaubens nicht im mindesten unterrichtet. Kein Wunder also, daß in andern Gegenden des Landes der altheidnische Glaube, altheidnische Feste, Sitten und Bräuche noch in vollem Schwange waren und der Orden diese Ueberreste des heidnischen Lebens in seinem Gesehn immer wider verbieten und verpöhlen mußte; auch kein Wunder, daß bei der Apathie und Lethargie des Lebens das Herz des Preussen, noch so fromm, so frommgevooll, so arm an aller Freude in der Erkenntnis des Göttlichen und in dem Glauben an das Heilige, lange Zeit an dem noch nicht festhalten konnte, was das rangefallene Leben und der neue Glaube ihm darboten an Trost für die Seele, an Erhebung für den Geist, an Erheiterung für das Gemüth. Doch

auch in dieser Hinsicht wirkte die Anwesenheit des Hochmeisters im Lande in mancher segensreichen Folge; es tritt nun bald das kranke Bild von dem stillosen und religiösen Bildungsstande des Volkes je mehr und mehr mit erfreulicheren Farben hervor.

## Fünfzehntes Kapitel.

Vertheidigung der Ordensbesitzungen in Pommern. Streit mit dem Erzbischofe von Riga. Der Hochmeister Karl Pestant von Trien. Kämpfe mit den Litthauern. Schlacht bei Waplawen. Neue Erwerbungen in Pommern. Ausrückung der obersten Gehilfen des Ordens. Peß und Hungersnoth. Landesverwaltung. Aufbau von Christenmühl. Fortgesetzte Heiden-Kämpfe. Fortgesetzter Streit mit dem Erzbischofe von Riga. Zwiespalt im Orden. Absetzung des Hochmeisters Karl von Trien. Streit mit den Polnischen Bischöfen. Streit mit Polen wegen Pommern. — 1329—1336.

Es war bald nach dem Einzuge des Hochmeisters Siegfried von Henckowangen in Rastenburg eine seiner ersten Sorgen, die Hindernisse und Hemmungen zu heben, welche zur Zeit der religiösen und stillosen Bildung des Volkes, sowie der besseren Ordnung der Verhältnisse des Lebens noch mächtig entgegenwirkten. Das war das Erste, worauf er seine Thätigkeit richtete, der Hauptzweck einer Versammlung, zu welcher er nicht nur eine Anzahl von Schwestern, Prälaten und Konventen, sondern auch viele Landesherren und die vornehmsten Bürger der größeren Städte berief und in welcher nach gemeinsamer Berathung die erste s. g. Landesordnung, d. h. eine Anzahl neuer Landesgesetze entworfen und als allgemein geltend bekannt gemacht wurde. Durch sie sollten theils verschiedene bürgerliche Verhältnisse im Handel und Wandel besser geordnet, mancherlei Mißbräuche zum Theil noch aus dem heidnischen Leben verbannt, theils überhaupt die stillosen und religiösen Bildung des Volkes mehr gehoben und befestigt werden.

Zwei wichtige Angelegenheiten hatten, wie früher erwähnt ist, vornehmlich dazu mit gewirkt, den Wohnsitz des Hochmeisters

nach Preußen zu versetzen: die neuen Verhältnisse des Ordens in Pommern und der Streit mit dem Erzbischofe von Riga. Sie beschäftigten gänzlich auch des Kaisers ganze Thätigkeit. In dem bereits mit dem Markgrafen von Brandenburg eingeleiteten Kaufvertrage beruhte vorerst alles auf Ausrichtung der Verjährungsleistungen von den Fürsten, welche Ländereien auf den Besitz von Pommernellen zu haben mochten. Es ward dem Markgrafen schwer, sie von den Herzögen von Schlesien und dem Fürsten von Rügen in genügender Form und gültender Kraft beizubringen. Erst im April des Jahres 1310 war Markgraf Waldemar damit am Ziele. Nun sollte zwar noch die Bestätigung des Kaufes von Seiten des Kaisers, welche deshalb für nöthig erachtet wurde, weil die Markgrafen des Land nur auf Reichs-Erbrecht besaßen; da indes Waldemar, geldbedürftig, darauf drang, den Kauf zum festen Schluß zu bringen, so fand zwischen ihm und dem Hochmeister im Juni zu Straß eine persönliche Zusammenkunft Statt, in welcher der Kauf auf den Grund des Vertrages zu Straß dergestalt abgeschlossen ward, daß Waldemar dem Orden die Städte und Burgen Danzig, Pirschau und Schwieß nebst ihrem Gebieten mit allen Rechten und Vorrechten für die Summe von zehntausend Mark nunmehr heimlich abtrat. Er verpflichtete sich, dem Orden das Eigenthumsrecht auf das Land durch des Kaisers Bestätigung auf seine Kosten anzuwirken, wozugen der Orden, bis diese erfolgt sey, auch nur zur Zahlung der Hälfte der Kaufsumme verbunden seyn sollte. Es war am zwölften Juni des Jahres 1310, als in solcher Weise durch den förmlichen Abschluß des Vertrages das erwähnte Gebiet dem Orden für ewige Zeit als Eigenthum anheim fiel.

Also war das Ziel jetzt erreicht, dem der Orden lange Zeit Schmut vor Schmut entgegen gegangen war. Bald darauf, schon im Juli, erfolgte auch die kaiserliche Bestätigung des Kaufvertrages. Allein sie genügte dem Orden zur Sicherung aller seiner Besitzungen in Pommern noch nicht; er hatte dort kein Gebiet, wie wir uns erinnern, schon ungleich weiter ausgedehnt. Es glückte auch bald der hohen Wunsch, die sich der Landesherr von Franken Konrad von Gundersheim beim Kaiser erworben, eine neue kaiserliche Bestätigung nicht nur aller bereits vom Orden in Pommern in Besitz genommenen Güter und Gebiete,

sondern auch alles hinfort noch zu erwerbenden Lande mit allen vollkommenen Fehlberechten auszumerken, denn Heinrich der Erlaube ergriff gerne diese Gelegenheit, dem Orden hiernach seine hohe Wichtigkeit thätig an den Tag zu legen. Es war klar, daß sich der Orden in solcher Weise zunächst gegen einanige Anfeindungen des Königs von Polen zu sichern suchte, denn von einem Rechte desselben auf den Besitz Pommerns war in der Verhandlung mit dem Markgrafen von Brandenburg weiter gar nicht die Rede gewesen, weil dieser ein solches nie anerkannte.

Während aber der Orden seine Herrschaft in solcher Weise schon weit über die Weichsel hinaus verbreitet und unter des Kaisers Schutz sicher gestellt hatte, war sein Despot in Preussen und Livland immer noch in Frage gestellt, denn der ergrimmte Erzbischof von Riga hatte in seinem Streite immer noch das Ziel vor Augen, den Orden wo möglich mit des Papstes Beihilfe aus beiden Landen zu verdrängen. Nichts war gegen ihn die strengste Untersuchung angeordnet, und bei dem Haß und Ingrimm seiner Gegner, bei der widerwärtigen Gesinnung des Papstes ließ sich für ihn allerdings der traurigste Erfolg erwarten. Da traten aber zu Gunsten des Ordens zuerst die Bischöfe Preussens mit einer Rechtfertigung und Vertheidigung der Ordensritter gegen deren Bitterfeinde auf. Sie machten Gründe haben, sich nicht unmittelbar an den partiellsten Paps zu wenden; sie sprachen aber in einem Schreiben an das Kardinal-Collegium mit einer so festen Absehung von der Befähigung der Ordensritter im Glauben, von ihrer Frömmigkeit, ihrer Gewissensliebe, von ihrem Eifer in der Verkündung und Vertheidigung der christlichen Kirche gegen die Angriffe der Ungläubigen; sie widerlegten eine Menge von Vorwürfen und Beschuldigungen, womit die Rotten und Heinde der Ritter diese am päpstlichen Hofe zu verläumdern gesucht, mit so überzeugender Kraft und erklärten sie mit solcher Zuversicht als völlig unwahr und erböscht, als eine unerhörte, schändliche Nothwehr; sie bewiesen so kühnlich, wie jämmerlich und widersprechend viele der dem Orden aufgebürdeten Taster und Verbrechen, wie lächerlich und arglistig wiederum andere sich von selbst schon darstellten; es sprach sich überhaupt in ihrem Schreiben ein so wahrheitsliebendes und freimüthig offenes Geistes aus, daß man hoffen durfte, die nachbezüg-



licht und ernste Sprache dieser ehrwürdigen Prälaten werde nicht ohne Einfluß und Wirkung bleiben. Dessen Ihm traten ferner auch der Provinzial-Prior und die erwähnten Vertreter des Prediger-Ordens der Provinz Polen in einem zu Elbing gehaltenen Provinzial-Kapitel mit einem gleichen Zeugnisse über des Ordens Schutzlosigkeit in allen gegen ihn aufgetragenen Anklagen auf und versicherten vornehmlich, wie grundlos die Beschuldigung sey, daß die Ordensritter ihnen bei der Vorbereitung des kaiserlichen Mandats unter den Händen allerlei Hindernisse entgegengesetzt hätten, indem sie bezeugten, daß die Neubekenten vom Orden stets mit aller Kraft in Schutz und Schirm genommen und von ihm häufig auch an dem Orte, die sonst dem Bödsinnigen gerichte gewesen, Kirchen und Wohnhäuser errichtet worden seyen und noch immer errichtet würden. Sie hatten daher aufs dringendste, man möge den Orden, diese feste Schutzmauer wider die wilde Gewalt der Ungläubigen, nicht dem Erlaube seiner Feinde aussetzen lassen. „Wir setzen einmüthig, zu eueren Knien hingeworfen, dieß es in Ihrem Schreiben, nehmet dieses starke Schild der Kirche und des Mandats in unsern Vanten in eueren gnädigen Schutz, helfet den Widersachern des Ordens widerstehen und stüret sein Ende bei dem Papste durch Rath und Güte so reichlich als möglich.“

So sprachen Männer für des Ordens Schutzlosigkeit und von der Heilsamkeit seines Wirkens in der Sache des Mandats und der Kirche, die wenigstens zum größten Theile nicht seinen engem Verbände angehörten, nur getrieben vom Geiste der Wahrheit und des Rechts. Es war jedoch dem Hochmeister Siegfried von Hauptzwangen nicht vergönnt, den Erfolg dieser köstlichen Berathung für seines Ordens Sache noch zu sehen. Er starb, nachdem er etwas über ein Jahr in seiner neuen Fürstenthumung verweilt hatte, schon zu Ende des Jahres 1310 oder zu Anfang des folgenden und fand, da im Haupthause Marienburg noch kein des Meisters würdiger Begräbnißort eingerichtet war, seine Ruhestätte im Dome zu Kulmer.

Gefahren, welche über das Land von mehreren Seiten bedrohen, machten die nächste Wahl eines neuen Ordenshauptes sehr notwendig. Also kamen auch die obersten Ordensgeistlichen schnell zum Wahlkapitel in Marienburg zusammen. Da sich die

Nur einstimmig auf den Lebensritter Karl von Meßart, oder nach damaliger Sitte von seinem Geburtsorte gemüthlich Karl von Trier genannt, einen der geblühtesten Ritter im ganzen Orden. Nicht bloß in dem damaligen Maße der Wissenschaften bewandert und der Lateinischen und Italienischen Sprache so kundig, daß er sich in ihnen, wie in seiner Muttersprache verständigen konnte, besaß er zugleich auch eine große Gabe der Rede, so daß er sich leicht fließend und ansprechend über jeden Gegenstand auslassen konnte. Auch sonst ausgezeichnet durch hohe geistige Anlagen, Klugheit und Umsicht in weltlichen Verhältnissen, durch Gewandtheit in Staatsfachen und Besonnenheit im Handeln, war er nicht minder schätzenswerth in seinem Charakter, wie durch Milde der Bestimmung, so durch sein herablassendes und freundliches Wesen im Umgange.

Über die Zeit ging Schwanger mit manchen unheilbedenklichen Ereignissen und es waren keine heiklen und sorgensreichen Tage, als der neue Meister sein Amt in den ersten Monaten des Jahres 1311 antrat. Herzog Wladislaw von Polen stand voll Heldenmuth wegen Demetrius Verlaß da, durch jede Gelegenheit zur Noth am Leben zu bewahren. Aus Litthauen kamen immer mehr besorgliche Nachrichten über feindliche Pläne des Großfürsten Wliten, und was war endlich nicht alles noch von dem unversöhnlichen Hase des Erzbischofs von Riga für den Leben zu fürchten. Der gefährlichste Feind konnte unter allen Verhältnissen der Herzog von Polen werden. Der Hochmeister suchte daher sich seiner auch zuerst zu entledigen und es glückte ihm auch, den Herzog zu einer persönlichen Zusammenkunft zu gewinnen; allein kein Anbieten, ihn für die Anerkennung des rechtlichen Besitzes von Pommeren die Burg Rigaßon nebst einigen Dörfern abtreten, zu des Herzogs Kriegsdienst vierzig Mann stellen und nach seinem Wunsche ein Kloster erbauen und reichlich ausstatten zu wollen, reichte, statt zu versöhnen, dem Herzog solchen Vorschlag und Anbieten an, daß verweist alle Hoffnung einer freundlichen Ausgleichung auf längere Zeit verschwand.

Zum Glück für den Orden hielten die fortbestehenden wirren Verhältnisse in Polen den Herzog fortan noch in Ruhe, denn schon nach wenigen Wochen entlud sich der längst drohende Sturm gegen Preussen von Osten her. Der Großfürst von Lit-

thauen warf sich plötzlich mit einem Heer unter Raub und Brand in so reizender Schnelligkeit auf Ratzen und Samland herein, daß nicht ihm widerstehen konnte. Dem Tage haufete der Feind im Lande, bis er, an Beute gestärkt, die Rückkehr antrat. Aufser einer großen Zahl von Landbesessern, die sein Schwert erlegt, waren aus beiden Pantechniken über 600 mit in die manigste Elanerei hinweggeschleppt. Schon hatte der Großfürst seine Pantelgrünge wieder erreicht und nach Vertheilung des gemachten Raubes eben ein Dank- und Opferfest für seine Götter angesetzt, als der Komthur von Königsberg Friedrich von Wittenberg, der auf des Meisters Befehl mit einer starken Sennschaar unter den Heerführern des heiligen Vorges und der heiligen Jungfrau eiligt den Feind verfolgte, ihn so plötzlich überfiel, daß die Litzbauer fast ohne alle Gegenwehr theils erschlagen, theils verheut und der Großfürst selbst, der eben sich am festlichen Mahle erfreute, nur noch durch die Schnelligkeit seines Kessels gerettet ward. Alle aus Preussen entführte Gefangenen, die sämmtliche Beute und was sonst der Feind in eiliger Flucht zurückließ, wußt vielen gefangenen Litzbauern, fielen dem Ordensvolke in die Hände. Damit nicht zufrieden, fiel der Komthur in das Gebiet von Samland und der tapfere Ordensritter Otto von Bergau mit einer Reiterhaare in die Gegend von Garthen ein und brachten von dort noch reiche Beute zurück, ohne daß sich der Feind irgendwie zum Kampfe gestellt.

Nach der Großfürst sann auf rächende Vergeltung. Schon in den ersten Tagen des Aprils 1311 führte er plötzlich mit einer bedeutenden, auserlesenen Kriegshaar ins Gebiet von Ermeland ein und drang in wenigen Tagen bis nach Braunsberg hin mit so furchtbarer Verheerung vor, daß alles, was nicht Schutz in den Burgen und Befestigungen finden konnte, gefangen, gemordet und mit Feuer verflüht ward. Lange hatte ein Feind im Lande nicht so grausam gemüthet, so viele Kirchen verwüthet, so viele Priester anst schrecklichste Gemüthlichkeit und eine so kostbare Beute an heiligen Geräthen hinweggeführt. Inzwischen hunderttausend vom Landvolke aus Ermeland folgten dem Feinde als Gefangene. Da lagerte sich der Großfürst, nachdem er das Vorterland durchzogen, an der Wäldniß auf einer Anhöhe bei Beplausen in der Nähe von Rastenburg, sich mit einem

hagen umschlingend, um dem Heere einige Ruhe zu gönnen. Erst, ging er im Lager umher, sich am Anblick der festbaren Beute zu erfreuen, und als er unter dem Hauke eine Konstante erblickte, in welcher das Allerheiligste bestattet war, nahm er sie auf und fragte die christlichen Gefangenen mit tödtlichem Spott: „Ist das nicht euer Gott? Warum hilft er euch nicht, so wie unsere Götter uns helfen? Sehet, wie ohnmächtig er ist, will ich euch beweisen.“ Alsald nahm er das Sacrament, worin es zur Erde und trug es mit Füßen, gegen die Christen es mit den Worten löstend: „Kümmert euch nicht um diesen eueren Gott! Was ist es denn, was ihr anbetet? Nimmer kann Brod Gott seyn; es ist ein eiller Hohn nur, den ihr beget; sieht doch meine Macht an, die mit unsere Götter verfluchen und wendet sich zu unserem Glauben. Während nur Gott wecket euch, nach sich selbst zu helfen vermag, haben es unsere Götter bewirkt, daß ihr auf ewig in meiner Gefangenschaft bleibet.“ So der frevelnde Fürst; er ahnete nicht, wie nahe ihm die Rache sey.

Wendte war der Großkornthur Heinrich von Pleske dem Heinde mit einer starken Kriegsschau nachgefolgt; je weiter er zog, je ansehnlicher vermehrte sich seine Macht, denn überall schlossen sich die Ordensritter und anderes reißiges Kriegsvolk seinem Heere an, um unter der Fahne der heiligen Jungfrau die verübten Gräuelt an den Heiden zu rächen. Bei des Heindes Vergeßlichkeit gelang es ihm, unbemerkt dem feindlichen Lager so nahe zu kommen, daß er, von der Nacht begünstigt, sein Heer zum Angriffe ringsum vertheilen konnte. Da brach plötzlich am frühsten Morgen ein Uebel des Ordensvolkes mit wilder Kampflust auf das Lager ein, Anfangs nicht mit sonderlichem Erfolge, denn der Heind leistete kräftigen Widerstand; auch als darauf der Großkornthur selbst mit seiner ganzen Streitmacht das starke schützende Uebalge des Lagers zu zerbrechen suchte, wechelten sich die Einthamer mit verweiltem Muthe; ein Regen von Speeren und Keulen fiel auf die Christen herab, denn in das umhängte Lager rings eingeschlossen sah der Heind keine andere Rettung möglich als nur im heissen Kampfe. Auch die Keusslichen Schützen, auf die sich der Fürst Kornthur von Greßburg Wänter von Kneßin warf, widerstanden eine Zeitlang mit äußerster Tapferkeit, bis es dem Kornthur gelang, im Kampfe mit ihnen

das Schicksal zu durchbrechen. Zugleich drang jetzt andrer Seite auch eine größere Schaar unter der Ordensfahne durch die Wehr des Lagers hindurch. Da gab der Feind den Kampf verloren und suchte allgemein, wo er vermochte, nur Rettung durch die Flucht. Selbst die gefangenen christlichen Frauen und Jungfrauen gestrengten, als der Sieg sich den Ordensmännern zuneigte, ihre Fesseln und ermordeten ihre Wächter. Aber so glänzend auch der Sieg war, so genügte er dem Großkenthur noch nicht. Raslos wurde der Feind nach allen Seiten hin verfolgt, theils auf der Flucht noch erschlagen, theils in einen See gestürzt, wo eine große Zahl jämmerlich unterging, theils fand er in der Wäldern unter Hunger und Wundenschmerz ein trauriges Ende. Also war in wenigen Stunden Witten ganzes Kriegsgelände aufgerieben; er selbst, am Kopfe schwer verwundet, entrannte dem Verderben nur mit wenigen Begleitern. Erst am folgenden Morgen kehrte der Großkenthur auf den Kampfplatz zur Siegesfeier durch ein frommes Volksgelübde zurück. Mit einer Beute von 2000 Littenhauser Köpfen und mit Scharen besessener Gefangenen zog darauf das Kriegsvolk unter Eingezwang der Heimat zu. So triumphal und glänzend hatte kaum je zuvor ein Kampf mit den Heiden geendet. Er war das fromme Denkmal würdig, welches durch die Gründung eines Rennensfestes zu Worm den nächsten Tag zu Woplaufen für alle Zeiten verherrlichen und vereinigen sollte. So oft er nachmals am 7. April wiederkehrte, ward er immer von neuem durch ein kirchliches Fest gefeiert.

So war der Kampf mit den Heiden wieder mit neuer Hebelust erreicht und er ruhte von nun an auch nicht Jodert nicht mehr; denn je weniger die Waffen des Lebens ausbedröhten beschäftigt waren, um so mehr schienen den Ordensmännern die Kriegstreiben ins heidaische Land ein dringendes Bedürfnis, selbst oft wie zum Hasen Jodertreib. Schon im Sommer des Jahres 1311 brachen der Großkenthur in das Gebiet von Warthen, der kühne Kenthur von Brandesburg Gebhart von Kossow in Samaiten ein, beide jedoch ohne besonderes Haßgefühl, denn der Gewinn der Hauptburg zu Warthen, welchen ein gefangener Kämmerer des Großfürsten dem Großkenthur für seine Freiheit verheißt, wurde ihm dadurch vereitelt, daß Witten sich mit seiner Wacht in der Nähe der Burg gelagert, um das Ordensheer

beim Uebergange über die Memel zu überfallen und zu vernichten. Dergleichen hatte auch eine bald darauf niederkamfene Kriegszug des Großfürstenthums in das heidnische Gebiet von Tschernien, welches noch nie ein christlicher Krieger betreten, nur den Erfolg, daß einige Burgen des Landes gekrahen, eine große Zahl von Heiden erschlagen und eine reiche Beute mit sechshundert Gefangenen zurücksgebracht wurden.

Der Hochmeister selbst nahm an diesen Kriegszügen nach Lithauen keinen nähern Antheil. Ihn beschäftigten vorzüglich die innern Verhältnisse des Landes. Zunächst waren die neuen Besetzungen in Pommern für den Orden viel zu wichtig, als daß er ihnen vornehmlich nicht alle seine Thätigkeit hätte zuwenden sollen. Es war ihm gelungen, dem Markgrafen von Brandenburg schon im Juni 1311 die ganze Kaufsumme für die neuen Erwerbungen entrichten zu können und um sich nun auch gegen alle etwaigen Ansprüche des noch unmündigen Markgrafen Johann zu verwahren, ließ er sich im Juli vom Markgrafen Waldemar einen neuen Kaufbrief ausstellen, in welchem dieser nicht nur zu seinem, sondern auch seines Vaters Namen dem Orden das erkaufte Land heimlich und gänzlich überwies und auf ewig allen Rechten und Ansprüchen entsagend dem Orden den Besitz und das Eigentumsrecht unverbrüchlich und unbedingt zuschante.

Nun aber der Orden seinen Fuß schon so fest auf das linke Uferland der Weichsel gesetzt, konnten ihm die längs diesem Ströme liegenden, sowie auch die tiefer im Lande erworbenen, aber durch die Güter fremder Besitzer in ihrem Zusammenhange häufig noch sehr unterbrochenen Besetzungen bald nicht mehr genügen. Es ist nicht zu verkennen, der Orden wurde jetzt nach dem Erwerbe eines Theils von Pommern schon immer mehr ländersüchtig. Sein nächstes Ziel lag auch jetzt auf nichts anderes hinaus, als eines Theils das Verzicht seiner Besetzungen in Pommern so viel als möglich noch zu erweitern, zunächst die den Ordenbesitz unterbrechenden Gebiete einzelner Gutsherren durch Ankauf an den Orden zu bringen, um auf solche Weise die neuen Erwerbungen in Pommern möglichst abzurunden und zu einem Ganzen zu verbinden, andern Theils die neuen Unterthanen durch eine geordnete und zweckmäßige Verwaltung für seine Herrschaft zu gewinnen. Wo sich daher nur irgend eine

Gelegenheit zu neuen Erweiterungen darbot, griff der Orden immer bereitwillig zu. Wie er sich um eben diese Zeit durch einen Vertrag mit dem Bisthofs von Plogz dadurch die Aussicht zum Besitze einer vorerst nach dem Bisthofs zugeschiegen bedeutenden Landstrecke im Michelauer-Land eröffnete, daß er es übernahm, die Landtschaft durch Gründung von Dörfern flücker zu besiedeln, wofür er sich mit dem Bisthofs nach einer Anzahl von Freijahren statt der Zehnteistung durch eine bestimmte Geldsumme absand und die Vertheiligung der bishöflichen Güter gegen jeglichen Feind verließ, so ging er auch in Pommern bei jeder Gelegenheit zu neuen Erweiterungen von Schritt zu Schritt weiter. Von der Gräfin Gertrude, einer Tochter des Herzogs Sander von Pommern, erwarb er zuerst die ganze Herrschaft Parsna mit preeludyswangig Dörfern, dann vom Grafen Nikolaus von Pernß dessen Erbgüter zu Schleshan; um die Güter bei Dirschau und Schrey zu erweitern und mehr abzurunden, ging er Kaufsverträge mit dem Kloster Pelpin und dem Bisthofs von Plogz ein u. s. w.

Um ferner auch die neuen Unterthanen in Pommern für des Ordens Herrschaft zu gewinnen, schickte der Hochmeister in Danzig den Rathur David von Cammerlein, in Dirschau einen Wegz und in Schrey einen Rathur ein, welche die im Sturme der unruhigen Ereignisse veränderte und überhaupt sehr verfallene Landbesverwaltung wieder ordnen und Recht und Befehl im Lande aufrecht erhalten sollten. Das durch seinen Handel schon immer mehr zur schließlichen Blüthe aufstrebende Danzig ward stärker befestigt und durch ein neues Stadtheil, fortin die rechte Stadt genannt, ansehnlich erweitert. Den Kilsten Oliva, Pelpin, Bessowen u. a. bekräftigte der Hochmeister alle ihre alten Rechte, Freiheden und Befestungen, wohl wissend, wie mächtig durch die gewonnene Juncigung der Mönche auf das Boll gewirkt werden könne. Ueberall erneuerte und verbürgte er die alten Freiheden und Gerechtsamen, welche die ehemaligen Herzoge von Pommern den verschiedenen Ständen verliehen.

Sein Streben nach Erweiterung seines Gebiets in Pommern noch weiter verfolgend, gelang es dem Orden im Jahre 1313, die Söhne des verstorbenen Kaysers Grafen Swenja, Peter, Jeko und Krenz, denen er früher schon die Burg Lu-

del mit dem nahen Gebirge überwiefen, zu einem wichtigen Kauf- und Kaufsvertrag zu gewinnen, nach welchem diese ihm ihr ganzes Gebiet von Raumburg am Weichsel-Strome für die Summe von zwölfhundert Mark nebst fünf in der Nähe von Anchel liegenden Dörfern käuflich überließen, sich zugleich auch ferner noch zu allen Lebensklassen verpflichtend, die sie dem Orden bisher schon von ihren Gütern zu Raumburg geleistet. Für den Orden aber war diese neue Erweiterung von um so größerer Wichtigkeit, weil er durch sie nicht nur in den Besitz eines neuen festen Punktes gekommen war, von welchem aus der Weichsel-Strom beherrscht werden konnte, sondern auch die Gebirge von der Burg Dirschau an über Mewe und Raumburg bis hinauf nach Schrey durch kein bedeutendes Besitztum eines fremden Herrn mehr unterbrochen waren. Ueberdies eröffnete sich der Orden durch eine Bürgschaft, die er in Betreff einer Schuldsomme an den Bischof von Plesau für die verstorbenen Grafen, die erwähnten drei Brüder übernahm, auch schon die Aussicht auf den Besitz aller ihm zu ihm verpfändeten Güter, denn sie sollten sämtlich dem Orden ohne weiteres verfallen sein, sofern die Zahlung der Schuld nicht in bestimmten Fristen richtig erfolge. Und in gleicher Weise fuhr der Orden auch in den nachfolgenden Jahren immer fort, sein Gebiet in Pomern so viel als möglich zu erweitern, keine Gelegenheit verlassend, die ihm dazu eine Lust that.

In diesen Bestrebungen nach auswärts vergaß jedoch der Hochmeister auch die Pflichten und Sorge nicht für die zweckmäßige Verwaltung, Wohlfahrt und das Gedeihen des alten Ordenslandes Preußen. Vor allem wichtig und notwendig schien ihm wie für die Verfassung des Ordens, so für des Landes Verwaltung eine andere Einrichtung der obersten Gebietsgerichte, die er im Sommer des Jahres 1312 vernahm. Wir sehen bereits, daß diese Gebietsgerichte nach des Meisters Einzug in das Haupthaus Marienburg, wie früher in Bromberg, nur eigentlich als seine ersten und vornehmsten Ordenshaus-Beamten betrachtet werden waren. Dieses Verhältniß änderte er jetzt. Der Großkomthur sollte fortan, neben seiner Stellung als oberster Komthur der Fürstenthum Marienburg, den Titel und die Würde „eines Großkomthurs des Deutschen Ordens“ führen, in nöthigen



hätten, namentlich beim Tode eines Meisters bis zur neuen Meisterwahl an seiner Statt die Landbesorgung übernehmen. überhaupt als erster Rath des jedesmaligen Hochmeisters mit am Steuer der Landbesorgung stehen, weshalb ihn auch manche Bedenke seines bisherigen Amtes jetzt abgenommen und andern Beamten zuertheilt zu seyn scheinen. Schon diese Stellung machte es notwendig, daß er auch fernerhin seinen Wohnsitz in der Hauptburg des Ordens, in steter Nähe des Meisters beziehe.

Die zweite hohe Gebietsgewürde, das Amt des Marschalls, des obersten Verwalters des Kriegswesens, wie wir es früher kennen gelernt, war seit Konrads von Thierberg des Jüngern Zeit, also seit länger als zwanzig Jahren unbesetzt geblieben, denn früherhin hatte der Landmeister und nach des Hochmeisters Todeskunft der Großkomthur die Obliegenheiten des Marschalls verwaltet. Die neue Stellung dieses letztern und der fernwährende Kampf mit den östlichen Heiden ersoderien jetzt eine Trennung beider Ämter und eine neue Besetzung des Marschallamtes. Keiner aber hatte sich desselben in den bisherigen Kriegen mit den Litauern würdiger gezeigt, als der bisherige Großkomthur Heinrich von Platte, der Sieger am Schlachtfeld von Waplanen. Schon der Kämpfe wegen in Litauen erhielt er seinen Wohnsitz als „Marschall von Preußen“ in der Burg zu Königsberg, deren Komthuramt fortan beständig mit dem Marschallamte verbunden blieb.

Der Spittler hatte in seinem Amte bisher immer schon, wie früher erwähnt, die zweite Hauptpflicht des Ordens in der Pflege der Armen und Kranken in den Spitälern des Ordens repräsentirt. Es war altes Ordensgesetz, daß jedes bedeutende Ordenshaus auch sein Spital und seinen Spittler zur Erfüllung der Pflicht der Krankenpflege haben solle, und dieses Gesetz hatte bisher auch in den Ordenshäusern Preussens gegolten. Bei der vermehrten Zahl der Ordensspitäler im Lande aber fand es der Meister jetzt zweckmäßig, einen Oberaufseher und Oberverwalter des gesammten Spitalwesens unter dem Namen „des Ordens obersten Spittler“ an die Spitze zu stellen. Ihn ward das Ordenshaus zu Elbing, schon wegen der Nähe beim kaiserlichen Hause Marienburg, als künftiger Wohnsitz anzuweisen und das beständige Komthuramt mit der Spittlerwürde verbunden. Der erste, der es bekleidete, war Friedrich von Wittenberg.

Auch das Amt des Trapiers ward nicht eben erst neu geschaffen. Die Bekleidung der Lebenskleidung für die Ritter, Pölsknechter und Hausgesinde, die Kriegskleidung, sofern sie nicht eigentliche Waffenrüstung war, ihr Verkauf, ihre Verfertigung und Vertheilung war bisher immer schon in jedem Convente einem Ordensbruder, der den Namen Trapier führte, übertragen gewesen. Man fand jetzt aber bei der größeren Zahl der bereits eingerichteten Convente ebenfalls für zweckmäßig, über alle Conventstrapiere und über die Trapiere aller Lebenshäuser einen Oberaufsichtler und Oberverwalter unter dem Titel „eines obersten Trapiers des Ordens“ zu ernennen. Er sorgte für die in dem Ordensstatuten sehr genau vorgeschriebene Ordnung und Regelmäßigkeit der gesammten Lebenskleidung, stellte einwöchige Visitationen ab, theilte die nothwendigen Verordnungen vor, besorgte die Einkäufe und Vertheilung und hielt von Zeit zu Zeit strenge Revision in den einzelnen Lebensconventen. Als künftiger Wohnsitz ward ihm die Burg Griesburg, gleichfalls in der Nähe des Haupthauses anzuweisen und auch hier das Komthurnamt in der Regel mit dem des obersten Ordens-Trapiers verbunden. Zuerst wurde es dem Lebenskister Heinrich von Homburg anvertraut.

Das künftige hohe Bedienten-Amt war das des Treßlers, des Schatzmeisters, frühzeitig kein eigentliches allgemeines Ordensamt, denn bisher hatte der Treßler des Hochmeisters nur die finanziellen Verhältnisse des Ordens-Haupthauses verwaltet, wo er immer auch seinen Wohnsitz gehabt. Wie aber jetzt der Hochmeister die Stellung eines selbstregierenden Landesfürsten über den ganzen Ordensstaat eingenommen, so trat nun auch der Treßler in ein anderes Verhältniß und einen höheren Rang an; er war nunmehr der oberste Schatzmeister des Landesregenten, führte Aufsicht und Rechnung über die Einkünfte eines ganzen Landes, über die Ausgaben eines kaiserlichen Hofes, einer kaiserlichen Landesverwaltung. Sein Geschäftskreis erstreckte sich überhaupt auf die Gesamt-Verwaltung des Ordenslandes. In unserer Sprache würde er der Finanz-Minister des Hochmeisters genannt werden können. Schon dieses sein Ansehenverhältniß und seine Stellung zum Hochmeister machten es nothwendig, daß sein Wohnsitz auch fernwärts im Haupt Hause des Ordens verbleibe.

Der bisherige Kreßler Johannes Schräpe vermalte das Amt auch ferner noch in seiner weiten Ausdehnung. Die waren die wichtigsten Veränderungen in den obersten Gehieliger-Ämtern, an sie schloß sich dem Range nach das Amt des Landkomthurs von Kulm an, welches zur Zeit Väterich von Lichtenhagen bekleidete. Man wachte jedoch sehr ärm, wenn man die Meinung faßte, als habe sich der Hochmeister zugleich auch in diesen obersten Gehieligern etwas dem Aehnliches schaffen wollen, was ihm eine Art von Hof nehmen würden. Daraus mußte man damals noch nicht. Die persönliche Umgebung des Hochmeisters war noch äußerst einfach, seine Dienerschaft noch sehr gering. Sehr gewöhnlicher Begleiter war sein f. g. Kumpen, einer der jüngeren Ordensritter, als welchen er sich um diese Zeit den edlen Ritter Eberhard von Dohna angeschlossen hatte.

Wie besetzt auch immer der Hochmeister um des Landes Wohlfahrt und Gedeihen, um Vermehrung der Bevölkerung, um Verbesserung des Ackerbaues und um flüßigeren Nutzen wüßte lügender Landstrecken war, davon ruht die zahlreiche Menge thätlicher Verschickungen sowohl an neue Deutsche Einwanderer als an alte Stauungsrußen. Nur war leider damals das Land von vielen schweren Leiden heimgesucht; es gingen Jahrzehnte traurige und theillose Zeiten vorüber. Zuerst erschrocke die Menschen die Erscheinung eines großen Komets, als höhere Verkündigung schmerzlichen Unglücks und Elends. Seit er aber erschienen war, ließ drei Jahre hindurch beständiger Regen und Kälte keine Sonne zum Gedeihen kommen. Die Folge war eine außerordentliche Kälte und eine so schreckliche Hungersnoth, daß die Menschen besonders auf dem Lande zu den unnatürlichsten Lebensmitteln, zu den niedrigsten Thieren, selbst zum Genuß von Menschenfleisch an Ermordeten, ja sogar an Leichnamen ihrer Zerstört genommen haben sollen, um dem furchtbaren Hungertode zu entfliehen. Und dieses namenlose Elend dauerte im Lande drei volle Jahre hindurch. Dazu kamen, wie damals in vielen andern Nachbarkanten, auch in Preussen schreckliche Seuchen und pestartige Krankheiten, die Folgen der schäblichen und unnatürlichen Lebensmittel und der jammervollen Lebensweise, in welcher die Menschen im kümmerlichen Daseyn hinschliefen. Der Hunger und diese Seuchen, die auf dem ganzen Lande

am reichsten mütheten, hatten viele Gegenden Preussens in dem Waage mitleidert, daß große Feldstrecken völlig wüste und unbebaut liegen blieben. Es gingen viele Jahre hin, ehe sich Preussen von diesem schrecklichen Leiden wieder zu einigen frischen Gedüssen erholen konnte.

Um so mehr bot mit Föhr der Hochmeister alle Mittel auf, den traurigen Folgen des jahrelangen Leidens seines Landes so viel als möglich zu begegnen. Da die so lange dauernde große Stuhllichkeit eine bedeutende Menge ländlicher Besizungen ihrer Eigenthümer beraubt hatte, so mußte es vor allem des Meisters Sorge seyn, diese ausgeforderten Güter neuen Besitzern zuzuwenden. Dabei begünstigte er besonders die Stammpreussen, vorzüglich die Nachkommen derer, die sich während des Abfalles der Preussen viele Verdienste um den Orden erworben. Es war diese die Zeit, in welcher schon immer mehr bisherige Freilehen-Güter mit Lehnswürden Reichthümern an Stammpreussen ausgegeben, also in Lehnswürden Güter verwandelt wurden. Man findet auch, daß um diese Zeit häufig Stammpreussen bald als Kolle oder Lehnswürden, bald als Lehnswürden auf Gütern und Burgen des Ordens oder der Bischöfe mit mancherlei Vorrechten ausgeglichen wurden und weil der Stand der Lehnhilfen in Emden bisher immer beim Leben in besonderem Ansehen und in Gunst gestanden, so waren sie es vornehmlich, die man theils in andere Lehnswürden mit den ausgeforderten Gütern beehrte oder auch zu getreuen Diensten gerne in die Ordenshäuser aufnahm. Der Erfolg dieser Bemühungen aber war, daß das alte Stammpreussen des Landes für die Herrschaft des Ordens immer mehr gewonnen und mit seinem Schicksale mehr und mehr verbunden wurde. Schon in den Jahren 1311 bis 1315 und späterhin noch öfter suchten sich auch zahlreiche Lehnswürden von Emden nach Preussen herüber, um hier eine neue Heimat zu suchen, ein Beweis, daß die Landbesetzung mit Verwaltung des Ordens auch in den Nachbarküsten in gutem Rufe stehen mußte. Man nahm solche Lehnswürden bei der Entvölkerung des Landes gerne auf und wies ihnen ländliche Besizungen an, häufig mit der Bedingung, daß sie, sofern sie es wünschten, wieder nach Emden versetzt werden könnten, sobald dieses vom Leben erobert seyn würde.

Nach die Städte des Landes erfreuten sich des Meisters eifriger Thätigkeit und Sorge zur Beförderung ihres Wohlfandes, der, obgleich sie durch die Sterblichkeit weniger als das platte Land gelitten hatten, in den unglücklichen Jahren gleichfalls sehr gesunken war. Manchen wurden neue Rechte und Freiheiten, andern Entschärfungen ihrer bisherigen Lastungen, mehreren auch Vergroßerung ihrer Stadtgebiete zu Theil. Gerne ging der Hochmeister mit seinen Gehilfen in die Wälder und Witten der Bürger ein, wenn durch sie in irgend einer Weise ihre Wohlfahrt und ihr Gedeihen gefördert werden konnte. Gerade in dieser unglücklichen Zeit erhielt Kreuzburg im Jahre 1315 durch den Ordensmarschall Heinrich von Plagge seine Befestigung. Dem rühmlichen Beispiele des Meisters folgten auch die Bischöfe in ihren Landbesitzungen. Keiner hatte in den letzten Zeiten theils durch den Einfall des Großfürsten von Litauen, theils durch die erwachsenen schweren Landplagen mehr gelitten, als das Bisthum Ermland. Ihm so mehr befähigte auch der Bischof Eberhard den regsten Eifer, das bischöfliche Land aus seiner Erödnung und Verwüstung wieder emporzuführen, weshalb er auch mit seinem Kapitel, um neue Bewohner und Adelsleute in sein Gebiet zu ziehen, die neuen Adelsmalinge stets mit ganz besondern Vorzügen begünstigte.

Der Kampf mit den Litauern aber ruhte auch in diesen unglücklichen Jahren nicht, und er schien jetzt um so weniger ruhen zu dürfen, da man in solchen Streite für Kirche und Glanzen, in dem hehrbringenden Verdienste um das Kreuz Christi das wirkungsreichste Mittel erkannte, den schweren Joch des Himmels wieder zu verschütten. Daher beschloß auch jetzt der Hochmeister, den Kampf mit den Heiden, an dem er früher nie selbst Theil genommen, mit allem Euf und Nachdruck zu betreiben. Den alten Plan wieder auffassend, nach welchem der Orden bei der Eroberung Preussens verfahren war, schien es ihm vor allem zweckmäßig, zunächst in das heidnische Grenzland eine feste Burg hinaus zu legen, von welcher aus die Heiden in Samaiten und Litauen immer leicht bekämpft werden und wehlig die Küster mit ihrem Kriegsvolke auch zugleich stets eine sichere Zuflucht finden könnten. Er trat selbst an die Spitze einer ganzen Kriegsmacht und führte sie den Memel-Strom

aufwärts bis sechs Meilen jenseits Ragnit, wo er das Ufergebieh zur Aufrihtung einer Burg geeignet fand. Dort lag sie unter dem Schutze des Kriegsheren schnell und stark empor, und als sie vollendet dastand und die Geistlichkeit an der Spitze des Kriegsvolkes in feierlichem Umzuge und unter dem Gesänge einer Messe einen Reliquienschatz niedergelegt und so der Burg die christliche Weihe erteilt hatte, ward sie zur Ehre des Erldiers Christinmel genannt und erhielt dann unter eines Konthurs Befehl eine starke Kriegsbefatzung.

Der Kampf mit den Heiden ward nun zwar theils von der neuen Burg, theils auch von Preussen aus unablässig fortgesetzt; allein das Waffenglück war mehrer Jahre lang dem Orden wenig günstig. Wiederholt brachen in den Jahren 1313 und 1314 bald der Leutenmarschall, bald der Konthur von Ragnit Benner von Orseln, bald andere Gehetiger mit einzelnen Heerhaufen ins feindliche Gebiet von Litthauen und Samaiten ein, um dort vornehmlich die wichtigsten Landesburgen, die dem Reiche zu festen Haltpunkten, den Landesobersten zu sichern Wohnsitzen und Zufluchtsorten dienen, zu erstürmen und niederzubrechen, dann erst dann schien die weitere Eroberung des Landes möglich. Vielen selten erreichten die Gehetiger ihren Zweck; meist kehrten sie, wenngleich nie ohne Beute und Gefangene, doch auch mit bedeutenden Verlusten zurück. Am merkwürdigsten war der Auszug eines Kriegszuges, den der Marschall im Herbst des Jahres 1314 mit einer starken Heeremacht in die Gegend von Garthen unternahm. Nach einem äußerst mühseligen und ermüdenden Marsch durch Wüsten, Wäldern und Wildnisse war das ermattete Kriegsheer in der Nähe von Garthen angelangt, wagt es jedoch nicht, die feste und wohlbesetzte Burg zu bestürmen, sondern wandte sich gegen die Stadt Kownegedel, die es auch ohne Widerstand eroberte und bis auf den Grund niederbrannte. Darauf ward in ihrer Nähe auch die Burg Krowitschen am Niemen mit Sturm angegriffen; allein die Befatzung vertheidigte sie mit solcher verzweifeltem Tapferkeit, daß der Marschall bei den starken Verlusten seines Heiles die Belagerung aufzugeben gezwungen war. Unmuthig ob des Mißgeschicks beschloß er die Rückkehr. Doch in der Wäldung von Garthen angelangt, wo er beim Herzuge einen Theil der Lebensmittel unter Verwahrung

zurückgelassen, fand er die Mannschaft erschlagen und den Vorrath durch den Hauptmann von Vortzen, der sie überfallen hatte, geraubt. Dasselbe war an einem andern Orte mit dem andern Theile des Preussens geschehen, und da man niemand mehr mit Lebensmitteln versehen, mitten in der menschenleeren Wildniß und wüsten Gegend auch nicht der mindeste Unterhalt zu finden war, so trat im Heere eine so schreckliche Hungersnoth ein, daß man die Pferde schlachten oder den Hunger mit wilden Wurzeln und Kräutern stillen mußte. Viele rasselten der Tod noch auf dem Wege hinweg, eine große Zahl starben später in der Heimat in Folge der niedrigen Nahrungsmittel und der erlittenen Mühsale. Zuletzt hatte sich alle Ordnung im Heere völlig aufgelöst, denn der Marschall hatte jeden seines Weges ziehen lassen müssen, um sich wo möglich aus der Noth zu retten. Erst nach sechs Wochen kamen die, deren Kräfte noch ausgereichte, schleichend und abgezogen zu den Ihrigen zurück.

Mittelreute war eine starke Schaar von Samaiten bis vor Raguit herangeführt, nahe genug, die Ordensburg selbst anzugreifen. Bei des Feindes Ueberrumpfung war es dem Komthur des Hauses, obgleich er zum Kampfe ausrück, nicht möglich, ihn von der Burg zurückzutreiben. Erst nachdem der feindliche Haufen weit und breit umher die reisenden Seelen mit Feuer vernichtet, alles durchraute und durchplündert, kehrte er in sein Land zurück. Doch war dieß nur das Vorspiel eines weit eristeren Kampfes, der bald darauf vor der neuen Burg Cheisemann begann, denn der Großfürst Witen rief sich mit der ganzen Streitmacht seines Landes vor ihre Mauern, um sie wieder zu vernichten. Obgleich Tage belagerte er sie ohne Unterlaß. Die ritterliche Besatzung aber widerstand mit außerordentlichen Muth und da Gefahr war, daß die Festung an den Feind verloren gehen könne, brannte sie solche selbst auf. Am sechzehnten Tage aber, als der Großfürst eben die Rückkehr antreten wollte, kam die Nachricht vom Heranzuge des Hochmeisters mit einer starken Streitmacht. Da ließ jener eiligst am Burggraben umgehauene Masten von Holz, Stroh und Heu aufbäumen, um durch sie zugleich die Burg in Brand zu setzen. Allein die Wachsamkeit der Besatzung vereitelte den Plan und da kein Kriegsheer schon bedeutende Verluste erlitten, so ergriß er eiligst die Flucht. So

konnte der Hochmeister, jetzt nur noch mit einem Theile seines Streithermes heranziehend, die Besessungswerke der Burg, welche Witen's Heer zum Theil vernichtet hatte, ungehindert wiederherstellen.

Es war Witen's letzte Unternehmung; kaum beimgelohnt verlor er durch Gedania, seinen Statthalter, Thron und Leben, denn dieser benutzte sich selbst des Fürstenthums von Litthauen, auf welches er sich König nannte, seit 1313. Seinem Vorgänger wenn auch nicht an Tapferkeit und kriegerischen Geiste, doch an Verstand, Klugheit und List noch weit übertressend, wandte er vorerst, eroberungslustig, seine Waffen in die nahen Russischen Lande, dort die Befürzen seiner Herrschaft noch weiter hinauszurücken. Ohne Zweifel gab dieß Anlaß, daß im Sommer des Jahres 1316 im Hauptstade Marienburg eine Gesandtschaft der beiden Fürsten Andrei und Lew, die sich Herzoge ganz Rußlands und von Saligen und Wladimir nannten, beim Hochmeister erschien, ihn durch ein freundliches Schreiben ersuchend, wenn sie nach ihrer Vorfahren Beispiel dem Leben nicht nur ihre heiligen und freundschaftlichen Bestimmungen, sondern auch ihren Schirm und Schutz gegen die Anfälle der Tataren zusicherten, um dadurch den gesammten Völkern Preussens Bussens ihrer Günst und Gemogenheit an den Tag zu legen. Es war, so viel wir wissen, die erste freundliche Annäherung zwischen Preussen und Rußlands Fürsten, wie es scheint, zunächst durch Sieghard von Schwarzburg, damaligen Komthur von Wiegeln, vermittelt, den die Fürsten ihren nahen Verwandten nannten. Gehört uns auch näher Kunde über den weiteren Zweck diese Gesandtschaft, so liegt doch die Vermuthung nicht fern, daß er mit den Kämpfen gegen die Litthauer, Preussens und Rußlands gemeinsamen Feinde, in Verbindung gestanden habe.

Diese Kämpfe wurden auch fortan in den Jahren 1316 und 1317 mit rastlosem Eifer betrieben, denn bald war es der Ordensmarschall Heinrich von Plagge, der anermächtigste Heiden-Bekämpfer, bald der Komthur von Chelminow, bald auch einzelne Ordensritter, wie Dietrich von Alzenburg aus dem Comente von Ragnit (der nachmalige Hochmeister), die in die Bandschaften Litthauens und Samaltens einrückten, um unter Raub und Brand der Pflicht des Heldenkampfes zu genügen. Es erschien auch weder eine ansehnliche Völgerschaar aus den Rhein-



leben, in welcher sich eine Anzahl Edler, wie Graf Johann von Hennau, auf heidnischem Boden die Ritterswürde erringen wollten, und so geschah auch vor der heidnischen Burgfeste Medenopeln unter der heeren Ordensfahne vom Grafen Adolf von Berg ein zahlreicher Hirtenschlag unter festlicher Freude. Damals war es auch, als Dietrich von Altenburg die Erstlinge seines Kriegsertrags erbat, denn ihm gelang es, die heidnische Burg Witten, die man so oft vergebens belagert, bis in den Grund zu vernichten. Sie hob sich nie wieder aus ihrer Asche empor. Freilich blieb das Blut dem Wappen des Ordens nicht immer getreu, denn drei Kriegstreiber, auf denen der Ordensmarschall im Jahre 1317 sein Schwert in verschietener feindliche Geblüthung, waren im Ganzen ohne Erfolg. Selbst sein tapferer Nachfahre auf die wichtige heidnische Burg Junigete ward ihm durch den langen und hartnäckigen Widerstand der zahlreichen Besatzung verwehrt. Nur die Verbürgung glog vor ihm in Flammen auf.

Wittertreile war der Orden von einem andern Feinde, der ihm lange Zeit noch gefährlicher als die Luthauer gegenüberstanden, beehrt worden; es war der Papst Clement der Fünfte. Er hatte, wie wir uns erinnern, die strengste Untersuchung gegen den Orden anordnet; sie begann schon im Sommer des Jahres 1312, jedoch nicht, wie früher bestimmt war, durch den Erzbischof von Bremen, sondern durch einen mit außerordentlicher Vollmacht ausgeschickten päpstlichen Runkler, den Domherrn Franz von Mediano, und dauerte volle sechs Monate, denn über zweihundert und dreißig vergelegte Klagenpunkte mußten Berhöre abgehalten werden, bis man über die weit und breit herbeigesammelten Zeugenaussagen dem Papste Bericht erstatten konnte. Es war dabei, wie man sah, Alles auf die Waage berechnet, denn jeder, der als Zeuge gegen den Orden auftreten wollte, ob Feind oder Partei, galt völlig gleich, ward von den Richtern vernommen; auch selbst diejenigen miß man nicht zurück, welche ihre Zeugnisse nur auf das allgemeine gangbare Gerücht und Geröde stützten. Eine andere Zahl von Zeugen war mit aller Vorsicht auszuwählen, weil man wußte, sie würden die Gehörigkeit gerne bezeugen, den Orden wo möglich noch mehr in Schuß und Verdacht zu bringen. Es stand nun dabei, wie der Papst das reichgelte Zeugen-Instrument, diese scharfe Waffe gegen den Or-

den, befragen und welche Entscheidung er jetzt in dem Streite aussprechen werde.

Bevor indeß diese erfolgte, ward bereits der Hochmeister mit seinem ganzen Orden vom päpstlichen Nuntius in den Bann gethan und alle seine Kirchen mit dem Interdict belegt, weil man dem Befehle des Nuntius strebte, die Burg Dünaburg besetzt ihm oder seinem Bevollmächtigten zu überweisen und einzuräumen. Dazu hatte allerdings der Nuntius weder Recht noch Vollmacht. Man schritt daher im Orden des Banact auch nicht; vielmehr appellirte der Hochmeister allbald gegen des Nuntius Ungefüg an den päpstlichen Stuhl und es gelang dem gewandten und klugen Geschäftsträger am päpstlichen Hofe, Konrad von Brühl, auch bald, beim Papste, dem dieser voreilige Schritt in keiner Weise gelegen kam, eine Aufhebung des Bannact und Interdicts über den Orden auszuwirken, obgleich der Hochmeister des Erzbischofs von Biza alle läßigen Kräfte ausbot, um die Bannstrafe aufrecht zu erhalten.

Da versuchte es der Nuntius in anderer Weise. Dem Papste ausdrücklich bevollmächtigt, vom Orden sowohl, wie von den Bischöfern in Preussen sich alle durch die Untersuchung verursachten Kosten ersatten zu lassen, trat er jetzt mit der Forderung einer bedeutenden Geldsumme auf, die man ihm in bestimmtem Fristen entrichten sollte. Als aber auch dessen der Hochmeister und die Kirchen Preussens sich weigerten, so wurde nicht bloß erstert, sondern auch der Bischof Erhard von Ermeland mußte Ammtlichen Prädicant der Doussiste von neuem mit dem Banne bestrickt. Hier freilich war der Nuntius mehr in seinem Rechte. Obgleich daher der Hochmeister abermals klagend sich an den Papst wandte, so erließ doch dieser die Bannstrafe nur unter der Bedingung, daß der Orden und die Prälaten des Nuntius Forderungen Genüge leisteten, und also mußten beide die verlangte Summe nun ohne weiteres entrichten.

Mit der Entscheidung des Hauptstreites aber hielt der Papst zurück. Ob seine schwerste Krankheit und ob wohl auch der Einfluß wohlgestandener Personen seine Gesinnung zu Gunsten des Ordens etwas ungestimmt haben mochten, bleibt ungewiß. Das weißte mußten offenbar wie beim Papste, so bei den Cardinälen die vom Orden gesendeten Gesandte. Der Ordens-Procurator

(so hieß der Beschäftigten des Ordens) hatte den Hochmeister befehlet, daß der Königlich Hof, wie man zu sagen pflegte, seine Schatzkammer nicht ohne die Werke reiche. Vierzehntausend Goldgulden, verschiedene goldene und silberne Becher und Trinkschalen und verhältnißmäßige Geldspenden für die Cardinäle hatten die bewundernde Kraft geübt, den Hohn des Papstes gegen den Orden abzuföhlen und für die Sache des Ordens überhaupt geschmeichelnde Bestimmungen zu erwecken. So verschied nach Clemens im April des Jahres 1314 und von demnach das Cardinalcollegium zwei Jahre lang über die Wahl eines neuen Papstes uneinig war, so geschah unterdeß auch nichts weiter in dem bedenklichen Sinne.

Als aber im Herbst des Jahres 1316 Johann XXII. den päpstlichen Stuhl bestieg, gestalteten sich die Verhältnisse des Ordens in seinem Streite mit dem Erzbischofe von Bize wieder ungleich besorglicher und gefährlicher. Er benutzte sogleich bei seinem ersten Auftreten als Papst die bedenkliche Stellung, in der der Orden zur Zeit noch bestand, um ihn mit allem apostolischen Ernste, nicht ohne nachtheillichen Tadel wegen der langen Versäumniß, an die geübte Zahlung des Lebenszinses zu erinnern, zu welchem der Orden, wie wir früher hörten, für den Bischof Preussens gegen den päpstlichen Hof verpflichtet war. „Wir wundern uns über die Mäßen, hieß es im päpstlichen Schreiben, daß ihr und eure Vorgänger seit so langen Zeiten diese Zahlung unterlassen habt und euch in der Entrichtung dieses Zinses solche Nachlässigkeit erlauben konntet. Da uns unter andern Pflichten, die uns unser Amt gebietet, vor allem auch die am Herzen liegt, die Rechte der Kirche wieder anzunehmen und aufrecht zu erhalten, so erinnern und ermahnen wir euch aufs ernstlichste, die Zahlung für die verlassene Zeit ohne Minderung an die päpstliche Kammer binnen drei Wochen zu entrichten und sie auch künftige zu gehöriger Zeit so pünktlich geschehen zu lassen, daß auch darüber nicht wieder der Beauftragte der Nachlässigkeit zu machen ist und es nicht nöthig wird, in dieser Angelegenheit gegen euch ein anderes vornehmliches Mittel anzuwenden.“ Mit eben so strenggehaltenerm Ernste gebot der Papst darauf auch die Auflösung des Bündnisses, welches das Bizeische Domkapitel, der Bizeische Orden und verschiedene

Wesallen der Riga'schen Kirche gegen die Litzhaus und Rasten geschlossen, denn er nannte diese Verbindung freundschaft und rechtschaffen gegen die Kirche, unerschütterlich gegen den Römischen Stuhl und wollte in ihr so entschieden den Character einer Verschwörung und gesetzwidrigen Zusammenrottung erkennen, daß er mit dem Bannschloche drohte, wenn der Orden sie nicht auf der Stelle auflösen werde. Man sah klar, daß es hier wieder der Erzbischof von Riga war, der, erbittert über die Vereinigung seines Domkapitels mit dem Orden und mißtrauisch über Zweck und Ziel dieses Bündnisses, dem Papst zu diesem Schritte getrieben hatte.

Also eröffneten sich für den Orden noch keine günstigen Aussichten, wenn er auf den Römischen Hof hinsah. Die Ungunst des Papstes aber war jetzt noch um so gefährlicher, da eben um dieselbe Zeit der Orden in zwei Parteien gespalten bestand und ängstlicher Uasirnde des Band der innern Einigkeit gerissen hatte. Der innere Zwist im Orden konnte von höchst-verderblichen Folgen seyn, da er den Hochmeister selbst betraf. Karl nämlich hatte sich durch strenge Ordnung bezugnehmender Ungerechtigkeiten, durch aufrichtige Rüge mancher Vergehungen und durch Eifer gegen eingewurzelte Mißbräuche die Feindschaft verschiedener Ordensgebiethen zugezogen. Der Boen und Ingrimme derer, die sich durch seine Strenge verletzt glaubten, hatte sich lange im Stillen gehalten, als ein Zwist über die Weisermahl in Livland die Erbitterung zum Ausbruche brachte. Man hatte in einem Ordenskapitel zu Marienburg an die Stelle des seines Amtes entlassenen Livländischen Meisters, Gerhard von Jode, im Jahre 1317 den vormaligen Vogt von Jarmen, Johann von Hehenhorst, zum Meister ernannt. Allein die Gebiethen in Livland wollten ihn als solchen nicht anerkennen, weil er seinen Namen mit einem Schimpfe besetzt und man ihn beschuldigte, daß er in seinem vorigen Amte dem Orden eine namhafte Geldsumme entwendet habe. Es ermittelte sich durch eine Untersuchung auch wirklich die Wahrheit dieser Beschuldigung. Ein Theil der Gebiethen in Preussen aber warfen die Schuld der That dieses ansehnlichen Ritters allein auf den Hochmeister und rechneten sie ihm um so schwerer an, da er bisher überall, wo er Recht und gute Sitten verletzt geglaubt, mit größter Strenge

durchgegriffen und gekrafft hatte. Es stellten sich zwei Parteien für und gegen den Hochmeister und die Erbitterung steigerte sich bald in dem Maße, daß seine Widersacher beschloßen, die Gelegenheit zu benutzen, um seine Absetzung zu bewirken. Man warf ihm zuerst in einem Ordenskapitel dieses und jenes als Beweis seiner schlechten Landesverwaltung vor und forderte ihn dann auf, sein Meißneramt niederzulegen und sein Tugel nebst dem goldenen Meißnerlinge ohne weiteres auszuliefern. Karl folgte, wie es scheint, der Aufforderung ausgethlich, denn er mochte da nicht länger Meißner heißen, wo man ihm kein Vertrauen mehr schenkte. „Lasset mich nach Teier gehen, wo ich vom Nachlasse meines Vaters in Ruhe werde leben können“, ersuchte er denen, die ihn belagend harten, sein Meißneramt nicht aufzugeben. Nicht ohne Freude sahen ihn seine Gegner bald darauf nach Deutschland ziehen, vernahmen aber auch nicht ohne Befürchtung, daß er des Meißnersegel und den Meißerring mit sich genommen und dadurch eine neue Meißnerwahl unmöglich gemacht habe. Es blieb demnach nichts andres übrig, als die Landesverwaltung wieder in der Art anzuordnen, wie sie vor des Hochmeisters Tzug in Marienburg gewesen war. Man ernannte also noch einmal das alte landbesitzerliche Ordensamt, indem man dieses Amt einem Landmeister von Preussen dem bisherigen Ordenspfleger, Friedrich von Wildenberg, als stellvertretenden Beisitzer des Hochmeisters übertrug. Er nahm nun seinen Wohnsitz im Haupthause Marienburg.

Es traten jedoch bald theils vom päpstlichen Hofe aus im Verein des Ordens mit dem Erzbischofe von Riga, theils auch in neuen Streithänden mit Polen Verhältnisse ein, unter denen die im Orden herrschende Zwietracht und Spaltung höchst geschädlich wirken konnten, zumal da jetzt kein lebendes Oberhaupt mehr an des Ordens Spitze stand. Der Erzbischof versäumte es nicht, den günstigen Augenblick und die gemüthte Stimmung des neuen Papstes für seine Zwecke zu benutzen. Er wirkte bei diesem eine Bulle aus, deren Inhalt betraf, daß der Papst seinen Einsprüche vortheilhaft Gehör gegeben. Die Streitsache stand somit völlig wieder auf demselben Punkte, wie früher unter Clement dem Fünften; es waren fast die nämlichen Anschuldigungen und Klagebeschwerden, welche der Papst von neuem dem

Orden als schwere Verbrechen am Recht und Eigenthum, am Heil und Gedeihen der Kirche in Livland aufzählte. Obgleich schon seine Vorgänger, erklärte der Papst, besonders Bonifacius der Achte und Clemens der Fünfte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Beseitigung der Hindernisse in der Befestigung des Glaubens und in der Herstellung der Ruhe und des Friedens im Lande gerichtet, so habe doch der Tod und andere Verhältnisse ihr Streben nicht gelingen lassen. Um so mehr aber fordere ihn jetzt das überhäufte starke Klagggeschrei und der glaubwürdige Bericht über den Zustand der Dinge auf, seine ganze Thätigkeit und Sorgfalt auf eine verbesserte Umwandlung der Verhältnisse Livlands und Preussens, namentlich der dortigen Geistlichkeit, zu richten. Der Papst beauftragte hierauf den Kaiser und die Bischöfe, über die Verhältnisse der Kirchen und Geistlichen und über die ganze Beschaffenheit des Landes den vollständigsten Bericht abzugeben, auf den ein heilsames Mittel zur Verbesserung gegründet werden könne. Können solche Relationen selbst der Hochwürde persönlich am päpstlichen Hofe erscheinen, um mit ihm selbst Mittel und Wege zu berathen, wie die Sache des Glaubens in jenen Gegenden aufrecht erhalten und das Heilungswerk gefördert werden könne. Endlich gebot der Papst: der Orden solle sofort dem Erzbischofe von Riga alle ihm entzogenen Güter, Besitzungen und Burgen, namentlich auch Dünawälder unter Strafe der Excommunication zurückgeben und für den bisherigen Wirth und Genuss vollkommenste Entschädigung leisten, „denn der Römische Stuhl werde es in keiner Weise gestatten, daß die Kirche zu Riga solchen Schaden erleide, vielmehr wisse er kräftige Mittel zu gebrauchen, die zum Ziele führen könnten. Uebrigens solle der Kaiser dafür sorgen, daß man sich gegen den Erzbischof und die Kirche zu Riga eben sowenige gefährliche Personen in Livland und Preussen nicht die geringsten Ungerechtigkeiten und Beleidigungen mehr erlaube, widrigenfalls erfolge unvermeidlich die Strafe des Bannes.“

War aber für den Orden die Sprache des Papstes schon in dieser Streitsache Beweis genug, wie kräftig und nachdrücklich er die Rechte der Kirche aufrecht zu erhalten entschlossen sey, so entspannen sich um eben die Zeit auch neue Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Polnischen Bischöfen wegen dem Kirchlichen Rechte

in Pommern. Diese Bischöfe nämlich, deren Bisthümer durch die Erwerbungen des Ordens in Masowien, Kujawien und Pommern zum Theil zum Ordensgebiet angeschlossen waren, hatten bisher in der Meinung gestanden, daß die päpstlichen Bestimmungen, Begünstigungen und Vorrechte, welche dem Orden sehr eigenthümliche Stellung gegen die Bischöfe in Preussen geben, auf sie keine Anwendung finden könnten, daß sie also auch unter der neuen Landesherfschaft, so weit diese ihre Bisthümer berührte, in der Ausdehnung ihrer alten Rechte keine weitere Beschränkung erleiden dürften. Der Orden dagegen ging von der Uebergangung aus, seine Rechte und Freiheiten in Beziehung auf kirchliches Wesen seien allgemein geltende Vorrechte und anwendbar in allen seinen Besitzungen, so daß folglich die Bischöfe Polens in den neuen Ordensgebieten in das nämliche Verhältniß zu ihm getreten seyen, wie die Bischöfe Preussens. In einigen Verhältnissen sprachen auch allerdings die päpstlichen Bestimmungen für die Ansicht des Ordens, in andern freilich schienen sie mehr die Meinung der Bischöfe zu bestätigen.

Ein Streit des Ordens mit dem Bischofe von Kujawien über das Patronatsrecht und die Besetzung der erledigten Kirche zu Schwetz, den jedoch der Papst zu des Ordens Gunsten entschied, war nur das Vorbild einer Reihe von heftigen und langwierigen Streithändeln, die mit dem Erzbischofe von Gnesen und mit den Bischöfen von Posen, Plessau und Mergel vornehmlich wegen des Lehens geführt werden mußten, denn die Bischöfe wollten diesen auch fernerhin in der bisher gewöhnlichen Weise, nämlich in Früchten erheben lassen, der Orden ihn dagegen in eine zu leistende Geldsteuer umwandeln, wie dies auch schon zum Theil zwischen dem Orden und dem Bischofe von Plessau geschehen war. Da kam nun aber die Erhebung des Lehens in Früchten nicht mehr länger gestatten wollte, so glaubten die Bischöfe, als in ihrem kirchlichen Rechte gekränkt, es wagen zu dürfen, gegen den Orden den Bann und gegen seine Kirchen das Interdict auszusprechen. Nun achteten zwar die Ordensgehöriger dieses Bannspruches eben nicht viel, sondern spotteten vielmehr darüber, weil die Bischöfe sich ein Strafrecht anmaßt hätten, welches gegen den Orden nur ausschließlich dem Papste zustand. Allein der Streit nahm dadurch doch bald eine für den Orden sehr belästigende Wendung.

Die Bischöfe nämlich wandten sich mit ihrer Klage an Herzog Wladislaw von Polen, dem nichts erwünschter kommen konnte, denn er hatte Pommerns Verfall noch nicht verschmerzt und hoffte jetzt durch Mithilfe des dem Orden nicht eben sehr geneigten Papstes um so mehr das Land ohne Schwertschlag für sich wieder gewinnen zu können. Auf seinen Betrieb eilt der Bischof von Kessin an den päpstlichen Hof, nicht bloß um die Verursache wegen des Zehnten dort persönlich mit Nachdruck zu betreiben, sondern zugleich auch in des Herzogs Namen über den Orden wegen des Raubes an Pommern bittere Klage zu führen und dem Papste zu berichten, mit welchem schanden Ueberdruß die Ordensritter, von Wladislaw's Vater in der Hoffnung ins Land gerufen, daß sie wahrhafte Vertheidiger des Glaubens sein würden, jetzt ihre römischen Hände in frohner Weise nach Pommern ausgebreitet, das Land dem Reiche Polen geraubt und bereits seit Jahren in gewaltsamer Besitz gehalten hätten. So knüpfte sich an den Zehnten-Streit die viel wichtigere Frage über Pommerns Verfall überhaupt. Wladislaw wollte wo möglich durch den Papst wieder gewinnen, was ihm der Kaiser bereits durch seine selber erwirkte Bestätigung entzogen abgesprochen; und bald darauf erschien auch ein päpstlicher Legat, um über die Verhältnisse wegen Pommern nähere Kunde einzuziehen.

Also drohten dem Orden wieder Gefahren von allen Seiten. Wenn auch nicht zu fürchten war, daß Herzog Wladislaw ihn mit dem Schwerte schaden werde, so konnte er nicht seinen Bischöfen sich doch leicht mit dem Erzbischofe von Riga verbinden, um am päpstlichen Hofe mit um so stärkerem Nachdruck gegen den Orden aufzutreten; und mit welcher Zauberkraft durch Gold an diesem Hofe gewirkt werden konnte, hatte der Orden ja selbst erlebt. Endlich aber fand ja auch ein kräftiger Feind, die Litauer und an ihrer Spitze der kriegslustige Fürst Gedimins, stets schlagfertig und zum Kampfe gegen den Orden bereit da. Das Bewußte dieser Gefahren aber steigerte sich noch durch den Unfrieden und die Spaltung, welche im Innern des Ordens immer noch obwalteten. Der Blick auf diese Lage der Dinge führte die feindlichen Parteien bald wieder zur Besinnung; man erkannte es allgemein, wie notwendig ein Haupt und ein Fürst



an der Spitze des Ordens sey, der wie Karl, der Hochmeister, durch sein Ansehen und seine Achtung unter den Fürsten und Königen am päpstlichen Hofe mit Kraft und Willensfestigkeit unter solchen Gefahren für das Heil des Ordens wirken könne.

Noch im Verlaufe des Jahres 1318 ging eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze der Ordensmarschall Heinrich von Pögle, nach Deutschland, um den Streit mit dem Hochmeister so möglich wieder auszugleichen. Sie traf ihn zu Erfurt, wo in Folge einer Verhandlung die Ordensbrüder ihn im Namen des ganzen Ordens von neuem Gehorsam und Unterwürfigkeit gelebten. Karl indeß fest in seinem Entschlusse, nach Preussen nie wieder zurückzukehren, begab sich wieder in seine Vaterstadt Trier zurück, wo er in einem bald darauf versammelten Ordenskapitel nicht nur bewies, wie ungerecht seine Gegner gegen ihn gehandelt und wie nur die Leidenschaft des Jernes sie aus der Bahn der Wahrheit und des Rechts hinausgetrieben, sondern zugleich in Betreff der Verwaltung in Preussen während seiner Abwesenheit mehrere notwendige Anordnungen fällte.

Auf diese Ausgleichung des Streites im Orden hatte aber offenbar bereits auch der Papst mit eingewirkt. So dröhend und ernst er bisher in der Streitsache des Erzbischofs von Riga gesprochen, so war seit kurzem seine Gestimmung und sein Verhalten gegen den Orden ganz umgewandelt. Das dankte man vornehmlich dem Könige Johann von Böhmen. Kaum nämlich hatte dieser vernommen, daß Herzog Wladislaw nicht blos nach dem Wiederbesitz von Pommern, sondern auch nach der Polnischen Krone strebe, als auch er am päpstlichen Hofe mit dem alten Ansehen seines Thrones auf Pommern dem Herzog entgegentrat und es gelang ihm bald, den Papst dahin zu stimmen, sich nicht für Wladislaw's Wünsche zu erklären, denn König Johann spielte zur Zeit in Deutschland in den Streithandeln zwischen dem König Ludwig von Bayern und dessen Gegner, dem Thronkandidat Friedrich von Oesterreich, auf des ersten Seite eine viel zu wichtige Rolle, als daß der Papst auf seine Gunst und Zuneigung nicht größte Gewichte hätte legen sollen. In diesen König hatte sich nun aber der Hochmeister mit der Bitte gewandt, die Sache des Ordens gegen Polen am päpstlichen Hofe mit vertreten zu wollen und Johann scheint in der

that bei dem Papst günstig für den Orden gestimmt zu haben. Doch soll daneben auch, wie nachmals die Polen jedoch nicht ohne Uebertreibung behaupteten, eine bedeutende Geldsumme von dreißigtausend Mark, die der Orden, wie man vorgab, in Pommern als Steuer erheben, auf den Papst und am seinem Hofe zu Königen nicht ohne erhebliche Wirkung geblieben seyn.

Wie dem aber auch seyn mag, der Papst war offenbar ungenügend und er bewies und bethätigte seine milten, ja selbst sogar auch freundlichen Gesinnungen gegen den Orden durch eine Reihe von neuen Begünstigungen und Vorrechten, welche theils die Sicherheit seines Eigenthums, die Unverletzbarkeit seiner Besitzungen, theils die Aufrechthaltung und Bewahrung aller seiner Rechte und Freiheiten gegen etwaige Angriffe seiner Feinde betrafen; er bewies ja ferner aber auch durch den für den Orden äußerst wichtigen Schritt, daß er in einer besondern Bulle den Verkauf von Dänemünze durch den Orden in Berücksichtigung des Zweckes, den dieser dabei in der Abwehr heidnischer Einfälle vor Augen gehabt, nicht bloß für völlig rechtmäßig erkannte und bestätigte, sondern zugleich auch die Ansprüche des Erzbischofs von Riga als gänzlich unbegründet zurückwies und somit diesen Gegenstand, die Quelle des langwierigen Haders in Livland, für immer auf die Seite schob.

Jetzt beschloß der Papst auch den Streit wegen Pommern auszugleichen; hier indeß zeigten sich ansehnliche Schwierigkeiten und Bedenkllichkeiten entgegen. Der erste Anlaß zum Erworb der drei Städte Danzig, Dirschau und Schnez, nebst ihrem Gebiet, der Verkauf derselben durch die Markgrafen von Brandenburg, die Befestigung aller Besitzungen des Ordens in Pommern durch den Kaiser, das alles waren Ereignisse, die bei Ermäßigung der Streitfrage allerdings mit berücksichtigt werden mußten. Der Papst jedoch erkannte bald, daß Herzog Blasius ihm die Einnahme Pommerns durch den Orden als eine bloße gewaltsame Eroberung hatte schildern lassen mit Verschweigung aller Vorgänge, die zu dem Schritte getrieben hatten. Schon gegen diese Darstellung der Sache schien es ihm vor allem nothwendig, den wahren Thatbestand der Vorgänge in Pommern ermittelt zu lassen. Allein zu großem Besorben des Ordens drangtrogte er damit außer dem Abt von Mogilne auch

den Erzbischof von Sachsen und den Bischof von Posen, also zwei offenkundige Gegner des Ordens, die, wie vorausgesehen war, entschieden nur im Einflusse des Herzogs von Polen und nur für dessen Interesse handeln würden, Männer, die selbst noch wegen ihrer Lehnen mit dem Orden im Streite lagen, und diesen Prälaten ertheilte der Papst als Schiedsrichter die Vollmacht, nach beendeter gesunkener Lage des Herzogs den Orden nicht bloß zur Zurückgabe des Landes selbst, sondern überdies auch zum Ersatz aller bis jetzt bezogenen Einkünfte durch geistliche Strafmittel und wessern es nöthig, selbst mit Bedröpfung des weltlichen Armes zu zwingen. Somit schien es fast, als habe es der Papst dem Orden auf diese Weise nur erlaubt zu wollen, den Ansprüchen des Herzogs zu begegnen oder als sey es ihm überhaupt kein rechtir. Craft mit diesem Wege der Entscheidung gewesen, denn er mußte ja selbst wohl einsehen, daß der Orden einem Spruch von solchen Richtern kaum mehr als rechtsgültig anerkennen werde.

Die Verhandlungen begannen nun zwar wirklich im April des Jahres 1326. Allein man sah in dem Orden den Papst wohl zu verstehen; man wußte es auch hier in der Sache als recht ernst; man suchte vor allen Dingen Zeit zu gewinnen und hoffte im Laufe der Zeit Mittel und Wege zu finden, dem Ansprachen des Herzogs mit Kraft und Nachdruck zu begegnen. Man sandte daher auch absichtlich zur Verhandlung einen bloßen Priester und Ordensbeutler, überdies mit einer unzulänglichen und ungenügenden Vollmacht. Das bewirkte einen Aufschub der Verhandlung, indem man von Seiten des Ordens keinen weiteren Schritt thun wollte, bevor nicht der Hochmeister und das Generallapitel um Rath gefragt seyen, weil ohne deren Bewilligung vom Landmeister und den Rathsleuten in der schwierigen Sache kein Beschluß gefaßt werden dürfe. Dann stritt man sich wieder eine Zeitlang über eine Appellation an den päpstlichen Hof, die der Ordens-Schwaller eingab, die Schiedsrichter aber verweisten, unnütz hin und her. Nachdem hiernach die letztern eine geraume Zeit hindurch über den eigentlichen Bergang bei der Eroberung von Danzig, Pilschen und Schney eine große Menge Zeugen-Aussagen eingesammelt, erschien auf einem neuen Verhandlungstage statt des vorgeladenen Landmeisters und der

Königthum von Danzig, Kiewe und Schierz wiederum nur derselbe Freischütz und Lebensbeuber und diesmal auch bloß, um theils über die Parteilichkeit der Schiedsrichter, theils über die Ermittlung des Thatbestandes durch ein angehöriges Zeugnenhörs Einreden einzulegen. Allein die Polnischen Sachwalter erklärten diese für unzulässig, legten den Schiedsrichtern den Thatbestand, wie sie ihn über die gewaltsame Besitznahme Pommerns aufgestellt, ihn als einen Raub an der Krone Polens darstellend, in rechtsmäßiger Form vor und es erfolgte hierauf, trotz des Ordens-Sachwalters Gegenrede und Appellation, durch die Schiedsrichter ein Urtheilsspruch, kraft dessen der Orden das Land Pommern, so weit er es eingenommen, sofort an den Herzog zurückgeben, als Vergütung für die darauf gezogenen Einkünfte die Summe von hunderttausend Mark Silber entrichten und überdies ihm auch alle in der Streitsache aufgewandten Kosten erstatten sollte. Der Ordens-Sachwalter legte indeß gegen diesen Spruch eine neue Appellation an den Papst ein, unterwarf die Streitsache von neuem dem Schutze und der Vertheidigung des apostolischen Stuhles, indem er erklärte: der Rechtspruch stünde wider Gott, wider die Gerechtigkeit, widerstrebte aller Ordnung des Rechts und sey deshalb ungültig und nichtig.

Dies fand man jetzt wieder auf demselben Punkte, von dem man ausgegangen war. Herzog Wladislaw indeß, der seit dem Anfange des Jahres 1339 sich die Königskrone auf's Haupt gesetzt, hatte einen ihm günstigen Richterspruch in den Händen und man durfte fürchten, daß, was der Herzog bisher nicht gewagt, nun der neue König versuchen werde: den Spruch in Ausführung zu bringen und sich Pommerns mit Waffengewalt wieder zu bemächtigen. Giebt solchen Versuche aber, wenn er gemacht werde, auch kräftigste zu begegnen, schloß sofort der Landmeister Friedrich von Wittenberg mit Herzog Wladislaw von Ber-Pommern und mit dem Bischof Konrad von Kammin ein Schutz- und Vertheidigungsbündniß, nach welchem sie jeden Angriff von Polen her auf Pommern mit Waffengewalt zurückwerfen und jeglicher des andern Schaden auf ihre Kosten wehren wollten. Man beschloß zugleich, die von Polnischer Mannschaft besetzte Burg Rastel zu erobern und gemeinschaftlich in Besitz zu nehmen, weil sie nicht zu Polen, sondern zu Pommern

gehört. Die Dauer dieses Schutzbündnisses ward vorerst wenigstens auf drei Jahre bestimmt. Also suchte man durchs Kriegsschwert, nicht aber, wie man vorgegeben, durch eine erkaufte lächerliche Prophezeiung eines Kraköwischen Reichendichters über Polens Untergang, den Polnischen König von einem Vorhabe, sich Pommern mit Gewalt zu bemächtigen, im voraus abzuschrecken. Dahin zielte es auch, daß sich der Landmeister hier beillie, einen vierhundertigen Streit mit Herzog Wenzeslaw von Kasanien anzuzuschicken, also daß dieser versprach, weder in Rath und That durch die Litzhauer, noch durch irgend einen Menschen das Gebiet des Ordens anzugreifen zu lassen, vielmehr in jeder freundlicher Einkunft die Ordensritter gegen jeglichen Feind vorant zu warnen, besonders wenn ein heidnisches Heer, dem er selbst nicht widerstehen könnte, das Ordensland einzufallen drohe. Es zielte dies offenbar auf Verstärkungen der schrecklichgehautes Litzhauern hin, die möglicher Weise der König von Polen gegen den Orden anzuwenden konnte.

Da wagten der Erzbischof von Sauesen und der Bischof von Bessau einen neuen Schritt, um ihren schiedsrichterlichen Spruch in Geltung und Vollführung zu bringen. Sie erließen an die Bischöfe von Preussen den gerechneten Befehl, sich innerhalb dreier Tage zum Meister und Landkämmer von Kulm zu begeben und wofern sie diese nicht bewogen könnten, innerhalb einer bestimmten Frist dem Könige von Polen Pommern zu übergeben, den Schadenersatz für die Einkünfte und die Kosten des Processus zu entrichten, sie sofort in den Bann und das Band in des Interdicts zu erklären. Allein die Polnischen Prälaten gelangten auch auf diesem Wege nicht zum Ziele, denn der Bischof Johannes von Samland trat ihnen mit dem Beweise entgegen, daß ihr Gebot nicht nur unausführbar, sondern auch ungerecht, ja selbst fruchtlos zu nennen sey; als ein solches sey es deshalb anzusehen, weil, wie ihnen selbst bekannt, der Orden nie vor so nach ihrem schiedsrichterlichen Spruche an den päpstlichen Stuhl appellirt habe und ihr Gebot auch sogar die Unwahrheit enthalte, daß der Orden dem Könige von Polen Pommern mit räuberischer Hand entfremdet habe, da offenkundig das Land auf rechtmäßigen Wege mit Geld erkaufte worden sey.

Alle waren die Polnischen Feinde auch in diesem drohenden Strafmittel ergriffen und ihnen verriß auch jeder weitere Weg versperrt. Es hing jetzt alles wieder von des Papstes Entscheidung ab. Man am päpstlichen Hofe waren die Verhältnisse jetzt nicht der Art, daß man die Streithändel in Preußen mit legend thätigem Interesse verfolgte, denn die wichtigsten Angelegenheiten im Deutschen Reiche nahmen des Papstes Thätigkeit in vollstem Maße in Anspruch. Senach ruhte der Streit zwischen dem Leben und dem Könige von Polen mehr Jahre hindurch, denn auch zum Schwerte wagte der letztere nicht zu greifen, zumal da außer den schon genannten Verbündeten auch König Johann von Böhmen zur Hälfte des Lebens bestand; letzterer nannte sich auch jetzt noch König von Polen und er hatte forder in der Befähigung aller Verrichte, Bräuhäim und Begünstigungen des Lebens in dessen Besitztungen in Böhmen und Mähren so freundliche Beweise seiner Günst gegeben, daß der Hochmeister sicher auf seinen Beistand rechnen konnte, wenn es mit dem Könige von Polen zum Kampfe kommen sollte.

## Zechzehntes Kapitel.

Innere Landesverwaltung. Kämpfe mit den Litauern. Neuer Kreuzzug nach Preussen. Des Königs Schwermes Befehrszüge. Der Friedensthluß mit Schweden. Der Erzbischof von Riga und der Hochmeister Karl von Teiler am päpstlichen Hofe. Streitsverhandlung. Des Papstes Spruch. Des Hochmeisters Heerfahrt mit Joh. — 1390—1394.

Während der äußeren Streithändel aber ließ der Landmeister auch nichts aus dem Auge, was im Innern des Landes Ruhe und Heile stiftet und dessen Wohlfahrt und Gedeihen in irgend einer Weise fördern konnte. Vor allem war es sein thätigstes Bestreben, den Wohlstand des Landvolkes durch Verbesserung des Ackerbaues und durch Kultur des Landes zu heben, denn darin begründete sich zugleich auch eine stärkere Kriegsmacht, weil Kriegswache und Ackerbau, damals aufs engste verbunden, in ihrem kräftigen Anwuchs und Gedeihen in gegensei-

zig bedingenden Bezeichnung standen; nur der reiche Gutsherr, der reichhabende Landmann konnte sich zugleich auch als freibewerter Kriegsgeselle, als wohlgerüsteter Wehrmann fassen. Wir sehen bereits, wie nahe in den landesüblichen Lebensverhältnissen sich Rechte und Pflichten im Besitze und in der Kriegsthege standen. Es war nicht anders: der Orden konnte sich tüchtige Kriegskleute nur in tüchtigem Landbesitz und tüchtigem Landvolk nur im tüchtigen Kriegsbere erziehen. Vorzüglich wandte der Landmeister in dieser Hinsicht seine Thätigkeit auf die neuen Erwerbungen in Pommern; daher geschah es auch sehr vornehmlich, daß das Rautschke Recht auf holländischen Besitzungen dort schon allgemeinere Verbreitung wurde.

Innere Irrungen und Streichfeuden, sie mochten in Pommern zwischen dem Orden und den Klöstern oder in Preussen mit den Bischöfen erwachen, war der Kaiser immer bemüht, so nachsichtsvoll und friedlich wie möglich auszugleichen, sobald er sich nur friedliche Besinnungen entgegen kommen sah. Im vermeidlichsten war die Streichfeude zwischen dem Orden und dem bereits erwähnten Bischofe Johannes von Samland, dem Nachfolger des im Jahr 1318 gestorbenen Bischofs Siegfried von Hagenstein. Dieser erhob nämlich vielfache Klagen gegen den Orden über dessen bösseriges Verfahren gegen ihn und seine Kirche, theils daß seit langer Zeit Güter und Besitzungen der Samländischen Kirche ihm und seinem Kapitel vom Rautschke zu Kalsberg mit Unrecht verenthaltet würden, theils daß man die Samländische Kirche durch manche frühere Raubentzüge übervertheilt oder auch Gebiete, die noch der Untertänigkeit der Kirche zugehörten, namentlich das heilige Feld (in dessen Besitze früher das heilige Rautschke gestanden) trotz des darüber geschlossenen Vertrages mit Unrecht bisher immer noch in Besitz behalten habe, theils auch daß der Orden, angesehen er für seine zwei Untertänigkeiten die Kriegskosten tragen solle, die Kirchengüter durch seine häufigen Kriegszüge übermäßig betrübe, auch sogar mitunter sich in der Samländischen Diöcese die Ausübung des geistlichen Gerichtes anmaßte u. s. w. In manchen dieser und andern Klagen rechtfertigte der Landmeister das bisherige Verhalten des Ordens, in andern dagegen erklärte er das Verbrechen der Klagebeschwerden an und erklärte, der Kaiser durch eine

freundliche Ausgleichung beizulegen. Der Bischof erhielt in Folge dessen zur Ergänzung seines dritten Theiles von Samland außer andern andern Gütern und Gebieten namentlich auch einen Theil des heiligen Landes, überließ ihn aber für seine Lebenszeit dem Orden zur Benutzung, nur mit der Bedingung, daß den dortigen Mönchen seine Leute eben so viel die des Ordens imgehört einsammeln könnten, ihn jedoch niemanden anders als nur dem Bischofe oder dessen Official verkaufen dürften.

Ueber manche Klagepunkte ging man, weil man keiner Seite feindliche Gefinnungen hegte, in der Ausgleichung ziemlich leicht hinweg. Dahin gehörte die Beschwerde des Bischofs über die Belästigung des Bischofsthales durch die häufigen Kriegszüge der Ritter ins Heidenland, denn diese Klage bezog sich ohne Zweifel mehr auf frühere Zeiten. Seit einigen Jahren schon hatte man die Harekunge ins feindliche Land bei weitem nicht mehr mit dem früheren Eifer betrieben. Man hatte weiß den Grund im Ordengebiete selbst bekämpfen müssen, denn vom Ordensmarschall durch die Ausbreitung der Hochburg der wichtigen Feste Jünigede mit ihren vielen Getreidevorräthen schon genügt, waren die Litthauer im Jahre 1319 bis ins Gebiet von Behaldorf in Kurlanden verjehemigen, durch Raub und Feuer alles umher vernichtend, und sie wurden das Land noch weiter mit Plünderung und Verheerung heimgesucht haben, wäre ihnen nicht der tapfere Komthur von Lapan, Ulrich von Dreileben, im ritterlichen Streite entgegengetreten, um die Thine Bohl, die sein Schwert nicht erweichte, in ihre Wälder zurückzutreiben.

Seit dem Jahre 1320 aber stand auch der Marschall Heinrich von Plöffe, der bisher immer am thätigsten auf dem Schauplatze des wüthen Kriegsgelümmels in Litthauen aufgetreten war, nicht mehr an der Spitze des Ordensheeres da, denn nachdem er im Juli auf einer Kriegszug ins Gebiet von Wideniken mit seiner reißigen Schaar großen Raub zusammengetrieben und vieles durch Feuer verodet, ward er auf dem Rückzuge, wo man ihn in einer Wäldung durch einen Verbau den Weg verlegt hatte, plötzlich überfallen und nach hartem Kampfe mit unermesslicher seiner Lebensritter und vielen Volks erschlagen. Das traurigste Loos traf dabei den Vogt von Samland, Gerhard von Widen, der vom Feinde gefangen, mit einer dreifachen



Rüstung angethan, auf ein an vier Pfähle geschnitten Kopf gehangen und so inmitten eines gewaltigen Holzsteges durch den Feuerthum des heidnischen Götern großfirt wurde.

Seitdem ruhten die Heidenkämpfe durchs Jahr 1321 fast ganz, zumal da das Ordensmarschallamt nicht sogleich wieder besetzt wurde. Mittlerweile aber war die bisherige Art der Heidenbekämpfung auch am päpstlichen Hofe zur Sprache gekommen, denn von Polen aus hatte man im Verlaufe des Streites mit dem Orden nicht unterlassen, auch die Kriegstheisen der Ordensritter gegen die Ungläubigen in ihrem Zwecke auf alle Weise zu verächtigen. Der Papst mochte zwar wohl nicht erkennen, wozu diese Verächtigungen der Hände des Ordens gielten; aber das sah er auch selbst bald ein, daß durch die jählich in bisheriger Weise wiederholten Kriegszüge, deren Ziele immer nur Verheerung, Raub und Brand in einzelnen Gebieten und Burgen waren, für den Hauptzweck der Befehrung und Begännung des heidnischen Volkes so viel als nichts gewonnen werde. Nach dem Rathe gehend, unter seiner Ehaltung ein neues Volk der christlichen Kirche zugeführt zu haben, beschloß er, eine große Kreuzfahrt nach Preußen zur völligen Ueberwältigung Litthauens in Bewegung zu setzen, und alsbald erging eine Aufforderung an den Provinzial-Prior des Prediger-Ordens in Deutschland, die Prediger-Brüder in den Gebieten von Magdeburg, Regensburg und andern Gegenden auszuschieken zu beauftragen, zur Unterstützung des Ordens in Preußen und Bestand des Kreuz zu predigen. Lange Zeit hatte kein Papst solchen feurigen Eifer zur Beendigung des Heidenkampfes im Norden bewiesen; er nahm nicht nur in gewöhnlicher Weise alle Kreuzfahrer sammt ihren Familien und Gütern bis zu ihrer Rückkehr in den Schutz des päpstlichen Stuhls, sondern verließ auch selbst solchen, die durch Brandstiftung oder Verachtbängigkeiten an Geistlichen und gewissen Personen den Mann auf sich geladen, vollkommenste Absolution, sobald sie sich mit dem Kreuze bezeichnen würden für die Sache des Glaubens. Er erließ zugleich auch ermunternde Schreiben an mehre Fürsten, namentlich an den Grafen von Jülich, der, wie der Papst berichtet war, das Kreuz bereits gewonnen; er ermahnte ihn dringend, sein Versprechen so bald als möglich zu erfüllen, theils weil der Orden in Preußen eiligste

Hülfe bedürfe, theils damit er selbst in seinem Eifer und Dienste für den Glauben andern ein Spiegel und Beispiel zu gleichem rühmlichem Streben sey.

Man hatte lange Zeit in Deutschland solchen Ruf zum Kreuzzug nicht vernommen. Um so eifriger griff das Wort der Kreuzpredigt wieder mächtig in viele Seelen ein; manche ließen das Kreuz der Erscheinung und andere trieb wohl auch der misere Zustand im Reiche zur Hirtensuche des Kreuzes hin. Also geschah es, daß im Winter des Jahres 1322, — hundert Jahre eben, nachdem zuerst die Kreuzkrieger das Kaiserthum von den heidnischen Preussen gesäubert hatten —, eine neue Kreuzfahrt nach Preussen in Bewegung trat. In der Spitze der Hirtensuchen stand Herzog Bernhard von Schlesien, Herr von Schwednitz, der Graf von Geroldseck aus Schwaben, zwei Rhänländische Grafen von Jülich und von Wildenberg, mehrere andere Edle und unter ihnen eine bedeutende Anzahl von Ritters und solchen, die sich im Heidenlande den Rittersnamen erlangen wollten. Mit ihrem Kriegsherrn verband auch der Landmeister Friederich von Wildenberg außer hundertundfünfzig Ordensknechten die ganze Streitmacht aus dem Lande. Es sollte jetzt aber nicht wie bisher nur Raub und Verheerung einiger Gebiete oder die Gefangennehmung einiger Haufen von Heiden gelten, sondern man setzte ein weit wichtigeres Ziel. Im Samaiten-Lande stand im Gebiete Bayken ein altes heidnisches Heiligtum, eine Götterwohnung, rings von einem heiligen Walde umschlossen. In dieses zuerst brach das Kreuzheer ein, und nichts widerstand seinen Waffen. Das ganze Heiligtum mit allem, was es umfaßte, ging in einer Nacht in Flammen auf und alle Bewohner des Gebietes, die sich nicht geschicket, erlangte das christliche Schwert. Darauf zog das Kreuzheer weiter in die Gebiete von Kossima und Tragen, wo ein zweites Heiligtum des Volkes, ein heiliges Konenwe frangte und als auch dieses mit Feuer gänzlich vernichtet war, wies sich das Kreuzheer vor eine starke heidnische Burg. Erst nach tapferer Gegenwehr ergab sich die Besatzung dem Orden zu Gheresun, jedoch nur auf kurze Zeit, denn mittlerweile war der König Gedünis auf die Gefahr seines Landes mit Heerdmacht herangerückt und trieb, wie es scheint, das Kreuzheer wieder ins Gebiet des Landes zurück, dann wie hien nicht, daß es sich weiter mit dem Feinde in Kampf gesetzt.

Nun, aber Gedimin, der siegende Eroberer, sein blutiges Kampfschwert von seinen bisherigen Feinden im Osten bereits nach Westen gewandt, brachten die Stürme der Verhörung und Verwüstung über Litauen und Preussen wieder in alter Weise auf. Man warf es dem Erzbischofe Friedrich von Riga als Schuld vor, daß er aus altem Hass gegen den Letzen den Feind von neuem ins Land gerufen; es mag wahr seyn, daß er den König Gedimin von den Anzügen des Kreuthums benachrichtigt habe; gewiß ist wenigstens, daß beide seitdem im Einverständnisse standen und der König nach des Erzbischofs Rathschlägen und Plänen handelte. Vermuthigt wurden überdies auch die Litthauer zu Einfällen in die nahen christlichen Lande durch die Erfolglosigkeit eines neuen Kreuthums im Anfange des Jahres 1323, denn als es vom Lantmarschal selbst angeführt eben in Litthauens Gebiete einbrechen wollte, trat eine so furchtbare Kälte ein, daß in Preussen fast alle Obsthäume erfroren und die See funfzehn Meilen weit mit so starken Eise bedeckt war, daß man von Dänemark bis Lübeck auf der gefrorenen See gehen konnte, also daß auch das Kriegsthor ohne Todesgefahr bei der starken Winterkälte seinen Zug nicht weiter fortsetzen durfte. Kaum aber war es aus dem Lande, als eine starke Schaar von Samaiten plötzlich Mund überflüthete, eine bedeutende Anzahl seiner Bewohner erschlug, die ganze Stadt nebst allen Schiffen und Fahrzeugen niederbrannte und alles umher mit Feuer vernichtete, so daß bloß die Lebensburg noch übrig blieb. Mit gleicher Vernichtungswuth brachen noch im nämlichen Jahre wüsthündernde Horden aus in Kurlanden bis Wexlau und im Dobriner-Lande über die Drenow bis ins Gebiet von Stralsburg vor und Nord und Brand bezeichneten überall ihre Bahn. Weiter Meer noch Geschlocht fand Mühsel und Schenung beim nachjagenden Feinde, also daß in anderthalb Jahren aus Preussen, Litauen und Dobrin nahe an zweihunderttausend Christen unter seinen Raubausfällen theils ermordet, theils in Sklaverei hinweggeschleppt worden waren.

Da traten mit einmahl Erscheinungen ein, über die man in Preussen in Staunen gerieth, die man im ersten Augenblick nicht begreifen konnte. Während die wilden Raubherden aus Litthauen und Samaiten in den nahen christlichen Landen durch

Kauf und Meub alles mit Angst und Schrecken erfüllen, Geistliche und Mönche erodargten und alles, was christlichen Namen trag, schenungslas vernichteten, wurden in Preussen Viele des Königes Schlimm bekannt, worin er den schalichsten Wunsch aussprach, in den Schoß der Kirche einzutren und die christliche Lehre empfangen zu können, um zugleich auch sein ganzes Volk dem christlichen Glauben zuzuführen. In einem derselben, an den Papst und an das Collegium der Cardinäle gerichtet, stellte er diesen vor, wie schon sein Vorgänger, der König Wladislaw mit seinem ganzen Volk dem Glauben sich zugewandt gehabt, aber durch treuliche Frevelthaten und unzählige verrätherische Handlungen des Meisters des Deutschen Ordens veranlaßt, der Kirche wieder abtrünnig geworden sey; wie oft man ferner die Friedensgesandten seiner Vorgänger an die Erzbischöfe von Bistum in Volland erinnet, wie König Wladislaw auch bereits den Minoriten-Brüdern eine christliche Kirche habe anzuweisen wollen, welche jedoch von den Ordensrittern, sobald sie solches erfahren, aufgebrannt worden sey; er erwähnte dann weiter noch, wie schwer die Ordensritter die obersten Geistlichen in Volland, die beiden Erzbischöfe Johannes und Friedrich, gemißhandelt und ganze Länder, viele Burggassen, in Wüsten verwandelt, immer sich beistehend: es geschehe solches alles, um die Christen zu vertheidigen. Und nachdem er in solcher Weise dem Papste vorgestellt, wie es gekommen sey, daß seine Vorgänger, wie er selbst und sein Volk bisher immer noch im Juthum des Unglaubens festgehalten worden, bat er ihn inständigst, auf seine traurige Lage Rücksicht zu nehmen, offen erklärend: „Wir sind bereit, auch wie andere christliche Fürsten in Allem Gehorsam zu bezeigen und den christlichen Glauben anzunehmen, sofern wir nur den Heiden, dem Meister und den Ordensrittern, dadurch in nichts verpflichtet werden.“ So hieß es in Schlimms Schreiben an den päpstlichen Stuhl.

In zwei andern Schreiben an den Prebiger-Laden besonders in Sachsen, an den Orden der Minoriten und an mehrere Hanse-Städte beauftragte er auch sie von seinem Wunsche, sich der christlichen Kirche anzuschließen und forderte sie auf, ihm zu solchem Zwecke Geistliche ins Land zu senden; sie sollten bei ihm Schutz und Ehre, Kriegskoste Einflüsse und Landbesitz,

Kaufleute und Handwerker freien und ungehinderten Handel und Erwerb, Adelsleute künftiges Eigenthum auf zehn Jahre frei von allen Abgaben und Diensten finden. Allen Eingewohnen wolle er das Rigaische Stadtrecht gewähren, den Preiliger- und Minowiten-Balibern mehre Kirchen einräumen, die er bereits in Wilna und Kregered erbaut habe u. s. w. Dem kaiserlichen Gesandten, hieß es zuletzt, mit gar hohen Glaubwürdigkeit dieser unserer Befehle beistehen wie diese Schreiben mit demselben Siegel, welches wir in unserm Schreiben an den Papst gesandt haben, also daß der Eisen in Wachs und Wasser in Stahl verwandelt werden wird, als daß wir unser Wort brechen oder zurücknehmen, da die Könige unser Siegel und zum Schimpfe ins Feuer geworfen haben, um dieses mit Gott begonnene Vorhaben zu hindern und die Augen der Menschen zu verblenden. Wer dieses Siegel aber verächtlich und ihm beschwört widerspricht, den erklären und verachten wir hienüt in dieses Schreiben als Verleugner der Wahrheit, als Verleugner des Ewigen, als Feind des Glaubens, als Ketzer, Vagabund und verlorenen Menschen.

Wie gesagt, man haunte in Preussen über den Inhalt dieser Schreiben. Niemand wagte es noch, an ihrem Nachtheil zu zweifeln; niemand ahnete noch, daß hier abermalt päpstliche List und schändlicher Betrug im Spiel sey. Das Gewebe böserer Ränke aber ward noch weiter angepflanzet. Es ging eine Botschaft an den Papst, die ihm Germain's Wunsch zur Belehrung auch mündlich vorlegen und ihn zugleich um einige fromme und gelehrte Männer ersuchen sollte, die des Königs Vorhaben ins Werk setzen könnten. Die Stadt Riga erließ ferner eine Gesandtschaft an den päpstlichen Hof, theils um dem Papste zu berichten, daß Germain beim Leben und bei der Geistesfreiheit in Elend um Friedensvermittlung nachgesucht, daß man ihm solche zugesandt und einen festen Frieden mit ihm abgeschlossen habe, theils um ihm diesen Friedensschluß selbst vorzulegen und um seine Bestätigung zu bitten.

Bereit hatte man das Spiel der Arglist fortgetrieben. Der Papst aber, so dringend er auch ersucht ward, nahm Anstand, den erwähnten Frieden durch sein apostolisches Wort zu bestätigen. Dazu bewegten ihn, wie es scheint, nähere Berichte aus Preussen. Kaum nämlich hatte man hier von diesem Friedens-

schiffe vernennen, als die Bischöfe Eberhard von Emsland, Johannes von Camland und Rudolf von Pomesanien (der von Raim war kurz zuvor gestorben) nach einer zu Eibing gehaltenen Beratung in einem Schreiben den Prälaten und den Ordensgebietsigern in Livland und ebenso den hertigen Edlen und Vasallen, die den Frieden mit abgeschloffen haben sollten, in erhoher und nachdrucksvoller Sprache vorstellten, welcher lästige Werk des Teufels sie in diesem Frieden gefördert und welchen Schandstich sie dadurch auf die ganze Christenheit gestochen. Sie erklärten ihnen, wie er nothwendig und unabweislich allen nahen christlichen Landen zu unheilbarem Verderben gerathen müsse und wie unangenehm selbst für solche, die für den Herrn streiten sollten, es sey, „mit einem so sündhaften Geschlechte, einem so nichtwürdigen Volke, mit so verberberischen Söhnen des Satans sich irgend friedlich zu verbinden.“ Sie forderten daher den Orden in Livland auf, dem Christenfeinde das getrilste Blutruß vor die Füße zu werfen und den Kampf gegen ihn mit Kraft und Macht fortzusetzen.

Da aber zu gleicher Zeit die Nachricht kam, daß Germinius Klagschreife an den Papst wirklich bereits abgesandt sey, so traten nicht nur der Cassos und die Guardian der Minoriten-Klöster in Thorn, Raim, Braunsberg und Neuenburg, sondern auch die ehrenwürdigen Väter von Lissa und Pelslin als des Ordens Beschützer auf, in einem Schreiben an den Papst erklärend: Gesetz und Pflicht zur Aufrechthaltung der Wahrheit zwingte sie, ihm kund zu thun, auf welche ungerechte und unwürdige Weise der gute Ruf der Ordensritter angeschwärzt werde, indem ruchlose Hände zu behaupten wagten, sie hätten des Hohenstaufischen Königs Mord zu Anstehen des Glaubens mit Eifer entgegengekehrt. Sie konnten jedoch auf's wahrhaftigste versichern, daß der König zwar durch alle Welt Briefe habe ausgehen lassen, wenn er jenen Mord ausgesprochen und daß deshalb auch bereits mehr Sendboten zu ihm gekommen seyen; allein diese hätten selbst des Königs Borgeben als eine Lüge bestritten und ihn Gott lassen gehört, ja dem damals gerade sey einer seiner Horteausen wieder in die nahen christlichen Länder eingefallen, habe an achttausend Christen ermordet, Kirchen niedergebrannt und eine zahllose Schaar von Gefangenen mit hinweggeschleppt u. s. w.

Es hatte sich nun seit Jahren Heiß im Stille des Lebens mit dem Könige von Polen wegen Pommern, mit den Polnischen Bischöfen wegen des Schismas, theils in dem ärgerlichen Briefe mit dem Erzbischofe von Riga, theils zuletzt auch noch in den wahren Händen wegen des Königes von Litthauen am päpstlichen Hofe eine Zahl von Anklagen, Beschuldigungen und Verleumdungen, von Ansprüchen und Widersprüchen, die so verwickelte Menge von wahren und unwarhen Angaben und Nachrichten zusammengedrängt, daß es dem Papste unendlich schwer, ja fast unmöglich seyn mußte, in seiner Entfernung und Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der nordischen Länder das Wahre vom Falschen, das Rechte vom Unrechten zu scheiden, überhaupt sich in dem vielfach verstrickenen Gewebe der Streithändel sich irgendwie zurecht zu finden.

Und doch von ihm erwartete man und von ihm allein hing jetzt die Entscheidung aller dieser Streithändel ab. Nun hatte sich bereits bald nach dem Ausgange jener Briefe Gerücht der Erzbischof von Riga an den päpstlichen Hof begeben, wahrscheinlich um die Wirkung, die sie auf den Papst machen würden, durch mündliche Einflüsse wo möglich noch zu verstärken und so sein arglistiges Gewebe dort noch weiter fortzuspinnen. Der Papst berief daher im Herbst des Jahres 1323 auch den Hochmeister nach Avignon. Dieser erschien, freundlich und ehrenvoll vom Papste empfangen. Es ward ein Consistorium der Cardinäle angesetzt, um zunächst die Streitsache zwischen dem Erzbischofe und dem Orden zu verhandeln. Da trat zuerst jener als Ankläger der Ordensherren auf, seine Anschuldigungen kürzlich also zusammenfassend: „Sie hindern die Glaubensprediger an der Verbreitung des ewangelischen Lichtes unter den Heiden und verweigern ihnen die nöthige Sicherheit auf ihrem Reisen durch Ihre Gebiete; sie belasten die Kreuzfahrer mit einem unermesslichen Joch der Ardehnhaft, untersagen den Kirchbau, bewachen und zerstören Gotteshäuser, unterdrücken und ermorden Geistliche, schlagen sie in Fesseln, schrecken sie durch Drohungen und Strafen, schwächen durch frevelhafte Verbindungen das Ansehen des apostolischen Stuhles und versperrn denen den Weg, die an den päpstlichen Hof zu gehen wünschen; ja sie geben ihren eigenen Ordensbrüdern, wenn sie denselben Feinde vermurdet sind,

den Lebensloß und warfen denselben Beichname ins Feuer; sie griffen in die Rechte des Erzbischofs von Riga, seiner Kirche, seines Domstiftes und der übrigen Bischöfe ein, beraubten die Güter der Riga'schen Bürger, tranken deren Rechte und Freiheiten, besaßen die Ufer der Düna und den Hafen von Riga und übten dadurch allen Handel und Wandel.“ Mit dieser Sündensatz glaubte der Erzbischof auch Ziel seiner Wünsche zu kommen.

Da fand aber ihm gegenüber der Hochmeister zur Verantwortung dieser Thatlagen auf. Seine Fertigkeit in der Italiänischen Sprache machte es ihm möglich ohne Dolmetscher zu sprechen und er sprach vor der Versammlung mit so hinweisender Beredsamkeit, mit so viel Kraft und Nachdruck und mit solcher Umsicht in den streitigen Verhältnissen, daß er alles für sich einnahm und selbst seine Gegner ob seiner Rede schwanken. Er erwieß mit schlagenden Gründen, daß die meisten Thatlagen seinen Orden nicht im mindesten trüben, daß in andern die Ordensbrüder gerechtfertigt und vertheidigt werden könnten und daß wieder andere völlig unrichtig und auf Arglist und Bosheit erdichtet seyen.

Der Papst hielt darauf mit den Cardinälen eine besondere Berathung und sprach dann in öffentlicher Versammlung den Richterspruch: „Die Ordensbrüder sollen der Kirche zu Riga, den Bischöfen und Domstiftern alles Entzogene zurückgeben und sie in keiner Weise mehr belästigen; diejenigen soll der Bann treffen, welche die im Kampfe verwundeten Ordensbrüder tödten oder in ein solches Verbrechen auch nur eassimmen würden; niemand soll die, welche an den päpstlichen Hof gehen wollen, hinsetzt weiter verhindern oder belästigen; alle Verbindungen, welche das Ansehen der Kirche beeinträchtigen, sollen aufgehoben und hinfür nicht mehr geschlossen werden; die Ordensherren sollen die Geistlichen in Ehren halten und sich keine Ungerechtigkeiten gegen sie oder Verletzungen ihrer Kirchen zu Schulden kommen lassen; sie sollen den Kirchenbau der Reindeserthen in keiner Weise hindern und diese nicht nur nicht belästigen und bedrücken, sondern vielmehr ihnen aufhelfen; dem Glaubenspredigern sollen sie Schutz und Sicherheit gewähren, und wer diesen Gebote zuwider handelt, indem er solche Männer beleidigt oder anseindet, dem treffe der Bannspruch.“



So lautete des Papstes Spruch, den der Hochmeister nebst den ihn begleitenden Ordensrittern im Namen des Ordens vor der Versammlung feierlich beschworen mußte. Alle nur solche Warnungen und Gebote waren der endliche Erfolg aller der schweren Klagen, welche der Erzbischof seit Jahren am päpstlichen Hofe gegen den Orden geführt und wodurch er ihm den Untergang wenigstens in Holland und Preussen hatte bereuen wollen. Aber eben dieser Erfolg konnte den Haß und die Erbitterung des Erzbischofs noch nicht beschwichtigen und es wies sich später zeigen, wie wenig ihn dieser Ausgang der Sache in seinen Bestrebungen zufrieden stellte. Noch immer behielt er sein Ziel fest im Auge und noch gab er seine Hoffnungen nicht auf; noch war die harte Anklage des Königes Wetimir von Lithauen unentdeckt, denn der Papst hatte nach Ermäßigung der dem Orden durch den König aufgebürdeten Verschuldigungen für angemessen befunden, diese Angelegenheit durch eine besondere Gesandtschaft untersuchen zu lassen und auf fügliche Weise zur Ausgleichung zu bringen. Die konnte auch, wie sie that, schließlich am päpstlichen Hofe zur Entscheidung kommen. War der Papst vielleicht auch gegen den Inhalt des Schreibens des Königes schon geworden, so konnte er doch kaum wohl ahnen, welches arglistiges Spiel von Zug und Trug der Erzbischof mit diesem dem Könige untergeschobenen Schreiben von neuem begonnen hatte.

Auch in dem Streite des Ordens mit dem Könige von Polen wegen Pommerans blühte der Hochmeister dem Papst über den wahren Verlauf der Dinge jetzt näher auf und da nun letzterer uns so mehr erkannte, auf welchen falschen und ungerechten Gründen die Anklage gegen den Orden beruhte, so schien auch ihm das Verfahren der Ordensgebietiger in jeder Weise gerechtfertigt. Er hatte bereits früher über diese Angelegenheit sich völlig und entschieden zu Gunsten des Ordens ausgesprochen, indem er die Behauptung des Königes von Polen, daß Pommeran rechtmäßig zu seinem Reiche gehöre, nicht nur für unrichtig erklärt und das Verfahren der ernannten Schlichter bei Untersuchung der Sache als unangemessen getadelt, sondern auch dem Bischof von Samland beauftragt hatte, in Beziehung auf die vom Orden gegen das gefällte schlichterliche Urtheil ein-

gerichte Appellation auf dem gesetzlichen Wege zu verfahren, nochmals ein Verhör in der Sache anzuordnen und dann nach der Forderung des Rechts mit Hinzusetzung einer Appellation jenen Richterpruch entweder zu bestätigen oder für ungültig zu erklären. Freilich war hienüt für den König von Polen die Sache noch nicht abgethan; sie war ja vom Papste in ihrer letzten Entscheidung wieder in die Hand einer Partei gelegt, denn der Ausspruch des Bischofs von Samland, eines Ordensbruders, konnte dem Könige so wenig genügen, als der der Polnischen Bischöfe früher dem Orden.

Endlich ward auch der früher erwähnte Streit des Ordens mit den Polnischen Bischöfen wegen Erhebung des Bisthums in Pommernellen dahin entschieden, daß der Hochmeister sich mit den Prälaten durch Anweisung auf Genugthuung als Entschädigung für den Verlust friedlich und gütlich abzufinden habe, wie dieses auch bald nachher zwischen dem Hochmeister und dem Bischofe von Plesch geschah.

So waren die Seelene, die zu dieses Hochmeisters Zeiten den Orden von so vielen Seiten her bedroht, vorerst wenigstens beschwichtigt. In Folge der Anstrengung aber, welche die verwickelten Verhandlungen zu Wolgyn dem Hochmeister gekostet, trat plötzlich in seinem Körper eine außerordentliche Schwäche ein, obgleich er noch in dem schönsten Mannesalter dastand. Er kehrte nach Triet zurück, um in demigen Ordenshause unter sorgfältiger Pflege seine Gesundheit wieder zu heftigen. Alle Bemühungen indeß blieben ohne Erfolg. Er soll am 12. Februar des Jahres 1324 in den Armen seiner Ordensbrüder gestorben seyn und fand in Triet seine Ruhestätte.

Wie jede Zeit je nach ihren Verhältnissen ihr Richteramt über ihre Zeitgenossen üben zu dürfen glaubt, so hat sie auch über den Hochmeister Karl von Triet gerichtet, anders freilich wenn wir das Urtheil der feindlichgesinnten Polen, anders wenn wir das der Ordensgeistlichen hören. Indesß ist leicht begreiflich, warum jene in ihrer Stellung zum Orden dem Character dieses Hochmeisters Härte, Stolz, Goltstarrigkeit und vorzüglich das Streben zuschreiben, Nicht in Macht und Wahrheit in Lüge zu bestehen. Anders aber urtheilt man im Leben von Ihm. Ward er gleichwohl eine Zeitlang auch von einem Theile seiner

eigener Ordeaschüler in seinen tödlichen Absichten verfaßt, so rißte man doch nachmals allgemein die strenge Ordnung seiner ganzen Verwaltung, seine unerschöpfliche Gerechtigkeit, sein festes Widerstreben gegen alles, was dem Geseß und guter Sache widersprach, wodurch der Orden an Achtung und Ehre zu seiner Zeit in allen Landen emporstieg. Die Kaiser rühmten seine Freigebigkeit. Vor allem aber zeugt es von seinem Eudymuth, daß er seinem einstigen Widersachern unter den Ordensleuten, die ihn früher zur Entsetzung seines Amtes gezwungen, ihr damaliges Verfahren gegen ihn nicht nur vergah, sondern mehrer sogar nachmals zu höherm Amte ernannte. Und endlich selbst der bitterste Gegner des Ordens, der Erzbischof von Bistum, der es mit dem, was wahr und unwahr, gewiß leicht genug nahm, meinte es doch nie, auf Karl's Leben und Wandel irgend einen Flecken zu bringen. „Daher hat Gott, sagt ein alter Chronist, zu dieses Meisters Zeit den Orden auch also gesegnet, daß er zusehender wie an Reichthum, so an Ehren.“



## **Chronologisches Verzeichniß**

der

**Hochmeister, Landmeister von Preussen**

und

**der Bischöfe von Preussen**

bis

zum Jahre 1224.

---



# **Nachweise des Deutschen Ordens.**

## **I. Nachweise in Akten mit Vermerk.**

Name.	Vermerk.	Jahr-Zeichn.	Von der Abtheilung.
1. Heinrich Bischof von Bistumstein .	Steinlaube . . . . .	1191 . . .	24. October 1900.
2. Ede von Kerp . . . . .	Steinlaube . . . . .	1200 . . .	2. Juni 1208.
3. Hermann Wersch . . . . .	Wesfeln . . . . .	1208 . . .	20. März 1210.
4. Hermann von Selze . . . . .	Wöringen . . . . .	1219 . . .	20. März 1239.
5. Landgraf Hermann von Thüringen .	Wöringen . . . . .	1209. 1239 .	24. Juli 1241.
6. Eberhard von Walsby . . . . .	Steinlaube . . . . .	1241 . . .	1244.
7. Heinrich von Hohenlohe . . . . .	Kranen . . . . .	1244 . . .	16. Juli 1249.
8. Bläcker (von Schwarzburg?) . . .	. . . . .	1249 . . .	4. Mai 1253.
9. Pappo von Löhren . . . . .	Kranen . . . . .	1253 . . .	1257.
10. Hans von Langenhausen . . . .	Wöringen . . . . .	1257 . . .	8. Juli 1274.
11. Hermann von Selbungen . . . .	Wöringen . . . . .	1274 . . .	19. August 1283.
12. Eberhard von Eichen . . . . .	Eberhard von Eichenlaube .	1283 . . .	1290.
13. Hermann von Hohenlohe . . . .	Kranen . . . . .	1290 . . .	1297.
14. Eberhard von Hohenlohe . . . .	Kranen . . . . .	3. Mai 1297	1302. (1309).

# **Hochmeister des Deutschen Ordens.**

## **II. Hochmeister in Marienburg.**

Vorname.	Nachname.	Jahr - Zucht.	Von dem Abt.
15. Siegfried von Brandenburg.	Branden.	1303 . . .	1310 oder 1311.
16. Karl Brest von Zeitz.	Wittenberg.	1311 . . .	12. Februar 1334.
(Die Nachfolge folgt im nächsten Bande.)			

## **Hochmeister in Preussen.**

Vorname.	Nachname.	Jahr - Zucht.	Von dem Abt.
1. Hermann Salt.	1218 . . .	5. März 1219 . . .	Witt. Bantmeiſter.
a) Hermann von Altenburg.	1217 . . .	1218 . . .	Witt. Bantmeiſter.
b) Friedrich von Buchenberg.	1219 . . .	1219 . . .	Witt. Bantmeiſter.
c) Werner.	1219 . . .	1219 . . .	Witt. Bantmeiſter.
2. Heinrich von Witten.	1219 . . .	1219 . . .	Witt. Bantmeiſter.





# Landmeister in Preußen.

Wort.	Jahr des Austr.	Abgang vom Austr.	
12. Konrad von Schierberg k. 3.	1283	1288	
13. Siegfried von Querfurt	1288	1290	
14. Konrad von Wabernberg	1290	1290	
15. Eubwig von Schierpen	1290	1300	
a) Berthold von Wittenberg	1300	1300	
16. Helmwig von Wittenberg	1300	1302	
17. Konrad Graf. . . . .	1302	1306	
18. Siegfried von Schierberg	1306	1306	
19. Heinrich Graf von Platte	1307	1309	
20. Friedrich von Wittenberg	1317	1324	

c) Gmünd 1294

d) Wittenberg 1290

e) Wittenberg 1290

f) Wittenberg 1290

g) Wittenberg 1290

h) Wittenberg 1290

i) Wittenberg 1290

## Bischöfe von Aulm.

Nam.	Jahr des Antr.	Stichtag.
1. Christian . . . . .	1212 . . . . .	1243 oder 1244.
2. Heiterich . . . . .	1245 . . . . .	1264.
3. Friedrich von Hufen oder Hasen . . . . .	1264 . . . . .	1274.
4. Werner . . . . .	1274 . . . . .	1291.
5. Heinrich . . . . .	1292 . . . . .	1301.
6. Hermann . . . . .	1302 . . . . .	1311.
7. Nicolaus . . . . .	1311 . . . . .	1322.
8. Otto . . . . .	1322 . . . . .	1343. (?)

## Bischöfe von Pomesanien.

Nam.	Jahr des Antr.	Stichtag.
1. Ernst . . . . .	1246 . . . . .	1260.
2. Albert . . . . .	1260 . . . . .	1286.
3. Heinrich . . . . .	1286 . . . . .	1302.
4. Christian . . . . .	1303 . . . . .	1306.
5. Eudico (Rudolf von Bal- dersheim) . . . . .	1306 . . . . .	1323.
6. Rudolf . . . . .	1323 . . . . .	1333.

## Bischöfe von Ermland.

Nam.	Jahr des Antr.	Stichtag.
1. Heinrich I. (v. Stralsund)	1248 . . . . .	1260.
2. Anskar . . . . .	1290 . . . . .	1277. (?)
3. Heinrich II. . . . .	1277 oder 1278 .	1301.
4. Eberhard . . . . .	1302 . . . . .	1326.

## Bischöfe von Landau.

Name.	Jahr der Wahl.	Jahr des Todes.	Lebensjahr.
1. Heinrich von Stralsberg.	1255	1274.	19
2. Christian v. Wilschhausen.	1276	1294.	18
3. Siegfried von Regenstein.	1295	1316.	21
4. Johannes I. . . . .	1318	1344.	26
1341	1371	1398	57
1371	1397	1424	53
1371	1402	1429	58
1371	1402	1429	58
1371	1402	1429	58
(1) 1341	1371	1398	57

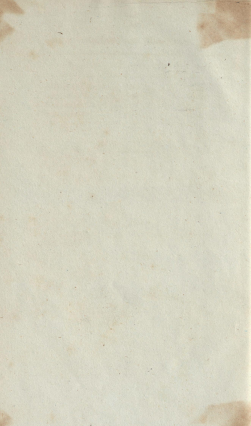
## Bischöfe von Speyer.

Name.	Jahr der Wahl.	Jahr
1. Heinrich I.	1255	1274
2. Christian I.	1276	1294
3. Siegfried I.	1295	1316
4. Johannes I.	1318	1344
5. Johannes II.	1341	1371
6. Johannes III.	1371	1397
7. Johannes IV.	1371	1402
8. Johannes V.	1371	1402

## Bischöfe von Worms.

Name.	Jahr der Wahl.	Jahr
1. Heinrich I.	1255	1274
2. Christian I.	1276	1294
3. Siegfried I.	1295	1316
4. Johannes I.	1318	1344





ROTANOX  
oczyszczanie  
VI 2013



Voigt J.

KR IV.2

nr inw. 34678